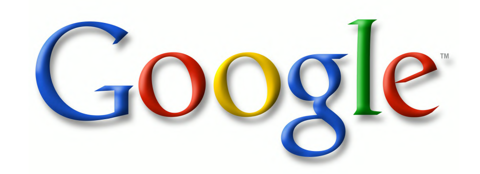


Fürst Bismarck.

Eine Jubiläumsgabe
für das deutsche Volk.

Von

Hermann Jahnke.

Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern.

Zweiter Band.



Berlin SW.
Verlag von Paul Kittel.
1896.



Eine Jubiläumsgabe
für das deutsche Volk.

Von

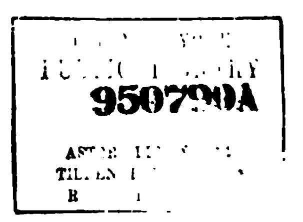
Hermann Jahnke.

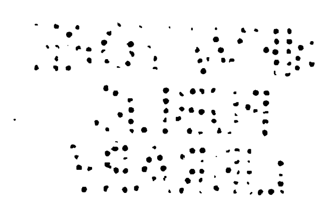
Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern.

Zweiter Band.



Berlin SW.
Verlag von Paul Kittel.
1896.





Seiner Durchlaucht

dem Fürsten Bismarck

in größter Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.





XXI.

Graf Bismarck, des Reiches Baumeister.

Was stützest du, Meister, den alten Bau,
Und klebst die Spalten und Risse?
Steht doch zu widerwärtiger Schau
Die morsche Ruine; das wisse!
Laß das Gemäuer in Trümmer gehn
Und einen herrlichen Neubau erstehn! —

Geduld, Gesellen, und wehret mir nicht!
Gelassenen Tones der Meister spricht.
Bald ist die Stunde gekommen,
Da wir die Burg des Reiches baun
Zu Deutschlands Ehre und Frommen,
Daß Neides voll die Völker sie schaun.

Die Person des preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck gewann mehr und mehr das Interesse der großen Welt. Die Bewunderung des genialen, eisenfesten Staatsmannes war aber auch schon damals größer im Auslande als in seiner preußischen Heimat. In den Wiener Hofkreisen urteilte man über ihn, man könne ihn zwar nicht lieben; aber Respekt vor seiner Energie und seiner Königstreue müsse man haben. „Wenn wir ihn nur hätten!“ soll Kaiser Franz Joseph damals schon geäußert haben. Er zeichnete den Minister durch besondere Gunst aus und verlieh ihm, wie schon erwähnt, die höchste Stufe des Ordens vom heiligen Stephan.

Verhandlungen mit den Wiener Staatsmännern waren es, welche die Thätigkeit Bismarcks in der nächsten Zeit zumeist in anspruch nahmen. In Wien knüpft der Faden unserer Darstellung seines Lebensganges wieder an.

Bismarcks Wohnung während seines zweiten Wiener Aufenthalts im August 1864 rief lebhaft eine alte, liebe Erinnerung aus schöner Zeit in ihm wach. Auf seiner Hochzeitsreise war er, wie wir aus seinen Briefen wissen, in Wien bei einem Spaziergange mit seiner jungen Gattin zum kaiserlichen Schlosse in Schönbrunn gekommen und hatte dort ein kleines romantisches Abenteuer erlebt. In diesem Schlosse, dessen Eingänge ihm damals durch Schildwachen versperrt gewesen, wohnte er jetzt. Er schrieb am 20. August seiner Johanna darüber: „Es ist zu wunderlich, daß ich gerade in den Zimmern zu ebener Erde wohne, die auf den heimlich reservierten Garten stoßen, in dem wir vor siebzehn Jahren (auf der Hochzeitsreise) beim Mondenschein hier eindrangen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so sehe ich durch eine Glasthür gerade den dunkeln Buchheckengang entlang, in welchem wir mit dem geheimen Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne. Es war damals eine Wohnung der Kaiserin, und jetzt wiederhole ich unsere damalige Wanderung mit mehr Bequemlichkeit."

Neben den Verhandlungen wegen des Friedensschlusses mit den Dänen, waren es noch andere diplomatische Dinge, welche Bismarcks Thätigkeit hier in Wien beanspruchten. Besonders beschäftigte ihn und Rechberg eine Zolleinigung mit Österreich, über welche zwischen Wien und Berlin lebhafte Unterhandlungen gepflogen wurden. Diese drohten nicht nur das gute Einvernehmen der Bundesgenossen zu stören, sondern auch den leitenden Minister Österreichs, den Grafen Rechberg, den Bismarck so leicht am Gängelbande geführt, in seiner Stellung zu gefährden. Bei der Erneuerung der Handelsverträge Preußens mit den Staaten des Zollvereins nämlich forderte Österreich jetzt, mit allen seinen Nebenländern in den deutschen Zollverband aufgenommen zu werden. König Wilhelm und die Minister der einschlägigen Ressorts waren diesem Verlangen Österreichs durchaus abgeneigt. Bismarck indessen riet, als er sah, daß die Stellung Rechbergs von der für Öster-

reich günstigen Lösung dieser handelspolitischen Frage abhängig war, dem Wiener Kabinett soviel als möglich entgegenzukommen. Die Verhandlungen darüber zogen sich noch längere Zeit hin und hatten für Bismarck arge Mißhelligkeiten im Gefolge, die ihm den Genuß seiner Erholungsreise trübten.

Von Wien aus fuhr Bismarck mit dem Könige nach Baden-Baden. Hier war es, wo er am 1. September den folgenden Stoßseufzer an seine Gattin schrieb:

„A . . . s geschäftige Hand schüttet stets einen neuen Segen von Konzepten über mich aus, sobald ich die alten durchgearbeitet habe. Ich weiß nicht, von wo ich Dir zuletzt schrieb; ich bin von Wien bis hier nicht zur Besinnung gekommen. Ich kam hierher in der Hoffnung, zwei Tage in träger Ruhe zu verbringen, aber Feldjäger, Dintenfaß, Audienzen und Besuche umschwirren mich ohne Unterlaß; auf der Promenade mag ich mich gar nicht zeigen, kein Mensch läßt mich in Ruhe.“

Um wenigstens für kurze Zeit die zu einer Sammlung und Stärkung so notwendige Ruhe zu finden, reiste er in den ersten Tagen des Oktobers über Paris nach seinem „geliebten Biarritz“, wo es ihm anfangs so gefiel, daß er an seine Gemahlin schrieb: „Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben.“

Die Arbeit und die Sorge um das Staatswohl war ihm aber bereits so zum Lebenselement geworden, daß er bald „einige Gewissensunruhe über sein Nichtsthun fühlte, fast Heimweh nach der Wilhelmstraße empfand“. Sein Geist beschäftigte sich auch hier während seiner Ausflüge in die wilden Felsthäler und auf die schroffen Höhen der Pyrenäen mit den Ideen, die ihn in seinem Amtsleben erfüllten. Selbst im Traume arbeitete seine Phantasie in der gleichen Richtung weiter und webte die Eindrücke der Gegenwart mit Entwürfen und Plänen der Zukunft zu seltsamen Bildern. So hatte er dort einmal einen Traum voll wunderbar symbolischer Bedeutung, welchen er bald nach der Rückkehr von Biarritz seinem frühern Lehrer, Professor Bonnell, also erzählte:

„Mir träumte, ich stieg auf einem steilen Gebirgspfade; an einer Seite ragten schroffe Felswände, an der andern gähnte ein tiefer Ab-

grund. Immer näher traten die Felsen, immer enger wurde der Pfad, je höher ich stieg. — Plötzlich sah ich den Weg durch eine jähe, unübersteigliche Felswand gesperrt. Einen Augenblick stand ich zögernd, was zu thun sei — umkehren wollte und konnte ich nicht. Ich hob meine kleine Reitgerte und that einen Schlag gegen die Wand. Augenblicklich verschwand sie, und der Weg war frei.“ —

Der Traum zeigte dem großen Staatsmanne im Sinnbilde die Bahn seiner Politik: Immer schmaler und gefahrvoller wurde der Weg, höher und höher türmten sich die Hindernisse auf, bis sie ihm den Pfad ganz zu sperren drohten. Doch Preußens gutes Schwert war die Zauberrute, deren Schlag ihm die Laufbahn zu seinem hohen Ziele, Preußens Größe und Deutschlands Einheit und Ehre, frei machte.

Bismarcks Kampf mit seinen alten Gegnern, der durch die Kriegsereignisse und deren Erfolge für kurze Zeit beschwichtigt worden war, begann auf der ganzen Linie alsbald wieder. Österreich, die Bundesstaaten und die preußische Volksvertretung zogen, von dem gleichen Bestreben, ihn zu stürzen, erfüllt, gegen ihn ins Feld. Doch es traf zu, was ihm bald darauf sein treuer Lehrer Bonnell begeistert in einer Ode zurief:

„Wer festen Sinns das richtige Ziel verfolgt,
Nicht wanket, selbst wenn krachend die Erde wankt,
Den hat zum Lenker der Geschicke
Gott hier auf Erden sich ausersehen!“

Die Verhandlungen über die Zolleinigung hatten inzwischen zu einer Entscheidung geführt. Der preußische Ministerialdirektor Delbrück, dem die Leitung dieser Angelegenheit übertragen worden war, weigerte sich, Österreich die geforderten Zugeständnisse zu machen, so entschieden, daß er eine Kabinettsfrage daraus machte. Seiner Meinung trat nun auch der König bei, und alle Ratschläge Bismarcks, welcher in der Weigerung Preußens unter den obwaltenden Verhältnissen einen schweren politischen Fehler erblickte, waren vergebens. Preußen lehnte die Forderung Österreichs ab, und damit war Rechbergs Sturz besiegelt.

Bismarck unterbrach zwar plötzlich seine Ferienreise und kehrte über Paris nach Berlin zurück, um hier persönlich auf den König einzuwirken;

allein er kam zu spät; die Entscheidung war bereits gefallen. Man hat später Bismarck für diesen Bruch mit Österreich verantwortlich und ihm allerlei Vorwürfe darüber gemacht, gewiß aber mit Unrecht, denn er hat ehrlich alles aufgeboten, um dieses Zerwürfnis zu verhindern.

Kurz nach Bismarcks Rückkehr aus Frankreich traf in Berlin die Nachricht ein, daß der Graf Rechberg in Wien von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückgetreten sei. Den Fall des alten Genossen Bismarcks von Frankfurt her hatte dessen Zuneigung für Preußen verursacht, die er in seiner Politik in den letzten Jahren entschieden vertreten hatte. Der Preußenfeind Herr von Schmerling hatte hauptsächlich den Sturz Rechbergs herbeigeführt. Sein Triumph war freilich nicht ein vollständiger, da der Kaiser nicht ihn, sondern den Feldmarschall-Leutnant Grafen Mensdorff-Pouilly an die Spitze des Ministeriums berief. Bismarck wußte, was nun zu erwarten war. Die kurze Freundschaft der Bundesgenossen verwandelte sich in bittere Feindschaft. Einer für Preußen irgendwie günstigen Verwertung der Siegesfrüchte in Schleswig-Holstein war jetzt jede Aussicht genommen. Es sollte sich bald zeigen, daß Napoleon die Lage richtig beurteilt hatte, indem er sagte, daß über Schleswig-Holstein ein Einverständnis der deutschen Mächte nicht erreichbar sein würde.

Die durch den Feldzug gewonnenen Herzogtümer im Norden Deutschlands wurden einstweilen bis zur endgiltigen Entscheidung über die Gestaltung derselben von Bevollmächtigten der Verbündeten gemeinsam verwaltet. Preußen, welches für die Befreiung jener Lande so große Opfer gebracht hatte und vermöge seiner geographischen Lage auf eine zweckmäßige Regelung der Besitzfrage bedacht sein mußte, drang darauf, daß eine Einigung über diese Frage so bald wie möglich erzielt werde. Für Österreich hatte diese Sache der ferngelegenen Länder nur geringes Interesse. Es sah aber in derselben ein Mittel, von Preußen Zugeständnisse von Vorteilen auf andern Gebieten zu erlangen.

Das Wiener Kabinett lenkte nach dem Rücktritte Rechbergs in das alte Fahrwasser seiner frühern Politik ein, indem es die Wiederannäherung an die kleinern deutschen Bundesstaaten suchte. Es kam dem Herzenswunsche derselben, Schleswig-Holstein dem Augustenburger zu

übergeben, entgegen und half die Einsetzung desselben als Herzog fördern. Graf Mensdorff gab dem österreichischen Vertreter in den Herzogtümern die geheime Weisung, dort der Bewegung für den Augustenburger allen Spielraum zu gewähren. Es kam zu heftigem Streite zwischen den beiderseitigen Regierungsvertretern. Da trat Mensdorff mit dem Vorschlage hervor, die Herzogtümer an den Erbprinzen zu überlassen. Bismarck wollte dies nur unter den bekannten Bedingungen bewilligen, die der Augustenburger nach wie vor ablehnte. Ein Gutachten über die Erbfolge in Schleswig-Holstein durch das preußische Kronsyndikat fiel für diesen sehr ungünstig aus. Hierauf gestützt, regte Bismarck am 13. Dezember in Wien die Vereinigung der Herzogtümer mit dem preußischen Staate an. Mensdorff erwiderte, daß Österreich diesen Vorschlag nur gegen den Ersatz einer ihm selbst zu gewährenden Vergrößerung seines deutschen Gebietes willigen könnte. Sollte Preußen etwa Schlesien oder Teile desselben, die ruhmvolle Eroberung Friedrichs des Großen, an Österreich abtreten? Dazu konnte sich die preußische Staatsleitung nimmermehr entschließen. Es wurden dem Wiener Kabinett am 22. Februar 1865 die Bedingungen, unter welchen Preußen in die Anerkennung des Augustenburgers willigen wollte, amtlich mitgeteilt. Österreich lehnte dieselben ab und stimmte am 6. April in der Bundesversammlung für den Antrag der süddeutschen Regierungen, welche die bedingungslose Einsetzung des Augustenburgers als Herzog von Schleswig-Holstein verlangten. Obgleich dieser Antrag bei der Beschlußfassung die Mehrheit der Stimmen erhielt, so war er bei dem Widerstande Preußens undurchführbar. Bismarck regte nun bei Österreich eine Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände an, damit dieselben ihre Stimmen in der Streitsache abgeben sollten. Dies wurde zuerst abgelehnt, als dann aber Mensdorff bald danach Neigung für den Vorschlag zeigte, verlangte Bismarck die vorherige Ausweisung des Erbprinzen aus Schleswig-Holstein, da unter dem Einflusse der „Augustenburgischen Nebenregierung", wie Bismarck hervorhob, eine freie Meinungsäußerung der Stände nicht erfolgen könne.

Neben diesen leidigen Verhandlungen Bismarcks mit Österreich und den andern deutschen Bundesstaaten dauerte der Streit mit der preu-

ßischen Volksvertretung fort. Jene äußern Gegner hätten jedenfalls ihren Widerstand nicht so auf die Spitze getrieben, wenn ihnen die Feinde im eignen Lager nicht stets von neuem Mut eingeflößt hätten. Gleich nach dem Zusammentritt des preußischen Landtags beantragte die Regierung eine Anleihe für die Verstärkung der Seemacht und namentlich für den Ausbau des Hafens von Kiel. Das Abgeordnetenhaus verweigerte in alter Gewohnheit die Genehmigung. Die regierungsfeindlichen Redner behaupteten, daß es dem Ministerium nun und nimmer gelingen werde, den Kieler Hafen für Preußen zu gewinnen. Bismarck versicherte, daß die erste Bedingung für jede Verständigung über Schleswig-Holstein das künftige alleinige Eigentumsrecht des Kieler Hafens sei, um Deutschland zur See wehrhaft zu machen. „Beschränken Sie die Anleihe dahin," fügte er hinzu, „daß die Beträge nur dann zahlbar sein sollen, wenn wir wirklich Kiel besitzen, und sagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!" Vergebens! Die Mehrheit der Abgeordnetenkammer blieb taub gegen diese dringende Mahnung und unterstützte nach wie vor den Erbprinzen, besonders auch in seinem Widerspruch gegen die preußischen Bedingungen.

Bezeichnend für die damalige Stimmung in der preußischen Kammer war das Verhalten, welches dieselbe einer andern Vorlage der Regierung gegenüber zeigte. Das Ministerium beantragte die nachträgliche Genehmigung der für die Zwecke des Krieges verwendeten Mittel aus dem Staatsschatze und begründete diesen Antrag in einer ausführlichen Denkschrift. Man hoffte, das Haus hierdurch zugleich zu veranlassen, seine Meinung über den beendeten Krieg und die von der Regierung befolgte Politik in dieser Sache auszusprechen. Bismarck forderte dies Urteil heraus, indem er sagte: „Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung der Landesvertretung in dieser Sache sei. Sie haben Gelegenheit, zu sprechen, diplomatische Bedenken stehen Ihnen nicht im Wege, und Sie haben sich auch sonst bei andern Gelegenheiten nicht viel daran gekehrt."

Die Redner des Hauses gingen indessen um diese Frage herum, ohne Farbe zu bekennen. Sie hätten ja sonst ihrem verhaßten Gegner nicht alle Anerkennung zu versagen vermocht. Der Streit nahm mehr und mehr den Charakter des Persönlichen an.

Der Abgeordnete Dr. Virchow hatte als Berichterstatter der Kommission, welche die Vorlage zuerst durchberaten, das Schlußwort, und er benutzte dies zu heftigen Angriffen gegen Bismarck, dem er wiederum alle politische Fähigkeit absprach. Ja, er sagte sogar, er wisse nicht, was er von Bismarcks Wahrhaftigkeit denken solle. Da der Redner hierauf nicht einmal einen Ordnungsruf vom Präsidenten erhielt, so mußte der Geschmähte seine Ehre selbst verteidigen. Er that dies zunächst, indem er sagte: „Die Kritik des Herrn Vorredners kritisiere ich lediglich mit einer einzigen Phrase, die er selbst gebraucht hat. Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich, was soll man denn, wenn man ein Schiff führt, andres thun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will. Das überlassen wir andern! Ich habe das Wort aber nicht deshalb ergriffen, sondern um einen Ausfall gegen meine Person von ganz spezifischem Charakter zu beantworten. Der Herr Referent hat lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß er denjenigen, gegen den man den Zweifel an seiner Wahrheitsliebe gerichtet hat, zwingt, daß er sich persönliche Genugthuung fordert. Ich frage Sie, meine Herren, wohin soll man mit diesem Tone kommen? Wollen Sie den politischen Streit zwischen uns auf dem Wege der Horatier und Kuriatier erledigen? Es ließe sich darüber reden, wenn es Ihnen erwünscht wäre."

Wirklich sandte der in seiner Ehre tief verletzte Staatsmann dem Abgeordneten durch den Hauptmann von Puttkamer eine Forderung auf Pistolen. Und was geschah im „Hause der Phrasen"? Durch einen Freund des Geforderten, dem Abgeordneten Herrn von Forckenbeck, wurde am 8. Juni 1865 in dem hohen Hause ein Antrag eingebracht, der darauf hinausging, für die Volksvertreter ein neues Grundrecht zu sanktionieren, hinter dem sich Leute, wie Herr Dr. Virchow, in ähnlichen Ehrenhändeln verkriechen konnten. Der Antrag forderte: in Wahrung der Rechte und Freiheiten des Hauses einen Beschluß herbeizuführen, der dem Abgeordneten Dr. Virchow die Annahme der Forderung des Ministerpräsidenten von Bismarck verbiete. Für einen solchen Beschluß aber war selbst die Mehrheit der fortschrittlichen Volksvertreter nicht zu

haben; er wurde abgelehnt. Der Präsident aber sprach die dringende Erwartung aus, daß der Abgeordnete Virchow in dem vorliegenden Falle nur dem nachgehe, was er als parlamentarischer Mann nach der Geschäftsordnung und der Verfassung dem hohen Hause schuldig sei. Dieser Fingerzeig führte den Herrn Professor an der Pistole des Ministerpräsidenten vorbei. Am 17. Juni konnte Herr Dr. Virchow dem Hause verkünden, daß Bismarck durch Roons Vermittlung auf eine schriftliche oder mündliche Genugthuung verzichtet habe. Bismarck schenkte seinem Gegner die Genugthuung. Das Duell unterblieb.

Der Landtag wurde am selbigen Tage geschlossen, ohne daß er die beantragte Genehmigung der für den Krieg verwendeten Mittel ausgesprochen hätte. Bismarck vollzog im Auftrage des Königs den Schluß der Sitzungen mit dem Ausdruck des Bedauerns über die Haltung der Landesvertretung. Dieselbe mußte aus seinem Munde scharfen Vorwurf hinnehmen. In der Schlußrede hieß es: „Zu vollen und durchgreifenden Ergebnissen hätte das Zusammenwirken der Volksvertretung mit der Regierung nur dann führen können, wenn das Wohl des Vaterlandes oberstes Gesetz und höchste Richtschnur für alle Parteien geblieben wäre. So ist es nicht gewesen, und das Abgeordnetenhaus hat Forderungen verweigert, welche die Staatsregierung stellen mußte; es hat Beschlüsse gefaßt, welche die Regierung nicht ausführen kann. Statt der ersehnten Verständigung, schließt die Sitzung abermals unter dem Eindruck gegenseitiger Entfremdung der zum Zusammenwirken berufenen Kräfte. Es wird aber der Tag kommen, an welchem die Nation durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem Könige Dank und Anerkennung aussprechen wird.“

Während sich so die politischen Streitigkeiten für Preußen in den innern wie in den auswärtigen Angelegenheiten bis zum Äußersten zugespitzt hatten, trat Bismarck als Begleiter seines Königs die übliche Sommerreise an. Dieselbe führte über Karlsbad, Regensburg und Salzburg nach Gastein. Unruhvoller denn je gestaltete sich die der Ruhe und Erholung gewidmete Hochsommerzeit des Jahres 1865 für die preußischen Staatslenker. Die Naturstimmung in dem Thalkessel von

Gastein, wie sie Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin schilderte, bot ein Bild der Stimmung, welche damals am schwerbewölkten politischen Himmel herrschte. Am 4. August 1865 schrieb er aus Gastein: „Ich fange an, die Tage zu zählen, die ich in dieser Nebelkammer abzusitzen habe. Wie die Sonne aussieht, davon haben wir nur noch dunkle Erinnerung aus einer bessern Vergangenheit. Seit heute ist es wenigstens kalt, bis dahin schwüle, feuchte Wärme, Abwechselung nur in der Form des Regens, und immer Ungewißheit, ob man von Regen oder Schweiß naß wird, wenn man die Promenadentreppen auf- und abwärts im Schmutze patscht. Wie Leute ohne Geschäfte es hier aushalten, verstehe ich nicht. Mir bleibt mit Baden, Arbeiten, Diner, Vortrag und Thee bei Sr. Majestät keine Zeit, mir die Scheußlichkeiten der Situation klarzumachen. Seit drei Tagen ist ein komisches Theater hier; aber man schämt sich fast, drin zu sein."

In der politischen Nebelkammer Deutschlands braute und gährte es gewaltig. Schon hatten die preußischen Staatslenker die Hoffnung fast aufgegeben, daß die Sonne des Friedens die Dunstwolken durchbrechen werde, ehe ein Gewittersturm die Luft gereinigt habe. „Mit dem Frieden sieht es faul aus; in Gastein muß es sich entscheiden," hatte Bismarck am 13. Juli von Karlsbad aus geschrieben. Das Verhältnis der beiden Regierungsvertreter in Schleswig-Holstein hatte sich inzwischen zu einem unhaltbaren gestaltet; eine Lösung mußte erfolgen. Dieselbe schien sich zu einer kriegerischen zuzuspitzen.

König Wilhelm versammelte am 21. Juli auf der Durchreise nach Gastein in Regensburg seine Minister um sich, daß er mit ihnen beriete, was Preußen in der dringenden Lage zu thun habe. Das Ergebnis der Beratung war, an Österreich ein Ultimatum zu richten, worin folgendes erklärt werden sollte: Ablehnung jeder Verhandlung über die Zukunft der Herzogtümer, bis dort die Autorität hergestellt und jede Agitation beseitigt ist. Die Einsetzung des Augustenburgers ist für uns vollständig ausgeschlossen, so lange der Erbprinz in seiner bisherigen feindlichen Stellung verharrt. Lehnt Österreich die Herstellung der Ordnung in den Herzogtümern ab, so wird sich Preußen im Falle der Notwehr befinden und selbständig das Erforderliche veranlassen. —

Es hing von den Entschlüssen des Wiener Kabinetts ab, ob die Wirren friedlich oder gewaltsam gelöst werden sollten. Die preußische Regierung hatte den lebhaften Wunsch, daß ersteres eintreten möchte, war aber ebenso zum Kriege entschlossen und bereit.

Der König setzte darauf seine Reise nach Gastein fort. Unterwegs hatten er und Bismarck noch Unterredungen mit dem bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten, welcher seit einiger Zeit bemüht gewesen war, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Die Unterredung ergab, daß Pfordten die in dem preußischen Ultimatum gestellten Forderungen als vollkommen berechtigt anerkannte und sich erbot, weiter für eine friedliche Lösung der Dinge zu wirken. Er that dies, indem er an den Erbprinzen von Augustenburg die Mahnung ergehen ließ, einzulenken, und an den Grafen Mensdorff in Wien eine Depesche sandte, in welcher er seine Überzeugung von der festen Entschlossenheit, aber auch der aufrichtigen Friedensliebe Preußens aussprach, und es dem österreichischen Ministerpräsidenten dringend ans Herz legte, eine Verständigung zu suchen, so lange der König Wilhelm noch auf österreichischem Boden weile. Die Mahnungen des bayrischen Vermittlers blieben nicht ohne Wirkung. Österreich befand sich durchaus nicht in so günstiger Lage, ohne Bedenken den Fehdehandschuh Preußens aufzuheben. In Ungarn war eine Ministerkrisis ausgebrochen, die Finanzen waren schwach bestellt und die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wenig ermutigend. Rußland und Frankreich grollten noch von den polnischen Wirren, Italien von 1859 her. Auf England war kein Verlaß. Der dortige Leiter der Staatsgeschäfte, Lord John Russel, hatte schon beim Abschluß des Wiener Friedens merken lassen, daß ihm die Zukunft der Herzogtümer völlig gleichgiltig sei, ja, er fand nachdem sogar Preußens Ansprüche darauf ganz begreiflich, wenn er Bismarck auch zum Frieden riet und bat, der „alten Lady Österreich“ nichts zuleide zu thun. Man zog daher Pfordtens Friedensmahnung in Wien wohl in Erwägung. Nach mancherlei Verhandlungen mit seinen Ratgebern entschloß sich der Kaiser, auf die preußischen Forderungen eine einlenkende Antwort zu erteilen. Er sandte an König Wilhelm am 7. August einen Brief, worin er demselben die Hand zu freundlichem

Einverständnis bot, obwohl, wie er sagte, die von Preußen gestellten Bedingungen eines solchen Abkommens dem ursprünglichen Ziele des dänischen Krieges nicht entsprächen. „Aber ich beruhige mein Gewissen," fuhr er fort, „mit dem Gedanken, welches Unglück wir heraufbeschwören, und welches Ärgernis wir der Welt geben würden, wenn wir beide, der Sohn Friedrich Wilhelms III. und der Enkel des Kaisers Franz aus Freunden und Bundesgenossen plötzlich zu Gegnern würden."

König Wilhelm war von Herzen erfreut, daß sich ihm auf diese Weise ein friedlicher Ausweg eröffnete. Er ging auf die Friedensvorschläge Österreichs gern ein. Auch Bismarck war einem gütlichen Abkommen nicht abgeneigt, um so weniger als seine Verhandlungen mit Italien und Frankreich nicht zu dem erwünschten Ergebnis geführt hatten, und die Haltung der beiden Mächte im Falle eines Kriegs zweifelhaft blieb. „Die Frage entsteht," schrieb er an den Gesandten in Italien, „ob wir nicht lieber unsere Forderungen an Österreich mäßigen und uns mit den immer nicht unbedeutenden Vorteilen begnügen, die wir auf friedlichem Wege erlangen können."

So wurde denn zwischen den beiden Mächten am 14. August zu Gastein eine Übereinkunft getroffen, welche den gemeinschaftlichen Besitz Schleswig-Holsteins dahin regelte, daß fortan Preußen Schleswig, Österreich Holstein in Verwaltung nehmen, das Herzogtum Lauenburg an Preußen für eine Abfindungssumme von zweieinhalb Millionen Thalern überlassen werden sollte. Die gemeinsame Landesregierung sollte aufgelöst, das militärische Oberkommando beseitigt, alle preußischen Truppen aus den Garnisonen in Holstein nach Schleswig, alle österreichischen nach Holstein verlegt werden. Mancherlei Nebenfestsetzungen gewährten Preußen das Recht der Anlage von Militärstraßen durch Holstein, die freie Verfügung über eine Telegraphenleitung mit Kiel und Rendsburg, den Bau und die Beaufsichtigung des geplanten Nord-Ostseekanals, die Aufnahme der Herzogtümer in den Zollverein u. s. w. Endlich wurde der gemeinschaftliche Antrag in der Bundesversammlung vereinbart, Kiel zum Bundeshafen für eine wieder zu schaffende deutsche Flotte, Rendsburg zur Bundesfestung zu erheben. Die Sache des Augustenburgers war nunmehr auch von Österreich aufgegeben.

Am 19. trafen die beiden Monarchen in Salzburg zusammen und vollzogen am 20. August 1865 den Vertrag von Gastein, wodurch die Bundesfreundschaft zwischen den beiden deutschen Großmächten noch einmal wiederhergestellt wurde. Wie fest indessen diese geflickte Freundschaft geworden war, sollte sich bald erweisen. Was Bismarck über die Dauer des geschlossenen Vertrags dachte, sprach er am 14. August in einem Briefe an seine Gemahlin aus, worin es hieß: „Wir arbeiten eifrig an der Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau.“

Der König mochte wohl auch nicht allzugroße Hoffnung auf die Haltbarkeit dieser Flickarbeit setzen. Österreich hatte in der schleswig-holsteinischen Sache binnen Jahresfrist seine Haltung nicht weniger als viermal gewechselt; was gab also Sicherheit dafür, daß es dieselbe nicht noch ein paarmal ändern und dadurch neue Verwicklungen herbeiführen werde? Indessen war des Königs Freude über die augenblickliche Lösung des Streites groß. Der Eindruck, den die Kunde von dem Abschlusse des Ausgleichs allerorten hervorbrachte, bestätigte den preußischen Staatsmännern, daß ihre Politik wieder um einen Erfolg reicher war. In den österreichischen Volkskreisen war man tief erregt über den Vertrag und nannte ihn das österreichische Olmütz. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten grollten über Österreichs Schwäche, wüteten über Bismarcks Triumph und höhnten über die Ohnmacht des Bundestags.

Der Erbprinz sah seine Hoffnungen vernichtet; er mußte erkennen, daß er sich in seinem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit Österreichs und dessen Genossen gründlich geirrt hatte. Eine Umkehr zum Einvernehmen mit Preußen war nun nicht mehr möglich. „Feinden erobert man keine Throne.“ Er hatte dies Wort eines preußischen Geschichtsgelehrten nicht beachtet, mußte nun aber die Bedeutung desselben an sich erfahren. Zwar machten seine Anhänger noch einige heftige Anläufe gegen den Gasteiner Vertrag; aber sie sahen bald ein, daß es ein thörichtes Unternehmen sei, sich um deswillen die Köpfe blutig zu rennen. Im Oktober verhandelte in Frankfurt am Main ein neuer Abgeordnetentag des Nationalvereins über diese Angelegenheit, erklärte den Gasteiner Vertrag

als eine schnöde Rechtsverletzung und forderte, daß die deutsche Nation und die Bevölkerung der Herzogtümer ihn mit allen Mitteln bekämpfen und vernichten sollten. Aber was half das? — Unter den zweihundertundzweiundsiebzig Abgeordneten befanden sich nur ein Österreicher und sieben Preußen, von welch letztern sechs erklärten, daß sie den Anträgen nicht zustimmen könnten. Eine Anzahl von Vertretern der preußischen Fortschrittspartei, Twesten, Mommsen, G. Jung u. a. hatten ihre Teilnahme aus dem Grunde verweigert, weil die Versammlung Beschlüsse fassen könne, welche gegen die Macht und die Zukunft des preußischen Staats gerichtet wären, denen sie niemals zustimmen würden. Einem französischen Staatsmanne nötigte diese Haltung der preußischen Fortschrittsmänner solche Achtung ab, daß er sagte: „In jedem Preußen steckt doch ein Stück vom alten Fritz!“ Eine weitere Folge des Vertrags war, daß Herr von Beust in seinem Zorn über Österreichs Gaukelpolitik seine Idee der Trias mit erneutem Eifer verfocht, wenn auch mit nicht mehr Erfolg als früher.

König Wilhelm lohnte das Verdienst, welches sich sein erster Staatsmann, Otto von Bismarck, um das Zustandekommen des für Preußen jedenfalls erfolgreichen Vertrags erworben hatte, dadurch, daß er ihn in den Grafenstand erhob (16. September 1865). Das Bismarcksche Wappen erfuhr nach der Verleihung dieser neuen Würde eine derselben entsprechende Umgestaltung. Es bestand nunmehr aus „einem viereckigen, an den Seiten ausgeschnittenen, den beiden untern Ecken abgerundeten und in einer Spitze ausgezogenen blauen Schilde, in welchem ein goldenes mit drei silbernen Eichenblättern bestecktes Kleeblatt erscheint. Auf dem obern Rande des Schildes ruht eine goldene, mit neun Perlen besetzte Grafenkrone, deren Reif mit Edelsteinen geschmückt ist. Auf der Mitte der Grafenkrone steht ein vorwärts gekehrter, rot gefütterter, mit goldenen Bügeln, Einfassungen und anhangendem Kleinod versehener, sowie mit einer adeligen Krone gekrönter, stahlblauer offener Turnierhelm. Aus der Helmkrone gehen zwei offene Büffelhörner hervor, das rechte von Blau über Silber, das linke von Silber über Blau geteilt, zwischen denen eine adelige Krone schwebt. Die Helmdecken sind zu beiden Seiten inwendig von Silber, auswendig blau tingiert. Als

Schildhalter dienen zwei nach außen gewendete Adler, rechts der mit der Königskrone und goldenem Namenszug FR geschmückte schwarze preußische, links der mit dem Kurhute und mit goldenem Scepter in blauem Brustschilde geschmückte rote brandenburgische. Diese Adler ruhen auf einer Arabeske und halten zugleich ein silbernes Spruchband, auf welchem der Wahlspruch ‚IN TRINITATE ROBUR' (In der Dreifaltigkeit liegt meine Stärke) zu lesen ist!"

Die Ausbrüche der Entrüstung über die neue Ordnung in Schleswig-Holstein, die sich von allen Seiten gegen Preußen richteten, nahm Graf Bismarck ziemlich gleichmütig auf. Er fühlte sich durch die Vorwürfe, die man ihm machte, wenig getroffen. Er war auf die dem alten Rechte der unteilbaren Herzogtümer zuwiderlaufende Teilung derselben eingegangen, hatte dem Könige zur Erwerbung Lauenburgs geraten, weil durch diese Vereinbarungen eine augenblickliche Lösung der unerträglich gewordenen Wirren herbeigeführt wurde. Daß diese Verfügung über die befreiten Lande nicht eine endgiltige sein könne, war ja in dem Gasteiner Vertrage ausdrücklich ausgesprochen. Das Ziel seines Strebens in dieser Sache richtete sich auf das, was Graf Arnim-Boytzenburg in seiner Adresse an den König als die glücklichste Lösung der Frage bezeichnet hatte: die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, dessen starke Macht die sicherste Gewähr gegen jede fernere Vergewaltigung der Lande bot. „Wir betrachten es als heilige Pflicht gegen das Vaterland wie gegen unsere gefallenen Brüder, einzustehen dafür, daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sei, daß es eine Frucht trage, für welche Preußen in allen fernern Zeiten seiner heldenmütigen Opfer in Dankbarkeit gedenken kann." So hieß es in jener Adresse, und so dachte nach den Ereignissen der letzten Monate Bismarck. Die Verwirklichung dieses Planes konnte freilich nur unter der Gunst besserer Zeiten und Verhältnisse erfolgen. Bismarck ließ die Stimmen der öffentlichen Meinung gegen seine Politik ruhig gewähren. Nur als das Pariser Kabinett, gedrängt von der Entrüstung des Volks und der Presse, sich öffentlich tadelnd über Preußens Haltung in der Gasteiner Vereinbarung aussprach, hielt er es für notwendig, demselben nähere Aufklärung zu geben. Er kam hierin auch dem Wunsche des Königs

als eine schnöde Rechtsverletzung und forderte, daß die deutsche Nation und die Bevölkerung der Herzogtümer ihn mit allen Mitteln bekämpfen und vernichten sollten. Aber was half das? — Unter den zweihundertundzweiundsiebzig Abgeordneten befanden sich nur ein Österreicher und sieben Preußen, von welch letztern sechs erklärten, daß sie den Anträgen nicht zustimmen könnten. Eine Anzahl von Vertretern der preußischen Fortschrittspartei, Twesten, Mommsen, G. Jung u. a. hatten ihre Teilnahme aus dem Grunde verweigert, weil die Versammlung Beschlüsse fassen könne, welche gegen die Macht und die Zukunft des preußischen Staats gerichtet wären, denen sie niemals zustimmen würden. Einem französischen Staatsmanne nötigte diese Haltung der preußischen Fortschrittsmänner solche Achtung ab, daß er sagte: „In jedem Preußen steckt doch ein Stück vom alten Fritz!“ Eine weitere Folge des Vertrags war, daß Herr von Beust in seinem Zorn über Österreichs Gaukelpolitik seine Idee der Trias mit erneutem Eifer verfocht, wenn auch mit nicht mehr Erfolg als früher.

König Wilhelm lohnte das Verdienst, welches sich sein erster Staatsmann, Otto von Bismarck, um das Zustandekommen des für Preußen jedenfalls erfolgreichen Vertrags erworben hatte, dadurch, daß er ihn in den Grafenstand erhob (16. September 1865). Das Bismarcksche Wappen erfuhr nach der Verleihung dieser neuen Würde eine derselben entsprechende Umgestaltung. Es bestand nunmehr aus „einem viereckigen, an den Seiten ausgeschnittenen, den beiden untern Ecken abgerundeten und in einer Spitze ausgezogenen blauen Schilde, in welchem ein goldenes mit drei silbernen Eichenblättern bestecktes Kleeblatt erscheint. Auf dem obern Rande des Schildes ruht eine goldene, mit neun Perlen besetzte Grafenkrone, deren Reif mit Edelsteinen geschmückt ist. Auf der Mitte der Grafenkrone steht ein vorwärts gekehrter, rot gefütterter, mit goldenen Bügeln, Einfassungen und anhangendem Kleinod versehener, sowie mit einer adeligen Krone gekrönter, stahlblauer offener Turnierhelm. Aus der Helmkrone gehen zwei offene Büffelhörner hervor, das rechte von Blau über Silber, das linke von Silber über Blau geteilt, zwischen denen eine adelige Krone schwebt. Die Helmdecken sind zu beiden Seiten inwendig von Silber, auswendig blau tingiert. Als

Schildhalter dienen zwei nach außen gewendete Adler, rechts der mit der Königskrone und goldenem Namenszug FR geschmückte schwarze preußische, links der mit dem Kurhute und mit goldenem Scepter in blauem Brustschilde geschmückte rote brandenburgische. Diese Adler ruhen auf einer Arabeske und halten zugleich ein silbernes Spruchband, auf welchem der Wahlspruch ‚IN TRINITATE ROBUR‘ (In der Dreifaltigkeit liegt meine Stärke) zu lesen ist!“

Die Ausbrüche der Entrüstung über die neue Ordnung in Schleswig-Holstein, die sich von allen Seiten gegen Preußen richteten, nahm Graf Bismarck ziemlich gleichmütig auf. Er fühlte sich durch die Vorwürfe, die man ihm machte, wenig getroffen. Er war auf die dem alten Rechte der unteilbaren Herzogtümer zuwiderlaufende Teilung derselben eingegangen, hatte dem Könige zur Erwerbung Lauenburgs geraten, weil durch diese Vereinbarungen eine augenblickliche Lösung der unerträglich gewordenen Wirren herbeigeführt wurde. Daß diese Verfügung über die befreiten Lande nicht eine endgiltige sein könne, war ja in dem Gasteiner Vertrage ausdrücklich ausgesprochen. Das Ziel seines Strebens in dieser Sache richtete sich auf das, was Graf Arnim-Boytzenburg in seiner Adresse an den König als die glücklichste Lösung der Frage bezeichnet hatte: die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, dessen starke Macht die sicherste Gewähr gegen jede fernere Vergewaltigung der Lande bot. „Wir betrachten es als heilige Pflicht gegen das Vaterland wie gegen unsere gefallenen Brüder, einzustehen dafür, daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sei, daß es eine Frucht trage, für welche Preußen in allen fernern Zeiten seiner heldenmütigen Opfer in Dankbarkeit gedenken kann.“ So hieß es in jener Adresse, und so dachte nach den Ereignissen der letzten Monate Bismarck. Die Verwirklichung dieses Planes konnte freilich nur unter der Gunst besserer Zeiten und Verhältnisse erfolgen. Bismarck ließ die Stimmen der öffentlichen Meinung gegen seine Politik ruhig gewähren. Nur als das Pariser Kabinett, gedrängt von der Entrüstung des Volks und der Presse, sich öffentlich tadelnd über Preußens Haltung in der Gasteiner Vereinbarung aussprach, hielt er es für notwendig, demselben nähere Aufklärung zu geben. Er kam hierin auch dem Wunsche des Königs

entgegen, der ihm den Auftrag erteilte, das gute Einvernehmen mit Frankreich persönlich wiederherzustellen.

Der ultramontan gesinnte französische Minister Drouyn de L'Huys hatte diesen Umschlag der öffentlichen Meinung benutzt, um dem Kaiser seine Sympathie für das ihm persönlich verhaßte Preußen zu verleiden. Die Erklärung, die der preußische Gesandte, Graf v. d. Goltz, im Namen seiner Regierung gegeben, daß nämlich der Gasteiner Vertrag nur ein Übergangsstadium in der schleswig-holsteinischen Frage bilde und die Verhandlung über das endgiltige Schicksal der Herzogtümer nun erst beginnen solle, hatte der französische Minister dem Kaiser, welchem die Versöhnung Preußens mit Österreich durchaus nicht genehm war, verschwiegen. Vom Kaiser war darauf die Genehmigung zu einem vertraulichen Rundschreiben des Ministers an die Vertreter Frankreichs im Auslande erteilt worden, worin die Mißbilligung des Gasteiner Vertrags seitens Frankreichs zur Kenntnis gebracht werden sollte. Durchaus gegen die Absicht des Kaisers aber hatte der Minister dieses Rundschreiben in die schärfsten Worte gefaßt und auch die Weisung der Geheimhaltung nicht befolgt. In dem Schreiben hieß es: „Die Gewaltthätigkeit und Eroberung verkehren den Stempel des Rechts und das Gewissen der Völker. Wenn man Gewaltthätigkeit und Eroberung an Stelle der Grundsätze setzt, nach denen das Leben der modernen Völker sich regelt, so werden sie ein Element der Auflösung und Unordnung." Diese Sätze erschienen Napoleon, dem gewaltthätigen Eroberer Algeriens und Mexikos, widersinnig und viel zu scharf.

Am 30. September machte sich Bismarck auf die Reise nach Biarritz, wo Napoleon damals weilte. Er fand denselben sehr entgegenkommend und bereit, den in jenem Rundschreiben ausgesprochenen Tadel öffentlich zurücknehmen oder doch mildern zu lassen. Über die weitern Verhandlungen sandte Bismarck am 11. Oktober dem Könige eingehenden Bericht. Auf die Frage des Kaisers, wie Preußen sich mit Österreich über Holstein auseinanderzusetzen gedenke, habe Bismarck offen erwidert, daß Preußen hoffe, Holstein durch Geldentschädigung zu erwerben und zu behalten. „Die Erwerbung der Herzogtümer," führte Bismarck dem Kaiser weiter aus, „ist nur ein Angeld für die Erfüllung der Aufgabe,

welche die Geschichte dem preußischen Staate gestellt hat und bei deren weiterer Verfolgung wir freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich bedürfen. Es scheint mir im Interesse der französischen Politik zu liegen, den Ehrgeiz Preußens in Erfüllung nationaler Aufgaben zu ermutigen; denn ein aufstrebendes Preußen wird stets hohen Wert auf Frankreichs Freundschaft zu legen haben. — Diese Darlegung bezeichnete der Kaiser als eine ihm vollständig einleuchtende und sympathische." Am Schlusse seines Berichts über die Verhandlungen in Biarritz, welche darauf in Paris fortgesetzt wurden, konnte er sagen: „Nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung des hiesigen Hofes als eine äußerst günstige bezeichnen."

In der Abschiedsaudienz, die der Kaiser Bismarck in St. Cloud gewährte, sprach er diesem wiederholt sein Einverständnis mit der Erwerbung der Herzogtümer seitens Preußens aus; nur daß er es für zweckmäßig hielt, die Annexion durch irgendwelches Organ des Landes nachher anerkannt zu sehen. Ein Bündnis mit Österreich im Falle eines Konflikts in Deutschland stellte er als eine Unmöglichkeit hin. Einen Versuch in dieser Richtung, welchen der österreichische Gesandte bei ihm vor dem Gasteiner Vertrag gemacht, habe er zurückgewiesen. In gehobener Stimmung kehrte Bismarck am 7. November nach Berlin zurück. Er durfte bei der freundlichen Stimmung im Westen hoffen, daß ihn der Kaiser Napoleon, wie er ihn bisher kennen gelernt hatte, in seinen ferneren Unternehmungen nicht hindern werde.

In der Gesellschaft wie in der Presse machte um jene Zeit ein harmloses Ereignis, das Bismarck einige Wochen vorher in Gastein erlebt, viel von sich reden. Es hatte damit folgende Bewandtnis:

Bismarck begegnete in Gastein eines Tages auf einem Spaziergange der berühmten Opern- und Königlichen Konzertsängerin Pauline Lucca, Frau von Rahden. Er begrüßte die gefeierte Künstlerin, welche ihn bei den Hoffesten nicht selten durch den Klang ihrer herrlichen Stimme entzückt hatte, mit ungezwungener Heiterkeit, und während beide ein Stück Weges zusammen gingen, entspann sich zwischen ihnen ein lebhaftes Gespräch. Es stellte sich heraus, daß die Sängerin auf dem Wege zu einem Photographen war, der ihr Bild aufnehmen wollte.

In ihrer heitern Laune wußte die Lucca, eine lebensfrische Wienerin, ihren Begleiter zu überreden, mit in das Kabinett des Photographen einzutreten. Hier blitzte ein übermütiger Einfall im Kopfe der Künstlerin auf. Wie, wenn sie den gewaltigen Staatsmann überlisten könnte, sich mit ihr photographieren zu lassen! Und siehe, ihre Frauenlist gewann den Sieg über die vielgerühmte Meisterschaft seiner Staatskunst. Ehe Bismarck sich's versah, hatte der heimlich verständigte Photograph sein Glas auf das lebhaft plaudernde Paar gerichtet und das Bild des „bestgehaßten" Mannes in Deutschland neben dem der beliebtesten Sängerin auf die Platte gebannt. Bismarck nahm dem Photographen zwar das Versprechen ab, das Bild nicht in die Öffentlichkeit zu bringen: allein die Verlockung, mit der pikanten Aufnahme einen großen Gewinn zu erzielen, war für den Geschäftsmann so stark, daß er das gegebene Wort brach und die Photographie in tausenden von Exemplaren vervielfältigte und durch den Verkauf in alle Welt verbreitete.

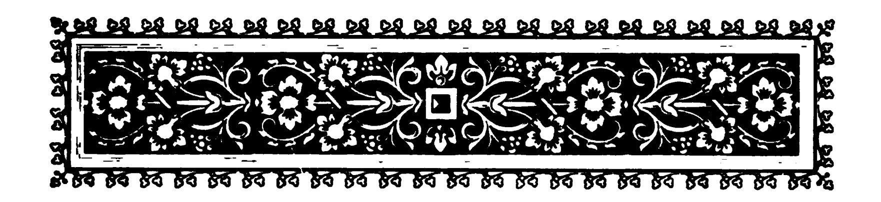
Allerlei boshafte Deutungen und Auslegungen knüpften sich alsbald an den harmlosen Vorgang. Lästerzungen und -federn waren geschäftig, denselben zu einem öffentlichen Ärgernis aufzubauschen. Dies veranlaßte einen Geistlichen, Pastor André von Roman, der Bismarck befreundet war, an diesen zu schreiben und ihm Vorstellungen über seine Lebensführung zu machen. Bismarck benutzte diese Gelegenheit, um den um sein Seelenheil besorgten geistlichen Herrn sowie weitern Kreisen über seine Lebensanschauung und seinen Wandel Aufschluß zu geben. Der Brief, den er am 26. Dezember 1865 an den Geistlichen schrieb, offenbart in ergreifender Weise die tiefernste Denk- und Gefühlsweise des großen Staatsmannes. Der Brief lautet:

„Wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mir die Antwort einer Interpellation zu versagen, die mir, in Berufung auf Christi Namen, aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Ärgernis gebe; aber gewiß bin ich, daß das in meinem Berufe nicht ausbleiben kann. Ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen,

was beiderseits irdisch ist, im Kampfe zu leben habe. Ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: ‚Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weitern Kreisen nichts.‘ Wo ist der Mann, der in solchen Lagen nicht Ärgernis geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu; denn Ihre Äußerung vom Verborgenbleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andre Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe! Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühle nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich herantreten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen. — Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt. Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es nicht richtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit sieben Monaten entweder abwesend oder krank, wer also hat die Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben. Sie selbst werden es mir ohne medizinische Details glauben.

„Über die Lucca-Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rahden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig wie mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessenungeachtet würde ich, wenn ich den ruhigen Augenblick des Ärgernisses erwogen

hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereich des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit uns denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber, und von Ihrer eignen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen, wir bedürfen derer alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen."



XXII.

Am Schmiedefeuer.

„Als ein vom Weg' Verirrter macht' ich Halt:
Es war um Mitternacht im finstern Wald;
Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.
Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
Ringsum im finstern Forst geheimnisvoll,
Und rief: ‚Mach', erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!'
Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,
Und schrie: ‚Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!'"

Konrad Ferdinand Meyer.

Das Jahr 1866 war gekommen. Zu einem für alle Zeiten denkwürdigen ist dasselbe in der Geschichte des deutschen Volks geworden, und für immer wird der Name Bismarck in erster Linie mit den gewaltigen Ereignissen dieses Jahres verknüpft bleiben.

Bis zum Ende des alten Jahres hatte das Flickwerk von Gastein leidlich gehalten; nun brachen die verklebten Risse und Spalten überall von neuem auf; das alte morsche Bauwerk war dem Einsturz nahe. Preußen hatte alles nur Mögliche gethan, dem mit Österreich geschlossenen Frieden Dauer und Festigkeit zu geben. Man hatte zum Statthalter in Schleswig den General Edwin von Manteuffel berufen, welcher als

Anhänger der altkonservativen Partei warme Sympathie für Österreich hegte, was ihn, den treubewährten preußischen Kriegsmann, allerdings nicht abhielt, die Ehre und gerechten Ansprüche seines Vaterlands gegen jeden Übergriff und Angriff zu verteidigen, jedes sieben Fuß lange Stück Erde desselben, wie er einmal sagte, mit seinem Leibe zu decken.



General Edwin Freiherr von Manteuffel,
Statthalter von Schleswig.

Wenn irgend einer im stande war, das gute Einverständnis mit Österreich in Schleswig-Holstein zu wahren, so mußte es ihm gelingen. Diese Hoffnung war um so mehr berechtigt, als der seitens Österreichs zum Statthalter von Holstein erwählte Feldmarschall-Leutnant von Gablenz von dem gleichen Streben erfüllt war, mit dem preußischen Genossen gute Nachbarschaft zu halten. Doch was sind Pläne, was sind Entwürfe der Menschen gegen die Macht der Verhältnisse.

Die Stimmung der Bewohner Schleswig-Holsteins war infolge der Gasteiner Vereinbarung eine noch erregtere als zuvor. „Wir sind preußisch geworden," sagten die Anhänger des Hauses Augustenburg in Schleswig voller Entrüstung. „Wir werden nächstens wie Lauenburg verkauft werden," hieß es in Holstein. Der Groll machte sich in lauten Protesten seitens der „Schleswig-Holsteinischen Vereine" gegen den Vertrag, in begeisterten Kundgebungen für den Erbprinzen geltend. Der Statthalter in Schleswig suchte durch freundliche Behandlung die erregten Gemüter zu beschwichtigen; als dies aber keinen Erfolg hatte, so ging er mit strengen Mitteln vor. Ein Besuch, den der Augustenburger von Kiel aus dem schleswigschen Städtchen Eckernförde machte, und bei welchem derselbe Begrüßungen und Huldigungsadressen entgegennahm gleich einem rechtmäßigen Landesherrn, gab Manteuffel Veranlassung, in einem scharfen Tone zu dem Prinzen und seinen Anhängern zu reden. Er gab ersterem den dringenden Rat, seine Besuche in Schleswig zu unterlassen, „um sich selbst und seine Verehrer vor Verwicklungen mit der Polizei und vor Unannehmlichkeiten zu bewahren, welche eintreten könnten, wenn durch derartige Auftritte der Frieden des Landes und die gesetzliche Ordnung gestört würden." Gablenz zeigte sich den Kundgebungen für den Erbprinzen gegenüber mehr als der gemütliche Wiener; so schoß unter seiner Verwaltung die Bewegung zu gunsten des Augustenburgers bald üppig ins Kraut. Am 23. Januar 1866 beriefen die Leiter der „Schleswig-Holsteinischen Vereine" eine Massenversammlung nach Altona, bei welcher ein energischer Protest gegen die bestehenden Verhältnisse zum Ausdruck gebracht werden sollte. Der holsteinische Statthalter schwankte, ob er einer solchen Demonstration nicht doch Einhalt gebieten solle. Eine Weisung aus Wien aber überhob ihn aller Zweifel. Mensdorff erteilte ihm den Befehl, die Versammlung ungestört tagen zu lassen. Dieselbe ging unter Teilnahme von vielen Tausenden vor sich. Der ganze Zorn derselben entlud sich nun auf das „gebismarckte Preußen", das „preußische Junkertum", die „Berliner Putzenmacher".

In Berlin rief dieser Vorgang heftige Erregung hervor. Man war weniger entrüstet über die Feindseligkeit der Schleswig-Holsteiner

als über die Haltung Österreichs, das dadurch, daß es diesem Treiben Vorschub leistete, Preußen aufs neue herausforderte. Bismarck zögerte nun nicht mehr, in Wien ernste Vorstellungen darüber zu machen, daß es nach den Tagen von Gastein und Salzburg so schnell bis zu diesem Punkte habe kommen können. „Durch den Gasteiner Vertrag," hieß es in einem Schreiben vom 26. Januar an das Wiener Kabinett, „ist jedes der beiden Herzogtümer als ein anvertrautes Pfand der Treue und Gewissenhaftigkeit des einen der beiden Mitbesitzer übergeben. Wir hatten die Hoffnung, von da aus zu einer weitern Verständigung zu gelangen, und wir haben das Recht, zu fordern, daß bis zum Eintritt dieser Verständigung jenes Pfand selber unverletzt erhalten werde. Eine Beschädigung desselben, wie sie durch diese Umtriebe bewirkt wird, können und wollen wir uns nicht gefallen lassen. — Eine verneinende und ausweichende Antwort auf unsere Bitte würde uns die Überzeugung geben, daß die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinsame Wege mit uns zu gehen, sondern daß das Preußen abgeneigte Streben, daß ein herkömmlicher Widerstreit gegen Preußen in ihr mächtiger ist als das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen."

Die Antwort Österreichs fiel „ausweichend und verneinend" aus. Man sprach darin Preußen das Recht ab, über die Verwaltungsmaßregeln in Holstein Rechenschaft zu fordern. Bismarck wußte, was er ferner von Wien aus zu erwarten hatte: er traf seine Vorkehrungen. Zunächst versuchte er noch einmal, den Frieden im Innern herzustellen, mit der Volksvertretung zum Einverständnis zu gelangen. Doch das preußische Abgeordnetenhaus verharrte in seiner feindlichen Stellung gegen die Regierung.

Ein heftiger Streit erhob sich wegen der Einverleibung des erworbenen Herzogtums Lauenburg. Das Abgeordnetenhaus erklärte sich in seiner Mehrheit gegen die Erwerbung des Landes, dessen Kaufpreis der König aus seiner Schatulle erlegt hatte; es begründete die Ablehnung durch den Artikel 55 der Verfassung, der da heißt:

„Ohne Einwilligung beider Kammern kann der König nicht zugleich Herrscher fremder Reiche sein." Man bezeichnete also Lauenburg als

ein „fremdes Reich“. Bismarck sagte den Volksvertretern: „Sie werden selbst fühlen, meine Herren, daß, um diese Behauptung aufzustellen, Sie sich gegen den allgemeinen und gegen Ihren Sprachgebrauch auflehnen müssen. In dieser Zeit der allgemeinen Begeisterung für das in der Bildung begriffene Deutsche Reich wollen Sie nun behaupten, daß die preußischen Gesetzgeber das Wort ‚fremd‘ als identisch mit ‚deutsch‘ behandelt hätten, das Wort ‚Reich‘ als identisch mit einem Ländchen wie Lauenburg. Meine Herren, einem andern Ministerium gegenüber würden Sie das selbst nicht glauben! (Heiterkeit.) Noch jetzt in dem amtlichen Kirchengebete wird für unser deutsches Vaterland gebetet. Solchen Thatsachen gegenüber können Sie nun ein deutsches Land nicht als ein fremdes hinstellen. Mit dieser Auslegung versündigen Sie sich an der deutschen Sprache, an unsrer eignen deutschen Nationalität!“

Im weitern sagte er: „Im Drange der Ereignisse ist nicht immer Zeit, den Landtag zu berufen, und wenn der preußische Monarch, auf den Sie sich berufen, der große Kurfürst, bei den Verträgen von Labiau und Wehlau (1656 und 1657) und andern jedesmal vorher, ehe er eine Klausel unterschrieb, seine Stände hätte berufen wollen, dann weiß ich nicht, unter welcher Herrschaft vielleicht heute die Provinz stände, von der unser Vaterland den Namen trägt.“

Dem Grafen Bismarck machte man zum Vorwurfe, daß er seine äußere Politik nur zur Deckung seiner Angriffe gegen das Parlament betreibe. Darauf antwortete der Ministerpräsident: „Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen, und Sie, meine Herren, sollten auch so denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren möchten, unter einem liberalen Ministerium, das vielleicht nicht ausbleiben wird, sehr rasch wieder gewinnen. Es ist das keine Einbuße auf ewig. In der auswärtigen Potitik aber giebt es Momente, die nicht wiederkommen.“ Es war vergebene Liebesmühe; das Abgeordnetenhaus ließ sich keine Gunst abgewinnen; es wurde am 23. Februar geschlossen, ohne daß es zu einem Ausgleich gekommen war.

Truppenansammlungen in Böhmen und andere kriegerische Maßregeln der österreichischen Regierung belehrten die preußische Staats-

leitung, daß Österreich sich auf einen Angriff seines ihm lästigen Nebenbuhlers ernstlich vorbereite. In Berlin mußte man auf Abwehr derselben denken. Am 28. Februar hielt der König unter seinem Vorsitz einen großen Ministerrat, an welchem neben sämtlichen Ministern der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Graf Goltz und die Generale Moltke, Manteuffel und Alvensleben teilnahmen. Die Lage wurde eingehend erwogen, und alle Teilnehmer der Verhandlung kamen mit dem Könige und Bismarck zu der Überzeugung, daß Preußen den feindlichen Angriffen Österreichs unmöglich ferner ausweichen könne; nur der Kronprinz, dem der Gedanke eines Bruderkriegs abscheulich war, hatte eine entgegengesetzte Meinung*). Der König entschied dahin, daß der Besitz der Herzogtümer eines Kriegs wert sei; doch sollte die Entscheidung darüber noch von dem fernern Verhalten Österreichs abhängig gemacht werden. „Ich wünsche den Frieden," mit diesen Worten schloß der König die Unterredung, „bin aber, wenn es sein muß, zum Kriege entschlossen, welchen ich, nachdem ich Gott gebeten, mir den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte."

Die Leiter der preußischen Kriegskunst gingen daran, das Schwert für den Kampf zu schärfen, während der Meister der Staatskunst freie Bahn für den Flug des Preußenadlers zu schaffen suchte. Er nahm die Unterhandlungen mit Italien wegen Abschlusses eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen Österreich wieder auf, die diesmal zu dem erwünschten Ergebnis führten. Die zuvor erfolgte Vereinbarung eines Zollvertrags hatte die Sympathie des Florentiner Kabinetts für Preußen außerordentlich verstärkt. Man kam einer Sendung Moltkes nach Italien behufs der Verhandlungen schon zuvor, indem der General Govone zu gleichem Zwecke in Berlin erschien. Nach längerm Schwanken zwischen ihren Neigungen zu Österreich und zu Preußen unterzeichnete die italienische Regierung am 8. April einen Vertrag, nach welchem Italien sich verpflichtete, für den Fall eines preußisch-österreichischen Kriegs, Preußen in diesem Kampfe mit allen Mitteln zu unterstützen. Der Friede sollte nur im Einverständnisse der beiderseitigen Regierungen

---

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. IV. S. 283.

geschlossen, der Vertrag aber als erloschen angesehen werden, wenn Preußen binnen drei Monaten den Krieg an Österreich nicht erklärt habe.

Schwieriger noch als diese Verhandlungen erwiesen sich die mit Napoleon geführten, welcher sich einer Einmischung in den bevorstehenden Krieg nur gegen entsprechenden Vorteil für Frankreich enthalten wollte. Die Bedingungen, unter welchen Napoleon die Rolle eines Preußen freundlichen Vermittlers oder eines Verbündeten zu übernehmen bereit war, hat Bismarck in einem spätern Rundschreiben als die folgenden bezeichnet: „Vor Ausbruch des Kriegs," heißt es in dem Schriftstücke, „sind mir teils durch Verwandte des Kaisers, teils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht worden, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere gemeinschaftliche Unternehmungen zum Zwecke beiderseitiger Vergrößerungen zu stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarlouis, bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben." Alle diese Zumutungen seien im Mai 1866 in dem Vorschlage eines Schutz- und Trutzbündnisses zusammengefaßt worden, dessen Grundzüge dahin lauteten, daß im Falle eines Kongresses die beiden Verbündeten die Abtretung Venetiens an Italien und Schleswig-Holsteins an Preußen zu erstreben hätten, für den Fall des Kriegs aber ein französisches Heer von dreihunderttausend Mann den Angriff Preußens gegen Österreich unterstützen sollte. Den Frieden aber haben die Verbündeten unter folgenden Bedingungen schließen sollen: Venetien wird an Italien abgetreten; Preußen erhält deutsche Gebiete nach beliebiger Wahl mit sieben bis acht Millionen Bevölkerung und das Recht, die Bundesverhältnisse nach seinen Wünschen umzugestalten. Frankreich nimmt das Gebiet zwischen Mosel und Rhein, ausgenommen Koblenz und Mainz, mit einer halben Million preußischer Unterthanen, nebst Rheinbayern, Birkenfeld, Homburg und Rheinhessen. „Die Unmöglichkeit für mich," fährt Bismarck in seiner Veröffentlichung fort, „war gewiß jedermann, nur nicht der französischen Diplomatie klar. Nachdem wir diese und andere Vorschläge abgelehnt, begann die französische Regierung auf unsere Niederlage und deren Ausbeutung zu

leitung, daß Österreich sich auf einen Angriff seines ihm lästigen Nebenbuhlers ernstlich vorbereite. In Berlin mußte man auf Abwehr derselben denken. Am 28. Februar hielt der König unter seinem Vorsitz einen großen Ministerrat, an welchem neben sämtlichen Ministern der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Graf Goltz und die Generale Moltke, Manteuffel und Alvensleben teilnahmen. Die Lage wurde eingehend erwogen, und alle Teilnehmer der Verhandlung kamen mit dem Könige und Bismarck zu der Überzeugung, daß Preußen den feindlichen Angriffen Österreichs unmöglich ferner ausweichen könne; nur der Kronprinz, dem der Gedanke eines Bruderkriegs abscheulich war, hatte eine entgegengesetzte Meinung*). Der König entschied dahin, daß der Besitz der Herzogtümer eines Kriegs wert sei; doch sollte die Entscheidung darüber noch von dem fernern Verhalten Österreichs abhängig gemacht werden. „Ich wünsche den Frieden," mit diesen Worten schloß der König die Unterredung, „bin aber, wenn es sein muß, zum Kriege entschlossen, welchen ich, nachdem ich Gott gebeten, mir den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte."

Die Leiter der preußischen Kriegskunst gingen daran, das Schwert für den Kampf zu schärfen, während der Meister der Staatskunst freie Bahn für den Flug des Preußenadlers zu schaffen suchte. Er nahm die Unterhandlungen mit Italien wegen Abschlusses eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen Österreich wieder auf, die diesmal zu dem erwünschten Ergebnis führten. Die zuvor erfolgte Vereinbarung eines Zollvertrags hatte die Sympathie des Florentiner Kabinetts für Preußen außerordentlich verstärkt. Man kam einer Sendung Moltkes nach Italien behufs der Verhandlungen schon zuvor, indem der General Govone zu gleichem Zwecke in Berlin erschien. Nach längerm Schwanken zwischen ihren Neigungen zu Österreich und zu Preußen unterzeichnete die italienische Regierung am 8. April einen Vertrag, nach welchem Italien sich verpflichtete, für den Fall eines preußisch-österreichischen Kriegs, Preußen in diesem Kampfe mit allen Mitteln zu unterstützen. Der Friede sollte nur im Einverständnisse der beiderseitigen Regierungen

---

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. IV. S. 283.

geschlossen, der Vertrag aber als erloschen angesehen werden, wenn Preußen binnen drei Monaten den Krieg an Österreich nicht erklärt habe.

Schwieriger noch als diese Verhandlungen erwiesen sich die mit Napoleon geführten, welcher sich einer Einmischung in den bevorstehenden Krieg nur gegen entsprechenden Vorteil für Frankreich enthalten wollte. Die Bedingungen, unter welchen Napoleon die Rolle eines Preußen freundlichen Vermittlers oder eines Verbündeten zu übernehmen bereit war, hat Bismarck in einem spätern Rundschreiben als die folgenden bezeichnet: „Vor Ausbruch des Kriegs," heißt es in dem Schriftstücke, „sind mir teils durch Verwandte des Kaisers, teils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht worden, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere gemeinschaftliche Unternehmungen zum Zwecke beiderseitiger Vergrößerungen zu stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarlouis, bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben." Alle diese Zumutungen seien im Mai 1866 in dem Vorschlage eines Schutz- und Trutzbündnisses zusammengefaßt worden, dessen Grundzüge dahin lauteten, daß im Falle eines Kongresses die beiden Verbündeten die Abtretung Venetiens an Italien und Schleswig-Holsteins an Preußen zu erstreben hätten, für den Fall des Kriegs aber ein französisches Heer von dreihunderttausend Mann den Angriff Preußens gegen Österreich unterstützen sollte. Den Frieden aber haben die Verbündeten unter folgenden Bedingungen schließen sollen: Venetien wird an Italien abgetreten; Preußen erhält deutsche Gebiete nach beliebiger Wahl mit sieben bis acht Millionen Bevölkerung und das Recht, die Bundesverhältnisse nach seinen Wünschen umzugestalten. Frankreich nimmt das Gebiet zwischen Mosel und Rhein, ausgenommen Koblenz und Mainz, mit einer halben Million preußischer Unterthanen, nebst Rheinbayern, Birkenfeld, Homburg und Rheinhessen. „Die Unmöglichkeit für mich," fährt Bismarck in seiner Veröffentlichung fort, „war gewiß jedermann, nur nicht der französischen Diplomatie klar. Nachdem wir diese und andere Vorschläge abgelehnt, begann die französische Regierung auf unsere Niederlage und deren Ausbeutung zu

rechnen und dieselbe diplomatisch vorzubereiten." — Napoleon fand bei Österreich für die Anerbietung seiner Vermittlerdienste mehr Entgegenkommen; er schloß mit dem Kaiser Franz Joseph bald darauf einen Vertrag, wonach Österreich bei einem Ausgleiche nach dem Kriege auf Venetien zu gunsten Frankreichs, beziehungsweise Italiens verzichten und dafür Schlesien erhalten sollte.

Mit diesen Verhandlungen hatte die Entwicklung der Dinge in Deutschland gleichen Schritt gehalten. Vom 7. bis 18. März verhandelte in Wien unter dem Vorsitze des Kaisers ein sogenannter Marschallrat, an dem außer den Ministern achtzehn höhere Generale teilnahmen, über die Rüstung und Aufstellung des Heeres. Graf Mensdorff sprach sich gegen eine voreilige Mobilmachung aus. Wenn der Minister bei der feindseligen Stimmung des Marschallrats ohnehin nur schwachen Einfluß gehabt hatte, so sprengte eine Nachricht, die Herr von Beust in jenen Tagen nach Wien sandte, alle Bedenken der österreichischen Staats- und Kriegsmänner in die Luft. Es war eine der scherzhaft-ernsten Meinungsäußerungen, wie sie Bismarck bei öftern Gelegenheiten so gern beliebte, welche den Wiener Marschallrat voreilig in den Harnisch jagte.

In der Berliner Gesandtschaft hatte die Gattin des sächsischen Gesandten, Grafen Hohenthal, bei einem Mittagsessen die Unbefangenheit, den neben ihr sitzenden preußischen Ministerpräsidenten kurzweg zu fragen: „Sagen Sie mir doch, Excellenz, ist es wirklich wahr, daß Sie Österreich bekriegen und Sachsen erobern wollen?" „Gewiß ist das wahr, teuerste Gräfin," antwortete Bismarck mit schalkhaft lächelnder Miene. „Von dem ersten Tage meines Ministeriums an habe ich keinen andern Gedanken gehabt. Unsere Kanonen sind heute gegossen, und Sie sollen bald sehen, wie sie der österreichischen Artillerie überlegen sind." „Entsetzlich!" rief die Dame. „Aber da Sie einmal offenherziger Laune sind," fuhr sie fort, „so bitte ich Sie um einen Freundesrat. Ich habe zwei Besitzungen; auf welche soll ich mich flüchten, auf mein Gut in Böhmen, oder auf mein Schloß bei Leipzig?" „Wenn Sie mir glauben wollen, reisen Sie nicht nach Böhmen; ebendort, und wenn ich nicht irre, gerade in der Nähe Ihres Gutes werden

wir die Österreicher schlagen. Sie könnten dort also schreckliche Abenteuer erleben. Gehen Sie ruhig nach Sachsen; bei Leipzig wird nichts vorfallen, und Sie werden nicht einmal durch Einquartierung belästigt werden; denn Ihr Schloß Knauthayn liegt an keiner Etappenstraße."

Als Bismarck, berichtet Sybel über jenen komischen Zwischenfall weiter, bald nachher von andern Personen über diese Äußerungen befragt wurde, lachte er, daß man der Verspottung einer unpassenden Frage Beachtung schenke. Herr von Beust aber nahm in Erinnerung seiner langjährigen Feindseligkeit gegen Bismarcks Politik die Sache äußerst ernsthaft, rief, indem er die wichtige Enthüllung nach Wien sandte, Österreichs mächtigen Schutz an und erklärte, daß, wenn Österreich jetzt angreife, sämtliche Mittelstaaten fest zu ihm stehen, andernfalls aber seiner Freundschaft für immer den Rücken kehren würden.

Die Stimmung der Mittelstaaten gegen Preußen kannte Bismarck sehr wohl. Er richtete am 24. März an die deutschen Regierungen eine Note, in welcher er dieselben mit Hinweis auf die österreichischen Rüstungen aufforderte, ihre Stellung in dieser Sache kundzugeben. „Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind," hieß es in dem Schreiben, „so ist unsere Stellung wegen seiner geographischen Lage gefährdeter als die der meisten andern europäischen Staaten. Das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde."

Die Antworten der meisten Regierungen lauteten ausweichend; Bismarck ersah aus denselben deutlich genug, daß an den deutschen Höfen nur wenige Bundesgenossen für Preußen zu finden sein würden. Er mußte, sollte er in dem bevorstehenden Kampfe nicht ganz auf Deutschlands Beistand verzichten, sich nach anderweitigem Beistande umsehen. Einen starken Waffengefährten erblickte er in dem Geiste des deutschen Volks. Wenn er diesen für die Sache Preußens zu gewinnen vermöchte! Es war dies vielleicht möglich, wenn er die von ihm seit langer Zeit gehegten Pläne zu einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse, wie sie den Wünschen des deutschen Volks entsprach, jetzt mit

voller Entschiedenheit zur Durchführung zu bringen suchte. Er faßte seine Entschlüsse, und der König willigte, wenn auch widerstrebend, in dieselben.

Nachdem er Verhandlungen mit Österreich wegen Einstellung der beiderseitigen Rüstungen eingeleitet hatte, ließ er am 9. April im Namen der preußischen Regierung beim Bundestage durch den Bundesgesandten den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments stellen und denselben in einer ausführlichen Erklärung begründen. In derselben hieß es: „Die Geschichte der mannigfachen in den letzten Jahrzehnten unternommenen Reformversuche hat erfahrungsmäßig gelehrt, daß weder die einseitigen Verhandlungen unter den Regierungen, noch die Debatten und Beschlüsse einer gewählten Versammlung allein im stande waren, eine Neugestaltung des nationalen Verfassungswerkes zu schaffen. Wenn erstere bei dem Austausch verschiedenartigster Meinungen und der Ansammlung eines endlosen Materials stehen geblieben sind, so geschah dies, weil es an der ausgleichenden und treibenden Kraft des nationalen Geistes bei diesen Verhandlungen fehlte und die partikularistischen Gegensätze zu schroff und einseitig dabei festgehalten wurden. Um solche zu einem erfolgreichen Abschlusse zu führen, muß sich aber die Beschränkung dieser Verhandlung auf die wesentlichen Punkte von entschieden praktischer Bedeutung empfehlen. Wenn die Verhandlungen nur auf solche Weise dem wahrhaft dringenden Interesse der Nation und dem erfahrungsmäßig Notwendigen zugewendet werden, so wird die Zeit zwischen der Berufung und dem Zusammentritt des Parlaments unzweifelhaft hinreichen, um die Grundzüge einer Vorlage festzustellen, welche im Namen der Gesamtheit der Regierungen der Versammlung zur Prüfung vorzulegen sind. Die Bestimmung eines festen Termins für die Berufung des Parlaments wird aber der Nation zugleich die Gewähr bieten, daß die Verhandlungen zwischen den Regierungen über die zu machenden Reformvorschläge nicht vollständig ins Ungewisse sich hinausziehen können.

„Indem die Königliche Regierung alles Weitere den Verhandlungen mit ihren hohen Bundesgenossen vertrauensvoll vorbehält, stellt sie jetzt den Antrag:

„Hohe Bundesversammlung wolle beschließen: ‚eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten, in der Zwischenzeit aber bis zum Zusammentritt derselben durch Verständigung der Regierungen untereinander diese Vorlage festzustellen.‘“

Bismarck gab mit diesem Antrage den deutschen Regierungen Gelegenheit, ihre deutschnationale Gesinnung, von welcher sie vor zwei Jahren auf dem Frankfurter Fürstentage sämtlich so heiß beseelt zu sein vorgaben, durch die That zu beweisen. Wenn die deutschen Fürsten damals die Sache der Bundesreform ernst gemeint hatten, so mußten sie jetzt dem Antrage Preußens mit Freuden zustimmen. Ja, wenn sie nur dem Gebote der Klugheit gefolgt wären, so hätten sie durch ihr thatkräftiges Eingehen auf die Reformvorschläge die von Bismarck meisterlich angelegte Mine nicht bloß unschädlich zu machen, sondern deren Wirkung vielleicht gegen den Urheber selbst zu richten vermocht. Doch nichts von alledem geschah. Bismarck kannte seine diplomatischen Gegner zu gut und rechnete mit ihren Fähigkeiten. Der preußische Antrag wirkte in der Bundesversammlung geradezu verblüffend. Man war außer stande, in der Verwirrung einen raschen Entschluß zu fassen, und verwies deshalb die Vorlage zur weitern Beratung an den Verfassungsausschuß, während die Vertreter der Klein- und Mittelstaaten durch Anträge auf allgemeine Abrüstung die schnell schreitenden Ereignisse der Zeit vergeblich zu hemmen versuchten.

Im deutschen Volke wäre jener Antrag Preußens, welcher die Ziele des Nationalvereins und aller freisinnigen Vaterlandsfreunde in sich schloß, wohl mit begeistertem Jubel aufgenommen worden, wenn er nicht von Bismarck gekommen wäre. So aber hielt man die Gabe aus der Hand des verhaßten Staatsmannes, der die preußische Kammer eben zum fünftenmale seinen unbeugsamen Widerstand hatte fühlen lassen, für ein Danaergeschenk. Der Zorn gegen das Ministerium Bismarck war in Preußen wie in den andern deutschen Staaten so

heftig, daß er auch sonst einsichtige Männer blind machte. In demselben Augenblicke, als jener preußische Antrag das deutsche Volk zur Mitbestimmung in seiner eignen wichtigsten Angelegenheit berief, erhob sich der Sturm gegen die Politik Bismarcks mit erneuter Heftigkeit. Aus den größern Städten Preußens liefen Adressen an den König ein, welche die Entlassung des Ministeriums Bismarck, das den Frieden bedrohe, verlangten. In der gesamten liberalen und ultramontanen Presse Deutschlands ergossen sich Ströme von Schmähungen und Verdächtigungen gegen den Leiter der preußischen Staatskunst. Man hielt den Mann, dessen ganzes Sinnen und Trachten der Ehre und Größe des deutschen Vaterlands gewidmet war, für fähig, landesverräterische Verträge mit dem Auslande abgeschlossen zu haben. Es gab wohl keine Person in ganz Deutschland, die so der Gegenstand des allgemeinen Hasses war, wie Graf Bismarck. Nannte er sich doch selbst den „bestgehaßten Mann“.

Eine Versammlung der augustenburgischen Vereine Schleswig-Holsteins in Neumünster sprach die Erklärung aus: „Ein Gewährenlassen der verabscheuungswerten Politik des preußischen Kabinetts würde Deutschland unrettbar dem tiefsten Verfalle preisgeben.“ Die republikanische württembergische Volkspartei verdächtigte Bismarcks Forderung eines deutschen Parlaments und gab die Losung aus: „Lieber französisch als preußisch“.

Auch die meisten deutschen Regierungen verurteilten den preußischen Reformplan. Der König von Hannover nannte ihn schauderhaft. Im Auslande nahmen besonders das Londoner und das Petersburger Kabinett Anstoß daran, daß Bismarck das allgemeine Stimmrecht in Deutschland einführen wollte.

Der Haß gegen Bismarck, durch die Hetzpresse stetig geschürt, hatte weite Kreise des deutschen Volks in solcher Heftigkeit ergriffen, daß man selbst sein Leben bedrohte. Grobe, oft unflätige Schmähbriefe flogen bereits seit Jahren fast täglich auf Bismarcks Arbeitstisch. Eine neue Art, dem Hasse Ausdruck zu geben, fanden fanatisch aufgehetzte Feinde Bismarcks in den „Todesurteilen“, die man ihm zusandte. Bereits im Jahre 1863 wurde damit begonnen. Hier einige Beispiele

dieser Schriftstücke, die oft auch der Komik nicht entbehrten: Ein als „vertriebener Schleswig-Holsteiner, der Hab und Gut und beinahe auch sein Leben 1849 eingebüßt hätte“, unterzeichneter biederer Altenburger schrieb im November des ebengenannten Jahres an Bismarck: „Hiermit erlaube ich mir, Ihnen die ergebene Anzeige zu machen, daß, wenn Preußen am Londoner Kontrakt hält und nicht mit gegen Dänemark Krieg führt, Ihnen dieser scheußliche Akt zugeschrieben wird und Ihr Leben am längsten gedauert. Ist Ihnen Ihr Leben lieb, so bewirken Sie, daß die preußische Armee binnen spätestens drei Wochen die Dänen mit bekriegt.“

Im Juli 1864, gerade an dem Tage, als Bismarck in Wien bei seinem Freunde Motley zu Mittag speiste und wie er schrieb, sehr lustig war, erhielt er, diesmal aus Hannover, ein „Todesurteil“, in dem es hieß: „Ew. Excellenz erhalten hiermit die Nachricht, daß Sie das Jahr 1865 nicht mehr erleben werden; obgleich Sie der Mann von „Eisen und Blut“ sind, so sind Sie doch nicht wert, daß ein Tropfen Ihres teuflischen Bluts durch Eisen verspritzt wird. — Du stirbst durch Gift.“

Selbst das Ausland beehrte Bismarck mit solchen Zuschriften. Bald nachdem im Sommer 1865 der französische Minister Drouyn das obenerwähnte grobe Rundschreiben über den Vertrag von Gastein und der Engländer Lord John Russel eine ebenso entrüstete Erklärung gegen Preußen erlassen hatte, erhielt Bismarck aus London die folgende unflätige Zuschrift:

„Mein Herr, nehmen Sie sich in acht, sonst wird Ihnen das Hirn ausgeblasen, sobald Sie Ihr Gesicht wieder in England zeigen. Ich verbleibe, Sie schwarzer Schuft, A. Briton.“

Einer solchen Welt des Zornes und des Hasses gegenüber standhaft zu bleiben, wahrlich, dazu gehörte eine fast übermenschliche Kraft. Daß der preußische Staatsmann sich in seinen Zielen nicht beirren ließ, ist um so bewundernswerter, als er auch den Widerstand in den höchsten Kreisen seines Volks zu überwinden hatte. Der Kronprinz, die Königin, die Königin-Witwe Elisabeth gehörten samt den von ihnen beeinflußten Kreisen zu seinen entschiedenen Gegnern.

In herrlicher Weise offenbarte Bismarck in jener drangvollen Zeit seine Heldenseele. Der feste Glaube an seine große und gerechte Sache gab ihm den kühnen Mut des eisernen Widerstandes.

„Allen Gewalten
Zum Trotz sich verhalten,
Rufet die Arme der Götter herbei.“

Die Wahrheit dieses Goethewortes bestätigte sich damals an ihm, der von der Vorsehung zum Führer und Erretter seines Volks berufen, von Feinden und Widersachern aber auf Schritt und Tritt umgeben war.

Es war in der fünften Nachmittagsstunde des 7. Mai, als Graf Bismarck, aus dem Königlichen Palais kommend, dem mittlern Promenadenweg der Straße „Unter den Linden“ entlang seiner Wohnung in der Wilhelmstraße zuschritt. Er hatte dem Könige Vortrag gehalten, und tiefernste Gedanken, vielleicht auch bange Zweifel an dem Gelingen seiner großen Pläne, mochten seine Seele erfüllen. Da, als er in der Nähe des russischen Botschaftshotels, gegenüber der Schadowstraße, war, hörte er die schmetternden Klänge eines Militärmarsches. Er wandte, von dem Promenadenwege abbiegend, sich der südlichen Fahrstraße zu und stellte sich dicht an eine Anschlagsäule, um die Soldaten, welche mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Thor dahermarschiert kamen, näher zu betrachten. Es war das erste Bataillon des zweiten Garderegiments, unter Führung des Majors von Erckert. Plötzlich fiel dicht hinter dem Minister ein Schuß, dem wenige Sekunden darauf ein zweiter folgte. Als sich Bismarck umwandte, sah er wenige Schritte vor sich einen sauber, fast elegant gekleideten jungen Menschen von kleiner Statur, der einen Revolver auf ihn gerichtet hielt, aus dem er im nächsten Augenblicke eine dritte Kugel abfeuerte, die Bismarck voll auf die Brust traf und hart auf den Knochen aufschlug, aber wunderbarer Weise abprallte. Blitzschnell sprang der Bedrohte hinzu, packte den Mörder mit der Rechten an der Brust, während die Linke den zum neuen Schuß erhobenen Arm ergriff. Sogleich aber faßt der Attentäter die Mordwaffe mit der linken Hand, stemmt sie mit aller Macht gegen die Brust des Ministers und feuert nochmals zwei Schüsse

ab, die quer über die durch eine rasche Drehung des Oberkörpers geschützte Brust gehen. Einen stechenden Schmerz fühlend, glaubt sich Bismarck verwundet und läßt den Mörder los. Der Buchbindermeister Bannewitz, Offiziere und Mannschaften des vorüberziehenden Gardebataillons sind inzwischen dem Angegriffenen zur Hilfe geeilt, welche den Mörder entwaffnen und gefangen nehmen.

Der Minister war im nächsten Augenblicke von einer Menschenmenge umringt, die ihn zu seiner wunderbaren Rettung jubelnd beglückwünschte. Es zeigte sich, daß die fünf abgegebenen Schüsse Bismarcks Überrock auf der Brust durchlöchert und versengt hatten, von den fehlgegangenen oder abgeprallten Kugeln einige in die nahestehende Anschlagsäule eingedrungen waren. Der wackere Buchbindermeister Bannewitz, der dem Minister beigesprungen und den Attentäter abgehalten hatte, auch die letzte Kugel der Mordwaffe abzufeuern, hatte bei seiner kühnen Rettungsthat mehr Schaden genommen, als der Angegriffene selbst, indem er durch eine der abprallenden Kugeln und durch den Bajonettstich eines Soldaten, der ihn für den Thäter gehalten, nicht unbedeutend verwundet worden war.

Bismarck berichtete später, an einem parlamentarischen Abende, 12. Dezember 1874, über die Einzelheiten seines Kampfes mit dem Mordgesellen noch folgendes: „Ich hatte Mühe, den jungen kräftigen Mann von mir abzuwehren, und lange hätte das Ringen mit ihm nicht dauern dürfen, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. In diesem Augenblicke erhob sich ein Gewehrkolben über meinem Haupte. Einer der Soldaten wollte intervenieren. Da wurde eine lederbehandschuhte Hand sichtbar, die den Gewehrkolben faßte und eine Stentorstimme, die einem Offizier gehörte, schrie: Rindvieh!“ *)

Während die Klänge des Preußenliedes wieder ertönen und das Bataillon des Garderegiments weitermarschiert, begiebt sich Bismarck nach seiner Wohnung. Dort tritt er zuerst in sein Arbeitszimmer, um dem König das Geschehene zu melden. Im Empfangszimmer seiner Gemahlin findet er eine größere Gesellschaft, welche er unbefangen auf das freundlichste begrüßt. Er findet Gelegenheit, seiner Gemahlin leise

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ I. 64.

zuzuflüstern, was ihm begegnet: „Sie haben auf mich geschossen, Kind; aber sei unbesorgt; es hat nichts zu bedeuten.“ Die bestürzten Mienen der Gräfin verraten den Gästen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. Sie erfahren das Ereignis, und Äußerungen des Schreckens werden laut. Doch der Herr des Hauses beruhigt sie und setzt sich, als ob ihm nichts geschehen, zu Tische. Inzwischen ist der Hausarzt gerufen worden, der nur leichte, ungefährliche Verletzungen feststellt. Auf die Frage, wie es möglich gewesen, daß keiner der fünf aus unmittelbarer Nähe abgegebenen Schüsse das Leben des Getroffenen gefährdet habe, antwortete der Arzt: „Hier giebt es nur eine Erklärung: Gott hat seine Hand dazwischen gehabt!“

Die Freude und das Dankgefühl gegen Gott für die wunderbare Errettung fanden lebhaften Ausdruck, als bald darauf der König, die Prinzen des Hofes, Generale, Minister und andere hochgestellte Personen kamen, um den Grafen zu beglückwünschen. Auch ein Teil der Berliner Bevölkerung blieb, als Extrablätter die Kunde durch die Stadt verbreitet hatten, nicht zurück, dem Geretteten ihre Glückwünsche darzubringen.

Die Kapelle des zweiten Garderegiments, welche Zeuge des Mordanfalls gewesen, ehrte ihn am nächsten Abend durch ein Fackelständchen. Für diese Huldigung, an der sich eine nach Tausenden zählende Volksmenge beteiligte, dankte Graf Bismarck vom Fenster seines Arbeitszimmers aus bewegten Herzens mit den Worten:

„Meine Herren und Landsleute! Ich danke Ihnen herzlich für die Ehre, die Sie mir soeben erwiesen, nachdem es Gott gefallen hat, mich aus sichtbarer Todesgefahr zu erretten. Ich bin gewiß, daß jeder von uns den Tod für seinen König und das Vaterland gern sterben wird, sei es auf dem Straßenpflaster, sei es auf dem Schlachtfelde. Ich würde es als Gottes Gnade ansehen, wenn mir dieser Tod beschieden wäre.“

Der Mordgeselle, welcher Bismarcks Leben bedroht hatte, war der Stiefsohn des in London lebenden badischen Flüchtlings Karl Blind und nannte sich Ferdinand Cohen-Blind. Er hatte auf der landwirtschaftlichen Akademie zu Schloß Hohenheim in Württemberg Studien

getrieben und war durch die Aufwiegelungen in der Presse und in Volksversammlungen zu dem fanatischen Hasse gegen Bismarck gereizt worden, daß er den Vorsatz gefaßt hatte, den Staatsmann, der nach seiner Meinung Deutschland den Frieden raube und die Freiheit unterdrücke, zu ermorden. „Bismarck ist der ärgste Feind Deutschlands, darum war meine That notwendig“, äußerte er. Er entzog sich dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, indem er sich in der Untersuchungshaft mit einem Taschenmesser die Halsadern aufschnitt und so verblutete.

Dem Stiefvater in London wurde der Selbstmord telegraphisch mitgeteilt, und derselbe wandte sich an den Rechtsanwalt Lewald in Berlin mit der Bitte, bei den Behörden zu erwirken, daß der Mörder ein „ehrenvolles Begräbnis“ erhalte. Ein seltsames Licht auf die damals in den Berliner Kreisen gegen den Grafen Bismarck herrschende Stimmung wirft die Thatsache, daß nicht nur jenes Gesuch seitens der Behörden gewährt, sondern auch erlaubt wurde, daß die Leiche des Verbrechers im Polizeipräsidium feierlich aufgebahrt und mit Blumen und Kränzen geschmückt wurde.

Jene Stimmung hat Bismarck später, am 9. Mai 1884 in der Reichstagsverhandlung über die Fortdauer des Sozialistengesetzes, mit bitterm Tadel also gekennzeichnet:

„Vorgestern waren es gerade achtzehn Jahre, als das Attentat von Blind stattfand; der war in keiner Weise dem Arbeiterstande angehörig; er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Student, und er war das Gefäß, in dem die Theorie der Konflikts-Fortschrittspartei und der Kritik der Fortschrittspartei über einen so elenden Minister, wie er heute vor Ihnen steht, und der damals Deutschland in den Krieg stürzen wollte, zu dem ihm kein Heller bewilligt werden sollte, diese Theorien der fortschrittlichen preußischen Landtagspartei vor 1866 sich abgelagert und krystallisiert hatte.

„Wer die Zeit damals miterlebt und mit so viel Interesse studiert hat, wie mir der damalige Vorgang einflößte, wird gesehen haben, wie die sämtlichen fortschrittlichen Blätter nach dem Attentat für Blind Partei nahmen und vor sittlicher Entrüstung darüber, daß ich mich nicht hätte von dem Manne erschießen lassen, sich nicht fassen konnten. Sie warfen

mir vor, ich trage ein Stahlhemd — ich wollte, ich wäre stark genug dazu — und die höhnischen Karikaturen über den Mordanfall wurden überall in den Schaufenstern von der Polizei geduldet.*) Wenn man die fortschrittlichen Blätter, die Karikaturblätter, die heute noch existieren, von damals liest, so muß jeder denselben Eindruck bekommen, wie ich ihn damals bekommen habe, daß die Masse der mittlern Polizeibeamten, vielleicht auch der höhern, vielmehr auf Blinds Seite stand als auf meiner.

„Bekannt ist der Kultus, der mit der Leiche Blinds im Polizeipräsidium damals getrieben wurde. Namhafte Frauen, die in der wissenschaftlichen Welt, oder wenigstens ihre Männer, einen gewissen Ruf hatten, bekränzten sie mit Lorbeer und Blumen . . . Und das allgemeine Ergebnis war für mich in diesen Kreisen die Mißbilligung, daß ich überhaupt noch lebte."

Diese Stimmung gegen Bismarck war gottlob doch nicht ganz allgemein. Es gab auch zahlreiche rühmliche Ausnahmen. In den Tagen nach dem Attentate liefen aus allen Teilen des Vaterlands Hunderte von Glückwunschtelegrammen und Briefen aus aller Welt bei Bismarck ein. Das preußische Volk sah daraus, welchen Wert das Leben seines Ministerpräsidenten hatte, und mancher, der vorher noch von Haß gegen ihn erfüllt war, verwandelte sich jetzt in einen Verehrer und Anhänger.

Die badische zweite Kammer beschloß, die Annahme des Bismarckschen Antrags auf Bundesreform bei der Regierung zu befürworten, zahlreiche Blätter, welche Bismarcks Politik vorher hart bekämpft hatten, fingen jetzt an, sich mit derselben zu befreunden. „Wer jetzt nicht mit Bismarck geht, der ist ein gottverdammter Verräter," rief damals in einer Leipziger Tafelrunde der alte liberale Politiker Moritz Busch einem zaudernden Tischgenossen zu.

Wie viele der Anhänger Bismarcks ein Zeichen Gottes in seiner wunderbaren Errettung aus Mörderhand erblickten, so sah auch er selbst

---

*) Auf einer dieser Karikaturen war folgender Vorgang dargestellt: Ein heldenmütiger Mann, den man als Wilhelm Tell erkennt, fällt Bismarck von vorn an und feuert ihm ins Gesicht. Bestürzt steht der Minister da, während ihm der Hut vom Kopfe fällt. Da kommt der Teufel, schiebt seine Tatze, welche die Kugeln auffängt, zwischen den Mörder und sein Opfer und ruft: „Der gehört mir".

dieselbe als solches an. Der Glaube an seine gerechte Sache ward aufs neue gestärkt, sein Vorsatz befestigt. Er war bereit, mit seinem Werke zu stehen und, wenn es sein mußte, zu fallen.

„Und setzt ihr nicht selber das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Darum mutig und unentwegt vorwärts, wie es das Wohl des Vaterlandes erheischt!

„Denn was an Bismarck ist geschehn,
Wir sollen's morgen an Preußen sehn.
Die Feinde unsers Ruhms und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks.
Sie scheuen Preußens Angesicht,
Sie zielen scharf und treffen nicht.

Darum, mein Preußen, fasse du
Nur stark und fest wie Bismarck zu,
Ersticke kühn den glühen Brand
Im Eisendrucke deiner Hand! —
Fünf Schüsse sind ein Zeichen fein,
Gott will auch fürder mit Preußen sein!"

So rief der Preußensänger George Hesekiel in seinem Gedichte: „Fünf Schüsse — ein Zeichen" den preußischen Staatslenkern zu und nicht umsonst. Preußen war entschlossen, seine Mission in Deutschland endlich zu erfüllen. Während seine Feinde noch zum Kampfe rüsteten, war es schon bereit. Die letzte Stunde des morschen Bauwerks, das seit dem Jahre 1815 zur Schmach und Not des Vaterlands unter dem Namen eines Deutschen Bundes bestanden hatte, war gekommen. Die Minen waren gelegt, welche es unter donnerndem Krachen in die Luft sprengen sollten.

„Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Der Schmied der deutschen Einheit stand an der Esse, das Schmiedefeuer zu schüren, in dem das Gold zur Krone des Reichs glühte. Bald hob er den Hammer zum gewaltigen zweiten Schlage.

— —



XXIII.

Hurra, Borussia!

Hurra, Borussia! im kühnsten Flug
Erhebt sich dein Adler zum Siegeszug,
Nachdem deine Söhne hehr und groß
Ihm machten die starken Schwingen los.

Hurra, Borussia! dein blankes Schwert
Blitzesgleich aus der Scheide fährt,
Und vor den flammenden Streichen fällt,
Was sich dir feind entgegen stellt.

So aus der Mutter Germania Haus
Fegst du den Wust und Unrat aus,
Und durch den nächtigen Nebelflor
Bricht strahlend Deutschlands Sonne hervor.

Junitage 1866! Die Augen der Welt sind auf Deutschland gerichtet, wo eben ein Werk begonnen wird, das mit zu den größten und wunderbarsten Ereignissen in der Geschichte der Völker gehört. Unter all den Tausenden, welche zur Mitarbeit an jenem gewaltigen Werke berufen sind, lenkt aller Blicke auf sich jener mächtige Mann, dessen Plan und Willen die Arbeiterscharen wollend oder widerstrebend sich fügen!

Seit den Tagen, da Friedrich der Einzige mit seinem kleinen Preußenheere gegen Europa in den Kampf zog, war ein Wagnis, wie es jetzt der Lenker der preußischen Staatskunst, Graf Bismarck, unternahm, nicht mehr erlebt worden. Die Teilnahme an dem Geschicke der Völker schien in den Hintergrund gedrängt von der Frage: Wird


BUND
STAG
1866
1895
R. Knötel.

es dem gewaltigen Staatsmanne in Berlin gelingen, sein Werk gegen eine Welt von Feinden und Widersachern siegreich durchzuführen?

Um uns die Gestalt und den Seelenzustand unsers Helden in jenen denkwürdigen Tagen lebendig zu vergegenwärtigen, folgen wir den Schilderungen eines Mannes, welcher damals eine eingehende, vertrauliche Unterredung mit demselben hatte. Es war an einem der ersten Tage des Juni, als der Berichterstatter einer großen Pariser Zeitung, der französische Schriftsteller Vilbort, sich in einem Schreiben an den Grafen Bismarck wandte und diesen um eine Audienz ersuchte. „Eine große demokratische Pariser Zeitung, ‚Le Siècle‘,“ hieß es in dem Briefe, „welche eine Million Leser hat, hat mir die Mission anvertraut, ihm so genau wie möglich über die Menschen und Dinge in Deutschland zu berichten. Man versichert mir in Ihrem Büreau, daß Sie für jedermann unsichtbar sind, ausgenommen für den König von Preußen. Ich bedaure dies sehr lebhaft, Herr Minister; denn Sie sind ein Rätsel, dessen Auflösung ich der französischen Nation gern schicken möchte.“ Zwei Stunden, nachdem das Gesuch dem Kabinett des Ministers zugestellt worden war, erhielt Vilbort die Antwort, daß der Graf Bismarck ihn noch an demselben Tage, abends um 10 Uhr, „mit Vergnügen“ empfangen werde. Über den Besuch berichtete der Franzose, der wohl zu den Bewunderern des preußischen Staatsmannes, aber, wie sein gehässiges Buch „Das Werk des Herrn von Bismarck 1863—1866“*) erweist, keineswegs zu dessen Freunden zählte, folgendes:

„Nicht ohne Erregung, ich gestehe es, trat ich in das Kabinett, wo dieser außerordentliche Mann Tag und Nacht dachte und schrieb, welcher damals den Frieden Europas, an einem Faden hangend, in seiner Hand hielt. Er erhob sich, kam auf mich zu, ergriff meine Hand, ließ mich in einem Lehnstuhl ihm gegenüber niedersetzen und fragte mich: ‚Rauchen Sie?‘ Er bot mir eine Zigarre an. Wenn ich diese Einzelheiten hier wiederhole, so geschieht es deshalb, weil sie, aus dem unmittelbaren Eindrucke geschöpft, mir den Mann vergegenwärtigen. Hoher Wuchs und durchfurchte Züge; auf einer hohen und

---

*) Deutsche Ausgabe: Berlin 1870 bei Albert Eichhoff. Obige Schilderung Bd. I. Seite 204 ff.

breiten Stirn Wohlwollen mit Halsstarrigkeit verbunden. Große, tiefe und sanfte Augen, die aber schrecklich werden können, wenn sie im Zornesfeuer aufblitzen. Sein Haar ist blond, auf dem Scheitel dünn gesäet. Herr von Bismarck trägt einen militärischen Schnurrbart, der die Ironie seines Lächelns verschleiert; in seiner stets bilderreichen Sprache verbindet sich soldatische Geradheit mit diplomatischer Vorsicht. Auch ist er als vornehmer Herr und Hofmann mit einer ausgesuchten Höflichkeit bewaffnet.

„Herr Minister, sagte ich zu ihm, gestatten Sie mir mit völliger Offenheit zu Ihnen zu reden. Ich erkenne gern an, daß Preußen in seiner auswärtigen Politik heute Ziele zu verfolgen scheint, die der französischen Nation ganz außerordentlich sympathisch sind, nämlich: Italien gänzlich von Österreich zu befreien und Deutschland auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts zu konstituieren. Aber besteht nicht zwischen Ihrer preußischen und deutschen Politik ein auffallender Widerspruch? Sie verkündigen ein Volksparlament als einzige Quelle, aus welcher Deutschland neugeboren hervorgehen könne, als alleinige höchste Gewalt, die fähig ist, seine neuen Geschicke zu erfüllen, und gleichzeitig behandeln Sie die zweite Berliner Kammer nach der Manier Ludwigs XIV., als er, die Reitpeitsche in der Hand, das Pariser Parlament betrat. Um die volle Wahrheit zu sagen, in Paris hat die öffentliche Meinung Ihr Projekt eines Nationalparlaments nicht ernst genommen. Man hat darin lediglich eine gut ersonnene Kriegsmaschine gesehen und glaubt, daß Sie der Mann dazu sind, dies Werkzeug, an dem Tage, an dem es lästig oder unnütz würde, wieder zu zerbrechen.

„Das muß ich gestehen, erwiderte mir Graf Bismarck, Sie gehen den Dingen auf den Grund. In Frankreich, ich weiß es, erfreue ich mich derselben Unbeliebtheit wie in Deutschland. Überall macht man mich allein verantwortlich für eine Situation, die ich nicht gemacht habe, sondern die sich mir wie allen aufgedrängt hat. Ich bin der Sündenbock der öffentlichen Meinung; aber ich quäle mich wenig darum. Ich verfolge mit vollkommen ruhigem Gewissen ein Ziel, das meiner Meinung nach meinem Lande und Deutschland nützlich ist. Was die

Mittel anlangt, so habe ich die genommen, die sich mir dargeboten haben, aus Mangel an andern. Über die innere Lage Preußens wäre vielerlei zu sagen. — Während Frankreich und Italien — jedes für sich — einen großen sozialen Körper bilden, den derselbe Geist, dasselbe Gefühl beseelt, ist in Deutschland im Gegenteil der Individualismus vorherrschend. Jeder lebt hier abgesondert in seinem kleinen Winkel mit seiner Meinung für sich zwischen Weib und Kindern stets voll Mißtrauen gegen die Regierung wie gegen seinen Nachbar, alles von seinem persönlichen Standpunkte, niemals aber etwas vom Standpunkte der Masse aus betrachtend. Das Gefühl des Individualismus und das Bedürfnis des Widerspruchs sind bei dem Deutschen in einem unbegreiflichen Grade entwickelt. Man zeige ihm eine offene Thür; ehe er hindurchgeht, wird er sich darauf steifen, sich nebenan in der Mauer ein Loch bohren zu wollen. So wird auch keine Regierung, was immer sie thun möge, in Preußen jemals beliebt werden. Die große Mehrheit wird stets entgegengesetzter Meinung sein. Dadurch allein, daß sie die Regierung ist und sich der Einzelperson gegenüber als Autorität hinstellt, ist sie dazu verurteilt, von den Gemäßigten beständig Widerspruch, von Exaltierten Verunglimpfung und Angriffe zu erfahren. Das ist das gemeinsame Schicksal aller Regierungen gewesen, die seit dem Beginne der Dynastie aufeinander gefolgt sind. Die liberalen Minister haben ebensowenig wie die reaktionären vor unsern Politikern Gnade finden können. —

„Und indem er die verschiedenen Regierungen und Regierungsformen seit Anbeginn der Monarchie durchmusterte, ließ Graf Bismarck es sich angelegen sein, mir in farbenreicher und von witzigen Einfällen strotzender Sprache zu beweisen, daß die Auerswald und die Manteuffel dasselbe Schicksal gehabt hätten, und daß Friedrich Wilhelm III., den man den Gerechten nannte, bei dem Streben, die Preußen zufriedenzustellen, sein Latein ausgegangen sei, ebenso wie Friedrich Wilhelm IV.

„Den Siegen Friedrichs des Großen jauchzten sie freudig zu; doch bei seinem Tode rieben sie sich die Hände vor Freude, von diesem

Tyrannen befreit zu sein. Neben diesem Antagonismus*) jedoch besteht eine tiefe Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Es gab noch keinen Fürsten, keinen Minister, keine Regierung, die sich die Gunst des preußischen Sondergeistes hätte erobern können; alle aber rufen aus Herzensgrund: Es lebe der König! Und wenn der König befiehlt, so gehorchen sie. Der Preuße, der sich auf einer Barrikade den Arm zerschlagen ließe, würde ganz beschämt in seine Wohnung zurückkehren und seine Frau ihn als Einfaltspinsel behandeln; in der Armee jedoch ist er ein bewundernswerter Soldat und schlägt sich wie ein Löwe für die Ehre seines Landes. Die uns von den Umständen auferlegte Notwendigkeit einer großen bewaffneten Macht hat eine Politik des Widerspruchs nicht anerkennen wollen. Was mich betrifft, so konnte ich nicht schwanken. Durch meine Familie, durch meine Erziehung bin ich vor allem der Mann des Königs. Nun, der König hielt an dieser Heeresorganisation wie an seiner Krone fest, weil auch er sie in seiner tiefsten Seele für unentbehrlich hielt. — —

„Sechzehn Jahre ist's her; ich lebte als Gutsbesitzer auf dem Lande, als mich der König als Gesandten nach Frankfurt berief. Ich war in der Bewunderung der österreichischen Politik auferzogen worden. Ich brauchte nicht viel Zeit, um meinen Jugendillusionen über Österreich zu entsagen, und ich wurde sein erklärter Gegner. Die Erniedrigung meines Vaterlandes, Deutschland fremden Interessen geopfert, eine hinterlistige und treulose Politik, alles das war nicht dazu angethan, mir zu gefallen. Ich wußte nicht, daß ich in der Zukunft noch einmal eine Rolle spielen sollte; doch faßte ich seit dieser Zeit die Idee, deren Verwirklichung ich heute verfolge, Deutschland dem österreichischen Drucke zu entziehen oder wenigstens denjenigen Teil Deutschlands, welcher durch seine Interessen mit dem Geschicke Preußens verknüpft ist: Norddeutschland. Alle Hindernisse, aller Widerspruch, mit denen ich in Preußen zu ringen hatte, konnten mich nicht abhalten, mich mit Leib und Seele dieser Idee zu widmen. Um dieses Ziel zu erreichen, würde ich allem trotzen: der Verbannung und selbst dem Schaffot. Und ich habe zum Kronprinzen gesagt, der durch seine Erziehung und seine

*) Widerstreit.

Neigungen weit eher der Mann der parlamentarischen Regierung ist: Was thut's, wenn man mich hängt, wenn nur der Strick, mit dem ich gehängt werde, Ihren Thron fest an das neue Deutschland knüpft.

„Darf ich Sie auch fragen, Herr Minister, wie es Ihnen möglich geworden ist, den König, den Vertreter des göttlichen Rechts, bestimmen zu können, das allgemeine Stimmrecht, dieses eminent demokratische Prinzip anzunehmen?"

„Das ist, erwiderte Herr von Bismarck lebhaft, ein erfochtener Sieg nach vier Jahren des Kampfes. Als mich vor vier Jahren der König berief, unterbreitete er mir eine lange Liste liberaler Zugeständnisse, während in der Militärfrage keins von ihm zu erwarten war. Ich sagte zum Könige: ich nehme an, und je liberaler eine Regierung, um so besser. Einerseits hat sich nun die Kammer, andrerseits die Krone hartnäckig gezeigt. Meine Verehrung für den König machte es mir zur Pflicht, ihm in dem Konflikt zu folgen. Daß ich aber von Natur oder aus System ein Gegner der Nationalvertretung, der geschworene Feind des Parlamentarismus sei, das ist eine ganz willkürliche Unterstellung. Niemand ist berechtigt, mir die Beleidigung zuzufügen, als gedächte ich mit meinem Parlamentprojekt Deutschland hinters Licht zu führen. An dem Tage, wo nach der Erfüllung meiner Aufgabe meine Pflichten gegen meinen König sich mit den Pflichten als Staatsmann schlecht vertragen würden, könnte ich den Entschluß fassen, zurückzutreten, ohne daß ich deshalb mein Werk verleugnen müßte.

„Als ich mich gegen Mitternacht zurückzog, ergriff Graf Bismarck meine Hand und sagte mit größter Freundlichkeit: ‚Ich wünsche Sie wiederzusehen und noch mit Ihnen zu plaudern. Kommen Sie doch morgen und speisen Sie mit uns in Familie. Es ist dies die einzige Stunde bei Tage und bei Nacht, wo ich mir etwas selber angehöre, und jetzt muß ich arbeiten, bis die Sonne meine Lampe auslöscht' ....

„Ich werde die Mauer nicht überschreiten, welche das Privatleben des Staatsmannes umzieht. Ich werde das Publikum nicht in das Innere dieser Familie einführen, wo sozusagen ein Duft französischer Eleganz sich über die pommersche Einfachheit verbreitet. Doch sei es

mir erlaubt, hier mitzuteilen, daß Graf Bismarck das Mahl mit dem attischen Salz unerschöpflicher witziger Einfälle würzte. Keine Befangenheit lag auf seiner Stirn oder in seinen Augen, und doch war man an dem schrecklichsten Augenblick der Krisis angelangt; denn am andern Tage sollte der Krieg erklärt werden. Es war ein Strahl von feinen oder beißenden Witzen, der unter tausend pittoresken Formen von seinen Lippen sprudelte; er selber lachte darüber und aus vollem Herzen. Als wir uns von Tische erhoben, sagte er zu mir: ‚Ich muß Ihnen noch ein Dessert anbieten!‘ Und nun zählte er mir nacheinander die Klauseln des preußisch-italienischen Vertrags auf. Diese Freiheit des Geistes und dieser joviale Humor in einem so kritischen Augenblicke machten einen um so tiefern Eindruck auf mich, als ich wußte, daß der Graf Bismarck nicht auf Rosen gebettet war.“ — —

Im Geschwindschritt drängten die Ereignisse in Deutschland vorwärts. Unter der Wucht desselben krachte die Ruine des Deutschen Bundes in allen Fugen. Das Berliner Kabinett war den fortgesetzt eifrig betriebenen Rüstungen Österreichs nur zögernd gefolgt. In dem Vertrauen auf die Einrichtung seines Heerwesens konnte Preußen ohne Gefahr dem Gegner einen Vorsprung lassen. „Bereit sein ist alles.“ Dies Shakespeare-Wort war für die preußische Staatsleitung schon seit Jahren die Losung gewesen.

Am 1. Juni übertrug Österreich die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit dem deutschen Bundestage und verfügte gleichzeitig die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände. Bismarck protestierte gegen dieses eigenmächtige Vorgehen Österreichs, welches nicht nur den geschlossenen Verträgen zuwiderlief, sondern auch einen Eingriff in die Hoheitsrechte Preußens bedeutete. Und während er in einem Rundschreiben den europäischen Höfen die neue Herausforderung Österreichs mitteilte, erklärte er den Gasteiner Vertrag für aufgehoben. Gleichzeitig erhielt der Statthalter in Schleswig, Freiherr von Manteuffel, den Befehl, seine Truppen zur Wahrung des preußischen Mitbesitzrechtes in Holstein einrücken zu lassen. Das Vorspiel des großen Kriegsdramas von 1866 begann. Glücklicherweise verlief dasselbe unblutig, da Feldmarschall von Gablenz in anbetracht der gefähr-

lichen Stellung mit der holsteinischen Besatzung beim Vorrücken der Preußen ohne Widerstand nach Süden abzog, und so der Boden, den vor noch nicht zwei Jahren die verbündeten Heere in heißen Kämpfen gemeinsam von der Dänenherrschaft befreit hatten, nicht von dem Blute der ehemaligen Waffengenossen gefärbt wurde. Mit den abziehenden Österreichern verließ auch der Erbprinz von Augustenburg für immer das Land seiner Träume, dessen Verwaltung nun seitens Preußens dem Freiherrn Karl von Scheel-Plessen mit dem Titel eines Oberpräsidenten übertragen wurde.

Am 11. Juni berief der österreichische Präsidialgesandte in Frankfurt am Main, Freiherr von Kübeck, die Mitglieder der Bundesversammlung behufs Besprechung der Vorgänge in Schleswig-Holstein zu einer außerordentlichen Sitzung und stellte in derselben den Antrag auf schleunige Mobilmachung des gesamten Bundesheeres mit Ausnahme der dazu zählenden preußischen Korps. Der preußische Gesandte, Herr von Savigny, erhob Einspruch gegen diesen Antrag und erklärte, daß die preußische Regierung die Annahme desselben als Kriegserklärung erachten werde. Der 14. Juni sollte die Entscheidung über den Antrag Österreichs bringen.

Während an den deutschen Höfen in fieberhafter Erregung darüber beraten wurde, wie man sich in dieser verhängnisvollen Lage verhalten solle, legte Bismarck seinem Könige eine Denkschrift vor, worin die Bahnen für die preußische Staats- und Kriegskunst bis ins Einzelne genau vorgezeichnet waren.

„Die Kriegsfrage selbst,“ hieß es darin, „ist heute als unwiderruflich entschieden zu betrachten. Die Anträge vom Bunde sowie die Erklärungen des Grafen Mensdorff lassen keine Zweifel mehr zu. — Der Antrag auf Mobilmachung sämtlicher Armeekorps, außer den preußischen, um gegen Preußen wegen Friedensbruchs einzuschreiten, ist eine offene Kriegserklärung. Er bezweckt eine Exekutive gegen Preußen ohne die im Bundesrechte vorgeschriebenen Formen der Exekution. Die Würde der Monarchie und das Nationalgefühl des preußischen Volks verlangen nicht nur, daß Preußen einem Bunde, in dem ein solches Verfahren möglich geworden, nicht mehr angehöre, sondern daß diesem

Versuche der Exekution durch eine entsprechende Aktion geantwortet werde. — Für diese preußische Aktion bieten sich zwei Wege dar."

Der erste dieser Wege setzte die Neutralität der deutschen Mittel- und Kleinstaaten voraus; da aber die Entscheidung über diese Frage schon in den nächsten Tagen erfolgte, so kam nur der zweite von Bismarck angegebene Plan in Betracht. In Bezug darauf hieß es in der Denkschrift:

„Der andre Weg würde von der Voraussetzung ausgehen, daß auf die Neutralität der deutschen Regierungen nicht gerechnet werden dürfte, und daß es daher notwendig sei, ihre Aktion durch ein entschiedenes Eintreten zu paralysieren, ehe sie im stande sind, dieselbe zu beginnen.

„Sollte die Entscheidung für diesen Weg ausfallen, so ist folgende Entwicklung ins Auge zu fassen:

„Am Tage nach der Abstimmung in Frankfurt, also am Freitag den 15. Juni, werden die Regierungen von Nassau, Kurhessen, Hannover und Sachsen gleichzeitig durch die diplomatischen Vertreter schriftlich und eintretenden Falls durch Andringen bei den Souveränen selbst aufzufordern seien:

> ihre Rüstungen sofort einzustellen, ihre mobilen Truppen zu entlassen und gleichzeitig den von Preußen vorgelegten Bundesreformvorschlag, welcher in der Bundestagssitzung vom 14. Juni eingebracht sein wird, anzunehmen. Für den Fall der Bejahung würde ihnen der Landbesitz und ihre Souveränität zugesichert, für den Fall der Verneinung oder einer ausweichenden Antwort würde ihnen von Preußen der Krieg erklärt.

„An die Militärbehörden müßte im voraus die Weisung ergehen, auf telegraphische, von den Gesandten ihnen zukommende Nachricht über den Ausfall der Antwort sogleich einrücken zu können.

„Für die Einschlagung dieses Wegs spricht der Umstand, daß nach allem, was hier bekannt ist, sämtliche deutsche Staaten noch nicht fertig gerüstet sind, und es in den nächsten Tagen noch nicht sein können, daß Preußen dagegen durch seine Rüstungen und die Stellung seiner Truppen — wobei die friedliche Okkupation Holsteins und die

ohne Blutvergießen an der Elbe gewonnene Stellung ein wichtiges Moment ist — sich im stande befindet, ihnen zuvorzukommen und erst alle in seinem Rücken befindlichen Gefahren zu beseitigen, ehe die großen Operationen nach dem Süden hin beginnen. Der Angriff, dem es in der letztern Richtung zu begegnen hätte, würde dann nur von Bayern und Österreich ausgehen können, dem sich vielleicht noch Württemberg anschließen dürfte, da das Großherzogtum Hessen durch Kurhessen neutralisiert werden würde. Württemberg dürfte zu einer augenblicklichen oder raschen Aktion kaum im stande sein, und auch Bayern ist nicht fertig gerüstet."

Diese Denkschrift wurde zur Grundlage der Verhandlungen eines am 12. Juni unter dem Vorsitze des Königs abgehaltenen Ministerrats gemacht.

Während Bismarck noch bis zur letzten Stunde an der Hoffnung auf die friedliche Vermittlung des bayrischen Ministerpräsidenten Herrn von der Pfordten festhielt, entschied sich der König, der an eine Neutralität der Mittelstaaten nicht mehr glaubte, sogleich nach dem Vortrage der Denkschrift für den zweiten Weg, und es wurden unverzüglich die betreffenden Gesandten und Generale mit den nötigen Weisungen versehen.

Inzwischen traf Österreich mit fieberhafter Hast die Vorbereitungen zum Kampfe. Die Siegeszuversicht des Wiener Kabinetts hatte einen neuen wichtigen Stützpunkt erhalten. Kaiser Napoleon war, nachdem sein erneuter Vorschlag einer europäischen Friedens-Konferenz gescheitert war und ihm die preußische Politik jede Aussicht auf Abtretung deutscher Gebiete genommen hatte, zu dem festen Entschlusse gelangt, durch ein Bündnis mit Österreich das Ziel seiner Wünsche zu erstreben. In Wien ging man, wie oben erwähnt, auf seine Vorschläge willig ein. Nach längern Unterhandlungen wurde am 12. Juni 1866 ein geheimer Bündnisvertrag unterzeichnet, worin Österreich und Frankreich vereinbarten: Frankreich bleibt in dem bevorstehenden Kriege neutral und verspricht alles zu thun, um Italien zu bewegen, dasselbe zu thun. Dafür stellt Österreich dem Kaiser Napoleon Venetien zur Verfügung, dem unbeschadet des Verlaufs der Kriegsereignisse gestattet sein soll, dasselbe an Italien

weiterzugeben. In Deutschland bleibt das alte Verhältnis der beiden Großmächte bestehen, wonach weder die eine noch die andere die Oberherrschaft ausübt; Frankreich erhält als Entschädigung die Rheinlande, Österreich die preußische Provinz Schlesien. Die weltliche Herrschaft des Papstes bleibt unverletzt.

Preußen gegenüber, um dessen Gunst Napoleon seit Jahren geworben hatte, wußte der hinterlistige Franzosenkaiser jeden Verdacht der Untreue abzulenken, indem er dem preußischen Gesandten in Paris, Grafen v. d. Goltz, erklärte, Österreich trage jetzt die Verantwortung für den Krieg allein; die wohlwollende Neutralität Frankreichs sei Preußen gesichert. Dem italienischen Gesandten spiegelte er vor, Frankreich habe Österreich seine Neutralität zugesagt, wenn dieses in die Abtretung Venetiens willige, und Österreich habe zugesichert, unter allen Umständen den Besitzstand Italiens vor dem Kriege zu achten. Italien bleibe freie Wahl, den Krieg zu führen, müsse aber vermeiden selbst anzugreifen und im Falle eines Kriegs mit Österreich denselben ja nicht zu energisch führen.

Leider ist der schnöde Vertrag zwischen Frankreich und Österreich erst drei Jahre später, im Mai 1869, durch französische Staatsmänner enthüllt worden; wäre das Geheimnis damals vor Ausbruch des Kriegs in Deutschland bekannt geworden, sicher wäre die Stimmung zu gunsten Preußens plötzlich umgeschlagen. Nun aber verdammte nicht nur der größte Teil des deutschen Volks die Politik Preußens, sondern auch die liberalen Kreise der Bevölkerung des eignen Landes.

Schon im Mai erklärte der deutsche Abgeordnetentag in Frankfurt: „Wir verdammen den drohenden Krieg als einen nur dynastischen Zwecken dienenden Kabinettskrieg. Mit ihrem Fluche und der Strafe des Landesverrats wird die Nation diejenigen treffen, welche in Verhandlungen mit auswärtigen Mächten deutsches Gebiet preisgeben“, welche Drohung natürlich gegen König Wilhelm und seine Ratgeber gerichtet war.

Der in Berlin zur selben Zeit tagende Ausschuß des Nationalvereins faßte die Entschließung: „Das Rechtsbewußtsein der Nation

protestiert bis zum letzten Augenblicke gegen die Willkür, welche mit dem Schicksale Deutschlands ein unverantwortliches Spiel treibt.“ Versammlungen von Urwählern in den Berliner Wahlbezirken sprachen ihren Protest in den Worten aus: „Ein Krieg Preußens gegen Österreich ist der Wohlfahrt Deutschlands ebensosehr wie dem Rechte zuwider. Die Einigung des deutschen Vaterlandes ist auf keinem andern Wege als auf dem der Freiheit zu erzielen!“

Preußische Städte wie Königsberg, Stettin, Cöslin u. a. ließen durch ihre Behörden und Vertreter Adressen an den König gelangen, worin um Vermeidung des Kriegs gebeten und ein gründlicher Wechsel des Systems und der Personen der Regierung gefordert wurde. Zahlreiche Handelskammern Westfalens und der Rheinlande beschworen den König, den Frieden zu erhalten.

Demgegenüber fehlte es auch nicht an Stimmen, welche die preußische Regierung ermutigten, auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen. Mit dem Führer der hannoverschen Liberalen, Rudolf von Bennigsen, hatte Bismarck in Berlin eine Unterredung, in welcher dieser dem Hannoveraner über seine Pläne eine Meinung einflößte, daß sich derselbe vom Nationalverein lossagte. Weite Kreise Kurhessens, Thüringens und Sachsens standen auf preußischer Seite. Eine große Bürgerversammlung Leipzigs forderte die Neutralität Sachsens. Kundgebungen der Altliberalen in Halle und der städtischen Körperschaften in Breslau erklärten: Können die höchsten Güter Preußens und Deutschlands erhalten werden im Frieden, so begrüßen wir dieselben freudigen Herzens; sollten aber die Gegner Preußens und Deutschlands wiederum eine Demütigung Preußens erstreben, wie es 1850 geschehen, so würde man lieber alle Lasten und Leiden eines Kriegs auf sich nehmen, als die Lösung der historischen Aufgabe Preußens, die Einigung Deutschlands, wieder auf Jahre hinausrücken zu lassen.“

Den preußischen Volksvertretern hatte die Regierung das Mitreden in dieser Frage entzogen, indem das Abgeordnetenhaus am 9. Mai aufgelöst worden war, „weil dasselbe,“ wie es in der betreffenden Verfügung hieß, „unter dem Einflusse andrer Verhältnisse gewählt worden, als diejenigen sind, welche heute bestimmend auf die Wähler wirken müssen.“

Es kam der 14. Juni, welcher in der Bundesversammlung die verhängnisvolle Entscheidung über Krieg oder Frieden bringen sollte. Unter krampfhaften Zuckungen hatten die kleinern Regierungen ihre Entschlüsse gefaßt. Sein oder Nichtsein, das war hier die Frage. Mit fast atemloser Spannung sahen die Mitglieder der hohen Bundesversammlung dem Beginn der Verhandlungen entgegen. Der Präsidialgesandte, Freiherr von Kübeck, eröffnete dieselben mit geschäftlichen Mitteilungen, darunter einem kurzen Rechnungsbericht über die „Monumenta Germaniae historica“. Darauf brachte er den österreichischen Antrag, in seiner Art auch ein Denkmal deutscher Geschichte, zur Abstimmung. Die Zahl der Stimmen war, da die Stimme für Holstein-Lauenburg ausgesetzt werden mußte, sechzehn, die zur Beschlußfassung erforderliche Mehrheit neun. Österreich begann mit der Annahme des Antrags und der Erklärung, daß die von ihm zu stellenden drei Bundeskorps kriegsbereit seien. Preußen folgte mit einem Widerspruch gegen jede Behandlung des nach Form und Inhalt bundeswidrigen Antrags. Von den übrigen Mitgliedern stimmten Bayern, Sachsen, Darmstadt, Württemberg, Hannover, Kurhessen und die Dreizehnte Kurie (Nassau-Braunschweig), für den Antrag, Luxemburg, die sächsischen Großherzog- und Herzogtümer (mit Ausnahme von Meiningen), die Vierzehnte Kurie (beide Mecklenburg), Fünfzehnte Kurie (Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt) und die Siebzehnte Kurie (die freien Städte, mit Ausnahme von Frankfurt) gegen den Antrag. Baden enthielt sich der Abstimmung, die Sechzehnte Kurie (Liechtenstein, beide Reuß, Lippe, Waldeck) stimmte für den Antrag unter folgenden Erwägungen: Da zwei Regierungen für Ablehnung, eine für Verweisung an den Ausschuß stimmten und der Gesandte nicht vollständig instruiert sei, so seien die Einzelstimmen zersplittert, und der Gesandte habe sich der Mehrheit der Bundesversammlung anzuschließen.*) Als Schlußergebnis der Abstimmung verkündete der Präsidialgesandte, daß der Antrag mit neun gegen sechs Stimmen angenommen worden sei. Alsbald erhob sich der preußische Gesandte, um zu erklären: Schon die Einbringung, geschweige denn die Annahme des Antrags stehe mit den Grundgesetzen des Bundes im

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. IV. Seite 444.

Widerspruch. Nachdem Preußen seine Bedrohung durch Österreichs Rüstungen vergeblich beim Bunde zur Sprache gebracht habe, sehe es jetzt durch die ebenerfolgte Kriegserklärung gegen ein Bundesmitglied den Bundesbruch als vollzogen an. Se. Majestät der König werde demnach den Bundesvertrag als erloschen betrachten und behandeln, halte aber fest an der Grundlage der nationalen Einheit und lege deshalb die Grundzüge zu einer neuen, zeitgemäßen Einigung noch vor, indem er sich bereit erkläre, auf dieser Grundlage einen neuen Bund mit den damit einverstandenen Regierungen zu schließen. Der Gesandte vollziehe die Befehle seiner Regierung, indem er seine bisherige Thätigkeit hiermit für beendet erkläre.

Das war das Ende des Deutschen Bundes, welcher an jenem denkwürdigen 14. Juni 1866 nach einundfünfzigjährigem unrühmlichen Bestehen zusammenbrach. Von keinem Vaterlandsfreunde ist der Sturz der schmach- und unheilvollen Brutstätte der alten Raben deutscher Zwietracht bejammert worden. Unverzüglich gingen die Baumeister der deutschen Einheit ans Werk, die Trümmer hinwegzuräumen und den Neubau zu beginnen.

Nachdem die telegraphische Nachricht von der verhängnisvollen Bundestagssitzung in Berlin eingetroffen war, begab sich Bismarck unverzüglich zum Könige, um ihm Vortrag zu halten und dessen Genehmigung der sich hieraus notwendig ergebenden weitern Schritte der preußischen Politik zu erwirken. Der König, obgleich seit Monaten auf diese Entwicklung der Dinge vorbereitet, war jetzt doch tief erschüttert, als die amtliche Mitteilung des Bundestagsgesandten von der in Frankfurt erfolgten Entscheidung vor ihm lag. Auch aus Bismarcks Worten klang die innere Bewegung, als er dem königlichen Herrn das Schwinden der letzten Friedenshoffnung darlegte und am Schlusse seines Vortrags um des Königs Befehle zur Ergreifung der Waffen bat.

Einen entscheidenden Augenblick von so gewaltiger Bedeutung wie diesen hatte der König noch nicht erlebt. Die ganze Schwere der Verantwortung des jetzt von ihm geforderten Entschlusses fiel auf seine Seele. Einen Augenblick stand er zögernd, in tiefem Sinnen da. Dann sagte er zu seinem der Entscheidung harrenden Minister, daß er sich

auf kurze Zeit in das Nebengemach zurückzuziehen wünsche. Ein Zufall fügte es, daß der herzbewegende Vorgang, der sich nun im Gemache des Königs zutrug, der Welt nicht verborgen blieb. Der König hatte beim Eintritt in das Zimmer vergessen, die Thür desselben völlig zu schließen, und durch einen Spiegel sah Bismarck, wie König Wilhelm niederkniete, um im heißen Gebete von dem Könige aller Könige in dieser Entscheidungsstunde Weisheit und Erleuchtung zu erflehen. Dem eisernen Staatsmanne traten beim Anblick dieser Scene die Thränen in die Augen. Nach kurzer Zeit kehrte der König zurück; Ruhe und Entschlossenheit lagen auf seinem milden Antlitz, als er zu seinem treuen Ratgeber sagte: „Ich habe die Entscheidung getroffen. Ich genehmige Ihre Vorschläge."

Bismarck ging unverweilt an die Ausführung seiner Vorschläge. Durch ein Rundschreiben an alle Mächte, welche die Wiener Kongreßakte von 1815 mitunterzeichnet hatten, machte er am 15. Juni Mitteilung von den Vorgängen, durch „welche das bestehende europäische Recht wesentlich alteriert" werde. Um dem eignen Volke von den bedeutungsschweren Ereignissen Kunde und über die daraus folgenden Schritte der preußischen Politik Aufklärung zu geben, veranlaßte er einen Artikel, der in den amtlichen Organen erschien. Darin hieß es:

„Der 14. Juni ist in der Geschichte Deutschlands fortan ein Tag von dauernder Bedeutung. Am 14. Juni ist der Bund in seiner bisherigen Gestalt vernichtet worden. Österreich gedachte den Bund gegen Preußen ins Feld zu führen; darum ist er zu Grunde gegangen. Statt des alten machtlosen Bundes soll eine neue Verbindung deutscher Fürsten und Völker auf den Grundlagen wahrer Macht und echter Freiheit errichtet werden. Preußen soll in diesem Bunde die Stellung einnehmen, welche ihm nach seiner wirklichen Bedeutung und nach seinen Leistungen für Deutschland gebührt!"

In einem Aufrufe, am 18. Juni, dem Tage von Waterloo erlassen, sprach der König zu seinem preußischen und zum deutschen Volke Worte, die von der ganzen Hochherzigkeit seiner Gesinnung zeugten. Darin hieß es:

„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in fester und heilsamer Weise zu erneuern! —

„Nur die Grundlage des Bundes, die lebendige Einheit der Nation ist geblieben, und es ist die Pflicht der Regierungen und des Volks, für diese Einheit einen neuen lebenskräftigen Ausdruck zu finden. Möge das deutsche Volk, im Hinblick auf dies hohe Ziel, Preußen mit Vertrauen entgegenkommen und die friedliche Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes fördern und sichern helfen!"

In dem Augenblicke, da Roon und Moltke das meister- und musterhaft konstruierte Uhrwerk der preußischen Heeresmacht gegen die äußern Feinde in Bewegung setzten, wollte Bismarck es nicht unterlassen, seinen Gegnern in der Volksvertretung des eignen Landes noch einmal die Hand des Friedens und der Versöhnung zu bieten. Dem Abgeordnetenhause, das aufgelöst worden war, konnte er seine Absichten und Pläne jetzt nicht darlegen. Er sandte deshalb einen Vertrauensmann, den Bankier Gerson Bleichröder, zu einem der bedeutendsten Vorkämpfer der liberalen Opposition des Abgeordnetenhauses, Herrn von Unruh, mit dem er in den Jahren des Konflikts manch harten Wortstrauß ausgefochten hatte, und ließ denselben zu einer vertraulichen Unterredung zu sich einladen. Die Überraschung des Herrn von Unruh war nicht gering, als er die freundliche Einladung des Ministerpräsidenten erhielt. Zur bestimmten Stunde, abends neuneinhalb Uhr, erschien er am 20. Juni im Ministerpalais in der Wilhelmstraße. Es war die Stunde des Diners, die einzige Zeit des Tages und der Nacht, wo der schwerbelastete Staatsmann, wie er zu Vilbort sagte, ein wenig sich selbst angehörte. Doch erfuhr der Geladene, daß auch diese Stunde dem Minister nicht mehr gehörte; er fand denselben von Besuchern förmlich umlagert und mußte längere Zeit warten. Endlich erschien Bismarck und begrüßte seinen Gast unter vielen Entschuldigungen; schließlich sagte er:

„Hier oben komme ich nicht dazu, mit Ihnen zu sprechen; aber ich werde mich losmachen und mit Ihnen in den Garten gehen."

auf kurze Zeit in das Nebengemach zurückzuziehen wünsche. Ein Zufall fügte es, daß der herzbewegende Vorgang, der sich nun im Gemache des Königs zutrug, der Welt nicht verborgen blieb. Der König hatte beim Eintritt in das Zimmer vergessen, die Thür desselben völlig zu schließen, und durch einen Spiegel sah Bismarck, wie König Wilhelm niederkniete, um im heißen Gebete von dem Könige aller Könige in dieser Entscheidungsstunde Weisheit und Erleuchtung zu erflehen. Dem eisernen Staatsmanne traten beim Anblick dieser Scene die Thränen in die Augen. Nach kurzer Zeit kehrte der König zurück; Ruhe und Entschlossenheit lagen auf seinem milden Antlitz, als er zu seinem treuen Ratgeber sagte: „Ich habe die Entscheidung getroffen. Ich genehmige Ihre Vorschläge.“

Bismarck ging unverweilt an die Ausführung seiner Vorschläge. Durch ein Rundschreiben an alle Mächte, welche die Wiener Kongreßakte von 1815 mitunterzeichnet hatten, machte er am 15. Juni Mitteilung von den Vorgängen, durch „welche das bestehende europäische Recht wesentlich alteriert“ werde. Um dem eignen Volke von den bedeutungsschweren Ereignissen Kunde und über die daraus folgenden Schritte der preußischen Politik Aufklärung zu geben, veranlaßte er einen Artikel, der in den amtlichen Organen erschien. Darin hieß es:

„Der 14. Juni ist in der Geschichte Deutschlands fortan ein Tag von dauernder Bedeutung. Am 14. Juni ist der Bund in seiner bisherigen Gestalt vernichtet worden. Österreich gedachte den Bund gegen Preußen ins Feld zu führen; darum ist er zu Grunde gegangen. Statt des alten machtlosen Bundes soll eine neue Verbindung deutscher Fürsten und Völker auf den Grundlagen wahrer Macht und echter Freiheit errichtet werden. Preußen soll in diesem Bunde die Stellung einnehmen, welche ihm nach seiner wirklichen Bedeutung und nach seinen Leistungen für Deutschland gebührt!“

In einem Aufrufe, am 18. Juni, dem Tage von Waterloo erlassen, sprach der König zu seinem preußischen und zum deutschen Volke Worte, die von der ganzen Hochherzigkeit seiner Gesinnung zeugten. Darin hieß es:

„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in fester und heilsamer Weise zu erneuern! —

„Nur die Grundlage des Bundes, die lebendige Einheit der Nation ist geblieben, und es ist die Pflicht der Regierungen und des Volks, für diese Einheit einen neuen lebenskräftigen Ausdruck zu finden. Möge das deutsche Volk, im Hinblick auf dies hohe Ziel, Preußen mit Vertrauen entgegenkommen und die friedliche Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes fördern und sichern helfen!"

In dem Augenblicke, da Roon und Moltke das meister- und musterhaft konstruierte Uhrwerk der preußischen Heeresmacht gegen die äußern Feinde in Bewegung setzten, wollte Bismarck es nicht unterlassen, seinen Gegnern in der Volksvertretung des eignen Landes noch einmal die Hand des Friedens und der Versöhnung zu bieten. Dem Abgeordnetenhause, das aufgelöst worden war, konnte er seine Absichten und Pläne jetzt nicht darlegen. Er sandte deshalb einen Vertrauensmann, den Bankier Gerson Bleichröder, zu einem der bedeutendsten Vorkämpfer der liberalen Opposition des Abgeordnetenhauses, Herrn von Unruh, mit dem er in den Jahren des Konflikts manch harten Wortstrauß ausgefochten hatte, und ließ denselben zu einer vertraulichen Unterredung zu sich einladen. Die Überraschung des Herrn von Unruh war nicht gering, als er die freundliche Einladung des Ministerpräsidenten erhielt. Zur bestimmten Stunde, abends neuneinhalb Uhr, erschien er am 20. Juni im Ministerpalais in der Wilhelmstraße. Es war die Stunde des Diners, die einzige Zeit des Tages und der Nacht, wo der schwerbelastete Staatsmann, wie er zu Vilbort sagte, ein wenig sich selbst angehörte. Doch erfuhr der Geladene, daß auch diese Stunde dem Minister nicht mehr gehörte; er fand denselben von Besuchern förmlich umlagert und mußte längere Zeit warten. Endlich erschien Bismarck und begrüßte seinen Gast unter vielen Entschuldigungen; schließlich sagte er:

„Hier oben komme ich nicht dazu, mit Ihnen zu sprechen; aber ich werde mich losmachen und mit Ihnen in den Garten gehen."

Die Stimmung, welche in der Berliner und der ganzen preußischen Bevölkerung, sowie in den Kreisen der oppositionellen Volksvertretung herrschte, schildert Herr von Unruh in seinen Aufzeichnungen*) ebenso eingehend wie zutreffend, und zum bessern Verständnis des folgenden Gesprächs ist es notwendig, zuvor einen Blick auf die damalige Lage zu werfen. Möge dies an der Hand jener Aufzeichnungen geschehen:

Die Stimmung war nichts weniger als kriegerisch, voller Besorgnis. Die Reserven und die Landwehr stellten sich zwar ohne Ausschreitungen, aber halb widerwillig, von Begeisterung keine Spur. Der Aufruf des Königs ließ die Leute kalt. Man hatte eine Aussöhnung erwartet, ein Versprechen der Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen. Davon enthielt das Dokument kein Wort. Wenn das Abgeordnetenhaus nicht aufgelöst worden wäre, so hätte dasselbe sofort einberufen und um Bewilligung des nötigen Geldes angegangen werden müssen. „Es ist eine reaktionäre Lüge, daß die Führer der Opposition erklärt haben sollten, ‚diesem Ministerium keinen Groschen, auch wenn der Feind vor den Thoren steht‘. In einer Privatversammlung von Abgeordneten wurde allerdings von ein paar Mitgliedern der äußersten Linken ein solcher Antrag gestellt, aber von Twesten, Hennig, mir und der großen Mehrzahl ganz entschieden abgelehnt. Man war einig darüber, daß ein Unterliegen gegen Österreich ein großes nationales Unglück sei von unabsehbaren Folgen. Twesten äußerte zu mir, auch er wünsche dringend, daß unsere Armee siege, aber darauf müßten wir gefaßt sein, daß der Soldat bei Rückkehr der siegreichen Armee Leute von unserer politischen Stellung auf der Straße vom Bürgersteige herunterstoßen werde. Glücklicherweise hat Twesten sich hierin geirrt.

„Die damals herrschende Stimmung wurde auch durch einen Vorgang in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung charakterisiert, deren Mitglied ich war. In der Sitzung am 14. Juni traf die Depesche von Frankfurt ein, wonach der Antrag Österreichs auf Mobilmachung der deutschen Bundestruppen mit starker Majorität angenommen worden war. Obwohl sich dieser Verlauf mit ziemlicher Sicherheit voraussehen ließ, so machte doch die positive Gewißheit, daß sich Preußen jetzt nicht

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier.“ Bd. I. S. 269 ff.

nur mit Österreich, sondern mit den meisten deutschen Staaten im Kriege befinde, einen gewaltigen Eindruck. Man hatte schon den Krieg mit Österreich als einen Bruderkrieg bezeichnet; darauf antwortete ich stets: die Deutschen in Österreich machten etwa ein Fünftel seiner Bevölkerung aus, die andern vier Fünftel beständen aus Tschechen, Magyaren, Polen, Slovenen, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, Italienern u. s. w. Man könne also von Bruderkrieg nicht sprechen. Aber als einen solchen müßte man den Krieg gegen die deutschen Bundesstaaten allerdings anerkennen. Ich hielt es in dem Sitzungssaale nicht aus und ging mit zahlreichen Kollegen in das Vorzimmer. Da machte ein Stadtverordneter die Äußerung, er hoffe, wir würden ordentliche Schläge bekommen. Sofort erhob sich ein Sturm des Unwillens. Ich hörte den Ruf: ‚Hinaus mit ihm!‘ und es hätte wirklich dazu kommen können, wenn der Abgeordnete seine Worte nicht geschickt ausgelegt hätte. Man billigte das Vorgehen Bismarcks in jenem Zeitpunkte nicht, aber von einer Niederlage wollte man nichts wissen.“

Das bedeutsame Gespräch des Ministerpräsidenten mit dem Abgeordneten, welches dieser sogleich nach seinem Besuche bei Bismarck niederschrieb*), fand nun statt, während die beiden Politiker nebeneinander in der hellen Sommernacht den Garten des Ministerpalastes durchschritten. Bismarck kündigte seinem Gaste zunächst an, daß ihm daran liege, ein offenes Wort der Verständigung mit demselben zu reden. Es käme, meinte er dann, jetzt in dieser kritischen Zeit darauf an, ob die Opposition der Volksvertretung ihre Parteiinteressen immer noch höher stellen wollte als den Staat, ob sie diesen lieber untergehen lassen wollte, als ihre Forderungen vertagen. Der Parlamentarier erklärte: „Die ganze liberale Partei, mit Ausnahme weniger Fanatiker, hegt die Überzeugung, daß wir siegen müßten, wenn wir nicht untergehen wollten; der Staat müsse deshalb alle Kraft zusammenfassen, im Unglücksfalle jeden Nerv anspannen und Begeisterung hervorrufen.“ Eben deshalb aber, fuhr er fort, gestatte der erste Schritt der Versöhnung im innern Konflikte keinen Aufschub; derselbe hätte besser vor

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier.“ Bd. I. Seite 271 ff.

vier Wochen als heute geschehen sollen, und heute besser als in acht Tagen. Seine politischen Freunde und er wüßten sehr wohl, daß der Sieg, den sie dem Heere dringend wünschten, vor oder ohne Wiederherstellung der Verfassung sie in eine sehr schlimme Lage bringen würde, aber die Niederwerfung Preußens durch Österreich wäre ein viel größeres Unglück für Preußen und für ganz Deutschland. Das sähen auch viele Deutsche außerhalb Preußens ein.

Bismarck acceptierte diese Anschauung und meinte, daß der König sich wohl bereitwilliger würde finden lassen; eine demnächstige Ausgleichung sei notwendig. Unruh erklärte: er bezweifle nicht, daß Bismarck jetzt die Absicht hege; nicht so sicher sei es, ob dies auch nach dem Siege der Fall sein werde; sehr zweifelhaft erscheine es aber, ob Bismarck eine solche Absicht dann noch werde durchsetzen können. Bismarck erwiderte, daß er alsdann nicht Minister bleiben würde und deutete an, daß es dem Abgeordneten freistehe, in solchem Falle von seiner jetzigen Äußerung Gebrauch zu machen.

Das Gespräch giebt auch Aufschluß darüber, daß Bismarck in dieser Zeit selbst beim Könige, der immer noch von gewissen Persönlichkeiten seiner Umgebung stark beeinflußt wurde, nicht alles ohne Widerstand durchsetzen konnte.

Als der Abgeordnete die Bemerkung machte, daß ein Ausgleich nur auf dem Wege der Rückkehr auf den Boden der Verfassung und Anerkennung des Budgetrechts des Landtags herbeigeführt werden könne und daß man auf diesem Wege auch auf die Stimmung in Deutschland wirken werde, erwiderte Bismarck:

„Die deutsche Nation habe jetzt die Wahl, ob es ihr ernst mit der deutschen Einheit sei oder ob sie in Kleinstaaterei untergehen wolle. Vor einigen Jahren habe Unruh ihm die Äußerung eines Darmstädter Abgeordneten mitgeteilt: ‚Lieber den preußischen Stock als die Kleinstaaterei‘, daran erinnere er jetzt. Seinen Ausspruch im Herbst 1862 von Blut und Eisen habe man mißverstanden oder entstellt. Er habe sich offen dahin ausgesprochen, daß es auf dem friedlichen Wege doch nicht gehe, nicht ohne Blutvergießen; die fünfhunderttausend Bajonette müßten den Ausschlag geben. Und als der Abgeordnete den Einwand

erhob, daß in den Königlichen Proklamationen an das preußische und deutsche Volk ein Hinweis auf die Bereitwilligkeit der Regierung zur Versöhnung mit der Volksvertretung hätte enthalten sein müssen, daß die Berliner Bevölkerung den Aufruf des Königs völlig gleichgiltig, ohne jede Begeisterung aufgenommen und mit von ihm selbst gehörten Äußerungen wie „noch nichts" oder „wieder nichts darin!" an den Anschlagssäulen gelesen habe, erwiderte Bismarck: Man glaube, er könne alles. Er sei doch nur ein Mann. Ihm ständen Schwierigkeiten entgegen, von denen viele keine Vorstellung hätten. Er bekomme den König nicht zu allem. So sei der Entwurf eines auf den Ausgleich mit der Volksvertretung zielenden Satzes, den der Abgeordnete Twesten auf seinen Rat für eine bei etwaiger Wiedereinberufung des Landtags zu haltenden Thronrede der Regierung vorgeschlagen, im Ministerium beraten und angenommen, aber vom Könige mit dem Bemerken verworfen worden: da stände ja dasselbe darin wie in der Verfassung. Dann könnte man ihm ja nach dem Kriege einen Teil seiner Regimenter wieder fortnehmen. Das thue er nicht.

Der Abgeordnete bemerkte darauf, der König sei im Irrtum. Die Mehrheit des jetzt aufgelösten Abgeordnetenhauses würde die Auflösung der Regimenter nicht verlangt, sondern sich mit Abkürzung der Dienstzeit und einer Verminderung der Friedensstärke des Heeres begnügt haben, wenn das Verfassungsrecht erhalten und eine dementsprechende Politik eingeschlagen worden wäre. Statt dessen habe die Regierung nicht um Haaresbreite nachgegeben, und so sei eine Ausgleichung unmöglich gemacht.

Unverhohlen teilte Bismarck darauf mit, daß das Ministerium sich mit der Festsetzung der Friedensstärke der Armee und zweieinhalbjähriger Dienstzeit bei der Infanterie einverstanden erklärt und dies dem Könige vorgeschlagen habe. Derselbe sei aber nicht darauf eingegangen, und als das Ministerium die Sache nicht fallen ließ, habe der König sich ärgerlich entfernt und die Minister sitzen lassen.

Endlich bezeichnete Herr von Unruh noch als einen Punkt, der sogar sehr konservative, aber selbständige Personen befremde, daß man auf dem Palais des Königs noch die Fahne wehen sähe, obgleich Seine

Majestät sich doch den Oberbefehl über die Armee vorbehalten habe und diese sich dem Feinde nähere.

Hierbei wurde Bismarck erregt und platzte mit der Äußerung heraus, er habe den König wiederholt gefragt, wann er abzureisen befehle? Zuletzt noch vorgestern. Darauf habe der König ärgerlich geantwortet, er werde selbst bestimmen, wann er abreisen wolle. Bismarck setzte hinzu, er kann doch die durchaus notwendigen Dispositionen nicht in einem Augenblicke treffen; man könne daraus sehen, daß er selbst solche Dinge nicht durchsetzen könne. Der König sei ein fast siebzigjähriger Mann. Die Königin spreche dazwischen.

Hier schaltete Herr von Unruh ein, man wisse wohl im Publikum, daß Bismarck einen sehr schweren Stand hätte. So erzähle man sich, daß hinter dem Rücken Bismarcks mit der Zustimmung des Königs der Versuch zur Anbahnung einer Aussöhnung mit Österreich gemacht worden, aber mißglückt sei. Ebenso sei bekannt, daß Bismarck unmittelbar nach dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni auf Grund einer schon vorher an die deutschen Staaten erlassenen Note, eine preußische Heeresabteilung habe in Hannover einrücken lassen wollen, um die Zusammenziehung der hannoverschen Truppen zu verhindern, daß aber der König darauf bestanden habe, zuvor die am 15. erfolgte Sommation (Aufforderung) zu erlassen, durch die zwei wichtige Tage verloren gegangen seien. Schnelles Handeln thue jetzt not. Frauen hätten nicht mehr mitzureden.

„Sie thun es aber doch," antwortete Bismarck und widerlegte die erwähnten Thatsachen mit keinem Wort.

Als zuletzt der Abgeordnete an Bismarck die Frage richtete, ob er denn einen größeren militärischen Unfall, eine Niederlage für unmöglich halte, und was dann geschehen solle, wenn man jetzt nichts thue? antwortete der Minister:

„Eine solche Unmöglichkeit wird niemand behaupten wollen. Wissen Sie, was dann geschieht? — Dann dankt der König ab!"

Der Franzose J. Vilbort, dessen Besuch bei Bismarck wir eingangs dieses Kapitels erwähnten, bemerkt in seinen Aufzeichnungen, daß die Freiheit des Geistes und der joviale Humor Bismarcks in einem so

kritischen Augenblicke einen um so tiefern Eindruck auf ihn gemacht hätten, als er wußte, daß der Staatsmann nicht auf Rosen gebettet war. „Erstlich hatte er," fügt er hinzu, „unaufhörlich mit dem schwankenden Sinne des greisen Königs zu kämpfen. Er hatte den Kronprinzen gegen sich, der dem Kriege entgegen war. Zu seinen erklärten Gegnern zählte er die Königin, die sich abseits in Baden aufhielt und die Königin-Witwe, welche bei der sächsischen Königsfamilie in Pillnitz für den Frieden wirkte. So kam es, daß Bismarck den König Wilhelm immer von neuem auf den Weg zurückbringen mußte, auf dem er seinerseits vorwärts ging mit der unbeugsamen Hartnäckigkeit des Staatsmannes, der sein Ziel erreichen will. Der Minister, sagte man in Berlin, muß jeden Morgen beim Könige den Uhrmacher spielen, der die abgelaufene Uhr wieder aufzieht."

Geben Bismarcks Andeutungen in dem Gespräche mit Herrn von Unruh zu diesen Bemerkungen des Franzosen schon die bestätigende Erläuterung, so geschieht dies noch mehr in einigen Vorgängen, die sich um jene Zeit abspielten, und welche zugleich erweisen, daß der König in seinem damals erregten Zustande auch andern seiner nächsten Ratgeber nicht mit der Sanftmut gegenübergetreten, die sonst seinem Charakter eigen war.

Der König wollte in seiner Ritterlichkeit gegen die wider sein Land in den Kampf ziehenden Feinde so weit gehen, daß er den Truppen derselben den ersten Angriff überließ. Das aber rief den entschiedenen Widerspruch Roons und der Generale hervor, die den Gegnern die Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen abschneiden wollten, was auch in Bismarcks Plan lag, der in allen Fragen sich mit seinem Freunde Roon eins wußte. In der Militärkonferenz, am 19. Juni, der Bismarck beiwohnte, kam es über die erwähnte Frage und die Verwendung der in Formation begriffenen vierten Bataillone zu lebhaften Erörterungen, bei welchen der König Roons Vorschläge ungeduldig zurückwies. Roon, über die ihm widerfahrene Behandlung gekränkt, teilte bald nachher Bismarck den Entschluß mit, seinen Abschied einzureichen. Bismarck aber sagte ihm: „Thun Sie nichts Rasches, mein Herzensfreund, in übler Lage! Der König ist im Begriffe, Ihnen zu schreiben. Er hat sich, wie es scheint, geärgert, weil Sie boudierten

(verstimmt waren) oder so schienen.“ Der milde Sinn des Königs gab in der That dem Gekränkten Genugthuung. Alsbald erhielt Roon einen eigenhändigen Brief seines königlichen Herrn, worin er seinen Kriegsminister wegen der „gereizten nervösen Äußerung“ förmlich um Verzeihung bat.

Die Kriegsereignisse nahmen indessen nach Bismarcks und Moltkes Plänen ihren Fortgang. Auch in letzter Stunde, nachdem bereits der Einmarsch der preußischen Truppen begonnen hatte, bot Bismarck nach dem Wunsche seines Königs den Regierungen der Mittelstaaten die Friedenshand, indem er sie nochmals aufforderte, die Waffen gegen Preußen ruhen zu lassen.

Die Verhandlungen mit den betreffenden deutschen Regierungen führten zu keinem friedlichen Ergebnisse. Alle dringenden Mahnungen Preußens blieben fruchtlos. Der König Wilhelm bat, beschwor in besondern Zuschriften einzelne Fürsten, besonders den König von Hannover, trotzdem gerade dessen Land dem preußischen Staatskörper wie ein Pfahl im Fleische steckte, die Bundeshand noch im letzten Augenblicke zu ergreifen, allein vergebens. Der blinde König Georg ging, auf die Macht und Kriegserfolge Österreichs vertrauend, blindlings in sein Verderben, wie es seine Throngenossen mit sehenden Augen thaten. Die Ratgeber dieser verblendeten deutschen Potentaten hatte ihr leidenschaftlicher Bismarckhaß blind gemacht. „Wenn mir diese Menschen einen Nagel ins Gehirn treiben könnten, sie würden es thun,“ sagte Bismarck, wohl nicht ohne Grund, von Beust und dessen Genossen. In heftigen Widerstreit zwischen ihren Gefühlen und den zwingenden Verhältnissen gerieten die Staatslenker Badens. Der Großherzog Friedrich stand mit seinem ganzen Herzen auf der Seite Preußens; wie gern hätte er die Bundeshand seinem ehrwürdigen Schwiegervater König Wilhelm gereicht. Und dennoch sah er sich genötigt, von Bayern, Württemberg und Hessen mit fortgerissen, gegen Preußen das Schwert zu ziehen. Der von echt deutschnationaler Gesinnung erfüllte Minister Freiherr von Roggenbach trat von seinem Amte zurück. „Ich gehe zu den Volskern,“ sagte er zu seinem alten Freunde und Gesinnungsgenossen Karl Mathy, welcher damals folgenden Klageruf in sein

Tagebuch schrieb: „Wir stehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische; der Ausgang wird es lehren."

Auf kurze Zeit ließ die preußische Staatskunst der Kriegskunst den Vorrang. Ein Vorgang im Kabinett des Königs Wilhelm erwies dies in bezeichnender Weise. Eines Mittags, als Bismarck im Königlichen Palais zum Vortrage erschienen war, fand er den Leiter des Generalstabes, General von Moltke, in wichtigen Beratungen mit dem Könige, die sich lange hinzogen, wie dies in jenen Tagen nicht selten geschah. Der Ministerpräsident, von den Anstrengungen der letzten Zeit übermüdet, setzte sich im Vorzimmer auf ein Sofa. Hier fand ihn Moltke, als er mit inhaltsschwerer Mappe das Arbeitszimmer des Königs verließ, — fest eingeschlafen. Die betreffende Stelle des berühmten Zietenliedes von Theodor Fontane mochte Moltke einfallen, als er den Genossen erblickte. Es wurde ihm recht schwer, den Schlafenden zu wecken.

„Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht."

Allein das eiserne Gebot der Pflicht ließ solchen weichern Gefühlen in jener Zeit keinen Raum. Moltke weckte Bismarck, und der Meister der Staatskunst löste den Meister der Kriegskunst im Arbeitszimmer des Königs ab.

Die eisernen Würfel rollten. In der Nacht vom 15. zum 16. Juni trug der elektrische Funke die Marschbefehle des Königs Wilhelm zu den derselben gewärtig stehenden Heerführern. Wie mit einem Schlage wurden die gewaltigen Truppenkörper Preußens in Bewegung gesetzt. In der Morgenfrühe des 16. Juni rückten drei Heermassen, die eine unter General von Manteuffel in Hannover, die andere unter General Herwarth von Bittenfeld, dem Sieger von Alsen, in Sachsen und die dritte unter General von Beyer in Kurhessen ein. Schon nach kurzer Zeit konnte der Oberbefehlshaber dieser drei Heere, General Vogel von Falckenstein, die Unterwerfung der besetzten Lande melden. Trotz der Niederlage, welche die gegen eine starke Übermacht kämpfenden Preußen infolge der eigenwilligen, den Weisungen Moltkes trotzenden Führung des Oberbefehlshabers am 27. Juni bei Langensalza erlitten, ward das Heer

der Hannoveraner gezwungen, den Kampf aufzugeben und sich tags darauf dem Gegner auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Während der König Johann von Sachsen mit seinem Heere vor dem Anrücken der Preußen sich unter den Schutz Österreichs geflüchtet hatte, dem König von Hannover, der auch während des Schlachtendonners die ihm



General Vogel von Falckenstein.

dargebotene Bundeshand noch ausgeschlagen hatte, in anbetracht der Tapferkeit seiner Armee freier Abzug aus seinem Lande gewährt wurde, erhielt der Kurfürst von Hessen als Kriegsgefangener die Festung Stettin zum unfreiwilligen Aufenthalte angewiesen. Die vereinigten siegreichen Preußenheere zogen unter der Bezeichnung „Mainarmee" zum Kampfe gegen die Südstaaten weiter.

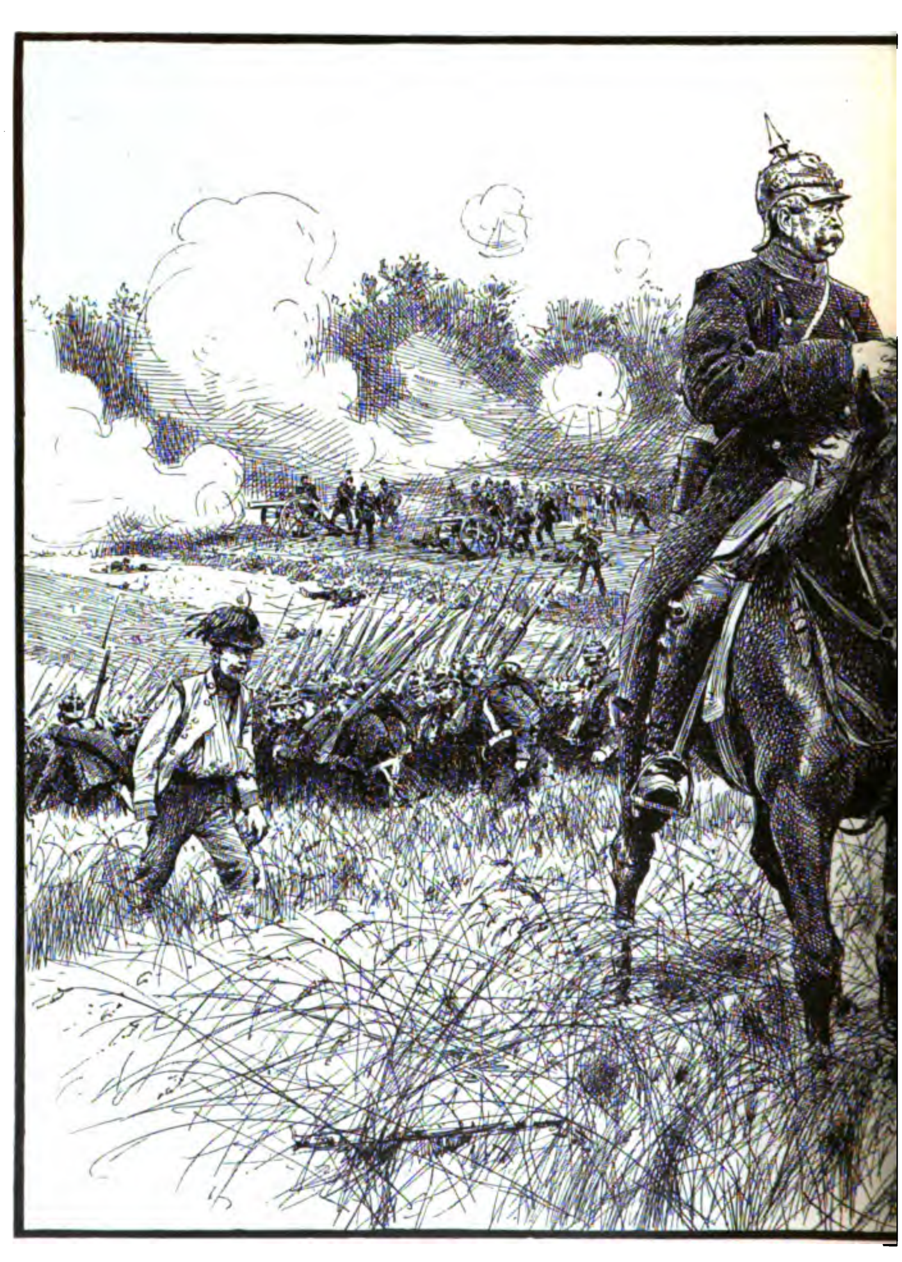
Inzwischen hatten die Hauptstreitkräfte Preußens in drei mächtigen Heersäulen unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und General Herwarth von Bittenfeld die böhmische Grenze überschritten. Auf den Bahnen, die ihnen der meisterlich ersonnene Kriegsplan Moltkes vorgezeichnet, drangen sie, Sieg auf Sieg erkämpfend, unaufhaltsam vor. Alle Bewegungen der gewaltigen Kriegsmaschine Preußens vollzogen sich mit der Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Schon die ersten Waffenerfolge der preußischen Heeresabteilungen bei Liebenau, Podol, Nachod, Münchengrätz, Skalitz und Jitschin erregten überall Bewunderung, wie sie in Preußen jubelnde Freude erweckten.

In der Hauptstadt, deren freisinnige Bevölkerung mit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses den Vorbereitungen zum Kriege unter Grollen auf die Regierung und in bangem Zweifel an einem glücklichen Ausgang gefolgt war, hatte sich in wenigen Tagen ein überraschender Umschlag der Stimmung vollzogen. Die Siegesnachrichten riefen hier nicht minder freudigen Wiederhall hervor wie überall im Preußenlande. Große Volksmengen versammelten sich unter den Klängen vaterländischer Lieder am 29. Juni vor dem Palais des Königs, ihm ihre Huldigung in weitschallenden Hochrufen darzubringen. „Großes ist geschehen, aber das Größere bleibt noch zu thun," rief der greise Herrscher bewegten, dankerfüllten Herzens von dem Balkon seines Palais der begeisterten Menge zu. Auch zu dem Hause Bismarcks in der Wilhelmstraße zogen die Berliner, ihm die Anerkennung seiner Staatskunst und jubelnden Dank zu zollen. Welch erhebendes Gefühl mußte die Brust des Staatsmannes nach den jahrelangen Kränkungen und Schmähungen bei diesen Kundgebungen erfüllen! Er gab seiner Freude in dankenden Worten an die Volksmenge und in einem Hoch auf den König Ausdruck. Und als sich das schwere Gewittergewölk, welches sich während des Vorganges am abendlichen Himmel zusammengezogen hatte, in leuchtenden Blitzen und krachenden Donnerschlägen entlud, rief er: „Der Himmel schießt Salut zu unsern Siegen!"

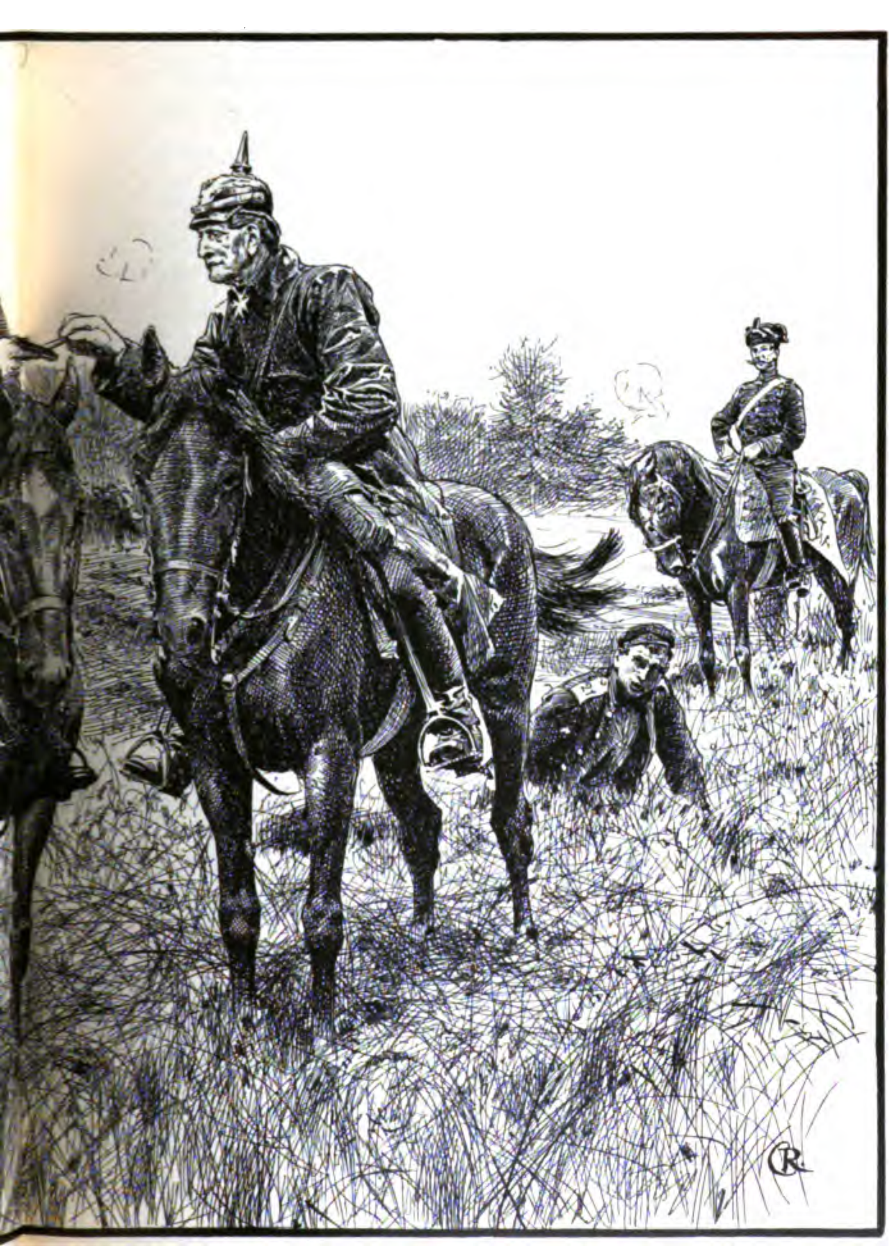
Das österreichische Heer war mit großer Siegeszuversicht in den Kampf gezogen. Man hatte in Wien von dem bevorstehenden Feldzuge

gegen Preußen wie von einer Jagdpartie nach Berlin gesprochen. Allein zu solchen Prahlereien gaben die wirklichen Verhältnisse des kaiserlichen Heeres wenig Grund. Die Mobilmachungs- und Feldzugspläne wiesen auf dem Papier zwar achtunggebietende Zahlen der Streitkräfte auf; als man aber zur Ausführung schritt, zeigten sich überall in der Heeresverwaltung Mängel, Unzulänglichkeiten und Verwirrung, so daß der Aufmarsch der Truppen nur sehr langsam von statten ging. Dazu waren die Mannschaften des Heeres den preußischen Kriegern weder in der Waffenausrüstung noch an sittlicher und geistiger Kraft gewachsen. Der Oberbefehlshaber der Armee, General-Feldzeugmeister Benedek, endlich besaß, obwohl er sich in dem italienischen Feldzuge 1859 rühmlich hervorgethan hatte, durchaus nicht das Vertrauen seiner Offiziere. Er selbst fühlte sich der großen Aufgabe, die ihm der Befehl seines Kaisers gestellt hatte, so wenig gewachsen, daß er nur notgedrungen, weil man keinen Tüchtigeren an seine Stelle zu setzen hatte, Folge leistete. Das Heerwesen der süddeutschen Bundesstaaten befand sich bei der Kriegsrüstung erst vollends in jämmerlichem Zustande. Es erwies sich des guten Deutschen Bundes als so recht würdig. Österreich erntete jetzt die Früchte seiner Bundespolitik, welche eine von Preußen so oft beantragte Umgestaltung des deutschen Heerwesens stets zu verhindern gewußt hatte. Unter diesen Verhältnissen ward es dem musterhaft eingerichteten und geführten Preußenheere leicht gemacht, die glänzenden Waffenerfolge zu erringen, ohne erheblichen Widerstand durch die Engpässe des Riesengebirges in Böhmen einzumarschieren und ebenso nach Unterwerfung der Mittelstaaten siegreich bis zum Main vorzudringen. Italien, Preußens Bundesgenosse, hatte bisher freilich nur Mißerfolge aufzuweisen; sein Heer wurde am 24. Juni bei Custozza geschlagen.

Die Schlag auf Schlag erfolgten Niederlagen in Böhmen hatten im österreichischen Heere eine große Verzagtheit hervorgerufen. Als der Oberfeldherr Benedek am 1. Juli seine in der Gegend von Königgrätz versammelten Scharen übersah, schwand ihm der Mut in solchem Grade, daß er an den Kaiser telegraphierte: „Bitte Ew. Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen; Katastrophe für



Bismarck und Moltke bei



…iggrätz. 3. Juli 1866.

Armee unvermeidlich.“ In Wien wirkte diese Nachricht niederschmetternd, um so mehr als man dort infolge unzutreffender Nachrichten sich bereits jubelnder Siegesfreude hingegeben hatte. Aber sollte das stolze Österreich schon jetzt von dem verhaßten Sieger den Frieden erbitten? Nimmermehr! Stand doch noch die Vermittelung des mächtigen Franzosenkaisers in Aussicht, und war doch das Waffenglück des böhmischen Heeres in einer Hauptschlacht noch nicht versucht worden! Während der Kaiser seinem Oberfeldherrn die Weisung erteilte, einen Entscheidungskampf aufzunehmen, wandte er sich gleichzeitig an Napoleon, indem er ihm, dem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrage gemäß, Venetien als Unterpfand für eine Friedensvermittelung in Italien anbot, um das dort siegreich kämpfende Heer in Böhmen mit verwenden zu können. Benedek folgte dem Befehle des Kaisers und entschloß sich, mit seinem Heere, das nach zweitägiger Ruhe wieder Mut gewonnen hatte, in günstiger Stellung, gestützt auf die Festung Königgrätz, die Entscheidungsschlacht zu wagen. Am 2. Juli nachmittags telegraphierte er nach Wien: „Die Armee bleibt morgen in ihrer Stellung bei Königgrätz, Ruhe und Verpflegung haben gut gewirkt; hoffe einen weitern Rückzug nicht nötig zu haben.“

Welch anderes Bild auf der entgegengesetzten Seite! Auf die Kunde von den ersten Siegen seiner tapfern Preußen begab sich König Wilhelm selbst nach dem Kriegsschauplatze. Von seinen Paladinen Bismarck, Moltke, Roon umgeben, „alle drei vereint in ersprießlicher Waffenbrüderschaft wirkend“ *), traf er am 2. Juli im Hauptquartier zu Jitschin ein, um den Oberbefehl über das Heer in eigner Person zu übernehmen. Über die Fahrt nach Böhmen schrieb Bismarck am 1. Juli von dem Grenzorte Sichrow aus an seine Gemahlin: „Die ganze Reise war eine gefährliche. Die Österreicher konnten gestern, wenn sie Kavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben. Wir begegnen überall Gefangenen; es sollen schon über fünfzehn Tausend sein. Jitschin ist von uns gestern mit dem Bajonett genommen. Hitze furchtbar, Zufuhr von Proviant schwer; unsere Truppen leiden vor Mattigkeit und Hunger. Im Lande bis hier nicht viel Spuren des

*) Roons Denkwürdigkeiten.

Kriegs, außer zertretenen Kornfeldern. Die Leute fürchten sich nicht vor den Soldaten, stehen mit Frau und Kind im Sonntagsstaat vor den Thüren und wundern sich." In einem zweiten Briefe, am folgenden Tage von Jitschin aus geschrieben, heißt es: „Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten. Schicke mir durch den Kurier immer Zigarren zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzig Thaler, für die Lazarette. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. — Schicke mir doch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistol. Schicke mir einen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal. Gott behüte Dich. Soeben Deinen Brief erhalten, tausend Dank! Ich kann Dir die Abreisestille so nachfühlen. Hier in dem Treiben kommt man nicht zum Gefühl der Lage, höchstens nachts im Bett."

Welche Empfindungen und Gedanken mochten die Seele unseres Helden durchwogen, als er sich am Abend jenes 2. Juli in Jitschin zur Ruhe legte! Er wußte, daß am folgenden Tage die Entscheidung bevorstand. Nach einer Verständigung des obersten Kriegsherrn mit Moltke, seinem nächsten Ratgeber, waren die Befehle an die einzelnen Heeresabteilungen zum Angriff der Hauptmacht des Feindes ergangen. In stürmender Eile ritten die Boten mit ihren inhaltsschweren Weisungen durch die dunkle, regnerische Nacht. Prinz Friedrich Karl sollte in der Morgenfrühe des nächsten Tages mit der vereinigten Zweiten und der Elbarmee gegen die Mitte und den linken Flügel vorgehen, der Kronprinz mit der Ersten Armee von der rechten Flanke des Feindes her in den Kampf eingreifen.

Wohl wußte der Meister der preußischen Staatskunst, daß die Führung des Schwertes, von welcher jetzt alles abhing, in sichern Händen war. Moltkes Kriegspläne hatten sich bisher auf das beste bewährt. Aber welchen Zufälligkeiten konnte das Kriegsglück unterworfen sein! Und was stand für ihn, den Urheber des ganzen Kampfes, auf dem Spiele! Ob der Staatsmann, der die ganze Wucht der Verantwortung für den Kampf auf seinen Schultern trug, in jener Nacht den Schlaf gefunden haben mag? — —

Bismarck hat es später offen ausgesprochen, daß er bei unglücklichem Verlaufe des Feldzuges aus demselben nicht heimgekehrt wäre.

Für den Fall, daß er den dann gesuchten Tod im Kampfgewühle nicht gefunden hätte, trug er, wie einst der englische Staatsmann Strafford, Gift bei sich.

Die Morgendämmerung des 3. Juli, eines Tages von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung, zog herauf, als Graf Bismarck mit dem Könige und dessen Stab von Jitschin aufbrach, um Zeuge des bevorstehenden Kampfes zu sein. Nach dreistündiger Fahrt im offenen Wagen kamen der oberste Kriegsherr und seine Umgebung, von den Truppen jubelnd empfangen, auf dem Schlachtfelde an. Es war gegen acht Uhr, als die Herren auf der Höhe von Dub, Sadowa gegenüber, zu Pferde stiegen und das großartige Schlachtendrama von Königgrätz begann. Einige der ersten feindlichen Granaten, welche nahe hinter der Stellung des königlichen Stabes einschlugen, boten den Ankommenden feurigen Gruß. Alsbald war der Kampf auf der ganzen Linie in meilenweiter Ausdehnung entbrannt. In stundenlangem Ringen hielten die Scharen des Prinzen Friedrich Karl einer bedeutenden Übermacht des Feindes in günstigster Stellung todesmutig stand. Hin und her schwankt die Wage der Entscheidung. Die Nebel des Regentags vermischen sich mit den Wolken des Pulverdampfes. Schon ist die Mittagsstunde gekommen, und noch ist der Kronprinz mit seinem Heere nicht eingetroffen. Die Schlacht ist verloren, wenn die Hilfe nicht bald naht. Voll banger Sorge schaut der König nach den Höhen nordöstlich von Chlum hinüber, von wo der Eingriff des kronprinzlichen Heeres erfolgen muß. In einiger Entfernung hält, von gleichem Gefühl gequält, Bismarck auf seiner Fuchsstute, den Überrock zurückgeschlagen, so daß die Uniform des preußischen Landwehr-Kürassiermajors sichtbar wird. Da sieht er nicht weit von sich den Schlachtenmeister Moltke, der in unvergleichlicher Seelenruhe auf seinem Rosse dasitzt. Er reitet zu ihm heran, um dessen Meinung über den Stand der Dinge zu erfahren. Schweigend wie die rätselsinnende Sphinx schaut Moltke in die Ferne. Bismarck bietet ihm seine Zigarrentasche dar, in welcher sich nur noch zwei Zigarren, die eine von erster, die andre von geringerer Güte, befinden. Der Meister der Kriegskunst nimmt die gute, während er die andere dem Lenker der Staatskunst überläßt. Als Bismarck bald darauf zum

Könige zurückkehrt, äußert er demselben gegenüber: „Unsere Sache muß gut stehen; denn Moltke hatte in diesem entscheidenden Augenblicke eben noch die Kaltblütigkeit, aus meiner Tasche die bessere Zigarre auszuwählen.“

Es war gegen zwei Uhr nachmittags; die Nebel begannen sich zu lichten, als plötzlich am nordöstlichen Horizonte lange, dunkle Streifen, sich vom Erdreich abhebend, bemerkbar wurden. „Es sind Ackerfurchen,“ meinte man in der Umgebung des Königs, wo man mit immer steigender Spannung nach der Ankunft des Kronprinzen ausschaute. „Nein, es sind Heersäulen,“ erwiderten andere mit erleichterndem Aufatmen. „Sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen.“ Diese Behauptung traf zu, die Rettung nahte. Bald verkündete Kanonendonner von Chlum, dem Schlüssel der feindlichen Stellung, daß der Kronprinz mit seinen Scharen, welche einen viereinhalb Meilen weiten Weg unter fast unüberwindlichen Hindernissen zurückgelegt, in den Kampf eingegriffen hatte. Unendlicher Jubel auf Seiten der Preußen, Schrecken und Entsetzen in den Reihen der Österreicher, die sich nach kurzer, verzweifelter Gegenwehr in wilder, regelloser Flucht auflösen! Der Sieg der Preußen ist durch die Ankunft des Kronprinzen entschieden.

Im Drange seines Gefühls sprengt der König mit seinem Rosse mitten unter seine kämpfenden Krieger, die ihn in unbeschreiblicher Freude umdrängen, seine Hände ergreifen und unter Thränen küssen. Der oberste Kriegsherr begiebt sich in das Schlachtgewühl, an der Spitze der Reiterei die Verfolgung des Feindes anzuordnen, keiner Gefahr achtend. Die feindlichen Granaten schlagen in seiner unmittelbaren Nähe ein und bedrohen sein Leben. Da reitet Bismarck, der stets in der Nähe des Königs geblieben ist, an denselben heran und mahnt ihn, sich der Gefahr zu entziehen. Er achtet nicht auf die Warnung. „Wo soll ich dann aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?“ erwidert er. „Majestät,“ sagt Bismarck in dringendem Tone, „da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird: im Namen dieses Volkes

bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle." Da reicht der König seinem getreuen Eckart die Hand und wendet seine Rappstute, um aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse zu gelangen, aber in so langsamer Gangart, als wär's ein Spazierritt die Linden hinunter in den Tiergarten. Da zuckt es dem heißblütigen Bismarck in Händen und Füßen, er reitet mit seinem Dunkelfuchs dicht an des Königs Rappstute heran und versetzt derselben einen kräftigen Stoß mit der Stiefelspitze.



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen,
der Sieger von Königgrätz.

Die Sadowa, welchen Namen das Tier seit jenem Tage führte, macht einen Satz vorwärts, der König blickt sich verwundert um, sieht seinen Begleiter verständnisvoll an und reitet schweigend, aber etwas schneller weiter.

Der König selbst berichtete über diesen Vorgang an seine Gemahlin: „So avancierte die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits dieses Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer, in das auch ich geriet, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte."

Bismarck schrieb darüber am 9. Juli an die Gattin: „Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit ihm war, denn alle Mahnungen andrer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letztenmal, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von zehn Kürassieren und fünfzehn Pferden vom 6. Kürassierregiment neben uns sich blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Weise umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es war mir aber doch lieber, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmiert über seine Truppen, und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien; ruhig und behaglich wie am Kreuzberge, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir dann richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht.“ In einem Briefe vom 10. Juli fügte er noch hinzu: „Die Generale hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem Könige von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab.“

Auf dem Schlachtfelde noch beförderte der König seinen treuen Ratgeber vom Major zum Generalmajor.

Der Tag ging zu Ende, an welchem die Schlacht, von den siegreichen Preußen Königgrätz, von Europa Sadowa genannt, geschlagen wurde, und die von Sachkundigen als die größte des Jahrhunderts*) bezeichnet worden ist. „Ew. Majestät haben heute nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen“, sagte Moltke, als er am Abend des großen Tages in der Umgebung des Königs über das Blutfeld nach Horicz zu ritt. „Die Streitfrage ist also entschieden,“ bemerkte darauf Bismarck, „jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen.“ Das Geistesauge des genialen Staatsmannes schaute schon damals mitten im Rausche der Siegesfreude weit in die Zukunft und überdachte, was zum Heile Preußens und Deutschlands notwendig sein werde. Daß seine Worte damals nicht verstanden wurden, lehrte

*) Jähns: Die Schlacht von Königgrätz, S. 484.

die nächste Zeit. In voller Übereinstimmung aber befand sich der Kriegsherr mit seinem ersten Ratgeber, als er, in Sadowa am Lazarett der Johanniter vorüberkommend, in tiefer Bewegung ausrief: „Das ist die Kehrseite des Glückes! Aber sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes.“ Bismarck hatte, als er am 7. Mai von den Kugeln des Mörders getroffen worden war, als erster für sein Vaterland geblutet; er war stets der Überzeugung gewesen, daß die Schäden Deutschlands nur durch Blut und Eisen geheilt werden konnten. Aber nun, da es geschah, war sein gefühlvolles Herz von den Schrecken des Krieges auf das tiefste erschüttert. Ferneres Blutvergießen zu verhüten, darauf richtete er jetzt sein Sinnen und Trachten. Von seinem königlichen Herrn konnte er am 24. September 1867 im norddeutschen Reichstage sagen, „er habe die Gewohnheit, seine Heere in den Krieg zu führen und infolgedessen auch in erhöhtem Maße auf dem Schlachtfelde und in Lazarette dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können.“

Über den Aufenthalt unsers Helden während der folgenden Stunden erfahren wir aus einem Briefe an seine Gemahlin folgendes: „Mein erstes Lager für die Nacht war auf dem Straßenpflaster von Horicz, ohne Stroh mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter. Der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und teilte dann sein Zimmer mit mir, R. und zwei Adjutanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam.“ *)

Gewaltig war der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz überall hervorbrachte. In Preußen erfüllte der beispiellose Triumph des Heeres die Herzen der überwältigenden Mehrheit des Volkes mit erquickender Genugthuung. Aller Hader der Parteien, den

*) Eine interessante Ergänzung hierzu giebt Bilbort in dem oben erwähnten Buche; er erzählt: „Nach dem Siege hatte Herr von Bismarck den General Steinmetz und das 5. Korps auf der Verfolgung begleitet. Er hatte mit eignen Augen sich über den Umfang der österreichischen Niederlage vergewissern wollen. So war er bis an die Laufgräben von Königgrätz gekommen und erst sehr spät in der Nacht nach Horicz zurückgekehrt, fast sterbend vor Hunger, Durst und Ermüdung, wie er mir selbst erzählte.“

die Schöpfung dieses siegreichen Heeres hervorgerufen hatte, war wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Wenn die Bevölkerung in den feindlichen deutschen Landen auch gerade nicht Freude über die preußischen Waffenerfolge fühlte, so milderte sich doch die leidenschaftliche Stimmung durch das Gefühl der Achtung, die man dem widerwärtigen Gegner nicht mehr versagen konnte. Trefflich bezeichnete Roon die Bedeutung des gewaltigen Sieges, als er am 5. Juli aus Horicz an seine Gemahlin schrieb: „Die Österreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser Gang nach Olmütz ist wohl demütigender als der unsere vor sechzehn Jahren."

Welcher Schlag der österreichischen Kriegsleitung zugefügt worden war, geht aus der folgenden Meldung Roons in demselben Briefe hervor: „Gestern bekam das Hauptquartier unerwarteten Besuch von General Gablenz, der als Parlamentär um Waffenstillstand bat für die augenblicklich keines Widerstandes fähige österreichische Armee, natürlich unter unannehmbaren Bedingungen, und daher, wie sich's gebührt, abgelehnt."

Verblüffend wirkte die Siegeskunde auf die Franzosen, niederschmetternd auf Rom. In Paris hatte die Staatskunst mit der gewissen Niederlage Preußens gerechnet; nun erwiesen sich alle Pläne und Entwürfe als eitel Luftschlösser. Im Vatikan sahen der Heilige Vater und seine Kardinäle ihre letzte Hoffnung, daß ein siegreiches Österreich den Kirchenstaat vor dem Andringen des mächtig wachsenden italienischen Einheitsstaates schützen werde, völlig vernichtet. „Die Welt bricht zusammen!" soll der Kardinal Antonelli ausgerufen haben. Unumwunden wurden die preußischen Krieger gepriesen: ihre Manneszucht, ihre Haltung in den Schlachten, auf dem Marsch wie im Quartier in Feindesland nötigte Freunden und Feinden gleich hohe Achtung ab, wie sie der Stolz und die Freude der preußischen Heerführer und Staatslenker waren: „Unsere Leute sind zum Küssen," schrieb Bismarck an seine Gemahlin, „jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet; mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fonds

von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein."

Eine schöne Ergänzung erhält dieser Bericht durch das Urteil des Franzosen Vilbort über die Haltung der preußischen Soldaten, indem er schreibt: „Seit Überschreitung der Grenze bis unter die Mauern von Wien beobachtete ich das edle Betragen der Preußen gegen die Bevölkerung; kein Raub, keine Gewaltthat; außer den amtlichen Requisitionen nahmen sie kein Stück Brot, kein Glas Bier oder Wein, ohne es bar zu bezahlen. Das gute böhmische Volk wollte seinen Augen nicht trauen."

Begeisterte Freude empfand auch Roon über die alle Erwartungen übertreffende Tüchtigkeit der preußischen Krieger. „Bismarck," rief er seinem langjährigen Kampfgenossen und Freunde am Nachmittage der Schlacht zu, „diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen." In Erinnerung dieses Wortes sagte Bismarck später: „Ja, denn was wäre aus uns beiden geworden, wenn diese Schlacht verloren worden wäre!"

Über die nächsten Ziele seiner Staatskunst berichtete Bismarck an seine Gemahlin am Montag den 9. Juli von Hohenmauth aus folgendes: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor neunzehn Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigt die Zukunft. Und es geht gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Österreicher stehen in Mähren, und wir sind so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehen."

Die Heere der Süddeutschen erlitten ebenfalls Niederlage auf Niederlage trotz ihrer Übermacht und Tapferkeit, trotz tüchtiger Heerführer. Mit derselben Siegeszuversicht wie die Österreicher war die aus dem siebenten und achten Bundeskorps bestehende, fast hunderttausend Mann starke sogenannte Reichsarmee, geführt von den Prinzen Karl von Bayern und Alexander von Hessen in den Kampf gezogen. Die Krieger sangen:

„Das achte Korps, das schlägt sich wie ein Mann,
Der Prinz Alexander der führt es an,
Der führt uns gerad' nach Berlin hinein,
Da fangen wir vor allen den Bismarck ein."

Doch wie bald änderte sich die Stimmung. Nachdem die Preußen das Heer der Hannoveraner trotz des Sieges derselben bei Langensalza am 29. Juni zur Streckung der Waffen gezwungen, trieben sie die Reichsarmee in siegreichen Gefechten unaufhaltsam vor sich her. Nach zehntägigem Feldzuge stand die Mainarmee vor den Thoren der alten Kaiserstadt Frankfurt. Die letzten Diplomaten des alten Bundestages packten schleunigst ihre Akten und flüchteten nach Augsburg, um im Gasthause „Zu den drei Mohren" einen Schlupfwinkel zu suchen. Die Frankfurter Mütter aber sangen ihren Knäblein:

„Schlaf', Büblein schlaf',
Bleib immer treu und brav,
Sonst kommt der Vogel von Falckenstein
Und steckt dich in den Sack hinein,
Der Bismarck kommt dahinter
Und frißt die großen Kinder."

Am 16. Juli hielten die Preußen ihren Einzug in Frankfurt, und Vogel von Falckenstein meldete dem Könige nach Böhmen: „Das Land nördlich vom Main liegt Ew. Majestät zu Füßen," was bei den folgenden Friedensverhandlungen schwer ins Gewicht fiel.

So erwarben sich die tapfern Heldensöhne Preußens unvergänglichen Ruhm und bahnten den Weg zur Einheit, Größe und Herrlichkeit des gesamten deutschen Volks. Die blutig gewonnene Siegesfrucht aber in unermüdlicher Arbeit seiner unübertrefflichen Staatskunst einzuernten, das war nun die Aufgabe unsers Helden, des Grafen Bismarck.



XXIV.

Die Siegesernte.

„Mein Ziel — mein Ziel! — ich hab's erreicht;
Des großen Friedrichs Adler streicht
Mit der gewalt'gen Schwingen Saum
Die Sterne hoch am Himmelsraum —
Ich hab's erreicht für Deutschland!

Und mußt's mit Blut und Eisen sein;
Das meine gab ich mit darein.
Die Nacht verging, der Morgen tagt;
Für Deutschland hab' ich es gewagt
Mit Gott und König Wilhelm."

Hans Köster.

Das preußische Schwert hatte nach dem entscheidenden Schlage von Königgrätz einstweilen Ruhe erhalten; Hals über Kopf ging die Flucht der zertrümmerten österreichischen Heerhaufen der Kaiserstadt an der blauen Donau zu. Desto mehr Arbeit aber bekam jetzt wieder Bismarcks Feder. „Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt sind," schrieb er am 11. Juli von Zwittau in Mähren aus. Die Siegesfrüchte des Heeres nun ungefährdet einzuheimsen, das war in der That keine leichte Aufgabe. An den Grenzmarken standen die Nachbarn, welche mit sehr geteilten Gefühlen den großen Waffenerfolgen Preußens zuschauten. Der eine von den drei Nachbarn, der im Westen, hatte sich inzwischen aus seiner Betäubung wieder erholt. Kaiser Franz Joseph hatte seinen Pariser Bundesgenossen am 4. Juli telegraphisch

um schleunige Vermittlung gebeten und Venetien endgiltig an Frankreich abgetreten. Dadurch eröffnete sich Napoleon ein Weg, trotz der unerwarteten Wendung des Kampfes dennoch eine Rolle in demselben zu spielen. Wurde ihm doch in aller Form das Amt eines Schiedsrichters in Europa übertragen.

Was war von Rußland, dem zweiten Nachbarn, zu erwarten? Kaiser Alexander, mit den Fürstenhäusern in Württemberg und Darmstadt verschwägert, hatte den Ausbruch des Kriegs lebhaft bedauert. Er sowohl als sein Kanzler Gortschakoff, der dem preußischen Genossen wegen der Durchkreuzung seiner polnischen Pläne grollte, waren den Bismarckschen Reformvorschlägen durchaus abgeneigt. Es stand zu erwarten, daß sie nach Aufhebung der Wiener Verträge von 1815 bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nicht unbeteiligt bleiben würden.

Auch England, der dritte Nachbar, gab nach den Vorgängen auf der Londoner Konferenz Veranlassung zu der Befürchtung, daß es seinen Einfluß beim Friedensschlusse werde geltend machen wollen. In der That wurde von mehrern Seiten eine Einmischung der Großmächte angeregt, die auf die Erhaltung des Deutschen Bundes abzielte. Welche Aussichten aber eröffneten sich für das siegreiche Preußen, wenn die Friedensverhandlungen etwa wie auf dem berüchtigten Wiener Kongreß im Jahre 1815 in Gemeinschaft mit den europäischen Mächten geführt werden mußten!

Die preußische Politik hatte die schwere Aufgabe, eine solche Einmischung zu verhindern. Wird dem bewährten Lenker unserer Staatskunst auch dies gelingen? Das war die besorgnisvolle Frage, die allen besonnenen preußischen Vaterlandsfreunden sich in jenen Tagen aufdrängte. Nun, man durfte mit gutem Vertrauen der Entwicklung der schwierigen Fragen entgegensehen. Der Leiter der preußischen Politik hatte an den beispiellosen Erfolgen des Heeres einen mächtigen Hinterhalt, wenn immer die weitgehenden Forderungen der begeisterten Sieger seinen Plänen auch Hemmnisse in den Weg zu legen drohten. Mit fester Entschlossenheit ging Bismarck an die Verfolgung seines Zieles. Wer ist Europa? so durfte er auch jetzt den von seiten der europäischen

Mächte drohenden Gefahren gegenüber wiederum fragen. Der Widerstreit der verschiedenen Interessen konnte jetzt wie vormals ein einmütiges Vorgehen der Unbeteiligten verhindern.

In erster Linie war es die stümperhafte Staatskunst Napoleons und seiner Ratgeber, welche es Bismarck möglich machte, sein Ziel durch alle Wirren und Hindernisse hindurch siegreich zu verfolgen. Am 5. Juli erschien in der amtlichen Zeitung des Pariser Kabinetts, im „Moniteur“, eine von Napoleon selbst verfaßte Note, welche der Welt die überraschende Nachricht verkündete, daß Österreich dem Kaiser der Franzosen Venetien zu Füßen gelegt und Frankreichs Vermittlung bei den kriegführenden Mächten erbeten habe. Der Kaiser habe in den Vorschlag gewilligt und bereits die erforderlichen Schritte zur Herbeiführung zunächst eines Waffenstillstands bei den Königen von Preußen und Italien gethan. Die Veröffentlichung hatte in Paris den beabsichtigten Erfolg. Die Hauptstadt Frankreichs, deren Eitelkeit sich aufs höchste geschmeichelt fühlte, legte infolge dieses wichtigen Ereignisses Flaggenschmuck an und veranstaltete am Abend eine glänzende Erleuchtung. In ihrer Verblendung merkten die Franzosen es nicht, daß die Regierung durch die Anmaßung eines Schiedsrichteramts die andern unbeteiligten Großmächte in Europa sich zu Gegnern machen mußte, und daß auf diese Weise dem Sieger von Sadowa freie Bahn für weitere große Erfolge geschaffen wurde. Denn zu einer nachdrücklichen Durchführung seiner als Schiedsrichter übernommenen Pflichten fehlte Frankreich die Macht.

Am 5. Juli berief Napoleon einen Ministerrat nach St. Cloud, dem auch die Kaiserin Eugenie beiwohnte. Drouyn de Lhuys beantragte die sofortige Einberufung der Kammern, die Anleihe einer Milliarde, Aufstellung eines Heeres von hunderttausend Mann an der Ostgrenze und Androhung der Besetzung des linken Rheinufers, im Falle Preußen sich den Forderungen des französischen Schiedsrichters nicht zu fügen bereit sei. Das Kaiserpaar erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden, während der Minister Rouher im bedenklichen Schweigen verharrte. Da trat der Minister Lavalette uneingeladen hinzu, der, vom Kaiser selbst über den Gegenstand der Verhandlung unterrichtet, sich entschieden

gegen die Anträge Drouyns ausspricht. Der Kaiser, meint er, verleugne dadurch das System seiner bisherigen Politik, falle aus der Rolle eines Vermittlers, indem er sich zum Bundesgenossen Österreichs mache, verleite Italien zum Treubruch gegen das ihm verbündete Preußen. Als seiner Ansicht Schwierigkeiten bereitet wurden, offenbarte er dem Kaiser, daß Frankreich für einen etwaigen Krieg höchstens ein Heer von vierzigtausend Mann zu sofortiger Verwendung bereit habe, das auch nicht einmal so ausgerüstet wäre, daß es den mustergiltigen preußischen Waffen Widerstand zu leisten imstande sei. An Drouyn richtete er die scharfen Worte: „Und Sie, mein Herr, der Sie immer nur an Österreich gedacht und jede Verständigung mit Preußen geflissentlich abgewiesen haben, Sie wagen heute eine solche Politik anzuraten, ohne sich auch nur Rechenschaft zu geben von den Mitteln, mit denen Sie sie aufrechterhalten könnten."

Diesen Gründen gegenüber mußte die Kriegslust verstummen. Der Kaiser schloß in heftiger Gemütsbewegung die Sitzung. Er hatte sich durch die Ratschläge Drouyns zu einer übereilten Politik verleiten lassen, die ihn tiefer Demütigung und großer Gefahr auszusetzen drohte, wenn Preußen und Italien den Forderungen, welche er als Schiedsrichter an sie gestellt, entschiedenen Widerstand entgegensetzten. Von dem Verhalten beider Mächte hing es ab, aus der verhängnisvollen Lage einigermaßen mit Ehren herauszukommen.

Gleichzeitig mit jener Note an den Moniteur hatte Napoleon eine Depesche an das Hauptquartier König Wilhelms abgesandt, worin es hieß: Das durch die großen und schleunigen Erfolge der preußischen Waffen herbeigeführte Ereignis nötige ihn, aus seiner Rolle vollständiger Enthaltung herauszutreten. „Ich kenne die Hochherzigkeit Ew. Majestät sowie Ihr liebevolles Vertrauen zu mir zu gut, um nicht zu glauben, daß Sie, nach solchem Aufschwunge Ihres Waffenruhms, mit Genugthuung die Schritte begrüßen werden, die ich thun will, um Ihren Staaten wie Europa den Segen des Friedens wiedergeben zu helfen. Ew. Majestät guter Bruder Napoleon."

Diese Erklärung rief im preußischen Heere wie im Volke die heftigste Entrüstung hervor. „Unglaublich!" war der erste Ausruf des

Königs, als die Depesche in seine Hände gelangt war. „Keinen faulen Frieden, keinen französischen Frieden!“ rief einmütig Heer und Volk.

Auch in Bismarck kochte der Zorn über die perfide Politik Napoleons, der trotz aller frühern Zusicherungen wohlwollender Neutralität jetzt dem Sieger in den Arm fiel. Eine gebührende Abweisung solcher Anmaßung nach Paris zu senden, wäre sicher ganz seinem Gefühl entsprechend gewesen. Aber dennoch durfte Preußen in seiner augenblicklichen Lage, zumal da man über den wahren Stand der Dinge in Paris noch unklar war, den lästigen Vermittler nicht herausfordern. Nach solchen Erwägungen ward die Antwort im Einverständnis mit dem Könige in vorsichtiger Weise dahin abgefaßt, daß man bereit sei, den Vorschlag anzunehmen und sich über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu verständigen. Gleichzeitig erhielt der Botschafter in Paris, Graf Goltz, Weisung, dem Kaiser Napoleon erläuternd auseinanderzusetzen, welche Aufgaben die Bundespflichten gegen Italien und die Lage des preußischen Heeres der preußischen Politik stellten. Nachdem man sich im preußischen Hauptquartier, welches inzwischen nach Pardubitz verlegt worden war, über die zu stellenden Bedingungen geeinigt hatte, wurde Prinz Reuß am 7. Juli mit einem Schreiben des Königs an den Kaiser Napoleon nach Paris gesandt und ermächtigt, in Gemeinschaft mit dem Gesandten die Verhandlungen zu führen. Seine Instruktion lautete dahin, daß die Verhältnisse es Preußen nicht erlaubten, einen Waffenstillstand ohne Bürgschaft für den etwaigen Inhalt eines künftigen Friedens und ohne die Zustimmung Italiens zu schließen. Die hauptsächlichsten Forderungen Preußens aber richteten sich auf folgende Punkte: Der Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bunde, Errichtung eines Bundesstaates auf nationaler Grundlage und unter Preußens Führung, Erweiterung des preußischen Besitzes behufs Verbindung der bisher getrennten Teile des Königreichs. Es kam infolge dieser Bedingungen zu heftigen Verhandlungen im Pariser Kabinett. Die Herstellung der deutschen Einheit stellte sich den Franzosen als wahres Schreckbild dar. Die Kaiserin Eugenie sagte zu dem Prinzen Reuß: „Ihr habt eine solche Kraft und Schnelligkeit eurer Armee bewiesen, daß wir bei der Nachbarschaft einer solchen Nation Gefahr

laufen, eines schönen Tages euch ganz unversehens in Paris zu erblicken. Ich würde abends als Französin einschlafen und morgens als Preußin erwachen."

Es wurde deshalb versucht, die Gefahr eines einigen Deutschlands abzuwenden, indem man vorschlug, neben einem gesonderten Preußen und Österreich ein drittes selbständiges Deutschland, nach dem Muster der Beustschen Trias, aus den Klein- und Mittelstaaten zu bilden, dem auch ein neuzubegründender unabhängiger Staat am linken Rheinufer eingefügt werden sollte. Diesen einer übermäßig erhitzten Phantasie entsprungenen Plan wiesen die preußischen Vertreter, wie auch der österreichische Botschafter, der zu den weitern Verhandlungen hinzugezogen wurde, mit gleicher Entschiedenheit zurück. Man mußte sich schon zu andern Vorschlägen bequemen; denn die Ereignisse schritten unaufhaltsam vorwärts, und des Vermittlers Lage wurde eine immer bedenklichere.

Italien, das in dem Kriege bisher keine Lorbeeren errungen, fühlte sich durch die preußischen Siege zu feurigem Wetteifer angespornt und durch die Abtretung Venedigs an Frankreich aufs höchste empört; es ließ unbekümmert um die französischen Vermittlungsversuche seine Truppen die venetianische Grenze überschreiten, um womöglich die Niederlage von Custozza wieder gutzumachen. Preußens Krieger marschierten trotz der Beratungen in Paris weiter und weiter auf ihrer Siegesbahn nach Süden zu. Schon stand das Hauptquartier des Königs in Brünn, der Hauptstadt Mährens. In höchster Erregung über den zögernden Verlauf der Unterhandlungen rief Napoleon dem Grafen Goltz in Paris zu: „Sagt mir aufrichtig, wollt ihr Zeit gewinnen, um Wien zu nehmen? Alle Welt bestürmt mich, gegen euch einzuschreiten, weil ich als Vermittler bei eurem steten Vorgehen eine lächerliche Rolle spiele."

Freilich war die Rolle Napoleons nicht beneidenswert. Doch die Verschleppung der Angelegenheit, die Preußen freilich gut zu statten kam, wurde aber nicht von ihm allein verursacht. Vielmehr wußte der Kaiser nur zu gut, daß dieselbe in seinem Kabinett selbst zu suchen war. An eine Unterstützung der französischen Politik durch die Waffen war unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu denken. Den tollkühnen

Stürmern gegenüber machten sich noch andere zur Vorsicht mahnende Stimmen geltend. Der Prinz Napoleon erklärte unter anderem: Es liege zwar im französischen Interesse, daß Deutschland geteilt bleibe, aber nur durch Schonung, Milde und Geschicklichkeit sei das zu erreichen; Drohung und Gewalt würden alles verderben. Nur die, welche den Kaiser von Frankreich als Vertreter der europäischen und klerikalen Reaktion zu sehen wünschten, könnten ihn zu einem Bündnis mit dem „österreichischen Kadaver" und zu einem Kriege gegen Preußen und damit gegen Deutschland und Italien drängen.

Endlich am 14. Juli konnte der preußische Botschafter Napoleon einen Entwurf der Friedensvorschläge vorlegen. Derselbe enthielt folgende Sätze: „Österreich erkennt die Auflösung des alten Deutschen Bundes an und widersetzt sich nicht einer neuen Organisation Deutschlands, an der es keinen Teil nimmt. Preußen bildet eine Union Norddeutschlands, welche alle Staaten nördlich der Mainlinie umfaßt. Die deutschen Staaten südlich vom Main haben die Freiheit, unter sich eine süddeutsche Union zu schließen. Die zwischen der nördlichen und südlichen Union zu erhaltenden nationalen Bande werden durch freies, gemeinsames Einverständnis geregelt. Die Elbherzogtümer werden mit Preußen vereinigt. Österreichs Integrität außer Venetien wird erhalten." — „Sie haben ganz meine Gedanken ausgedrückt," sagte Napoleon, aufatmend, als Goltz ihm diese Grundlage der Friedensverhandlungen unterbreitete. Wie froh war er, daß sich ihm ein Ausweg bot!

Als einige Tage darauf Herr von Beust als neuzeitlicher Segest in Paris erschien, um Frankreichs Schutz gegen Preußen persönlich anzurufen, wie es vor Ausbruch des Krieges freilich auch Württemberg und Hessen-Darmstadt gethan, und dem Kaiser Napoleon dringend riet, ein Heer von hunderttausend Mann am Rhein gegen Preußen aufzustellen, erwiderte ihm Napoleon: Ob Herr von Beust denn wisse, daß die preußische Politik den Interessen Frankreichs zuwiderlaufe, und man in Paris Veranlassung habe, denselben durch Einschüchterung entgegenzutreten? „Der arme Beust," sagte der russische Botschafter, Baron Budberg, „hat das Unglück gehabt, um einige Tage zu spät zu kommen."

Napoleon versah seinen Botschafter Benedetti mit genauen Weisungen und entsandte ihn zur Beschleunigung der Verhandlungen ins preußische Hauptquartier.

Inzwischen hatte Bismarck einen Versuch gemacht, ohne die Vermittlung Unbeteiligter zum Friedensschlusse zu gelangen, ein Schritt, der seiner Staatskunst wie seinem Herzen gleich große Ehre macht. Sein Gedanke, Österreich so schonend wie möglich zu behandeln, um eine spätere Bundesgenossenschaft gegen äußere Feinde nicht unmöglich zu machen, hatte ihn dazu geführt, mit der Wiener Regierung in unmittelbare Verhandlungen zu treten. Der Bürgermeister von Brünn, Dr. Giskra, mit dem Bismarck außeramtliche, persönliche Beziehungen angeknüpft hatte, sollte die Hand dazu bieten, im Auftrage Bismarcks nach Wien reisen und dort dessen Vorschläge unterbreiten. Dr. Giskra, ein einsichtsvoller Staatsmann, hat später in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1871 auf eine Behauptung hin, Napoleon hätte 1866 Österreich gerettet, über jene Verhandlungen selbst berichtet. „Die Bereitwilligkeit," sagte er, „den Frieden zu schließen und zwar in Brünn zu schließen, ist ausdrücklich vom Grafen Bismarck betont worden. Es ist auf Grund folgender wesentlicher Bestimmungen geschehen, daß mit Ausschluß Venetiens der Länderbestand gewahrt bleibe, daß keinerlei Kriegsentschädigung gezahlt werde, daß in Deutschland der Main die Grenze für die preußischen Bestrebungen zu bilden habe, Süddeutschland freie Hand behalten und Österreich nach eigenem Ermessen sich mit demselben verbinden möge. Alles dies jedoch unter der einen Bedingung, daß jeder Einspruch und jede Vermittlung von seiten Frankreichs ausgeschlossen bleibe."

An Stelle des Brünner Bürgermeisters, der, mit jenen Vorschlägen völlig einverstanden, wegen seiner dringenden Amtsgeschäfte verhindert war, reiste der Präsident des Brünner Handelsgerichts, Baron Herring, unter allseitiger Zustimmung nach Wien. Der Friedensbote wurde im ersten Augenblicke, wie Giskra weiter berichtet, hohen Orts sehr gnädig, das überraschende Anerbieten sehr befriedigt, „ja sogar mit Enthusiasmus über diese unerwartete Wendung" aufgenommen. Aber dennoch wurde der schöne Plan nicht verwirklicht. Menschen und die Macht der Dinge!

Wäre von der österreichischen Regierung damals die Gelegenheit ergriffen und. frisch entschlossen gehandelt worden, so wäre der Friede höchst wahrscheinlich in vierundzwanzig Stunden zum Abschlusse gelangt. Welch ein Schlag für den Pariser Vermittler, der nach allen Wandlungen seiner launenhaften Politik keinen Grund zu einer Beschwerde, und wenn, die Mittel zu einem gewaltsamen Eingriff nicht gehabt hätte! Dagegen wäre ein Bündnisabschluß zwischen Österreich und Preußen vielleicht bald darauf vollzogen und der Krieg von 1870 verhindert worden. Allein die Vorsehung wollte es anders; Deutschlands Reichsherrlichkeit und volle Einheit sollte erst aus der Läuterungsglut heißer Kämpfe hervorgehen. Feinde Preußens, unter ihnen in erster Linie Graf Moritz Esterhazy, machten ihren ganzen Einfluß geltend, die Sache zu hintertreiben, und wenn ihnen dies auch nicht gelang, so verzögerten sie doch den Entschluß des Kabinetts in verhängnisvoller Weise. Die Verhandlungen, von denen auch der französische Gesandte, Herzog von Gramont, Kenntnis erhielt, zogen sich mehrere Tage hin. Endlich konnte Herring am 19. Juli von Wien mit der Nachricht abreisen, daß man geneigt sei, auf die Vorschläge einzugehen; er fuhr an dem Tage zwei Pferde zu Tode, um mit der Friedensbotschaft noch zur rechten Zeit zu kommen, es war aber vergebens. Als er bei Bismarck in Nikolsburg, wo sich das Hauptquartier jetzt befand, eintrat, empfing ihn dieser mit den Worten: „Sie sind um eine Stunde zu spät gekommen; eine Stunde früher würden die Verhandlungen einen andern Gang genommen haben; jetzt können wir die französische Intervention nicht mehr ablehnen, weil dieselbe bereits zugestanden worden ist."

Der französische Unterhändler Benedetti war inzwischen im preußischen Hauptquartier eingetroffen und dem Brünner Präsidenten zuvorgekommen. Die Dinge nahmen ihren Verlauf auf der Bahn, in welche sie durch Österreichs Verhalten vor dem Kriege und nach der Entscheidung von Königgrätz gelenkt worden waren. Die Friedensunterhandlungen konnten nun preußischerseits nicht mehr hinausgeschoben werden. Das Städtchen Nikolsburg, in dessen Mauern dieselben geführt und zum Abschluß gebracht wurden, liegt an der sogenannten Kaiserstraße, von Brünn nach Wien, der ersten Kunststraße, welche in Österreich an-

gelegt wurde. Das Schloß gleichen Namens, welches den König Wilhelm und seine ersten Ratgeber aufgenommen hatte, ist ein alter Stammsitz des österreichischen Hochadels und hatte mit seinem hohen Wartturm schon zuvor in den verschiedensten Zeitläuften auf große weltgeschichtliche Ereignisse herabgeschaut. Es war damals Besitztum des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Mensdorff. Als Bismarck am 18. Juli 1866 bei seinem Eintritt in den Schloßhof den altertümlichen, stattlichen Bau betrachtete, äußerte er zu seinem Begleiter von Keudell: „Mein altes Herrenhaus ist gar unbedeutend gegen dieses Prachtgebäude; dennoch ist es mir lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff sind, als wenn er jetzt bei mir wäre."

Am 22. Juli trafen die Bevollmächtigten Österreichs, Graf Karolyi und Baron Brenner, in Nikolsburg ein; die Friedensverhandlungen begannen. Dieselben brachten für Bismarck noch mancherlei Kampfscenen, wie der ganze diplomatische Feldzug, den er seit dem 3. Juli führte, reich an heftigen Erregungen war. Zu den bereits erwähnten Beweggründen, die den preußischen Staatsmann den möglichst schnellen Friedensschluß betreiben hießen, kam noch ein neuer, sehr schwerwiegender. Dem Heere war mit dem Ausbruch der Cholera ein Feind erwachsen, der furchtbar in den Reihen der Kämpfer wütete und mit dem sich weder Waffenstillstand noch Frieden schließen ließ. Über den Widerstand, den Bismarcks Friedensbemühungen im eigenen Lager fanden, äußerte er später dem Professor Bluntschli, Abgeordneten im Zollparlament, gegenüber also: „Nach der Schlacht von Königgrätz war ich ganz allein für den Frieden. Alle waren gegen mich; es ist gar nicht zu sagen. Der König war ungehalten, die Generale tobten über den Zivilisten. Ich erklärte dem Könige: Ich werde die Verantwortlichkeit der Fortsetzung des Krieges nicht auf mich nehmen und zurücktreten. Aber wenn der König trotzdem Krieg führen und meinethalben ein oströmisches Kaiserreich gründen und nach Konstantinopel ziehen wolle, so erbäte ich mir eine Stelle in der aktiven Armee, um zu beweisen, daß es mir nicht an Mut fehle. Wir hatten damals die Cholera im Leibe. Die Franzosen konnten einen Einfall in Süddeutschland machen. Der Sieg über sie hätte viel, auch deutsches Blut gekostet. Ich war der Meinung,

wir haben eine Höhe erreicht, von wo aus die Wasser von selbst abwärts fließen ohne Gewalt.“ Es gelang Bismarck endlich, den König und die Heerführer zu seinen Ansichten zu bekehren, aber welchen Kampf dies gekostet hat, läßt sich daraus ermessen, daß der starke Mann, wie er später selbst erzählte, während der Verhandlungen in Nikolsburg in einen Weinkrampf verfiel. „Ich kenne das mit dem Weinen,“ sagte er einmal im Jahre 1870, „'s ist Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nikolsburg, und so stark, daß mich der Bock stieß.“ *) Unterstützung seiner Friedensbemühungen fand er nur beim Kronprinzen, der als Gegner des ganzen Krieges überhaupt mit ihm in diesem Falle gleicher Ansicht war.**)

Es war inzwischen zum Abschluß eines Waffenstillstandes gekommen. Die Kunde von demselben traf am 22. Juli im preußischen Heere ein, während ein Teil desselben unter General Fransecky bei Blumenau, Preßburg gegenüber, in einem siegreichen Treffen die österreichischen Scharen des Grafen Thun bereits mit eisernem Arme umklammert hatte und zu vernichten drohte. Es wurde freilich von den preußischen Heerführern ein hoher Grad von Mäßigung gefordert, als sie im Angesicht der Hauptstadt, deren weithin schauenden Stephansturm die Vorposten vom schlachtenberühmten Marchfelde aus schon erblickten, in ihrem Siegeszuge innehalten sollten. Sie mußten sich aber der Notwendigkeit fügen. Wie begründet Bismarcks Befürchtungen waren, zeigte sich bald. Am 24. Juli traf eine Drahtnachricht aus Petersburg ein, dahin lautend, daß der Kaiser Alexander den Zusammentritt eines Kongresses dringend wünsche, da die schwebenden Fragen ohne die Zustimmung Europas nicht erledigt werden könnten. Auch der Schiedsrichter an der Seine ließ trotzdem und alledem durch seinen Gesandten Benedetti die Forderung seines Maklerlohnes in Form von Ausgleichungsvorschlägen, „Kompensationen“,

---

*) Busch: „Graf Bismarck und seine Leute“. Bd. II. S. 168.

**) Vilbort erzählt in seinem Buche (Bd. I, S. 264) in Bezug hierauf vom Kronprinzen: „Oftmals und sogar nach dem Siege zeigte er sich mir gegenüber als erklärten Gegner des Kriegs. ‚Ich sowohl wie meine Mutter,‘ sagte er, ‚haben uns dem Kriege soviel als möglich widersetzt. Der König ist wider seinen Willen hineingezogen worden, und ich bin hier lediglich einer seiner Soldaten und sein Leutnant.‘“

am linken Rheinufer anmelden. Nun galt es, so schnell wie möglich mit Österreich ins Reine zu kommen.

Nach allen Erörterungen während der letzten Wochen hielt es Bismarck für notwendig, dem Könige die ganze Lage noch einmal vor Augen zu führen. Er that dies in einer ausführlichen Denkschrift über die nächsten Aufgaben der preußischen Politik. „Es scheint mir von größter Wichtigkeit,“ hieß es darin, „daß der gegenwärtige günstige Augenblick nicht versäumt werde. — Das Schwanken des Kaisers Napoleon und der Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich lassen nur zu sehr befürchten, daß, wenn die augenblicklichen Zugeständnisse nicht in Thatsachen verwandelt werden, ein neuer Umschwung stattfinden könnte. — Ew. Königliche Majestät haben aus dem Schreiben Sr. Majestät des Kaisers von Rußland ersehen, mit welcher Besorgnis Höchstderselbe den Bedingungen Preußens entgegensieht. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des russischen Kaiserhauses zu den deutschen Dynastieen erwecken die Besorgnis, daß bei weitern Verhandlungen die Sympathieen für dieselben schwer ins Gewicht fallen dürften. In England fängt die öffentliche Meinung an, sich den Waffenerfolgen Ew. Königlichen Majestät zuzuwenden, von der Regierung aber läßt sich ein Gleiches nicht sagen und nur annehmen, daß sie vollendete Thatsachen anerkennen werde. Von Österreich ist alles Wesentliche gewährt, was Preußen von ihm zu fordern hat. Der Ausschluß Österreichs aus dem Bunde in Verbindung mit der Annexion von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau und mit einem solchen Verhältnis Sachsens zu Preußen, welches die gesamte Kraft des Landes Ew. Majestät zur Verfügung stellt, darf als ein Ziel angesehen werden, so groß, wie es bei dem Ausbruche des Krieges niemals gesteckt werden konnte. Wenn dieses Ziel durch einen raschen Abschluß von Präliminarien auf dieser Grundlage gesichert werden kann, so würde es nach meinem alleruntertänigsten Dafürhalten ein politischer Fehler sein, durch den Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung oder einige Millionen mehr Kriegskosten von Österreich zu gewinnen, das ganze *Resultat* wieder in Frage zu stellen, und es den ungewissen Chancen einer verlängerten Kriegsführung oder einer Unterhandlung,

bei welcher fremde Einmischung sich nicht ausschließen lassen würde, auszusetzen. — Ich halte es für meine Pflicht gegen Ew. Königliche Majestät, Allerhöchstderselben diesen allerunterthänigsten Vortrag schriftlich und in amtlicher Weise zu erstatten, da die Entscheidung des Augenblicks nach meinem Ermessen von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist. Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. Königliche Majestät für den Rat, welchen ich zu erteilen berufen bin, und habe daher das Bedürfnis, amtlich zu konstatieren, daß, wenn Ew. Majestät befohlene Bedingungen in den Verhandlungen pflichtgemäß vertreten werden, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Österreich behufs Erlangung nebensächlicher Vorteile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rat erfolgen würde."

Nach längerm heftigen Widerstreben entschloß sich der König, seine von den Vorschlägen Bismarcks abweichenden Forderungen, in der Hauptsache auf die Erwerbung Sachsens sich beziehend, aufzugeben. In seinen Randbemerkungen zu der Denkschrift sprach er am Schlusse die Ansicht aus, daß, wenn trotz Bismarcks pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche vom Besiegten nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urteil überlassen.

„Schwerlich," bemerkt Sybel hierzu, „wird die Nachwelt anders urteilen, als daß ein solches Verhältnis zwischen Monarch und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand-in-Hand-gehen von Selbstbeherrschung und Genialität in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist."

Die Verhandlungen nahmen nun, nachdem Bismarck die Zustimmung des Königs für seine Vorschläge erlangt hatte, einen raschen Verlauf. Der Erwerbung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt am Main und Schleswig-Holstein setzten die Vertreter Österreichs keinen Widerstand entgegen; auch über die Festsetzung der Kriegsentschädigung einigte man sich leicht. Bismarck ging in seiner Forderung von fünfzig auf fünfundvierzig und endlich auf vierzig Millionen Thaler herunter, wovon zwanzig Millionen noch auf

Österreichs Auslagen für den dänischen Krieg und die Naturalverpflegung der preußischen Truppen bis zum Abschluß des Friedens in Abzug kamen.

Schwierigkeit verursachte nur noch die Verhandlung über das Schicksal Sachsens. Österreich nahm sich des Bundesgenossen in Anerkennung langjähriger Treue und der glänzend bewährten Tapferkeit des sächsischen Heeres mit großer Entschiedenheit an; Frankreich legte ebenfalls ein gut Wort für den hartnäckigen Gegner Preußens ein, indem es die Gewährleistung des Länderbesitzes für Sachsen mit in die Friedensbedingungen aufzunehmen forderte. Bismarck, welcher zunächst die Abtretung des Leipziger und Bautzener Kreises verlangt hatte, ging endlich auch auf diese Bedingung ein. Als dann aber der Graf Karolyi versuchte, den Anschluß Sachsens an die Südstaaten durchzusetzen, da war Bismarck an der Grenze seiner Nachgiebigkeit angelangt. Sachsen, dieser gefährliche Gegner im Bunde mit dem Süden — das durfte nimmer geschehen! In heftiger Erregung sprang der preußische Staatsmann auf, warf seinen Sessel zurück, reckte seine gewaltige Gestalt hoch empor, und die zornfunkelnden Augen auf den Anwalt Sachsens gerichtet, erklärte er: „Die Aufrechterhaltung dieses Begehrens bedeutet die Erneuerung des Kriegs; selbst wenn es der König annähme, würde ich dennoch nicht darin willigen, sondern mein Amt aufgeben, um einen solchen Vertrag nicht unterzeichnen zu müssen.“ Das war von durchschlagender Wirkung; kleinmütig lenkten die Vertreter Österreichs ein, und so wurde vereinbart, daß zwar Sachsens Besitzstand unversehrt bleiben, aber seine Aufnahme in den zu schließenden Nordbund erfolgen werde; die künftige Stellung in demselben sowie die Regelung der Kriegskosten sollte einem Sondervertrage mit dem Könige Johann selbst vorbehalten bleiben.

Auch der Friedensschluß mit den kriegführenden Südstaaten sollte später besonders erfolgen. Vereinbart wurde für jetzt nur ein Waffenstillstand auf dem Kriegsschauplatze am Main, wo inzwischen General von Manteuffel an die Stelle des seines Oberbefehls enthobenen und zum Gouverneur von Böhmen ernannten Generals Vogel von Falckenstein getreten war.

Am 26. Juli waren in Nikolsburg die Parteien einig geworden; eben wollte man zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien schreiten, als sich nochmals der französische Zwischenträger Benedetti bei Bismarck melden ließ. Bismarck empfing den Grafen und nahm mit scheinbar großer Freundlichkeit die Nachricht entgegen, daß er eine Depesche aus Paris zu übermitteln habe, worin der Kaiser die Eröffnung mache, für die Zustimmung zu der preußischen Erwerbung eine billige Entschädigung für Frankreich fordern zu müssen, worüber er sich mit Preußen ins Einvernehmen setzen werde, sobald seine Rolle als Vermittler beendet sei. Der Botschafter deutete an, daß es sich wohl um Landschaften am linken Rheinufer handeln würde. „Machen Sie mir heute keine amtliche Mitteilung dieser Art," fiel ihm Bismarck ins Wort und wandte sich zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien.

Die Bedingungen, unter welchen der später endgiltig abzuschließende Friede vereinbart wurde, lauteten nun in ihren Grundzügen:

Österreich erkennt die Auflösung des Deutschen Bundes an und scheidet aus Deutschland aus.

Es willigt in die Veränderungen, welche Preußen in Norddeutschland vorzunehmen für gut befindet und in die Einverleibung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens, Nassaus und der Freien Stadt Frankfurt in den preußischen Staat.

Sein Besitzrecht in Schleswig-Holstein überträgt Österreich an Preußen, doch unter dem Vorbehalt, daß die Bevölkerung der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Die deutschen Staaten nördlich von der Linie des Mains vereinigen sich zu einem Bunde unter der Führung Preußens.

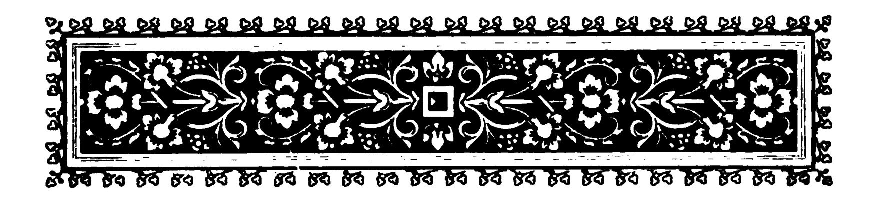
Die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten treten in einen Verein zusammen, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden Mächten vorbehalten bleibt, und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.

Österreich zahlt zwanzig Millionen Kriegskosten und liefert Venetien an Italien aus.

Graf Bismarck hatte sein nächstes Ziel erreicht. In demselben Augenblicke, als von Osten und Westen her der fremde Einspruch gefahrdrohend wurde, waren die Forderungen Preußens zu vollendeten Thatsachen geworden; war der Friede gesichert. „Niemals ist mit schärferem Blicke und festerer Hand die ‚Stirnlocke Fortunas‘ ergriffen worden.“

Am 28. Juli wurde der Austausch der ausgefertigten Urkunden über die Friedensbedingungen vollzogen. Eine ergreifende Scene schloß sich unmittelbar diesem großen weltgeschichtlichen Vorgange an. Der König, dem, wie wir wissen, anfangs das erlangte Friedensergebnis den großen Waffenerfolgen gegenüber zu gering erschien, freute sich derselben nun nach dem glücklichen Abschlusse der Verhandlungen doch in solchem Maße, daß er, wie Roon an seine Gattin schreibt, aufsprang, um seiner Freude und seinem Dankgefühle in begeisterter Weise Ausdruck zu geben. „Er umarmte und küßte, dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Adlerorden, Bismarck das Großkreuz der Hohenzollern verlieh.“

Germanische Heldengröße, aus tiefem, ursprünglichem Gemüte erwachsen, tritt uns hier entgegen. Siegfriednaturen, bei denen Kopf, Herz und Arm im vollkommensten Einklange standen, waren es, deren Wirken und Schaffen den neuen Frühling des deutschen Volks herbeiführten.“



XXV.

Der Kanzler des Norddeutschen Bundes.

„Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,
So schmiede das deutsche Gewaffen!
Germania schmiede, dem fürstlichen Weib,
Das Panzergeschmeid um den blühenden Leib,
Zum Schutz und zum Trutze geschaffen.

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,
Bis ganz es vollendet ist, schmiede
Zum Panzer der Eintracht der Freiheit Schwert!
Dann lebst du unsterblich am heimischen Herd,
Ein neuer Siegfried im Liede.“

Theodor Vulpius.

Großes war geschaffen worden; zwar hatte es Preußen erreicht unter der fast wunderbaren Gunst eines gütigen Geschicks, aber auch unter der Riesenarbeit seiner Führer. Bismarcks Anteil an diesem Heroenwerke ist um so bewundernswerter, als er während der letzten Zeit des Feldzugs und der Friedensverhandlungen von einem schmerzhaften Leiden geplagt wurde. Roon schreibt über das damalige körperliche Befinden des Freundes in einem Briefe vom 17. Juli: „Seit gestern nachmittag hat Bismarck wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich während des Feldzugs eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft.“

Diese Gewohnheit Bismarcks, des Nachts zu arbeiten, bis die Sonne seine Lampe auslöschte, von ihm auch bis in spätere Zeiten beibehalten, entsprang wohl mehr dem Zwange als der Neigung. Zu seiner oft übermenschlichen Gedankenarbeit eigneten sich die stillen Nachtstunden mehr als der Tag mit seinen Unruhen und Störungen. Bismarcks urwüchsige Kraft überwand das Körperleiden schnell genug; ungestört und ungeschwächt konnte er seinem Ziele weiter nachstreben. Ruhe gab's für ihn nicht; die Lösung nicht minder schwerer Aufgaben als die eben gelösten wartete seiner.

Auch ferner mußte unser Held jeden Schritt auf seiner Bahn der Gunst des Geschicks abringen. Gleich nach Vollzug der Friedenspräliminarien trat er mit dem Könige, Moltke und Roon die Rückreise an. Von Prag aus schrieb er am 3. August an seine Gemahlin, die mit den Kindern in Kröchlendorf bei den Verwandten weilte: „Soeben komme ich von einer Spazierfahrt über Hradschin, Belvedere und habe alle Schönheiten der Prager Landschaft gesehen. In wenigen Tagen sind es neunzehn Jahre, daß wir dies alles zusammen besichtigten. Wie viel Wunderbares mußte geschehen, um mich heute in dieser Art wieder an dieselbe Stelle zu führen. Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigne Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."

Es war vor Beginn des Kriegs der Landtag aufgelöst worden, die Neuwahl, welche unter dem Schlachtendonner von Königgrätz stattgefunden, hatte der Regierung einen glänzenden Sieg über die Widersacher im eignen Volke gebracht. Der König und die Genossen Bismarcks im Ministerium kamen in die Versuchung, sich der Landesvertretung gegenüber dem zwiefachen Triumphe entsprechend zu verhalten. Bismarck hingegen behielt auch in dieser Sache sein klares Urteil und seine Mäßigung, welche er in den Verhandlungen mit den äußern Gegnern nicht einen Augenblick verloren hatte. Er beschloß, als Friedensbringer heimzukehren, seinen alten Feinden im Abgeordnetenhause mit dem

Ölzweig in der Hand gegenüberzutreten und den langjährigen Verfassungsstreit zum Abschluß zu bringen. Sein Vorschlag, durch eine besondere Vorlage für die ohne Zustimmung der Kammern erfolgte Führung des Staatshaushalts bei dem neuen Landtage Indemnität, nachträgliche Genehmigung, nachzusuchen, stieß auf entschiedenen Widerstand. „Die Indemnität durchzusetzen," sagte er später, „war sehr schwierig. Die andern Minister wollten nicht, der König sah darin eine Gefahr für seine Ehre. Er wollte nicht ‚Abbitte thun' vor den Kammern. Ich habe oft ansetzen und alles anstrengen müssen, um ihm begreiflich zu machen, daß hier Indemnität nichts anderes heiße als: Hätten die Kammern alles gekannt, sie hätten von unserm Standpunkte aus nicht anders gehandelt als wir."

Mit überzeugenden Worten legte Bismarck dem Königlichen Herrn die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit seiner nachgiebigen Politik dar: „Wie ist es möglich," sagte er, „in dem Antrage auf Indemnität ein reumütiges Sündenbekenntnis zu sehen? Gerade das Gegenteil ist der Fall. Wenn wir Indemnität beantragen, fordern wir den Landtag zu der Erklärung auf, daß wir recht gethan, indem wir handelten, wie geschehen. Bisher hat das Abgeordnetenhaus uns das bestritten; wenn es uns heute Indemnität bewilligt, so liegt darin sein Eingeständnis, daß es früher unsere zwingenden Gründe nicht begriffen oder nicht gewürdigt habe, jetzt aber anerkenne und deshalb dem Vorgehen des Ministeriums nachträglich Zustimmung erteile." Roon war, wie stets, auch in dieser Frage auf Bismarcks Seite. Er konnte den König auf folgendes Wort seiner Denkschrift vom 1. März 1861 verweisen: „Nur der Starke und Reiche kann freigebig sein, ohne Schaden zu nehmen." Der König konnte sich den Gründen seiner Ratgeber nicht verschließen und willigte endlich ein, einen dementsprechenden Satz in die Thronrede aufzunehmen.

Am 4. August gegen elf Uhr vormittags trafen die Sieger von Königgrätz unter unbeschreiblichem Jubel des Volks in Berlin ein. Welche Empfindungen mochten die Brust unsers Helden durchwogen, als er die Hauptstadt wieder betrat, in die er, wie er selbst einmal geäußert, niemals zurückgekehrt wäre, wenn das Schlachtenglück bei

Königgrätz gegen seine Staatskunst entschieden hätte. Bewegten Herzens sagte er nun zu einem ihn begrüßenden General: „Wir sind rascher wiedergekommen, als wir dachten. Heute vor fünf Wochen reisten wir ab; eigentlich war schon vor drei Wochen alles fertig.“ — „Der einzige Rechenfehler, den Sie gemacht haben, Excellenz!“ antwortete der General.

„Saul hat tausend geschlagen, David aber hat zehntausend geschlagen,“ an dieses Schriftwort mochte wohl Bismarcks alter Lehrer Bonnell denken, als er seinen großen Schüler bei dessen Heimkehr in einem begeisterten Gedichte begrüßte:

„Mit Staunen sieht erfüllet dein Seherwort
Das deutsche Volk, das jüngst es vernahm:
‚Nicht Worte, Feste, Trinkgelage,
Kampf nur und Blut werd' es einst vereinen.‘

Mit Stolz und Freude rühmet das Preußenvolk
Das Heer, den König, der es zum Sieg geführt,
Die tapferen Helden; doch vor allen
Klinget dein Lob in dem Mund und Herzen.“

Am 5. August wurde im Weißen Saale des Königlichen Schlosses der Landtag eröffnet. In höchster Spannung lauschten die Vertreter des Volks den Worten der Thronrede, welche der sieggekrönte greise König Wilhelm, umgeben von seinen ruhmreich heimgekehrten Paladinen, selbst verlas. Begeisterter Beifall brach aus, als man die versöhnenden Friedensworte darin vernahm. Die frühern erbitterten Gegner der Regierung, welche mit Zagen den Saal betreten hatten, atmeten, wie von einem Alp befreit, auf. Die Regierung beutete ihren Triumph nicht aus. Kein Staatsstreich, kein Verfassungssturz! Es war die Hoffnung berechtigt, daß dem äußern Frieden der innere folgen werde. Die dringenden Mahnungen Bismarcks in den spätern Verhandlungen, die dargebotene Versöhnung anzunehmen, fiel auf fruchtbaren Boden. „Noch ist unsere Aufgabe nicht gelöst,“ sagte er, „sie erfordert die Einigkeit des gesamten Landes, der That und dem Eindrucke nach. Wenn man oft gesagt: ‚Was das Schwert gewonnen, hat die Feder verdorben,‘ — so habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: ‚Was Schwert und Feder gewonnen haben, ist von dieser

Tribüne vernichtet worden.'" Das Indemnitätsgesetz wurde am 3. September mit überwältigender Mehrheit angenommen und damit der langjährige innere Streit beendet. Und daß Bismarck nicht nur vergeben, sondern auch vergessen kann, hat er zehn Jahre später, am 3. April 1876, erklärt, als er über die Haltung seiner frühern Gegner in der Kammer sich also äußerte: „Ich glaube, Objektivität genug zu besitzen, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von den Jahren 1862—1866 vollständig einleben zu können. Ich habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damaligen preußischen Volksvertreter das, was sie für Recht hielten, vertreten haben. Sie konnten nicht wissen, und ich konnte ihnen auch nicht sagen, worauf meiner Ansicht nach die Politik hinausgehen würde. Ich habe alle Feindschaften von damals vergessen und dafür volle Versöhnung eintreten lassen."

Seine Meisterschaft zeigte Bismarck auch in den Friedensverhandlungen mit den Südstaaten, welche durch die Einmischung Rußlands und Frankreichs besonders verwickelt wurden. Seine Staatskunst verstand die Dinge so geschickt zu leiten, daß die feindseligsten Gegner wider ihren Willen seine großen vaterländischen Zwecke fördern halfen. Frankreich trat mit seinem Kompensationsvorschlage jetzt ganz entschieden hervor. Auf Anweisung des Ministers Drouyn de Lhuys erschien der französische Botschafter Benedetti gleich nach der Heimkehr Bismarcks bei diesem, um von Preußen als „Tribut der Dankbarkeit für die Haltung Frankreichs" eine bedeutende Länderentschädigung zu verlangen. Es handelte sich um Herstellung der Grenze von 1814, also um die Abtretung linksrheinischer Gebiete Preußens, Bayerns und Hessen-Darmstadts, einschließlich der ehemaligen Bundesfestung Mainz.

Um nicht dem ersten Entrüstungssturme Bismarcks über diese unverschämte Forderung begegnen zu müssen, hatte Benedetti es für angemessen gehalten, demselben die Anträge seiner Regierung zuvor schriftlich zu unterbreiten. Mit gewissem Zagen machte er sich darauf zu Bismarck auf den Weg, trat dann aber nach Bismarcks eigner Mitteilung mit scheinbar kühnem Mute bei diesem ein, um das

Ultimatum: „Mainz oder Krieg!“ zu stellen. „Nun, dann Krieg!“ war die sofortige Antwort des preußischen Staatsmannes. In den weitern Verhandlungen bat der Botschafter, seinen Antrag dem Könige vorzulegen; die Antwort werde er sich dann holen. Am Abend des 7. August fand sich Benedetti wieder bei Bismarck ein, eine bis nach Mitternacht dauernde Unterhandlung folgte, in welcher Bismarck schließlich seine Meinung in folgenden Sätzen zusammenfaßte: „Warum wollen Sie uns solche Sprünge machen? Sie müssen doch wissen, daß für uns die Abtretung deutscher Erde eine Unmöglichkeit ist. Ließen wir uns zu dergleichen herbei, so hätten wir trotz aller Triumphe Bankerott gemacht. Vielleicht könnte man andere Wege finden, Sie zu befriedigen. Aber wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen, so gebrauchen wir — darüber täuschen Sie sich nicht — alle Mittel: Wir rufen nicht bloß die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Österreich auf jede Bedingung hin, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit achthunderttausend Mann über den Rhein und nehmen euch den Elsaß ab. Unsere beiden Armeen sind mobil, die eurige ist es nicht; die Konsequenzen denken Sie sich selbst. — Also, wenn Sie nach Paris kommen, so verhüten Sie einen Krieg, welcher sehr leicht verhängnisvoll werden könnte.“

Diese Worte machten auf den Botschafter um so größern Eindruck, als sie in gelassener Freundlichkeit gesprochen wurden. „Wie gern thäte ich nach Ihrem Rate,“ entgegnete er bekümmert. „Aber mein Gewissen zwingt mich, in Paris dem Kaiser zu erklären, daß, wenn er die Abtretung nicht verlangt, er mit seiner Dynastie der Gefahr einer Revolution ausgesetzt ist.“ — „Machen Sie,“ schloß Bismarck das Gespräch, „den Kaiser darauf aufmerksam, daß gerade ein aus dieser Frage entsprungener Krieg unter Umständen mit revolutionären Schlägen geführt werden könnte, daß aber gegenüber einer revolutionären Gefahr die deutschen Dynastieen sich fester begründet zeigen würden, als jene des Kaisers Napoleon.“

Bismarck konnte diese trutzige Sprache um so sicherer führen, als er aus Moltkes und Roons Munde die Gewißheit hatte, daß ein

großes preußisches Heer in zehn Tagen kampfbereit am Rhein stehen könne.

Von hohem Interesse sind die Einzelheiten, welche der französische Schriftsteller Vilbort zu den Vorgängen an jenem denkwürdigen Abend des 7. August 1866 bei Bismarck kundgiebt. Er schreibt in seinem Buche:*) „Im Anfang August jauchzten die Preußen und eine große Zahl Deutscher dem sieggekrönten König Wilhelm und seinem ersten Ratgeber zu. Der militärische Ruhm Preußens war auf seinem Gipfel. Diesen Augenblick wählte die französische Regierung, um bezüglich gewisser Gebietsentschädigungen in Berlin Vorbesprechungen zu eröffnen. — Am 7. August verabschiedete ich mich bei Herrn von Bismarck, dessen Wohlwollen ich während des ganzen Feldzuges erfahren, und ich bewahre ihm dafür die lebhafteste Dankbarkeit. — Gegen zehn Uhr abends befand ich mich im Kabinett des Ministers, als man Herrn Benedetti, den Gesandten Frankreichs, anmeldete. ‚Nehmen Sie eine Tasse Thee im Salon, ich stehe gleich zu Diensten!‘ Die Stunden vergingen; es schlug Mitternacht, dann ein Uhr morgens. Etwa zwanzig Personen, die Familie und vertraute Freunde, erwarteten den Hausherrn. Endlich erschien er mit heitrer Stirn, ein Lächeln auf den Lippen. Man nahm den Thee, man rauchte und trank nach deutscher Sitte Bier. Die Unterhaltung drehte sich in wechselweise leichtem und ernstem Ton um Deutschland, Italien und Frankreich. Es waren damals in Berlin Gerüchte über einen Krieg mit Frankreich in Umlauf. Im Augenblick des Aufbruchs sagte ich zu Herrn von Bismarck: ‚Wollen Sie mir gestatten, Herr Minister, eine höchst indiskrete Frage an Sie zu richten? Bringe ich den Frieden oder den Krieg mit nach Paris?‘ Herr von Bismarck erwiderte mir lebhaft: ‚Freundschaft, dauernde Freundschaft mit Frankreich! Ich lebe der festen Hoffnung, daß Frankreich und Preußen künftig den Dualismus der Intelligenz und des Fortschritts bilden werden.‘ Doch es war mir, als hätte ich um die Lippen eines der Vertrauten des Herrn von Bismarck — ich meine den Geheimen Rat Baron von Keudell — ein seltsames Lächeln spielen sehen. Ich ging am andern Morgen zu ihm und gestand ihm, wie sehr

*) Bd. II, S. 189 ff.

mich sein Lächeln beunruhigt hatte. ‚Sie reisen heute abend nach Frankreich ab,‘ sagte er zu mir, ‚nun gut, verpflichten Sie sich durch Ihr Ehrenwort, das, was ich Ihnen jetzt mitteilen will, auch in Paris geheim zu halten. Ehe vierzehn Tage um sind, werden wir den Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf seinen Gebietsforderungen besteht. Es verlangt von uns, was wir ihm weder geben können, noch geben wollen. Preußen wird nicht einen Zollbreit germanischen Bodens abtreten.‘“ — „Dieser so gänzlich unpolitische und ungeschickte Schritt des Tuilerien-Kabinetts,“ bemerkt Vilbort schließlich, „in solchem Augenblicke, welcher für Frankreich lediglich eine Niederlage seiner Diplomatie zur Folge hatte, diente Herrn von Bismarck wundervoll in allen seinen Anschlägen auf Deutschland.“ —

Freilich! Die in dieser Angelegenheit von Benedettis eigner Hand verfaßten Schriftstücke, darunter ein die Abtretung behandelnder Vertragsentwurf, blieben in Bismarcks Händen, um bald darauf in höchst erfolgreicher Weise verwendet zu werden. Er machte einzelnen deutschen Regierungen vertrauliche Mitteilungen über die Anschläge Frankreichs auf Deutschland, welche bei den höchst schwierigen Verhandlungen wegen des Friedens außerordentlich ins Gewicht fielen. Der Friede wurde mit Württemberg am 13., mit Baden am 17. und mit Bayern am 22. August geschlossen. Gleich darauf willigten die süddeutschen Regierungen in ein Schutz- und Trutzbündnis mit Norddeutschland und legten dadurch den Grundbau zur Überbrückung der Alldeutschland noch entzweienden Mainlinie. Als der bayrische Minister von der Pfordten die Zurückweisung der französischen Anmaßung aus Bismarcks Munde vernahm, rief er mit lebhafter innerer Bewegung: „Nun erst erkenne ich, daß in Ihrer Brust ein deutsches Herz schlägt, so gut wie in der meinigen.“ Der junge Bayernkönig Ludwig II., der später so unglücklich enden sollte, schrieb unter dem 30. August an König Wilhelm von Preußen folgenden von hochherziger Gesinnung zeugenden Brief:

„Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unsern Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, dieser auch einen äußern symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich Ew. Königlichen Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg

Ihrer Ahnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat."

Der Friede mit Österreich wurde am 23. August in Prag zum endgiltigen Abschluß gebracht. Nun galt es noch, den Bund der Nordstaaten zu gründen; auch dies Werk gelang, ohne daß fremde Mächte Gelegenheit zur Einmischung fanden. Einen abermaligen Kompensationsversuch Frankreichs, jetzt auf Belgien bezüglich, wußte Bismarck ebenso geschickt abzuweisen wie die frühern, indem er die Sache nach seinem durch ihn berühmt gewordenen Ausdruck „dilatorisch", hinziehend, behandelte. Die Gefahr, welche durch Rußlands Einsprüche zu gunsten der dem Zaren verwandten deutschen Fürstenhäuser und Berufung eines europäischen Kongresses drohte, wurde durch die Sendung Manteuffels nach Petersburg glücklich abgewendet. Es gelang, alle Bedenken des Kaisers im Hinweis auf die französischen Gelüste zu beschwichtigen und seine alte Sympathie für Preußen aufs neue zu befestigen. Und der geheime Groll, den Gortschakoff gegen Bismarck gehegt, wich der frühern freundlichen Gesinnung. „Ich wünsche," sagte der russische Staatsmann, in Bewunderung der Erfolge seines deutschen Genossen, zu Manteuffel, „daß Bismarck kein Meteor, sondern ein Fixstern werde."

Die preußischen Staatsmänner blieben auf diese Weise Herren in dem eignen Hause, das sie in heißer Arbeit aufgerichtet hatten. Die Verhandlungen mit den an der Weiterführung des Werks noch beteiligten Kräften gelangten nun in wenigen Wochen zum Abschluß. In den ersten Tagen des Septembers verhandelten die preußischen Kammern über die von der Regierung in Vorschlag gebrachten Annexionen. Gab es einerseits Vertreter des preußischen Volks, welche mit diesen nur auf dem „Recht der nackten Gewalt" sich gründenden Erwerbungen nicht einverstanden waren, so meinten andere wiederum, daß mit der Kleinstaaterei in Norddeutschland nicht gründlich genug aufgeräumt worden sei. Ersteren erklärte Bismarck, hier gründe sich das Recht der

Eroberung auf das Recht der deutschen Nation zu existieren, zu atmen, sich zu einigen; den letztern gegenüber sagte er:

„Was unsere Bundesgenossen betrifft, so haben wir deren nur wenige gehabt; aber es ist nicht bloß unsere Pflicht, sondern ebenso gebietet es die Klugheit, auch dem Kleinsten unser Wort zu halten. Je rückhaltloser Preußen zeigt, daß es seine Feinde von der Landkarte wegfegen kann, um so pünktlicher muß es seinen Freunden die gegebene Zusage erfüllen. Gerade in Süddeutschland wird dieser Glaube an unsere politische Redlichkeit von großem Gewichte sein."

Bismarck hatte die Genugthuung, in dieser Frage einen seiner frühern erbittertsten Feinde, den Abgeordneten Waldeck, an seiner Seite zu sehen. Der alte Volkstribun von 1848 feierte die Annexion als die wichtigste Grundlage zur Vollendung der deutschen Einheit. „Unser König", sagte er, „hat dieses Faktum geschaffen, und ich möchte doch denjenigen sehen, der als Mitglied des preußischen Staats die Kourage hätte, deshalb weil die angestammten Fürstenhäuser wieder eingesetzt werden mußten, diesem Faktum zu widerstreben."

Es fand sich nach dieser Herausforderung nur einer, welcher den Mut des Widerspruchs hatte. Es war der Professor Michelis, Redner der katholischen Fraktion, welche jetzt ihren Kummer über die sonst überall froh begrüßte Trennung von Österreich zum Ausdruck zu bringen suchte. Der Herr Professor, in der Verhandlung durch Schlußantrag am Reden verhindert, erklärte in einer persönlichen Bemerkung, daß er die Absicht gehabt habe, im Namen der Fraktion die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser zu beantragen. Das Gesetz wurde am 7. September mit zweihundertdreiundsiebzig gegen vierzehn Stimmen angenommen. Infolge der durch dasselbe sanktionierten Erwerbungen von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein, Hessen-Homburg und kleinerer Gebietsteile von Bayern und Oberhessen vergrößerte sich der preußische Staat zu seiner gewaltigen Macht von vierundzwanzig Millionen Einwohnern. Mit gleich erdrückender Mehrheit nahm das Abgeordnetenhaus das Wahlgesetz für das norddeutsche Parlament an und bewilligte der Regierung einen Kredit von sechzig Millionen Thalern in Form einer Staatsanleihe für außerordentliche

Bedürfnisse des Heeres und der Marine. Für die hervorragendsten Staatsmänner und Heerführer: Bismarck, Roon, Moltke, Steinmetz, Herwarth von Bittenfeld und Vogel von Falckenstein wurde eine Anerkennung in klingendem Metall von eineinhalb Millionen Thalern ausgesetzt, von denen auf Bismarcks Anteil vierhunderttausend Thaler entfielen.

Wie Bismarck diese Summe verwendete, wird später berichtet werden. Hier sei nur erwähnt, daß die Dotation für ihn und Roon vom Abgeordnetenhause nicht ohne Widerspruch bewilligt wurde. Bei der Beratung des betreffenden Gesetzes stellten die Fortschrittsmänner Hoverbeck und Virchow den Antrag, „die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl derer, welchen eine Nationalbelohnung zu teil werden solle, zu streichen.“

Gleichlaufend mit diesen Beratungen in den Kammern verhandelte die preußische Regierung mit den norddeutschen Fürsten, welche schon kurz nach dem Tage von Königgrätz zur Gründung eines neuen Bundes mit Preußen aufgefordert worden waren. Die meisten Regierungen hatten alsbald ihren Beitritt erklärt, nur einige folgten der Aufforderung zögernd oder widerstrebend. Die beiden Mecklenburg trugen Bedenken gegen die in dem Verfassungsentwurf enthaltenen Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimatrecht und das allgemeine und unmittelbare Wahlrecht. Dem Beitritt Sachsens gingen noch langwierige, verwickelte Verhandlungen wegen des Friedensschlusses vorauf. Herr von Beust, der böse Geist Sachsens, hatte nach dem gänzlichen Bankerotte seiner preußenfeindlichen Staatskunst seinen Abschied genommen. An seiner Stelle führte Herr von Friesen die Friedensverhandlungen in Berlin. Obwohl, wie Bismarck sich äußerte, „die ganze europäische Maschinerie in Bewegung gesetzt worden war, um Sachsen zu helfen,“ ließ die preußische Staatsleitung keinen fremden Einspruch aufkommen.

Bismarck setzte es durch, daß die ersten harten Friedensbedingungen gemildert wurden, und so kam am 21. Oktober ein Vertrag zum Abschluß, wonach Sachsen seinen Länderbestand wie die Kriegsherrlichkeit über sein Heer behielt, dagegen aber Preußen das Post- und Telegraphenwesen und die Besetzung der Festung Königstein überließ und

sich bereit erklärte, dem Norddeutschen Bunde beizutreten. Bald darauf stattete der König Johann in Berlin einen Besuch ab, um zu beweisen, daß der Friede in Wahrheit hergestellt sei.

Kürzern Prozeß machte man mit der Fürstinregentin Karoline von Reuß zu Greiz, einer entschlossenen Dame, welche am 14. Juni im Bundestage gegen Preußen gestimmt und ihr „Heer“ auf Befehl der Bundesversammlung nach Rastatt geschickt hatte. Als die hohe Dame, von den erschütternden Kriegsereignissen vollständig unberührt geblieben, ihren Eintritt in den neuen Bund gelassen verweigerte, verlor Bismarck die Geduld und verfügte die militärische Besetzung des Landes. Greiz erhielt eine Einquartierung von zwei Kompanieen Infanterie, welchen Karoline noch vier Wochen standhielt. Dann unterwarf sie sich, trat dem neuen Bunde bei und bezahlte hunderttausend Thaler an — die preußische Invalidenkasse. Auch den Entschließungen des greisen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen mußte eine militärische Exekution nachhelfen, bis er sich entschloß, der Regierung zu entsagen und seinem Sohne Georg den Beitritt zum Bunde zu überlassen.

Am 20. und 21. September zogen die heimkehrenden Sieger in die festlich geschmückte preußische Hauptstadt ein, mit höchsten Ehren und begeisterter Freude empfangen. Den greisen Heldenfürsten an der Spitze des Zuges begrüßten Ehrenjungfrauen am Brandenburger Thore mit den erhebenden Dichterworten Ernst Scherenbergs:

„Willkommen König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenschar;
Durchflog Borussia doch beschwingter Sohle
In sieben Tagen Friedrichs sieben Jahr!“

Auf die Ehrenbegrüßung des Oberbürgermeisters Seidel erwiderte der König in seiner bescheidenen Weise: „Was ich gethan habe, ist wenig gegen das, was die gethan haben, die mich geleiten und die mir folgen, das sind die Vollbringer der Thaten, ihnen gebührt auch der Dank.“ Dies schöne Königswort bezog sich auch auf unsern Helden, der mit Moltke und Roon dem Kriegsherrn voranritt, als sich der Zug durch die Triumphstraße Unter den Linden, geschmückt mit „österreichischer Kanonen zweihundertundacht“, weiter bewegte. Graf Bismarck trug an jenem Tage zum erstenmal auf seiner Kürassieruniform die

Abzeichen eines Generalmajors, welche Würde ihm der König zugleich mit der Ernennung zum Chef des siebenten Landwehrreiter-Regiments verliehen hatte.

Der milde Hauch des Friedens wehte durch das Vaterland. Die versöhnende Staatskunst Bismarcks trug das ihrige dazu bei, die noch widerstrebenden und grollenden Elemente mit in den Vollklang der Harmonie deutscher Einheit zu verweben. Dichterstimmen unterstützten diese Bestrebungen. Karl Gerok, der Sänger der „Palmblätter", rief seinen süddeutschen Brüdern zu:

„Friede, Friede! — Hört's, ergrimmte Herzen,
Denen noch der Groll im Busen schwillt!
Lernet groß das eigne Weh verschmerzen,
Wo's das Heil des Vaterlandes gilt.
Murret wider eure eigne Sünde,
Fegt den alten Schutt und Wust hinaus,
Daß auf neuem Grund ein Bau sich gründe,
Schöner als der Väter Haus."

Das große Schlachtenjahr 1866 neigte sich seinem Ausgange zu, als Bismarck von der Insel Rügen, wo er Heilung von seiner durch die Überanstrengung der Nerven verursachten Abspannung gesucht hatte, neugekräftigt nach Berlin heimkehrte, um an dem Ausbau des großen vaterländischen Werkes weiterzuarbeiten. Am 15. Dezember versammelten sich auf den Ruf des Königs Wilhelm in der preußischen Hauptstadt die Bevollmächtigten der zweiundzwanzig deutschen Staaten, welche der geschlossene Nordbund umfassen sollte, um gemeinsam den Entwurf einer Bundesverfassung zu beraten. Am 7. Februar 1867 ward die Einigung der Regierungen über alle Punkte der Verfassung, nach den Grundzügen der preußischen Vorschläge vom 10. Juni des vorigen Jahres ausgearbeitet, hergestellt. Es fehlte nur noch die Zustimmung des deutschen Volks durch den Mund einer aus freien Wahlen hervorgegangenen Vertretung. Nachdem am 12. Februar die Wahlen vollzogen worden waren, trat am 24. desselben Monats der konstituierende Reichstag in Berlin zusammen. Große, hehre Worte waren es, mit welchen König Wilhelm im Weißen Saale seines Schlosses den Reichstag eröffnete und die Vertreter des deutschen Volks begrüßte:

„Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem Ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es Mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke Ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die Wir nicht wählen oder voraussehen. — Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. — Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volks nach seinen verlornen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wiederzuerringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie diese Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volks an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern. — Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu unsern Landsleuten im Süden des Mains ist durch die Friedensschlüsse des vergangnen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein. — Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk.“

Der neue Reichstag begann seine Arbeit. Bismarck folgte den Verhandlungen mit lebhafter Spannung und wohnte den Sitzungen fast regelmäßig bei, um zunächst die Männer kennen zu lernen, welche das deutsche Volk als seine Vertreter entsandt hatte. Er konnte mit der Versammlung wohl zufrieden sein. Den größern Kern derselben

bildete eine aus den Bestrebungen des Nationalvereins hervorgegangene Partei, deren Vertreter fest entschlossen waren, das große Einigungswerk mit warmem Herzen und frischer Thatkraft fördern zu helfen. Es war die Partei der Nationalliberalen. Die hervorragendsten Redner derselben hatten die neuerworbenen preußischen Landesteile in den Reichstag gewählt. Da waren vor allen die Hannoveraner Rudolf von Bennigsen, der Begründer des Nationalvereins, und Miquél, der ehemalige badische Flüchtling, beide begeisterte Kämpfer für die deutsche Einheit. „Ich betrachte die Mainlinie," sagte letzterer, „nur als eine Haltestelle auf der Fortschrittsbahn, um Kohlen und Wasser einzunehmen." Die Provinz Hessen-Nassau hatte als Vertreter Wiesbadens den tapfern Karl Braun entsandt, welcher bald mit der schneidigen Waffe des Spottes gegen die Verteidiger der Kleinstaaterei ins Feld zog, denen, wie er sagte, Bayern und Württemberg noch zu groß schienen und welche die kleinen und kleinsten Länder in Kirchspiele zerschlagen oder an Stelle der Staaten „Kantönli" errichten möchten. Mit Genugthuung mußte es Bismarck erfüllen, Männer, welche noch kurz zuvor in der Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses seine heftigsten Gegner gewesen waren, wie Forckenbeck, Twesten, Lasker, Gneist, Unruh u. a., jetzt in den Reihen seiner Mitkämpfer zu sehen. Freilich fehlten auch die Geister der Verneinung nicht; zu ihnen gehörten die Streiter für die Interessen Roms, die Ultramontanen, geführt durch Michelis, Mallinckrodt und Windthorst, den frühern Minister des Königs von Hannover, sodann die Förderer der Sonderbestrebungen, die Partikularisten, vertreten durch die Jensen, Schleiden, Zachariä, von Hammerstein, von Erxleben u. s. w., endlich die Apostel einer neuen Lehre, die der Volksbeglückung durch die Sozialdemokratie. Die Partei der letztern war damals freilich nur durch zwei Mitglieder, Bebel und Schraps, vertreten.

Der Verfassungsentwurf, den Bismarck mit seinem praktischen Geiste entworfen hatte, entsprach den Bedürfnissen und Zwecken des neuen Bundes in vortrefflicher Weise. Nach ihm sollten im Norddeutschen Bunde die Regierungen durch den Bundesrat, das Volk durch den Reichstag vertreten sein, das Präsidium des Bundes nicht wie in den

Republiken gewählt, sondern für immer der Krone Preußens übertragen werden. Die Gesetzgebung liegt, bestimmte der Entwurf weiter, in den Händen des Bundesrates, der die Stelle eines Oberhauses vertritt, und des Reichstags, der Vertretung des Volks. Der Bundesrat übt in Verbindung mit dem das Präsidium vertretenden und allein verantwortlichen Bundeskanzler die oberste Regierungsgewalt aus. Das Bundespräsidium hat die Leitung der Diplomatie, des Heeres und der Marine unter sich und entscheidet im Namen des Bundes über Krieg und Frieden. Der Bundesgesetzgebung unterliegt der Bundeshaushalt und das weite Gebiet des Verkehrswesens. Die Einberufung des Bundesrats und des Reichstags findet durch das Präsidium statt, die Abgeordneten werden auf drei Jahre auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts gewählt. Vertrags- und Pflichtverletzungen der Bundesglieder werden vom Präsidium und Bundesrate geahndet.

In eindringlichen Reden mahnte Bismarck die Volksvertreter, das Werk der Einigung zu vollenden. „Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel; reiten wird es schon können!“ Also rief er ihnen zu. Die Einwendungen der Gegner wies er in derselben Sitzung, am 11. März, in welcher er jene berühmten Worte sprach, mit triftigen Gründen zurück. Es sei nicht die Absicht der Regierungen gewesen, führte er aus, ein theoretisches Ideal einer Grundverfassung herzustellen, sondern die Fehler von Frankfurt und Erfurt zu vermeiden und ein Minimum derjenigen Zugeständnisse zu finden, welche die Sonderexistenzen auf deutschem Gebiete der Allgemeinheit machen müssen, wenn die Allgemeinheit lebensfähig werden solle.

Eine neue Gattung von Sonderbündlern, welche die Unterordnung der Landtage unter die Reichstagsbeschlüsse bezweifelte, wies er in gleicher Weise in ihre Schranken. Ihnen sagte er: Unter Partikularismus denkt man sich sonst eine widerstrebende Dynastie oder Kaste in irgend einem Staate, die sich der Herstellung gemeinsamer Einrichtungen aus Sonderinteresse entgegenstellt. Wir haben es heute mit einer neuen Spezies von Partikularisten zu thun, mit dem parlamentarischen Partikularismus. Früher hieß es vom dynastischen Standpunkte aus: „Hie Waiblingen, hie Welf!“, jetzt heißt es: „Hie Landtag, hie Reichs-

tag!“ Der katholische Geistliche Michelis aus Kempen, der „die preußische Verfassung mit dem Heile seiner Seele an dem Leitfaden eines Bibelspruches auf dieselbe Höhe“ gestellt, hatte die Wirkung seiner Worte durch einen scherzhaften Seitenhieb auf Bismarcks Person abzuschwächen gesucht, indem er gesagt hatte: dieser würde sich schon zu helfen wissen, wenn hier die Verfassung nicht zu stande komme. Darauf erwiderte Bismarck:*) „Ich habe meinem Könige und Lande niemals den Dienst versagt, in einem solchen Falle aber würde ich ihn versagen und würde denjenigen, die das Chaos herbeigeführt haben, auch überlassen, den Weg aus dem Labyrinthe wieder herauszufinden. Ich habe in der ganzen Versammlung keinen Ausruf des Erstaunens gehört, außer einem, den ich in meinem Innern unterdrückte. Kein deutscher Landtag wird die Verfassung verwerfen, wenn wir uns hier einigen. — Ich möchte die Herren wohl sehen, wie sie etwa einem Invaliden von Königgrätz antworten würden, wenn der nach dem Ergebnis dieser gewaltigen Anstrengungen fragte. Sie würden ihm etwa sagen: Ja freilich, mit der deutschen Einheit ist's wiederum nichts, aber wir haben das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen.

„Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjestr zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserthrone gespielt wurde, — daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, daß die tausende und abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können? Meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation.“ —

In Bezug auf das direkte Wahlrecht sagte er im Reichstage: „In dem Gesamtgefühl des Volks habe ich stets noch mehr Intelligenz gefunden als in dem Nachdenken des Wahlmannes bei dem Aussuchen des zu Wählenden. Ich habe den Eindruck, daß wir bei dem direkten Wahl-

*) Vergl. Hans Kraemer, „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. II. S. 113 ff.

rechte bedeutendere Kapazitäten in das Haus bringen als bei dem indirekten.“ Letzteres nannte er eine „Fälschung der Wahlen und der Meinung der Nation.“

Nach längern gründlichen Beratungen wurde am 16. April 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit zweihundertdreißig gegen dreiundfünfzig Stimmen angenommen. Am 17. April wurde die Annahme des beschlossenen Verfassungswerks verkündet und dem Präsidenten Dr. Simson das Protokoll eingehändigt. Der Präsident nahm die Urkunde mit folgenden Worten an die Versammlung entgegen: „Ich empfange das Protokoll unter dem Ausdrucke unserer tiefen Befriedigung, daß Ihre Arbeiten schließlich zu vollem lebenskräftigem Einverständnisse mit den verbündeten Regierungen geführt haben, daß die Verfassung des Norddeutschen Bundes fortan Wesen und Wahrheit für unser Volk gewonnen hat und in der Zuversicht, daß, was mit so entgegenkommendem Willen und solcher Zustimmung vollbracht worden, auch in seiner weitern Fortentwicklung Heil und Gedeihen verbreiten wird über den heiligen Boden unseres Vaterlands.“ Mit dem 1. Juli trat die Verfassung in Kraft; am 14. Juli wurde Graf Bismarck zum Kanzler des Norddeutschen Bundes ernannt.

Mit erhebenden Worten hatte König Wilhelm den begründenden Reichstag eröffnet, in gleicher Weise vermochte er denselben zu schließen. „Die Zeit ist herbeigekommen,“ sagte er, „da unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im stande ist. Das nationale Selbstbewußtsein, welches im Reichstage zu erhebendem Ausdrucke gelangt ist, hat in allen Gauen des Vaterlands kräftigen Widerhall gefunden.“ Ein solcher erklang in den Worten des Dichters auch über den Main hinaus:

„Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.“



XXVI.

Der Bau der Mainbrücke.

„Und wenn auch nur die ersten Mauern
Und Pfeiler jetzt gegründet stehn,
Wir doch im Geist mit heilgen Schauern
Den hehren Bau vollendet sehn.
Vom Fels zum Meer wölbt sich die Halle,
Die hemmt kein Hügel, trennt kein Strom,
Die deutschen Stämme, alle, alle,
Sie scharen sich im Einheitsdom."

Ernst Scherenberg.

Im Herbste des Jahres 1866 weilte Graf Bismarck mit seiner Familie als Gast des Fürsten Putbus auf der Insel Rügen. Der Fürst hatte den Grafen zu einer Badekur eingeladen, die dieser zur Heilung seiner durch die übermenschliche Arbeit und fortwährende starke Gemütserregung angegriffenen Nerven dringend bedurfte. Freilich mußte diese Seebadekur auf das Baden der Lunge in der frischen kräftigenden Luft beschränkt bleiben, denn der frühzeitig hereinbrechende Winter überzog das Wasser nicht lange nach Bismarcks Ankunft mit fingerdickem Eise. Putbus ist eben nicht Biarritz, wo das Baden in offener See noch während des Novembers möglich zu sein pflegt.

Über die damalige Erscheinung Bismarcks und seine Lebensweise hat ein ebenfalls auf Rügen „eingefrorener Badegast", Arnold Wellmer, eine genaue Schilderung*) gegeben, die des Anziehenden und Bedeutenden

*) Gartenlaube 1877. Nr. 14.

gar viel enthält. Wir folgen den Aufzeichnungen des Augenzeugen, wenn wir uns das Bild unseres Helden in jenen Tagen nach den Ruhmesthaten des zu Ende gehenden großen Jahres vor Augen führen. Wellmer war an einem der letzten Oktobertage der Gast des Fürsten von Putbus und wurde als Tafelgenosse Bismarcks von diesem besonderer Beachtung gewürdigt. Die erste Begegnung mit dem Grafen schildert er also:

„Die Thür öffnet sich; ich wende mich um, einige Herren treten in den Salon. Das offene Gesicht meines gütigen und liebenswürdigen fürstlichen Wirtes zeigt, wie immer, Heiterkeit und Wohlwollen. Da fällt mein Blick auf den Herrn an seiner Seite und bleibt wie gebannt haften. Ich erkenne ihn auf den ersten Blick; ich sah ihn, aber noch nie so nah. Er ist ein hoher stattlicher Mann, schlank und doch kraftvoll gebaut. Die Haltung ist militärisch straff, aber noch immer voll jugendlicher Eleganz, obgleich sich schon einundfünfzig Jahre auf sie niedersenkten. Die Bewegung ist vornehm, kühn und doch leicht und ungezwungen. Und auf dieser ritterlichen Figur sitzt ein Kopf, der sich schwer beschreiben läßt, ein Kopf, den man nie müde wird, anzuschauen. Die gedankenreich gewölbte Stirn wird von spärlichem dunkelblondem Haar, schon graugemischt, leicht umschattet. Das etwas vorgebaute Auge ist klar und lebhaft, häufig von einem hellen Blitz durchzuckt, so daß es schwer fällt, seine Farbe zu erkennen. Die Gesichtsfarbe ist matt und von jener eigentümlichen Blässe, die auf körperliche Leiden und arbeitsvoll durchwachte Nächte, Tage voll zehrender Gedanken und geistiger Anspannung schließen läßt. Die schmalen Lippen umspielt ein geistreiches Lächeln — aber ein Lächeln, dem man es ansieht, daß es nur eines leichten Zuckens bedarf, um es zu einem ironisch vernichtenden zu machen. Und dies Gesicht sieht älter aus — bedeutend älter als die Figur, zu der es gehört.

„Und jetzt erschließt sich das liebenswürdige Lächeln zu einem hellen, fröhlichen Lachen — nichts kann wohlthuender klingen ..... o wie mich das freut, ihn, den Meister seiner Zeit, der aber an dieser Zeit schwerer wie der arme verzauberte Atlas am Himmelsgewölbe zu tragen hat, in diesem Augenblicke fröhlich zu sehen, ihn, der über seiner

Riesenarbeit alle Rücksicht auf sein körperliches Wohl vergaß, der durch seinen Feuergeist den um sein Recht betrogenen Leib aufrecht erhielt und ihm erst nach errungenem Ziele erlaubte, müde und krank zu sein und in Rügens gesegneter Wald- und Seeluft Genesung zu suchen, ihn, den Frankreich nicht ohne Neid den preußischen Richelieu nennt — Graf Otto von Bismarck.

„Graf Bismarck bewohnte in Putbus ein reizend am Park gelegenes fürstliches Gartenhaus, von dessen Terrasse man eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer und den üppigen Urwald der Insel Vilm hat. In dieser frischen Natur lebte der Graf mit Frau und Tochter still und zurückgezogen; die beiden Söhne sind am Schlusse der Herbstferien nach Berlin zurückgekehrt, wo Cicero und Horaz gebieterisch winkten. Der Graf ist Patient, bedarf der Ruhe; er empfängt weder Deputationen noch Ergebenheitsbesuche. Die Gräfin vertritt den Vielgesuchten in liebenswürdigster Weise. An schönen Tagen sieht man ihn in schmucklosem Anzug, den historischen gelbbraunen Kalabreser tief in die Stirn gedrückt, allein oder mit Frau und Tochter weite Spaziergänge durch den Park und an das Meer hinab machen.

„Und jetzt werde ich dem Grafen vorgestellt. Ein schneller scharfer Blick aus den blitzenden Augen überfliegt mich, mir ist zu Mute, als bliebe diesem Augenblitze keine Falte meines Innern verschlossen. Der Graf redet mich an, seine Stimme klingt tief und ruhig; er sagt mir in der höflichsten Weise, daß er am Morgen auf dem Schloßteiche im Parke schon fingerdickes Eis gesehen habe. Ich sagte, daß ich in Sellin schon am 3. Oktober Eis gesehen habe. — ‚Sie sind Badegast?‘ ‚Ein eingefrorener, Excellenz.‘ ‚Ich dachte schon, ich sei der letzte Badegast auf Rügen; jedenfalls werde ich aber wohl der letzte bleiben. Wenn ich hier auch jetzt keine Seebäder nehmen kann, wie früher im Oktober und November in Biarritz, so erweisen sich mir doch die köstlich frischen Seeluftbäder von Putbus fast ebenso sehr als Bäder der Verjüngung wie die Herbstseebäder von Biarritz. Und wie ruhig kann ich hier in Putbus leben! Wenn ich nach Biarritz gehe und dort zufällig mit ‚Ihm‘ (Napoleon) zu gleicher Zeit ‚Bäder der Verjüngung‘ nehme,

wie entsetzlich schreit die liebe Welt immer gleich über hohe, geheimnisvolle Politik."

Inzwischen sind die Damen in den Salon getreten. Neben der jungen Schloßherrin geht eine ältere Dame in einfachem grauen Seidenkleide. Das schwarze, reiche Haar ist schlicht gescheitelt und ohne jeden Kopfputz. Das dunkle Auge blickt mit heiterm Lebensernste ruhig klar umher, auf dem bescheidenen Gesichte ruht ein gewinnender Zug von Wohlwollen und hausmütterlichem Wohlthun, verbunden mit Geist und Charakter. Eine thatkräftige Tüchtigkeit im Denken und Handeln spricht trotz aller Anspruchslosigkeit aus dem ganzen Auftreten der Dame. Das ist die Gräfin Bismarck. Ihre Tochter, die Komtesse Marie Bismarck, ist eine junge Dame von kaum achtzehn Jahren mit weichen Zügen und stillen, dunklen Augen.

Man begiebt sich in den Speisesaal; schnell, zwanglos nimmt jeder Platz, wo er ihn findet.

„So gut wurde es uns in Böhmen nicht geboten," sagt der Graf, Austern schlürfend, heiter zu einigen Offizieren in der Gesellschaft. „Da fehlte uns oft das liebe Stückchen Brot oder Fleisch oder gar alles beides. Der König hat selber alles mit durchgemacht, da wurden dem Soldaten Entbehrungen und Strapazen leicht. Ich war in der Schlacht bei Königgrätz im Gefolge des Königs, und gar oft waren wir mitten im Gewühle des Kampfes. Um Mittag trat eine momentane Windstille im Brausen der Schlacht ein; der Kronprinz wurde auf dem Schlachtfelde erwartet — mit Sehnsucht erwartet. In dieser bangen Pause fragte der König seine Umgebung, ob niemand etwas zu essen habe, ihn hungere. Der Reitknecht hatte etwas Wein, ein Offizier zog verschämt ein einziges Stückchen Wurst aus seiner Ledertasche, und freudestrahlend trat ein Soldat hervor, ein Stück Kommisbrot in freier Faust. „Mein Sohn, hast Du selber schon zu Mittag gegessen?" fragte der König. — „Nein, Majestät!" — „So wollen wir ehrlich teilen. Da nimm nur die Hälfte zurück; Dein König dankt Dir!" Nicht lange darauf rückte der Kronprinz mit seiner Armee heran, gerade zur rechten Zeit. Unsere plattdeutschen Soldaten nannten ihn fortan auch nur „Prinz taur rechten Tid." — —

„Führten Excellenz während des Krieges einen Revolver bei sich?“

„Nein, ich habe ihn auch nur einmal mit Bedauern vermißt. Es war gleich nach der Schlacht von Königgrätz. Ich ritt einsam über das Leichenfeld; es war ein Anblick, um das Blut in den Adern erstarren zu lassen, grausig, blutig, unvergeßlich! Da sehe ich vor mir ein armes schönes Pferd; beide Hinterfüße sind ihm durch eine Granate fortgerissen. So stemmt es sich zitternd und jämmerlich wiehernd auf die Vorderfüße und schaut mich mit den großen nassen Augen wie hilfeflehend an; da wünschte ich mir eine Kugel, sie der armen Kreatur ins Herz zu jagen. —

„Aber auch Bilder voll rührender Poesie und unwiderstehlicher Komik hatte das Schlachtfeld aufzuweisen. So sah ich noch während des Kampfes einen jungen Offizier, bleich und schön wie ein Schlafender an einem Gartenzaune lehnen. Er war tot. Drinnen im Garten standen die Rosen in voller Blüte. Ein Soldat brach sich soeben hastig eine Handvoll; dann stieg er über den Zaun und legte die Rosen dem jungen Helden auf die Brust, wo die Uniform ein ganz kleines, rundes Loch zeigte. „Kennen Sie den Offizier?“ fragte ich. „Nein, Herr Major, aber ich sah ihn kämpfen wie ein Löwe und fallen wie ein Lamm, da wollte ich ihn doch wenigstens vor den Pferdehufen schützen und trug ihn an den Zaun; meiner lieben Mutter haben wir auch einst Rosen mit in die Erde gegeben!“ Schwang sich auf sein Pferd und stürmte wieder in den Kampf hinein.“

„Lieber Graf, Sie sprachen auch von der Komik auf dem Schlachtfelde?“ fragte die Herrin des Hauses.

„Ja, Fürstin,“ antwortete Bismarck, „ich habe wirklich trotz der ernsten Situation nie etwas Komischeres gesehen, wie den von der Berliner Garde-Artillerie aufgezogenen und mit ins Feld geführten riesigen Ziegenbock im wildesten Kugelregen an der Seite des Trompeters mit possierlichen Sätzen auf den Feind losstürmend! Die Österreicher sollen auch wahrhaftig geglaubt haben, in jenem Ziegenbocke stecke Herr Satanas, mit dem der arme Bismarck einen kleinen Privatpakt gegen die unüberwindliche eiserne Brigade gemacht habe.“

„Lieber Otto," sagte die Gräfin herzlich, „dies Gericht solltest Du lieber vorübergehen lassen; es thut Deinen kranken Magennerven augenblicklich nicht gut."

„Meine Damen, ist Ihnen schon ein solches Prachtexemplar von gehorsamem Ehemanne vorgekommen?" und der Graf schiebt die Schüssel zurück.

„Da sind Sie also außer dem Könige die einzige Glückliche, der unser eiserner Graf sich beugt!" sagte der Fürst Putbus zur Gräfin Bismarck.

„O nein, mein eiserner Mann beugt sich auch sonst noch jemandem, wenn es nicht anders geht — seinem Koch!"

„Ja," bestätigte der Graf, „was thut man nicht alles, um nur im eignen Hause Ruhe und Frieden zu haben, nachdem man den Krieg draußen gründlich gekostet hat. Also wir hatten gestern ziemlich spät gefrühstückt, es gab kalten Hammelbraten und Sauerkraut, das Gericht hält bekanntlich eine Weile vor, und als unsere Dinerstunde da war, hatten wir alle keinen Appetit. Überdies wollte ich gern noch vor dem Mittagessen ein angefangenes Schriftstück beenden. Der Koch schickt hinein, es sei angerichtet. Ich schicke hinaus: ‚Eine halbe Stunde warten!' Nach dieser halben Stunde läßt der Koch wieder ans Essen mahnen; ich lasse hinaussagen: ‚Noch keinen Hunger, eine halbe Stunde warten!' Das ist dem Premier meiner Küche aber zu viel, er läßt seinem Kollegen Premier brevi manu zurücksagen, er, der Premier Preußens, möge die Güte haben, jetzt mit oder ohne Hunger zu essen, er, der Premier der Küche, könne das Essen nicht länger genießbar erhalten — und der Kollege gehorchte!"

Im Laufe der Unterhaltung wurde die Gräfin Bismarck von einem Offizier mit dem Titel „Excellenz" angeredet, darauf sagte sie: „Bitte, nennen Sie mich nicht Excellenz, das ist ein Titel, den ich für mich durchaus nicht hübsch finde. Am liebsten höre ich mich Frau von Bismarck nennen; das erinnert mich so freundlich an eine stille, frohe Zeit, wo Otto und ich als bescheidene Landleute auf unserm alten Schönhausen Muße hatten, einander und unsern Dorfleuten zu leben, jetzt gehört mein Mann der ganzen Welt an."

„Liebes Kind, die Zeiten von Schönhausen kehren uns, so Gott will, noch einmal wieder, wenn wir alt sind und die Welt uns nicht mehr gebrauchen kann!“ und der Graf nickte seiner Frau mit einem herzlichen Lächeln zu.

„Wenn Du diese Bedingung stellst, dann ist es mit Herrn und Frau von Bismarck auf Schönhausen für immer vorbei. Du wirst nie alt, so lange noch eine Faser an Dir lebt, und auch die wird die Welt noch gebrauchen.“ Dieser Ausspruch der Gräfin Bismarck hat sich als erfülltes Prophetenwort erwiesen.

Das Tischgespräch führte bald wieder zu den kleinen Abenteuern und Anekdoten des Krieges, den fast sämtliche Herren der Gesellschaft als Johanniter oder Offiziere mitgemacht hatten. Bismarck erzählte, daß er in Böhmen einmal in einer Kinderbettstelle habe schlafen müssen, woran er mit Grausen und Hüftweh zurückdenke.

„Kinderbettstelle?“ warf die Hausherrin ein, „Preußens Ministerpräsident in einer Kinderbettstelle — wie stellten Sie das an, lieber Graf?“

„O, das war leider sehr einfach, Fürstin, ich klappte mich zusammen wie ein Taschenmesser.“

Als später Zigarren gereicht wurden, erzählte Bismarck folgende ergreifende Geschichte, durch welche die von uns (Seite 597) mitgeteilte Zigarrengeschichte aus der Schlacht von Königgrätz eine schöne Ergänzung erfährt:

„Den Wert einer guten Zigarre lernt man wirklich erst schätzen, wenn sie die letzte ihres Stammes und wenig Aussicht auf Ersatz ist. Bei Königgrätz hatte ich (nachdem Moltke die vorletzte genommen) nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich schon wieder verrechnet — mit dem einzigen Rechenfehler (vergleiche Seite 624) ist es also doch ein mißlich Ding.“

„Und wer machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?)“

„Ein armer Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach — ich fand nur Gold, und das nützte ihm nichts — doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an, steckte sie ihm zwischen die Zähne .. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen!.. So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt wie diese, die ich nicht rauchte."

Ein Blick durch das Fenster auf Mönchgut, das in der mondhellen Nacht so klar dalag wie am Tage, brachte Bismarck in einem Sondergespräch mit dem eingefrorenen Badegaste Wellmer auf die plattdeutsche Mundart der Inselbewohner.

„Plattdeutsch," sagte der Graf, „das liebe ich sehr! — Das ist noch ein Nachklang aus meiner Jugend, in der ich häufig auf dem väterlichen Gute Kniephof in Pommern war. Auch meine Frau kultiviert das Plattdeutsche mit Vorliebe und liest es prächtig vor. So verdanken wir Fritz Reuters naturwüchsigen plattdeutschen Geschichten auch hier auf Rügen, da ich mich häufig schonen muß, manche frohe Stunde. Augenblicklich lesen wir ‚Ut mine Stromtid' mit vielem Vergnügen.

„Mir sind stets Vergleichungen des Plattdeutschen mit dem Hochdeutschen interessant gewesen," fügte Bismarck hinzu, „und gern forsche ich den Wandlungen nach, die das Hochdeutsche zu bestehen hatte, ehe es sich aus dem Altdeutsch-Platten zu seiner jetzigen Form entwickeln konnte. Originell ist, mit welcher ängstlichen Gewissenhaftigkeit das Hochdeutsche die Vokale des Plattdeutschen geradezu umkehrt: z. B. Brut in Braut, und dann wieder Bauk in Buch."

Die Werke Fritz Reuters, welche damals im Familienkreise Bismarcks gelesen wurden und deren quellfrischer Humor seine stärkende Kraft auch an den überreizten Nerven des Baumeisters deutscher Einheit bewährte, hatte der Dichter selbst vor einigen Wochen als ein Ehrengeschenk nach Berlin gesandt. Fritz Reuter gehört zu denen, die einst für die Erstrebung der deutschen Einheit schweres Unrecht gelitten. Sein das Ehrengeschenk begleitendes Widmungsschreiben vom 12. September 1866 lautete:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz, als dem Mann, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenscheine glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühltesten Dank zu sagen. Nicht Autoren-Eitelkeit, sondern nur der lebhafte Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Excellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranläßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Pakets beizufügen. Möchten Ew. Excellenz diesen meineu etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im stande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen. Gott segne Sie für Ihr Thun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so z. B. auch das Ihres ergebensten Fritz Reuter. Dr."

Unter dem 19. September antwortete Bismarck: „Ew. Hochwohlgeboren sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltsvolle Zuschrift begleiteten. Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben. Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war." —

Der Gesellschaftsabend im fürstlichen Landhause zu Putbus ist vorüber. Putbus schläft. Nur in einem Zimmer des freundlichen Gartenhauses am fürstlichen Küchengarten brennt noch Licht. Graf Bismarck ist noch auf, aber es ist nicht mehr derselbe heitere Plauderer Bismarck, der liebenswürdige, witzige Gesellschafter, wie wir ihn kurz zuvor noch bei der Tafel gesehen haben, bei diesem Lichte wacht in stiller Nachtstunde der Ministerpräsident Bismarck. Er, der nach Rügen gekommen ist, auszuruhen von der Arbeit, sitzt an einem mit Papieren bedeckten Tische in straffer Haltung; die rechte Hand ist geschlossen, das fast finstere Gesicht, die gedankenschwere Stirn sind in Falten gezogen — der eiserne Graf arbeitet. — Preußen schläft. Es mag immerhin

schlafen: der eiserne Graf wacht. Es ist, als ob der Wahrspruch auf dem ihm verliehenen Ehrendegen: „Das Wegekraut sollst stehen lan!“ in seiner Gestalt zu Fleisch und Blut geworden wäre.

Als am 1. Dezember Graf Bismarck das gastliche Asyl auf Rügen verließ, war er vollständig genesen, und er hat später wiederholt dem Fürsten gegenüber ausgesprochen, wie wohl ihm die frische, gute Luft und die Ruhe in Putbus gethan habe.*) Am 22. Dezember erschien er nach der langen Abwesenheit zum erstenmal wieder im Herrenhause. Graf Rittberg, der eben eine Rede begonnen hatte, hielt inne, und alle Mitglieder des Hauses erhoben sich ehrerbietig von ihren Plätzen, während der Präsident Graf Stolberg dem Eintretenden folgende Worte widmete: „Meine Herren, wie Sie sehen, haben wir den Vorzug, den verehrten Herrn Ministerpräsidenten nach längerm Unwohlsein in unserm Hause zu sehen. Ich brauche Sie nicht aufzufordern, ihn durch Erheben von den Sitzen zu begrüßen, da wir alle dasselbe Gefühl der Freude teilen, daß dieser preußische Staatsmann mit altem Mute und frischer Kraft seine Dienste unserm königlichen Herrn, den preußischen und deutschen Landen wieder widmen kann.“

Bismarck antwortete: „Ich sage dem Herrn Präsidenten und dem hohen Hause meinen herzlichsten Dank und hoffe, daß wir wie bisher miteinander dem Könige so treu dienen werden, wie der Herr Präsident dies eben bezeichnet hat. Den Erfolg kann nur Gott geben; er wird dem redlichen Streben nicht fehlen.“

In denselben Räumen, wo diese Worte gesprochen wurden, versammelten sich wenige Wochen später, am 27. Februar 1867, die gewählten Reichstagsmitglieder des Norddeutschen Bundes, um die Verfassung für denselben zu beraten. Der Wunsch des Herrenhauspräsidenten ging hier in Erfüllung. Der Schöpfer des neuen Bundes arbeitete an seinem großen Werke wieder mit der gewohnten Frische und Kraft. Als am 17. April der konstituierende Reichstag geschlossen wurde, standen die Mauern des Baues der deutschen Einheit fest gegründet da. Nun galt es, das neue Haus wohnlich einzurichten, den Bau vor den Angriffen äußerer Feinde zu schützen und die Brücke über die

*) Poschinger: „Neue Tischgespräche.“ S. 42 ff.

trennenden Gewässer des Mains zu schlagen, damit die noch fernstehenden Kinder Germanias herübergeholt und mit unter das schirmende Dach geführt würden.

Der Bau der deutschen Einheit glich dem Tempelbau der aus schmachvoller Knechtschaft erlösten Israeliten, die ihre Arbeit vollbrachten, indem sie in der einen Hand das Werkgerät, in der andern die Waffe gegen die andringenden Feinde führten. Gern hätten die Widersacher Deutschlands die Vollendung des großen vaterländischen Werkes verhindert, doch das gute Schwert Preußens bot den starken Schutz, dessen die Bauleute bedurften, und der leitende Meister hielt mit scharfen Augen die Wacht. So wurde jedes Hindernis überwunden und jegliche Gefahr abgewendet, bis der Bau glücklich aufgerichtet war.

Napoleon, durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, rastete nicht in seinem Bemühen, von den Erfolgen der preußischen Kampfesarbeit einen Anteil einzuheimsen. Mit seinen Gelüsten nach dem linken Rheinufer und Belgien abgewiesen, versuchte er zuletzt noch, mit der Erwerbung Luxemburgs sein murrendes Volk zu beschwichtigen.

Das mit der Krone Hollands durch Personalunion verbundene deutsche Großherzogtum Luxemburg ward bei der Errichtung des Norddeutschen Bundes nicht in diesen aufgenommen. Auf das Ländchen richtete der Kaiser der Franzosen jetzt unter den eigentümlichen Verhältnissen sein Augenmerk. Während das deutsche Volk und die deutschen Fürsten mit dem Ausbau ihres Friedenswerkes eifrig beschäftigt waren, knüpfte er mit dem Könige von Holland, dem Besitzer Luxemburgs, geheime Verhandlungen an, das nach seiner Meinung von Deutschland preisgegebene Großherzogtum käuflich zu erwerben. Der König-Herzog, damals in schlechten Finanzverhältnissen, war nicht abgeneigt, den Verkauf abzuschließen.

Bismarck aber machte dem westlichen Nachbarn auch hier wieder einen Strich durch die Rechnung. Nach älterem Herkommen hielt Preußen in der Hauptstadt jenes Landes, einer ehemaligen Bundesfestung, eine Besatzung; seine Sicherheit erforderte, daß dieses wichtige Gebiet, das zugleich den Schlüssel zu Belgien bildete, nicht in französische Hände fiele. Nachdem die Regierung durch ihren Gesandten im Haag

von dem geheimen Handel Mitteilung erhalten hatte, legte Bismarck Verwahrung gegen den Verkauf des deutschen Großherzogtums ein. Das Anerbieten des Pariser Kabinetts, Preußen durch Geldentschädigung abzufinden, wurde zurückgewiesen und die Lösung der Luxemburger Frage einem europäischen Schiedsgerichte übertragen. Die hierauf nach London berufene Konferenz entschied am 11. Mai 1867, daß Luxemburg als neutraler Staat im Besitze des Königs von Holland bleiben und die ehemalige Bundesfestung, auf deren Besatzungsrecht Preußen verzichtete, geschleift werden solle.

Die Pariser Staatskunst erlitt eine neue Niederlage, Napoleon eine abermalige Demütigung. Bismarck freute sich, daß es seinen Bemühungen gelungen war, die Frage, welche sich zu einem Kriegsfall zuzuspitzen drohte, auf friedlichem Wege zu lösen. Den Heißspornen im Norddeutschen Reichstage, welche darauf drängten, die französischen Gelüste nach deutschem Ländererwerb ein für allemal mit dem Schwerte zu stillen, antwortete er mit dem schönen Worte: „Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarett dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: ‚Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können.‘“

Bismarck sprach hiermit die Gesinnung seines Königs aus, der sich, um seiner Friedensliebe öffentlich Ausdruck zu geben, bald darauf entschloß, dem Pariser Hofe seinen Besuch zu machen. Es fand damals in der Hauptstadt an der Seine eine große Weltausstellung statt, welche die französischen Staatsmänner veranstaltet hatten, um die sich fort und fort steigernde Unruhe des Volks, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu besänftigen. Der Glanz des friedlichen Schauspiels, das Gäste aus allen Weltteilen herbeilockte, that bei den eitlen Franzosen seine Wirkung. Diese fühlten sich auch nicht wenig geschmeichelt, daß der ruhmgekrönte Sieger von Sadowa es nicht verschmähte, die Weltausstellung zu besuchen. Man fand in Paris darin einen Beweis ritterlichen Vertrauens. Mit Spannung sah man der Ankunft des mächtigen Preußenherrschers

entgegen, der, wie man wußte, von seinem gewaltigen Ministerpräsidenten, dem Grafen Bismarck, und seinem großen Schlachtendenker, General von Moltke, begleitet sein würde.

Die Stimmen, welche sich zu feindlichen Kundgebungen gegen die hohen preußischen Gäste rüsteten, wurden durch die Besonnenen unterdrückt. Ein Pariser Blatt schrieb: „Man hört allgemein sagen, daß die Bevölkerung unserer Großstadt, nachdem sie den früher angekommenen Kaiser von Rußland so warm begrüßt hat, gesonnen sei, dem Könige von Preußen und dem berühmten Minister einen minder angenehmen Empfang zu bereiten. Wir glauben jedoch nicht an die Möglichkeit einer solchen Kundgebung, welche sowohl Mangel an Takt als an politischem Verstande verriete. Kommt ein Fremder an unsern Herd, so vergessen wir, daß er noch kurz zuvor unser Widersacher war, und wir wollen nicht daran denken, daß er morgen wieder unser Feind sein kann. Wir gedenken nur des einen, daß er heute unser Gast, also heilig und unverletzlich ist.“

Es war am 5. Juni 1867, als König Wilhelm mit seinem Gefolge in Paris eintraf. Der Kaiser holte seine Gäste vom Bahnhofe ab und fuhr mit dem Könige im offnen Wagen, dessen Rücksitz der Kronprinz von Preußen und der Prinz Joachim Murat einnahmen, dem Tuilerien-Schlosse zu. In einem zweiten Wagen folgten Graf Bismarck und Moltke, ersterer in seiner Kürassieruniform. Es hätte kaum jener Mahnung zu einem freundlichen Empfange der deutschen Gäste bedurft; der Anblick der ehrwürdigen und markigen Gestalten hätte die leicht erregte Pariser Bevölkerung auch wohl ohnehin zu lebhafter Bewunderung hingerissen. Welch ein Unterschied zwischen dem greisen und doch so kraftvollen Heldenkönige Wilhelm und dem bleichen, gebrechlichen Kaiser Napoleon! Einen Deutschen, der sich in der Volksmenge befand, riß seine Begeisterung zu einem prophetischen Ausrufe hin, der nach wenigen Jahren in Erfüllung gehen sollte. „Vive l'empereur d'Allemagne!“ erklang es aus seinem Munde, als er des Königs von Preußen ansichtig wurde, und einige der umstehenden Pariser stimmten mit in den Ehrengruß an den zukünftigen Deutschen Kaiser Wilhelm ein. Nicht minder lenkten die Heldengestalten in dem folgenden Wagen die

Bewunderung der Volksmenge auf sich, die nicht ahnte, daß der Mann mit den geschlossenen schmalen Lippen und den charaktervollen Zügen in kurzer Zeit die Pläne zur Belagerung der stolzen Weltstadt entwerfen und jener an seiner Seite, dessen durchdringende Augen unter den buschigen Brauen hervor auf sie hinschauten, der schmählich Gefallenen den Frieden diktieren werde. — — —

Trotz der Mahnung in der Presse, den preußischen Gästen mit Ehrerbietung zu begegnen, unterließen es einzelne des Pariser Pöbels doch nicht, gegen Bismarck Rufe des Hasses und des Hohns auszustoßen. Um so reicher aber waren die Ehren, mit denen man am kaiserlichen Hofe auch den Lenker der preußischen Politik förmlich überschüttete. Bismarck fand bei allem Trubel der Weltausstellung und der Hoffestlichkeiten doch Gelegenheit, den Besuch auch politisch für seine Zwecke auszunutzen. Marquis de Moustier, damals Frankreichs Ministerpräsident, vermied es, mit dem preußischen Kollegen sich in politische Gespräche einzulassen; denn er hatte die scharfe Antwort, die ihm Bismarck im Jahre 1855 erteilt hatte, nicht vergessen. „Diese Politik wird Preußen nach Jena führen," hatte Moustier, wie wir wissen, damals als französischer Gesandter in Berlin zu dem preußischen Bundestagsgesandten gesagt, worauf dieser erwidert hatte: „Warum nicht nach Leipzig oder Waterloo?" Durch Gortschakoff aber, der den Zaren ebenfalls nach Paris begleitet hatte, ließ Bismarck dem französischen Minister das, was er ihm selbst nicht sagen konnte oder mochte, offenbaren. Moustier sagte zu dem russischen Staatsmanne über Deutschland: „Wir bestreiten Preußen nicht das Recht, sich zu organisieren und zu befestigen innerhalb der Grenzen, die wir in Nikolsburg zugelassen haben, jedenfalls aber können wir nicht gleichgiltig bleiben bei Bismarcks Anstrengungen, diese Grenzen zu überschreiten." Gortschakoff, welcher für Bismarck jetzt wieder die wärmste Sympathie hegte, erwiderte darauf:

„Ihr habt unrecht, euch solche Dinge in den Kopf zu setzen; ich bürge euch dafür, daß Bismarck entschlossen ist, dem Prager Frieden treu zu bleiben. Seine Lage ist schwierig, er kann sich nicht öffentlich gegen die deutsche Einheit erklären, wünscht sie aber nicht, da sie ihm mehr Verlegenheit als Nutzen bringen würde; das Zollparlament ist

ihm ein Mittel, die nationale Partei zu beschwichtigen, sonst hat es keine politische Bedeutung."

Die Bemerkung, daß Bismarck damals die Vollziehung der deutschen Einheit nicht wünschte, entsprach vollkommen der Wahrheit. Von der zweifelhaften Politik des mildherzigen Kaisers Joseph II. hat Friedrich der Große einmal gesagt: „Er thut stets den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan." Bismarck ist stets der klare Realpolitiker gewesen, der seine Ziele folgerichtig Schritt für Schritt erstrebt hat; er hat jede Frucht seiner genialen Staatskunst erst voll ausreifen lassen, ehe er sie gepflückt hat.

Er hat den Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund um der scheelsüchtigen Nachbarmächte willen in weiser Vorsicht nicht übereilt. Von Grund auf aber hat er in unablässiger Arbeit schon damals die Pfeiler gebaut, welche die Brücke über den Main tragen sollten.

Wenige Monate nach der Rückkehr der deutschen Staatsmänner von der Pariser Weltausstellung, am 10. September 1867, trat der inzwischen gewählte erste Reichstag des Nordbundes in Berlin zusammen. Die große Mehrheit desselben war ebenso national gesinnt, wie der konstituierende Reichstag. In der Thronrede, womit der König die neugewählten Reichsvertreter begrüßte, hieß es:

„Es ist eine Arbeit des Friedens, zu welcher Sie berufen sind und Ich vertraue, daß unter Gottes Segen das Vaterland sich der Früchte Ihrer Arbeit in Frieden erfreuen werde."

Eine der ersten Arbeiten des Reichstags war die Beratung einer Adresse an den König Wilhelm und dessen Bundesgenossen, welche den Satz enthielt: „Wir unsrerseits dürfen das große Werk der Einigung Deutschlands erst dann als vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund erfolgt sein wird. Die unwiderstehliche Macht nationaler Zusammengehörigkeit und die Harmonie aller materiellen und geistigen Interessen schließt jeden Rückschritt auf dem betretenen Wege aus. Wir sind überzeugt, daß die hohen verbündeten Regierungen, ihres Wegs und Ziels unbeirrt gewiß, nicht befürchten, daß andere Nationen uns das Recht auf nationale Existenz mit Erfolg

streitig machen könnten. Das deutsche Volk, von dem Wunsche beseelt, mit allen Völkern in Frieden zu leben, hat nur das Verlangen, seine eignen Angelegenheiten in voller Unabhängigkeit zu ordnen. Entschlossen, jeden Versuch fremder Einmischung in ruhigem Selbstvertrauen zurückzuweisen, wird Deutschland dies unbestreitbare Recht unter allen Umständen zur thatsächlichen Geltung bringen."

In der Besprechung der Adresse am 24. September sagte Bismarck:

„Ich fasse die Adresse nicht so auf, als ob dadurch ein etwaiges Handeln mehr beschleunigt werden solle, als es nach pflichtmäßiger Erwägung der Regierungen ratsam ist. Wir unsrerseits vermeiden jeden Druck, jedes Drängen; aber wenn die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit, der Süden und der Norden, die Einheit wollten, dann würde meiner Überzeugung nach, keine Regierung und kein deutscher Staatsmann stark genug sein, es hindern zu können, keiner, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, mutig oder kleinmütig genug, es hindern zu können."

In der hessischen Kammer war über einen Antrag auf Eintritt ganz Hessens in den Norddeutschen Bund verhandelt worden. Diesen Antrag hatte der Minister von Dalwigk mit der Behauptung bekämpft, die großherzoglich hessische Regierung könne einen solchen Antrag in Berlin nicht stellen, da sie Preußen damit nur in Verlegenheit setzen würde. Nun bat der Reichstagsabgeordnete Freiherr von Nordeck zu Rabenau den Bundeskanzler über diese Sache um Auskunft. Bismarck antwortete: „Mir ist diese Äußerung des großherzoglich hessischen Staatsministers entgangen, sonst würde ich Gelegenheit gehabt haben, auf diplomatischem Wege die Ansicht zu berichtigen, die sie ausspricht. Ich kann das als eine begründete und zutreffende Äußerung nicht ansehen."

Ein Werk, durch welches der Norden Deutschlands dem Süden zur Vereinigung die Hand reichte, war die Erneuerung der abgelaufenen Zollverträge mit den süddeutschen Staaten, über die der Reichstag zu beraten hatte. Da in Bayern und Württemberg sich Stimmen erhoben, welche wohl die Zollvereinigung gutzuheißen, aber die Genehmigung der im August 1866 abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Norddeutschen Bunde in den Einzellandtagen zu verhindern aufforderten, so stellte der Abgeordnete Braun-Wiesbaden zu den Zollverträgen

einen mit den Unterschriften der gesamten nationalliberalen und der konservativen Partei bedeckten Antrag, der darauf hinausging: dem Zollvereinsvertrage die verfassungsmäßige Genehmigung zu erteilen, und zwar erstens in Beziehung auf jeden einzelnen der Staaten nur unter der Bedingung, daß die rechtliche Verbindlichkeit des mit einem jeden derselben durch Preußen abgeschlossenen Bündnisvertrage von ihm nicht in Frage gestellt werde, und zweitens mit der Ermächtigung für das Bundespräsidium in dem Falle, daß der Vertrag vom 8. Juli 1867 nicht mit allen, sondern nur mit einzelnen der süddeutschen Staaten zur Ausführung kommen sollte, die sich hieraus ergebenden Änderungen des Vertrags festzustellen.

In Süddeutschland wurde dieser Antrag zwar als „leere Drohung" bezeichnet, als ein „windiges Gerede", durch das sich kein Bayer oder Schwabe von jener „eisernen Konsequenz", welche diesen allein noch unverdorbenen Stämmen eigen, werde irre machen lassen, aber als der eiserne Bundeskanzler seine mächtige Stimme im gleichen Sinne erhob, da sprach niemand mehr von Windmachen, das Bismarck, wie man wußte, gern andern überließ. Bei der Beratung des Antrags Braun am 25. Oktober erklärte er:

„Die verbündeten Regierungen haben gehofft und hoffen noch, daß der Fall, welchen das von den Herren Braun und Genossen gestellte Amendement im Auge hat, nicht eintreten werde. Die Hoffnungen sind indessen durch Nachrichten, die mir heute früh zugegangen sind, auf ein sehr geringes Maß reduziert. Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß der bayrische Reichsrat die Verträge verwerfen werde. Für diesen Fall stehe ich nicht an, offen zu erklären, daß das Amendement der Herren Braun und Genossen vollständig die Anschauungsweise der verbündeten Regierungen ausdrückt.

„Daß mit dem Bekenntnisse zu diesen Grundsätzen eine Drohung gegen unsere süddeutschen Brüder verbunden wäre, kann ich nicht zugeben. — Daraus habe ich nie ein Hehl gemacht, daß die wirtschaftliche Gemeinschaft mit der Wehrgemeinschaft unserer Auffassung nach Hand in Hand geht. Wir haben die Zollverträge abgeschlossen in der Voraussetzung, daß uns die Bündnisverträge ehrlich gehalten werden

würden; wir hätten sie nicht abgeschlossen, wenn uns daran der leiseste Zweifel gekommen wäre. — Man geht sehr häufig von dem Gedanken aus, daß diese Bündnisverträge für den Süden Deutschlands eine Last, eine Pflicht zur Heeresfolge und nur allein für den Norden von Nutzen seien. Diese Pflicht zur Heeresfolge liegt aber dem Norden ebensogut dem Süden gegenüber ob, und der Schwächere kann leichter in gefährliche Händel verwickelt werden als der Stärkere, und er erhält an dem norddeutschen Bundesheere eine ganz andere Unterstützung als ein Teil der süddeutschen Wehrkraft in dem jetzigen militärischen Zustande dieses ausgezeichneten kriegerischen Materials darzubieten im stande ist. Es ist keine Kleinigkeit, wenn in den Zeitläuften, wie sie jetzt in Europa sind, wo das Schwert unter Umständen hart in die Wagschale fallen kann, ein kleiner, an sich europäisch nicht wehrkräftiger Staat sich zu seinem Schutze auf — ich will keine Ziffer nennen — die fast unbegrenzte Zahl von Bajonetten berufen kann, die der Norddeutsche Bund ihm an die Seite stellen kann ... (Beifall.)

„Ich habe von den süddeutschen Regierungen bisher nicht die leiseste Reue über diejenigen Entschließungen wahrnehmen können, mit welchen sie uns zur Zeit der Friedensverhandlungen ihrerseits den Antrag auf die Bündnisse entgegenbrachten (Bewegung. Hört! Hört!). Ich erinnere mich sehr genau, daß ein Mann von deutscher Gesinnung und lange Zeit der Gegner Preußens, der Freiherr von der Pfordten, in dem Augenblicke, als ich ihm bei den Friedensverhandlungen erklärte, daß wir auf die beabsichtigten Erwerbungen im rechtsmainischen Franken verzichteten, unter der Bedingung, daß das ihm dem Prinzip nach bekannte Bündnis von Bayern angenommen werde, — daß der Freiherr von der Pfordten unter der lebhaften Bethätigung seiner innern Bewegung mir mit Feierlichkeit erklärte, hieran sähe er, wie sehr meine deutschen Gesinnungen verleumdet würden und wie ein deutsches Herz in meinem Busen schlüge, so gut wie in dem seinigen. (Bravo!)

„Ich kann nur den Beschluß der verbündeten Regierungen bekunden, daß wir entschlossen sind, die wirtschaftliche Gemeinschaft nur mit denen fortzusetzen, die es freiwillig thun, und die auch die Gemeinschaft

der Wehrkraft auf nationaler Basis mit uns fortzusetzen entschlossen sind (Bravo!), und daß wir demnach, wenn die Bündnisverträge — was ich bis jetzt und für immer im Vertrauen auf den Wert eines deutschen Königswortes vollständig in Abrede stelle — wenn die Bündnisverträge in Frage gestellt werden sollten — daß wir an demselben Tage die alten Zollvereinsverträge kündigen. (Lebhaftes Bravo!)"*)

Diese markigen Worte waren von weittragender Kraft. Im norddeutschen Reichstage wurde der Braunsche Antrag mit hundertsiebenundsiebzig gegen sechsundzwanzig Stimmen an demselben Tage, im bayrischen Reichsrate der Bündnisvertrag am folgenden Tage genehmigt. Freilich erlitt der Vertrag eine bedeutende, abschwächende Umänderung; als Bismarck aber eine solche Fassung rundweg ablehnte und mit der sofortigen Ausstoßung Bayerns aus dem Zollverein drohte, da bequemten sich auch die Männer der „eisernen Konsequenz", ihre Zustimmung zu geben.

Ganz anders als in Bayern und Württemberg war die Stimmung in Baden. Die Kammern nahmen die Verträge nicht nur fast einstimmig an, sondern betrieben auch mit allem Eifer den Eintritt Badens in den Nordbund. Die badischen Staatslenker wünschten nichts sehnlicher als dies; aber im Namen der Regierung mußte der Minister Freydorf vorsichtig erklären, daß dieselbe bemüht sei, die Einigung mit dem Norden, freilich in Gemeinschaft mit den Nachbarn südlich vom Main, zu ermöglichen. Der wackere Kämpfer für die deutsche Einheit, Karl Mathy, aber verfaßte eine Denkschrift, die er bald nach Vollzug der Zolleinigung an Bismarck sandte und worin er diesem die Erwirkung der sofortigen Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund dringend ans Herz legte. Bismarck konnte den Wunsch damals nicht erfüllen; die Verhältnisse zwangen ihn, dem Vaterlandsfreunde ablehnenden Bescheid zugehen zu lassen und ihn auf spätere günstigere Zeit zu vertrösten, die vielleicht das demnächst zu berufende Zollparlament bringen werde. Mathy sollte den sehnlichsten Wunsch seines patriotischen Herzens nicht mehr erfüllt sehen. Als er die Antwort Bismarcks seinem großherzoglichen Herrn auf den Tisch legte, zitterte vor innerer Bewegung seine Hand,

*) Hans Kraemer: „Reden des Fürsten Bismarck." Bd. I. S. 164 ff.

— zum erstenmal im Leben, wie sein Biograph*) berichtet, — doch mit rascher Selbstbeherrschung sagte er: „Und wir thun doch unsere Pflicht. Die deutsche Einheit bewegt sich doch auf ihrem Sonnenlaufe!“ Er sah die Grundpfeiler der Mainbrücke gelegt, ihre Vollendung, so nahe sie war, schaute er nicht mehr. Wenige Monate darauf, am 3. Februar, starb er.

„Wir dürfen uns nicht täuschen, die Entwicklung Deutschlands auf dem Wege der Einigung schreitet langsam vorwärts,“ sagte in gleichem Gefühl wie Mathy auch Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst,**) der damals bayrischer Ministerpräsident war und an dieser Stelle seine echt deutsche Gesinnung vollkräftig bethätigte.

Bismarck und seine Genossen arbeiteten trotz aller scheinbaren Kühle doch stetig an dem Werke der Vereinigung mit dem Süden. Bald nach jener Antwort Bismarcks an Mathy nahm der preußische Militärbevollmächtigte, General von Beyer, seine Entlassung, und trat als Kriegsminister in den badischen Staatsdienst über, während der preußische Oberst von Leszczynski Chef des Generalstabs wurde. Das badische Heer wurde ganz nach preußischem Muster organisiert. Es fehlte bald nur noch die amtliche Erklärung, um die badischen Truppen als Heerteil des Norddeutschen Bundes erscheinen zu lassen.***) In Württemberg vollzog sich durch Vermittlung des Kriegsministers Wagner und des Generalstabschefs Suckow, durch Moltke wohlberaten, eine ähnliche Umgestaltung des Heerwesens.

Wenn trotz alledem Bismarck auf seinem Standpunkte beharrte und keinem Einzelstaate, sondern nur der süddeutschen Gesamtheit den Eintritt in den Nordbund gestattete, so hatte er dazu seine wohlerwogenen Gründe. Die europäische Lage gebot dem weisen Staatsmanne diese Vorsicht. Denn der Feinde gab es genug im Innern wie an der Grenze des Vaterlandes, die den Bau der Mainbrücke mit neidischen Augen überwachten und ihn zu verhindern trachteten. Bismarck zwar fürchtete sie nicht; aber sie zu offenem Kampfe herauszufordern,

*) Gustav Freytag: „Karl Mathy“. S. 415.

**) Nachmals deutscher Reichskanzler.

***) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. VI. S. 361.

erschien ihm für das Gedeihen seines Werkes verderblich. Einen Krieg unter den obwaltenden Verhältnissen zu führen, verbot ihm seine politische Klugheit. Dazu stand ihm der neugegründete Bau in Deutschland noch nicht fest genug. Diesen Standpunkt, den er in der Luxemburger Frage vertreten hatte, nahm er auch jetzt ein.

In den deutschen Grenzen gab es Tausende, welchen der Zorn über die Ereignisse von 1866 noch tief im Herzen saß und nur auf die günstige Gelegenheit warteten, demselben in einem Kampfe gegen das verhaßte Preußen und seiner Bundesgenossen Luft zu machen. Am heißesten glühte dieser Haß in Hannover unter den Anhängern des vertriebenen Welfenkönigs. Bald nach dem Kriege hatte sich unter den entlassenen Offizieren ein geheimer Bund gebildet, welcher sich zur Aufgabe stellte, den Thron des Königs Georg wieder aufzurichten. Dieser Bund wuchs, als zur Zeit der Luxemburger Streitfrage die Kriegswolken drohend am politischen Himmel aufzogen, in gefährlichem Maße. Die Umtriebe der verbündeten Offiziere waren von großem Erfolge. Sie erzählten den biedern Hannoveranern, daß gleich nach Ausbruch des Kriegs König Georg in Holland erscheinen, alle Getreuen um sich sammeln und dann durch französische Heerscharen unterstützt, die Preußen zum Lande hinausjagen und das Welfenreich in alter Herrlichkeit wiederherstellen würde. Zu gegebener Zeit ließen die Führer der Verschwörung ihren Ruf erschallen; in wenigen Tagen, im Mai 1867, gingen siebenhundert waffenfähige Männer über die holländische Grenze und versammelten sich in Arnheim als eine welfische Legion, des Augenblicks gewärtig, in dem der Krieg ausbrechen sollte. Zwar beseitigte die Londoner Konferenz die Luxemburger Frage nach kurzer Zeit auf friedlichem Wege, aber die welfische Legion blieb als ein Wahrzeichen der Gesinnung eines Teils des hannoverschen Volks noch längere Zeit bestehen. Auf preußischen Einspruch aus Holland ausgewiesen, fand sie zunächst in der Schweiz, dann in Straßburg, Paris und Wien Zufluchtsstätten.

In Österreich, das dank der Politik Bismarcks auf das schonendste behandelt worden war, glühte der Haß gegen Preußen noch heißer. Herr von Beust, der zum Danke für seine Dienste, die er als sächsischer

Ministerpräsident so lange Jahre dem Hause Österreich geleistet hatte, vom Kaiser Franz Joseph zum österreichischen Kanzler ernannt worden war, schürte diese Glut mit regem Eifer. Die nationalgesinnten Staatsmänner in Süddeutschland erblickten hierin das größte Hindernis der deutschen Einheit. Der bayrische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, unternahm deshalb den Versuch, eine Versöhnung zwischen Österreich und Preußen herbeizuführen und wenn möglich, ein Bündnis zwischen den feindlichen Brüdern zu vermitteln. Er wußte, daß er bei dem Grafen Bismarck bereitwilliges Entgegenkommen finden werde. Er sandte im April 1867 den Grafen Tauffkirchen mit einem geheimen darauf bezüglichen Auftrage nach Berlin. Bismarck erklärte sich damit einverstanden, daß der bayrische Vermittler die Stimmung in Wien erforsche. An Herrn von Werther, den preußischen Gesandten in Wien, schrieb er:

„Zu den allgemeinen Gründen unserer Geneigtheit, das freundliche Verhältnis zu Österreich zu gewinnen, das den beiderseitigen Interessen und der beiderseitigen Vergangenheit entspricht, hat sich in neuester Zeit das besondere Motiv gesellt, den Frieden zu erhalten. Diesen Zweck würde eine Defensiv-Alliance Österreichs mit Preußen und seinem Verbündeten erreichen, weil einer solchen gegenüber Frankreich einen Angriff auf Deutschland nicht unternehmen würde. Wir könnten dabei Österreich folgende Vorteile bieten: wir könnten ihm das gewähren, was ihm früher der deutsche Bund gewährt hat, d. h. innere und äußere Sicherheit; die letztere in zweifellos defensiver Beschränkung, und zwar entweder a) für die ganze österreichische Monarchie auf Zeit, etwa ein bis drei Jahre, oder b) für den deutschen Teil durch ein dauerndes Bündnis, ohne bundestägliche Verfassung, wie als internationaler Vertrag. In Wien die Initiative zu ergreifen, muß dem Grafen Tauffkirchen überlassen werden. Ew. Excellenz wollen aber gefälligst, sobald Ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird, die Bemühungen des Grafen innerhalb der von mir bezeichneten Kombinationen unterstützen."

Der bayrische Friedensbote erfuhr in Wien eine schroffe Abweisung. Herr von Beust, der alte Widersacher Preußens, empfing den Grafen Tauffkirchen mit dem Ausdruck höhnischen Erstaunens darüber, „daß

man," wie er sagte, „sich so rasch wieder an jenes Österreich wende, welches man seiner deutschen Fragen so gründlich entledigt, ja, dessen Ausscheiden aus dem Bunde man durch feierliche Verträge für die Hauptbedingung der zukünftigen Gestaltung Deutschlands erklärt habe."

Das angetragene Bündnis wies Beust durch eine Erklärung zurück, welche er dem österreichischen Gesandten in Berlin zugehen ließ. Darin hieß es: „In welcher üblen Lage würde Österreich, welches seinerseits jetzt gar nicht bedroht ist, in die neue Friedensepoche eintreten? Es hätte sie zu bezahlen durch die Feindschaft Frankreichs, die ihm doppelt gefährlich sein würde, weil sie zugleich in Deutschland eine so gut als unbedingte Abhängigkeit von dem guten Willen Preußens im Gefolge hätte. Denken wir uns aber selbst Frankreich überwunden, können wir es darauf ankommen lassen, daß man uns alsdann das Prager Friedensinstrument in die Hand drücke und uns für dessen erfolgreiche Verteidigung danke?"

Es sollten noch zwölf Jahre vergehen, ehe Österreich zu der Einsicht kam, daß ein Bündnis mit Preußen und seinem Bundesgenossen doch von Segen für die Beteiligten sei. Herr von Beust suchte damals die Einigung Deutschlands mit allen Mitteln zu hintertreiben. Er gab dies dem Nordbunde sowohl, als auch den Südstaaten deutlich zu verstehen, indem er sorgfältig darüber wachte, daß der Artikel IV des Prager Friedens genau innegehalten würde. In diesem Artikel erklärte sich der Kaiser von Österreich damit einverstanden, daß die südlich von der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammenträten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden Mächten vorbehalten bleiben und der eine internationale unabhängige Existenz haben sollte.

Auf den Buchstaben fußend, meinte Beust spitzfindig, daß durch den Abschluß der Bündnisverträge Preußens mit den Südstaaten vom August 1866 jener Artikel schon verletzt sei, ehe noch der Prager Frieden abgeschlossen worden. Demgemäß ließ er an die Münchener Friedensmänner im Mai 1867 eine warnende Note ergehen, worin er erklärte: „Daß das Kaiserliche Kabinett den Allianz-Verträgen, welche es bis jetzt stillschweigend hingenommen hat, seine Zustimmung erteilen

solle, dieses Verlangen habe ich unumwunden als unerfüllbar bezeichnet und darauf hingewiesen, daß Österreich auf der Hut sein müsse, irgendwie sich des Rechts zu begeben, auf die Verfügung des Prager Friedens zu gelegener Zeit sich zu berufen."

Des Herrn von Beust Verlangen ging nach einem ganz andern Bündnisse als dem mit Preußen. Ein Vertrag mit Frankreich schien ihm zur Erreichung seiner Pläne weit ersprießlicher. Hatte er dies schon in seiner Erklärung an den Gesandten in Berlin durchblicken lassen, so eröffneten ihm nun die politischen Verhältnisse bald einen Weg, auf dem er sein Ziel zu erreichen hoffte. Die zwischen Frankreich und Preußen infolge der Luxemburger Streitfrage eingetretene Spannung war zwar durch Bismarcks weise Politik und durch die Reise des Königs und seiner Paladine zur Pariser Weltausstellung für den Augenblick gemildert worden; Frankreichs Minister des Auswärtigen aber, Marquis de Moustier, haßte Bismarck viel zu sehr, als daß er nicht bald neuen Anlaß zur Feindseligkeit gesucht hätte. Dieser fand sich bald.

Der Artikel V des Prager Friedens, der das Schicksal der nördlichen Distrikte von Schleswig einer spätern Entscheidung vorbehielt, gab den französischen Staatsmännern den erwünschten Anlaß, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Da Bismarck unter dem Beifall des Volks diese Anmaßung gebührend zurückwies und in Paris durch den Gesandten erklären ließ, Preußen habe über die Auslegung des Prager Friedens nur mit dessen einzigem Unterzeichner Österreich zu verhandeln, da schäumte der Zorn der alten Gegner Preußens im Pariser Kabinett wieder auf, und es war Herrn von Beust nun ein leichtes, den Anschluß an Frankreich zu erreichen. Ein anderes Ereignis trug dazu bei, daß sich sein Wunsch in kürzester Zeit erfüllte.

Mitten in dem Freudenrausche der Weltausstellungsfestlichkeiten traf in Paris die Unglücksbotschaft ein, daß der Bruder des österreichischen Kaisers, Maximilian von Mexiko, von seinen republikanischen Gegnern am 19. Juni in Queretaro kriegsgerichtlich erschossen worden sei. Napoleon, der den unglücklichen Sproß des Habsburger Hauses als Kaiser in Mexiko eingesetzt, ihn aber dann, durch die Folgen seiner schwächlichen Politik genötigt, hatte im Stiche und seinem Schicksale

überlassen müssen, war auf das tiefste erschüttert. Er gab seinem Schmerze über das Geschehene in einem Schreiben an den Kaiser Franz Joseph, dessen Besuch der Weltausstellung in naher Aussicht gestanden, herzlichsten Ausdruck. Beust schmiedete sein Eisen und erklärte dem französischen Gesandten in Wien, daß die Freundschaft der beiden Höfe durch das tragische Ereignis nicht beeinträchtigt werde, es immerhin aber wünschenswert sei, daß ein erster Schritt in dem persönlichen Verkehr der Monarchen nunmehr von französischer Seite ausgehe. Diese Anregung leitete die Kaiserin Eugenie zu dem Vorschlage: Unsere Freunde in Wien sind verhindert worden, uns zu besuchen, die Pflicht gebietet es jetzt uns, ihnen in ihrer Trauer einen Beileidsbesuch zu machen. Die Pariser Staatsmänner fanden den Vorschlag vortrefflich, und bei den Wienern erregte er Freude; nur die Mutter des ermordeten Maximilian, Erzherzogin Sophie, lehnte ihre Teilnahme ab. In Salzburg nahm am 18. August das österreichische Kaiserhaus den Trauerbesuch des französischen Herrscherpaares entgegen. War dieses von den süddeutschen Fürsten schon, trotzdem die Reise inkognito geschah, mit hohen Ehren begrüßt worden, so war der Empfang in Salzburg ein äußerst feierlicher und prächtiger. Die Kondolenzvisite verwandelte sich bald in einen politischen Kongreß, indem die ihre Souveräne begleitenden Staatsmänner zwischen den mannigfachen Festlichkeiten noch Zeit zu ernsten Erwägungen fanden.

Herr von Beust war Feuer und Flamme in den Bemühungen um die Erreichung seines Ziels; stundenlang verhandelte er mit Napoleon und seiner schönen Gemahlin in geheimnisvollen Sitzungen; er entwickelte in der Darlegung seiner hochfliegenden Pläne solchen Eifer, daß selbst die Kaiserin Eugenie ihm Mäßigung anempfehlen mußte. „Herr von Beust ist zu lebhaft,“ sagte sie mehrmals.

Als man sich am 23. August trennte, gab es zwischen den Staatsmännern Frankreichs und Österreichs kaum noch eine abweichende Meinung, nur daß vielleicht Herr von Beust mit dem Ergebnis der Beratungen in seinen Erwartungen sich ein wenig getäuscht sah. Zum Abschlusse eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen beiden Mächten war es nicht gekommen; aber das gute Einvernehmen erschien so un-

getrübt und fest, daß man jede Verbriefung für überflüssig hielt. Gegenstand der politischen Erörterungen waren besonders die orientalische und die deutsche Frage gewesen, und man hatte vereinbart, hier wie dort die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes sorgsam zu hüten. Für Deutschland hieß dies, das preußische Streben nach der Gründung eines deutschen Reichs zu verhindern und jeden Übergriff Preußens bezüglich der Bestimmungen des Prager Friedens als Kriegsfall zu betrachten.

Der Welt verkündeten Rundschreiben des Pariser und des Wiener Kabinetts eitel Frieden. Wohl hätten beide Monarchen bei ihrem Zusammensein ihre politischen Meinungen ausgetauscht, sonst aber wären nur Versicherungen gegenseitiger Freundschaft gegeben worden. Eine treffliche Antwort auf diese Erklärungen gab deutscherseits zuerst der Großherzog von Baden, der am 5. September die Thronrede, womit der Landtag eröffnet wurde, also begann:

„Die Friedensverträge des vorigen Jahres haben Preußen an die Spitze des Norddeutschen Bundes gestellt und den süddeutschen Staaten vorbehalten, eine nationale Einigung mit diesem Bunde einzugehen. Mein Entschluß steht fest, dieser nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben, und zwar werde Ich und mit Mir Mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in dieselbe unzertrennlich verbunden sind."

Bismarck beschränkte seine politischen Schritte den Nachrichten über die Salzburger Zusammenkunft gegenüber auf ein Rundschreiben, das er am 7. September erließ. Darin erklärte er zunächst, daß die preußische Regierung jene Friedensversicherungen mit großer Genugthuung aufgenommen habe. „Danach sind also," fuhr er fort, „die innern Angelegenheiten Deutschlands nicht in der Weise, wie die ersten Nachrichten es voraussetzen ließen, Gegenstand der Besprechungen in Salzburg gewesen. Es ist dies um so erfreulicher, als die Aufnahme, die jene Nachrichten in ganz Deutschland gefunden haben, von neuem gezeigt hat, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken erträgt, die Entwicklung der Angelegenheiten der Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach andern Rücksichten

geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands geleiteten.

„Übrigens haben wir alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte. Die süddeutschen Regierungen selbst werden uns bezeugen, daß wir uns jedes Versuchs enthalten haben, einen moralischen Druck auf ihre Entschließungen zu üben, und daß wir vielmehr auf die Handhabe, welche sich uns zu diesem Zwecke in der Lage des Zollvereins bieten könnte, durch den Vertrag vom 8. Juli d. J. rückhaltslos verzichtet haben. — In den Augustbündnissen und in der Vervollständigung des Zollvereins erblicken wir eine rechtlich und thatsächlich gesicherte Grundlage für die selbständige Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volks."

Wie in Erz gegraben erschien hier Bismarcks Auslegung der Urkunde des Prager Friedens: Wir üben keinen moralischen Druck aus, aber sobald nach eignem Entschlusse der Süden insgesamt sich mit uns vereinigen will, so werden wir jeden fremden Widerspruch mit deutscher Kraft niederschlagen, und das deutsche Reich wird auferstanden sein.*)

Der nächste Schritt zur „selbständigen Entwicklung der natürlichen Interessen des deutschen Volks", der sich aus dem Abschlusse der Zollverträge zwischen dem Norden und Süden ergab, war die Berufung eines Zollparlaments. Nach einem vom Nationalverein im August 1866 gestellten und später vom norddeutschen Reichstage zum Gesetz erhobenen Antrage wurde die Gesetzgebung des Zollvereins einer deutschen Zentralgewalt, dem von allen deutschen Regierungen zu beschickenden Zollbundesrate und einem von ganz Deutschland zu wählenden Zollparlamente übertragen. Dieses Zollparlament sollte bestehen aus den Mitgliedern des norddeutschen Reichstags und den nach allgemeinem, gleichem, direktem und geheimem Wahlrecht zu wählenden Abgeordneten der süddeutschen Staaten, in Wahlkreisen von je einhunderttausend Einwohnern. Die im Frühjahre 1868 stattfindenden Wahlen ergaben in Süddeutschland eine Schar von sechsunddreißig Abgeordneten, die unter der Losung „nicht Zollparlament, sondern Vollparlament" nach der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes zogen. Unter ihnen waren

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. VI. S. 196 ff.

getrübt und fest, daß man jede Verbriefung für überflüssig hielt. Gegen-stand der politischen Erörterungen waren besonders die orientalische und die deutsche Frage gewesen, und man hatte vereinbart, hier wie dort die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes sorgsam zu hüten. Für Deutschland hieß dies, das preußische Streben nach der Gründung eines deutschen Reichs zu verhindern und jeden Übergriff Preußens bezüglich der Bestimmungen des Prager Friedens als Kriegsfall zu betrachten.

Der Welt verkündeten Rundschreiben des Pariser und des Wiene Kabinetts eitel Frieden. Wohl hätten beide Monarchen bei ihrem Zu sammensein ihre politischen Meinungen ausgetauscht, sonst aber wär nur Versicherungen gegenseitiger Freundschaft gegeben worden. E treffliche Antwort auf diese Erklärungen gab deutscherseits zuerst Großherzog von Baden, der am 5. September die Thronrede, wo der Landtag eröffnet wurde, also begann:

„Die Friedensverträge des vorigen Jahres haben Preußen a Spitze des Norddeutschen Bundes gestellt und den süddeutschen St vorbehalten, eine nationale Einigung mit diesem Bunde einzu Mein Entschluß steht fest, dieser nationalen Einigung unausgesetz zustreben, und zwar werde Ich und mit Mir Mein getreues V Opfer bringen, die mit dem Eintritt in dieselbe unzertrennli bunden sind."

Bismarck beschränkte seine politischen Schritte den Nachric die Salzburger Zusammenkunft gegenüber auf ein Rundschre er am 7. September erließ. Darin erklärte er zunächst, preußische Regierung jene Friedensversicherungen mit groß thuung aufgenommen habe. „Danach sind also," fuhr er innern Angelegenheiten Deutschlands nicht in der Weise, w Nachrichten es voraussetzen ließen, Gegenstand der Besp Salzburg gewesen. Es ist dies um so erfreulicher, als d die jene Nachrichten in ganz Deutschland gefunden haben gezeigt hat, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den trägt, die Entwicklung der Angelegenheiten der Nation u mundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach and

.t
:s
en

ügen
raten,
n ein=
waren
und her=
durch die
Petroleum,
en würden,
orddeutschen
solcher uner=
t des ersten
er nationalen
g aller wahren
treich geschaffene
überbrückt werden.
bei dem Festmahl
nschaft am 21. Mai,
den Mitgliedern des=
ndels= und Gewerbe=
rlaments, Dr. Simson:
Berufs halten wir uns

unsere Aufgaben für das Gesamtvaterland gegenwärtig, in dessen einem Interesse schließlich alle wahren Interessen seiner Stämme und Staaten friedlich zusammen treffen müssen."

Darauf erhob sich Graf Bismarck, um als Vorsitzender des Zollbundesrats den süddeutschen Abgeordneten einen Abschiedsgruß darzubringen.

„Lassen Sie mich dem Gefühle Ausdruck geben, welches uns Norddeutsche dahin leitet, unsern süddeutschen Brüdern einen Scheidegruß zuzurufen. Die kurze Zeit unseres Zusammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens, und daß jedes erneute Beisammensein dieses Verhältnis stärken wird und muß. Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienleben pflegen! In diesem Sinne rufe ich den süddeutschen Brüdern ein herzliches ‚Auf Wiedersehen!' zu!"

Stürmischer Beifall folgte diesen Worten.

Die Bedeutung der großen Persönlichkeit Bismarcks für die Entwicklung des Vaterlands kennzeichnete der süddeutsche Abgeordnete Marquard Barth, indem er sagte; „Wir haben erkannt, daß, wie jede Zeit ihren Mann hatte, so die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts für Deutschland ihren Mann hat. Wie man dies auslegen mag, ich erblicke diesen Mann in dem Grafen Bismarck."

Die Losung der süddeutschen Einheitsfreunde erfüllte sich nicht. Das Zollparlament führte zu keinem Vollparlament. Es bestätigte sich vielmehr die Wahrheit des Bismarck-Wortes. Auch jetzt wurde durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse Deutschland nicht einig. Unter Wetterstürmen sollten mit Blut und Eisen die Quadern der Mainbrücke gekittet und verklammert werden. Die Zeit der Vollendung war noch nicht gekommen, aber sie nahte mit raschen Schritten.



XXVII.

Stille vor dem Sturme.

„Hier spenden düftereiche Tannen
Dir zauberfrische Jugendkraft,
Der Sorge Fittich rauscht von dannen,
Dich labt der Traube Wundersaft.
Nur schmeichelnd kosen linde Winde
Dir keck um des Gewandes Saum,
Und aus dem Laubgezweig der Linde
Her rauscht dir leis ein Jugendtraum.

Hier schwirrt ob deinem Haupt der Reiher,
Von ferne klingt des Meeres Lied,
Und auf des Parks krystallnem Weiher
Der Silberschwan die Kreise zieht."

Robert Weisse.

Am 12. Februar 1867 erhielt Bismarck eine Kabinettsordre seines königlichen Herrn, welche folgenden Wortlaut hatte: „Im Rückblick auf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die Geschicke Preußens durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergangenen Jahres gelangt sind, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, daß die Erhebung des Vaterlands zu neuer Macht und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche reicher und mit Gottes Hilfe segensreicher Entwicklung wesentlich Ihrem Scharfblicke, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war. Diesen Ihren Verdiensten von höchster Auszeichnung habe

Ich durch Verleihung einer Dotation von vierhunderttausend Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen. — Es würde meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideikommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitz bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe. Ihr dankbarer und treu ergebener König

Wilhelm."

Über die Art der Verleihung des Ehrendankes an die verdienten Staats- und Kriegshelden in klingender Münze äußerte Bismarck später: „Man hätte die Dotationen nicht in Geld geben sollen. Mir wenigstens widerstand es lange. Man hätte wie 1815 mit Domänen belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu." Dieser Ansicht gemäß handelte Bismarck auch, als die Dotationsfrage in einer Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses beraten wurde. In der Liste der zur Gewährung einer Nationalbelohnung vorgeschlagenen Männer stand nämlich anfangs der Name Bismarck nicht. Von einem konservativen Abgeordneten aber wurde beantragt, daß unter der durch Ehrengaben auszuzeichnenden Nationalhelden an erster Stelle in Anerkennung seiner politischen Leistungen Graf Bismarck zu nennen sei. Als dieser davon hörte, richtete er an jenes ihm befreundete Mitglied der Kommission einen Brief, worin er den Wunsch aussprach, seine Freunde möchten ihn zu einer Dotation nicht vorschlagen. Dem gegenüber aber erklärte der liberale Abgeordnete Jung, der früher einer der heftigsten Gegner Bismarcks war, dieser Brief sei lediglich an die bisherigen Freunde des Ministerpräsidenten gerichtet und habe für die übrigen Parteien keine Bedeutung. So wurde Bismarcks Name in die Liste aufgenommen.

Am 6. Dezember 1866 fand im Abgeordnetenhause die Abstimmung über das Dotationsgesetz statt. Die Fortschrittsmänner ereiferten sich hierbei gewaltig darüber, daß man „den Konfliktsministern, denen erst kurz zuvor Indemnität, d. h. Straflosigkeit für ihre frühern Sünden zugestanden worden sei, jetzt gar noch eine Nationalbelohnung gewähren

wolle.“ Das Gesetz wurde mit zweihundertzehn gegen achtzig Stimmen angenommen.

Bei der Verwendung der Dotation handelte Bismarck nach dem Wunsche des Königs, der vollständig seinem eignen entsprach. Im Frühjahre 1867, nach Schluß des Reichstags, reiste er nach Pommern, um am 23. April von dem Grafen Blumenthal die Herrschaft Varzin käuflich zu erwerben. Und dieser Besitz, unfern seiner alten pommerschen Heimat, wo er schöne Jahre seiner Kindheit und seiner Jugend verlebte, wurde ihm fortan zu einem Zufluchtsorte, wo er in ländlicher Stille, ungestört von dem Getriebe der großen Welt, Ruhe, Frieden und Erholung von den Anstrengungen und Aufregungen seines verantwortsschweren Amtes suchte und fand.

Von der damaligen Reise Bismarcks nach Varzin wird eine kleine anmutige Geschichte erzählt, die von dem urwüchsigen Humor des großen deutschen Staatsmanns Zeugnis giebt. In Schlawe, der Varzin am nächsten liegenden Station der durch die Gefilde Hinterpommerns nach Danzig führenden Eisenbahn mußte Bismarck eine Weile warten, bis die bestellte Extrapost vorfuhr.

Nachdem er sich auf einer Bank an den Bahnhofsanlagen, eine Zigarre rauchend, niedergelassen, näherte sich ihm ein Schlawer Bürger, biederer Schuhmachermeister, der ihn mit neugierigen Blicken musterte und ihn dann, sich neben ihn auf der Bank niederlassend, ansprach.

„Sie kommen wohl von Berlin?“ fragte der Schlawer Bürger den ihm unbekannten Staatsmann.

„So ist es,“ antwortete dieser. „Wer sind Sie?“

„Ich bin der Schuhmachermeister N. von hier, und Sie?“

„Auch Schuster.“

„Schuster? Ei, was Sie sagen! Da haben Sie wohl eine große Kundschaft in Berlin?“

„Ich danke, es geht.“

Ehe noch der Schlawer Schuster seine Neugier weiter befriedigen konnte, trat der Postvorsteher in voller Uniform an Bismarck heran und meldete ehrerbietigst:

„Excellenz, die Extrapost steht bereit. In demselben Augenblicke kam die Postkutsche vorgefahren. Bestürzt erkannte der Mann aus Schlawe seinen Irrtum und seinen Fehler, den er sich einem so hohen Herrn gegenüber hatte zu Schulden kommen lassen. Unter tiefen Bücklingen stammelte er Worte der Entschuldigung. Der Minister aber klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte:

„Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, besuchen Sie mich in meiner Werkstatt Wilhelmstraße 76. Auf Wiedersehen!"

Die Herrschaft Varzin mit ihren Nebengütern Wussow, Wendisch-Puddiger, Misdow, Chomitz und dem Vorwerk Charlottenthal liegt einige Meilen von Schlawe auf der preußisch-pommerschen Seenplatte in einer hügeligen, waldreichen Gegend, die ihre eigenartigen Reize hat. In dem höhern Teile des Landrückens finden sich liebliche Hügellandschaften, durch deren tief eingeschnittenen Thäler die Küstenflüsse Wipper und Stolpe von den Landseen her in schnellem Laufe dem Baltischen Meere zueilen. Ruhe und Ernst liegen auf diesem Gelände, welches mehr zum Verweilen in stiller Weltabgeschiedenheit als zum fröhlichen Wandern durch Feld und Flur einladen. In voller Harmonie mit der Natur des Landes steht der Charakter seiner Bewohner. Schlicht und tüchtig, kernfest und treu, hält der Pommer zähe fest an alter Sitte und altem Recht. In dem Volkscharakter der Pommern liegt jenes starke Gott- und Selbstvertrauen, welches die Männer kennzeichnet, die lieber handeln als reden. „Dat walt Gott un en kolt Isen!" pflegten die Urbewohner des Landes, die Rugier, zu sagen, die sogar bewaffnet in die Kirche gingen. Hier ist die Heimat der alten Adelsgeschlechter wie derer von Zitzewitz, Putkamer, Vandemer, Kleist, Blumenthal, Bonin, Senden, Roon u. a., welche zum Teil länger als jene zwei Jahrhunderte, die Pommern mit Kurbrandenburg verbunden ist, ihren befestigten Grundbesitz haben, ein kernhafter Stamm, unter deren Gliedern sich wohl ein Bismarck wohlfühlen konnte.

Die Herrschaft Varzin war früher Lehen derer von Zitzewitz, später erwarb sie der Minister Graf Podewils, welcher sie seiner einzigen Tochter, mit einem 1840 in den Grafenstand erhobenen Herrn von Blumenthal vermählt, hinterließ. Von dem jüngern Sohn desselben,



Fürst Bismarck.

Nach einer Originalaufnahme der Hofphotographen Loescher & Petsch in Berlin.

unsere Aufgaben für das Gesamtvaterland gegenwärtig, in dessen einem Interesse schließlich alle wahren Interessen seiner Stämme und Staaten friedlich zusammen treffen müssen."

Darauf erhob sich Graf Bismarck, um als Vorsitzender des Zollbundesrats den süddeutschen Abgeordneten einen Abschiedsgruß darzubringen.

„Lassen Sie mich dem Gefühle Ausdruck geben, welches uns Norddeutsche dahin leitet, unsern süddeutschen Brüdern einen Scheidegruß zuzurufen. Die kurze Zeit unseres Zusammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens, und daß jedes erneute Beisammensein dieses Verhältnis stärken wird und muß. Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienleben pflegen! In diesem Sinne rufe ich den süddeutschen Brüdern ein herzliches ‚Auf Wiedersehen!' zu!"

Stürmischer Beifall folgte diesen Worten.

Die Bedeutung der großen Persönlichkeit Bismarcks für die Entwicklung des Vaterlands kennzeichnete der süddeutsche Abgeordnete Marquard Barth, indem er sagte; „Wir haben erkannt, daß, wie jede Zeit ihren Mann hatte, so die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts für Deutschland ihren Mann hat. Wie man dies auslegen mag, ich erblicke diesen Mann in dem Grafen Bismarck."

Die Losung der süddeutschen Einheitsfreunde erfüllte sich nicht. Das Zollparlament führte zu keinem Vollparlament. Es bestätigte sich vielmehr die Wahrheit des Bismarck-Wortes. Auch jetzt wurde durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse Deutschland nicht einig. Unter Wetterstürmen sollten mit Blut und Eisen die Quadern der Mainbrücke gekittet und verklammert werden. Die Zeit der Vollendung war noch nicht gekommen, aber sie nahte mit raschen Schritten.



XXVII.

Stille vor dem Sturme.

„Hier spenden düftereiche Tannen
Dir zauberfrische Jugendkraft,
Der Sorge Fittich rauscht von dannen,
Dich labt der Traube Wundersaft.
Nur schmeichelnd kosen linde Winde
Dir keck um des Gewandes Saum,
Und aus dem Laubgezweig der Linde
Her rauscht dir leis ein Jugendtraum.

Hier schwirrt ob deinem Haupt der Reiher,
Von ferne klingt des Meeres Lied,
Und auf des Parks krystallnem Weiher
Der Silberschwan die Kreise zieht.“

Robert Weisse.

Am 12. Februar 1867 erhielt Bismarck eine Kabinettsordre seines königlichen Herrn, welche folgenden Wortlaut hatte: „Im Rückblick auf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die Geschicke Preußens durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergangenen Jahres gelangt sind, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, daß die Erhebung des Vaterlands zu neuer Macht und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche reicher und mit Gottes Hilfe segensreicher Entwicklung wesentlich Ihrem Scharfblicke, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war. Diesen Ihren Verdiensten von höchster Auszeichnung habe

Ich durch Verleihung einer Dotation von vierhunderttausend Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen. — Es würde meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideikommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitz bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe. Ihr dankbarer und treu ergebener König

Wilhelm."

Über die Art der Verleihung des Ehrendankes an die verdienten Staats- und Kriegshelden in klingender Münze äußerte Bismarck später: „Man hätte die Dotationen nicht in Geld geben sollen. Mir wenigstens widerstand es lange. Man hätte wie 1815 mit Domänen belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu." Dieser Ansicht gemäß handelte Bismarck auch, als die Dotationsfrage in einer Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses beraten wurde. In der Liste der zur Gewährung einer Nationalbelohnung vorgeschlagenen Männer stand nämlich anfangs der Name Bismarck nicht. Von einem konservativen Abgeordneten aber wurde beantragt, daß unter der durch Ehrengaben auszuzeichnenden Nationalhelden an erster Stelle in Anerkennung seiner politischen Leistungen Graf Bismarck zu nennen sei. Als dieser davon hörte, richtete er an jenes ihm befreundete Mitglied der Kommission einen Brief, worin er den Wunsch aussprach, seine Freunde möchten ihn zu einer Dotation nicht vorschlagen. Dem gegenüber aber erklärte der liberale Abgeordnete Jung, der früher einer der heftigsten Gegner Bismarcks war, dieser Brief sei lediglich an die bisherigen Freunde des Ministerpräsidenten gerichtet und habe für die übrigen Parteien keine Bedeutung. So wurde Bismarcks Name in die Liste aufgenommen.

Am 6. Dezember 1866 fand im Abgeordnetenhause die Abstimmung über das Dotationsgesetz statt. Die Fortschrittsmänner ereiferten sich hierbei gewaltig darüber, daß man „den Konfliktsministern, denen erst kurz zuvor Indemnität, d. h. Straflosigkeit für ihre frühern Sünden zugestanden worden sei, jetzt gar noch eine Nationalbelohnung gewähren

wolle." Das Gesetz wurde mit zweihundertzehn gegen achtzig Stimmen angenommen.

Bei der Verwendung der Dotation handelte Bismarck nach dem Wunsche des Königs, der vollständig seinem eignen entsprach. Im Frühjahre 1867, nach Schluß des Reichstags, reiste er nach Pommern, um am 23. April von dem Grafen Blumenthal die Herrschaft Varzin käuflich zu erwerben. Und dieser Besitz, unfern seiner alten pommerschen Heimat, wo er schöne Jahre seiner Kindheit und seiner Jugend verlebte, wurde ihm fortan zu einem Zufluchtsorte, wo er in ländlicher Stille, ungestört von dem Getriebe der großen Welt, Ruhe, Frieden und Erholung von den Anstrengungen und Aufregungen seines verantwortsschweren Amtes suchte und fand.

Von der damaligen Reise Bismarcks nach Varzin wird eine kleine anmutige Geschichte erzählt, die von dem urwüchsigen Humor des großen deutschen Staatsmanns Zeugnis giebt. In Schlawe, der Varzin am nächsten liegenden Station der durch die Gefilde Hinterpommerns nach Danzig führenden Eisenbahn mußte Bismarck eine Weile warten, bis die bestellte Extrapost vorfuhr.

Nachdem er sich auf einer Bank an den Bahnhofsanlagen, eine Zigarre rauchend, niedergelassen, näherte sich ihm ein Schlawer Bürger, biederer Schuhmachermeister, der ihn mit neugierigen Blicken musterte und ihn dann, sich neben ihn auf der Bank niederlassend, ansprach.

„Sie kommen wohl von Berlin?" fragte der Schlawer Bürger den ihm unbekannten Staatsmann.

„So ist es," antwortete dieser. „Wer sind Sie?"

„Ich bin der Schuhmachermeister N. von hier, und Sie?"

„Auch Schuster."

„Schuster? Ei, was Sie sagen! Da haben Sie wohl eine große Kundschaft in Berlin?"

„Ich danke, es geht."

Ehe noch der Schlawer Schuster seine Neugier weiter befriedigen konnte, trat der Postvorsteher in voller Uniform an Bismarck heran und meldete ehrerbietigst:

„Excellenz, die Extrapost steht bereit. In demselben Augenblicke kam die Postkutsche vorgefahren. Bestürzt erkannte der Mann aus Schlawe seinen Irrtum und seinen Fehler, den er sich einem so hohen Herrn gegenüber hatte zu Schulden kommen lassen. Unter tiefen Bücklingen stammelte er Worte der Entschuldigung. Der Minister aber klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte:

„Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, besuchen Sie mich in meiner Werkstatt Wilhelmstraße 76. Auf Wiedersehen!“

Die Herrschaft Varzin mit ihren Nebengütern Wussow, Wendisch-Puddiger, Misdow, Chomitz und dem Vorwerk Charlottenthal liegt einige Meilen von Schlawe auf der preußisch-pommerschen Seenplatte in einer hügeligen, waldreichen Gegend, die ihre eigenartigen Reize hat. In dem höhern Teile des Landrückens finden sich liebliche Hügellandschaften, durch deren tief eingeschnittenen Thäler die Küstenflüsse Wipper und Stolpe von den Landseen her in schnellem Laufe dem Baltischen Meere zueilen. Ruhe und Ernst liegen auf diesem Gelände, welches mehr zum Verweilen in stiller Weltabgeschiedenheit als zum fröhlichen Wandern durch Feld und Flur einladen. In voller Harmonie mit der Natur des Landes steht der Charakter seiner Bewohner. Schlicht und tüchtig, kernfest und treu, hält der Pommer zähe fest an alter Sitte und altem Recht. In dem Volkscharakter der Pommern liegt jenes starke Gott- und Selbstvertrauen, welches die Männer kennzeichnet, die lieber handeln als reden. „Dat walt Gott un en kolt Isen!“ pflegten die Urbewohner des Landes, die Rugier, zu sagen, die sogar bewaffnet in die Kirche gingen. Hier ist die Heimat der alten Adelsgeschlechter wie derer von Zitzewitz, Putkamer, Bandemer, Kleist, Blumenthal, Bonin, Senden, Roon u. a., welche zum Teil länger als jene zwei Jahrhunderte, die Pommern mit Kurbrandenburg verbunden ist, ihren befestigten Grundbesitz haben, ein kernhafter Stamm, unter deren Gliedern sich wohl ein Bismarck wohlfühlen konnte.

Die Herrschaft Varzin war früher Lehen derer von Zitzewitz, später erwarb sie der Minister Graf Podewils, welcher sie seiner einzigen Tochter, mit einem 1840 in den Grafenstand erhobenen Herrn von Blumenthal vermählt, hinterließ. Von dem jüngern Sohn desselben,



Fürst Bismarck.

Nach einer Originalaufnahme der Hofphotographen Loescher & Petsch in Berlin.

Graf Adalbert von Blumenthal, kaufte Bismarck den Besitz, den er später durch Ankauf des Gutes Seelitz auf dem rechten Ufer der Wipper (1868) und des Rittergutes Alt-Chorow (1874) noch erweiterte. Das vier Meilen von Varzin im Rummelsburger Kreise gelegene Reinfeld ging nach dem Tode der Schwiegereltern ebenfalls in den Besitz Bismarcks über.

Von Schlawe führt eine wohlgepflegte Kunststraße in südlicher Richtung über Wusterwitz und Pollnow nach Wussow, dem Kirchdorfe der Bismarckschen Begüterung, und von dort eine Landstraße durch Felder und Forsten nach Varzin. Von der Dorfstraße biegt rechts ein Privatweg ab, auf dem man durch den Park nach dem Schlosse gelangt. Das Hauptgebäude des Schlosses stammt, von einem Zitzewitz erbaut, aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Es steht ziemlich genau in der Richtung von Osten nach Westen und ist ein massiver, einstöckiger Bau, der zu jeder Seite des vordern Eingangs zwei Fenster hat. Die südliche Fassade ist mit einer Veranda dem jenseits der Gartenanlage an sanften Hügelwellen ansteigenden Parke zugewendet. Die Auffahrt ist von der Nordseite her. Rechts und links sind zwei Seitenflügel angebaut, die den nach der Dorfseite offenen Hofraum einschließen. Eine breite, von einem Zelt überdachte Freitreppe, zu beiden Seiten mit Lorbeerbäumen besetzt, führt vom Schloßhofe nach einer Vorhalle hinauf. Hier empfängt der Schloßherr seine Gäste, um sie in die behaglichen Räume seines Heims zu führen.

An einem der letzten Junitage 1867, kurz nachdem Bismarck von der Pariser Weltausstellung zurückgekehrt war, zog er in sein neuerworbenes Tuskulum ein, um daselbst bis zum 2. August zu verweilen. Hier empfing er am 14. Juli seine Ernennung zum Bundeskanzler.

Neugekräftigt kehrte er zu seinen Amtsgeschäften zurück. Die Stärkung, welche ihm die Varziner Luft gebracht, hatte sein treuer Kampfgenosse Roon von seiner Sommerfrische nicht erlangt. Schon seit dem Frühjahr litt der Kriegsminister an qualvoller Atemnot und großer Schwäche, so daß er sich mit dem Gedanken, seinen Abschied zu nehmen, vertraut machen mußte. Bismarck erfüllte das mit großer Besorgnis; er hielt das Verbleiben Roons in seinem Amte zu jener Zeit für so

ganz unentbehrlich wie sein eignes. Scherzend hatte er zu ihm gesagt: Ziska habe sogar nach seinem Tode die Feinde noch in Schrecken gesetzt, indem er seine Haut als Trommelfell habe ausspannen lassen. Soviel könnten sie beide, Roon und er, immer noch leisten. Roon hatte des Freundes Zureden für Überschätzung seiner Person gehalten und erwiderte: „Bei lebendigem Leibe kann mir eine solche Kalbfell-Rolle keine Befriedigung gewähren, und ich vermag auch meiner Haut keine derartige Resonanz zuzuschreiben.“ Bisher hatte er den Vorstellungen Bismarcks Gehör geschenkt, jetzt aber, im Herbste 1867, war er zu festem Entschlusse gelangt. Er teilte dem Freunde den Inhalt eines Gesuchs an den König mit, worin er seine Entlassung oder doch wenigstens einen längern Urlaub erbeten hatte. Darauf antwortete Bismarck unter dem 30. Oktober:

„Es wird mir sehr schwer, auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem Votum auf sechs Monate Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegsministerium in der Zeit Schaden erleidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen. Aber im Kollegium der Gespielen bleibe ich ‚unter Larven die einzig fühlende Brust‘, und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat wie Sie. — Aber es wäre schlechter, als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den ‚Dienst‘ spekulierte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der Frühling, wenn wir beide leben, uns wieder nebeneinander in Kraft sieht. — Ihrem Vertreter, möchte ich bitten, vor allem den objektiven Standpunkt des Staatsmannes zu empfehlen, der nicht in wildem Ressort-Patriotismus fragt: ‚Was kann ich noch kriegen,‘ sondern als Gesamt-Preuße: ‚Was muß ich haben, und was kann ich vertragen.‘ Ich bin in der Beziehung etwas ängstlich vor Podbielski (General von Podbielski, damals Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements und Roons Vertreter) und fürchte, daß er innerlich alles andere als feind-

liches Ausland ansieht. — Wie dem auch sei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüstigkeit und gebe Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allzeit von ganzem Herzen wünsche. Treu der Ihrige von Bismarck."

Der König entschied ganz im Sinne Bismarcks und schrieb am 17. November an Roon: „Daß ich aus den von Ihnen gestellten Alternativen zur Pflegung Ihres Gesundheitszustandes nur die einer Beurlaubung wählen kann, werden Sie begreifen. Wem ich so viel verdanke wie Ihnen, der aber, bei Erringung dieses Dankes, seine Gesundheit opferte, den muß ich mir und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein." Roon trat seinen Urlaub an und suchte in Italien Heilung und Kräftigung. Das Frühjahr 1868 führte ihn genesen zurück, so daß er noch lange im Dreigestirn der großen Ratgeber König Wilhelms seine unersetzliche Kraft verwenden konnte.

Im Februar 1868 sah sich Bismarck veranlaßt, selbst einen Urlaub, und zwar „auf unbestimmte Zeit", nachzusuchen. Die Ursache hierzu lag aber weniger in der Rücksicht auf seine Gesundheit, als vielmehr in der Verstimmung über einen heftigen Streit, den er, einerseits mit den Fortschrittlern und andrerseits mit seinen konservativen Freunden, zu führen hatte. Es handelte sich um folgendes:

Mit den entthronten Fürsten, dem Könige von Hannover und dem Herzoge von Nassau, hatte Preußen einige Monate zuvor die sogenannten „Abfindungsverträge" geschlossen, wonach dieser eine Summe von nahezu neun Millionen, jener sechzehn Millionen Thaler zur Bestreitung ihres Hofhalts zugesagt erhalten hatte. Da inzwischen die preußenfeindlichen Umtriebe der Welfen, die der König Georg unterstützte, zu Tage getreten waren, so faßte die preußische Regierung den Entschluß, die freie Verfügung über das Abfindungskapital dem Könige nicht einzuräumen, sondern sich selbst die Mitwirkung bei der Verwaltung des Kapitals zu sichern. Es sollten demnach nur die Zinsen ausgezahlt werden. Hierüber erhob sich im Abgeordnetenhause, welches seine Zustimmung zu dem Vorhaben der Regierung zu geben hatte, ein harter Redekampf. Den Fortschrittlern ging die Maßregel der Regierung lange nicht weit genug. Die Abgeordneten Ziegler und Schulze sprachen gegen jede

Zuwendung, auch gegen die der Zinsen. Sie warfen Bismarck vor, er werfe das Geld der Steuerzahler zum Fenster hinaus. Bismarck verteidigte den Standpunkt der Regierung und wies die Angriffe mit scharfer Waffe zurück. „Es ist ja möglich," sagte er, „daß wir, nachdem wir 1866 in Bezug auf unsere Einsicht vielleicht über Gebühr gerichtet wurden, jetzt plötzlich von einer geistigen Verblendung befallen und bornierte Verschwender geworden sind, die nicht wissen, was sie thun, die die Schätze des Landes mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen. Aber ich frage Sie, sieht der Herr Finanzminister (v. d. Heydt) so aus wie einer von dieser Gattung? (Große Heiterkeit.) Ich meine, daß auch ich schon öffentliche Beweise davon gegeben habe, wie ich mich in schwierigern Geschäften, als dieses ist, daß ich mich nie in diesem Maße habe fortreißen lassen, die Berechnung, das Augenmaß vollständig verloren hätte." Wenn man, wie der Abgeordnete Ziegler empfohlen, sagte er ferner, überwundene Fürsten nach Römerart behandeln, sie an einem Haken zum Fenster hinausziehen und dem Volke zeigen wolle, während der Triumphator auf das Kapitol hinaufstieg, dann glaube er, daß die Zahl der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner (der Welfenlegion) mit Recht eine stärkere sein würde, als sie es gegenwärtig sei. „Ist es Ihnen aber mit der Mißbilligung Ernst," fuhr er fort, „dann bitte ich Sie dringend, haben Sie auch den Mut Ihrer Meinung, verwerfen Sie die Sache einfach. Sie werden die Regierung konstitutioneller finden, als Sie vielleicht voraussagen. Mir und dem Ministerium kann man dann die Fortführung der Geschäfte nach Verwerfung meines Vortrags, der auch des Königs Unterschrift gefunden hat, nicht mehr zumuten." Unter dem Eindrucke dieser Worte wurde die Regierungsvorlage mit großer Mehrheit angenommen.

Daß Bismarck den fernern Umtrieben der Welfen gegenüber auch schärfere Mittel in Anwendung zu bringen sich nicht scheute, zeigte er kurze Zeit hierauf. Als der König Georg bei Gelegenheit der Feier seiner silbernen Hochzeit in Hietzing seine Feindseligkeit gegen Preußen in dem Maße kundgab, daß er öffentlich zur Fortsetzung der welfischen Agitation aufforderte und seine frühern Unterthanen zum Treubruche

gegen Preußen reizte, da veranlaßte er die Beschlagnahme des gesamten Vermögens des Königs, des sogenannten Welfenfonds, welche am 2. März durch königliche Kabinettsordre vollzogen wurde.

Die Streitfrage mit den Konservativen schufen die Verhandlungen über einen Antrag des hannoverschen Provinziallandtags, der darauf hinausging, „das Vermögen der sogenannten Dominialablösungs- und Veräußerungsfonds des ehemaligen Königreichs Hannover in dem jetzigen Bestande dieser Fonds dem provinzialständischen Verbande der Provinz Hannover als ein demselben gehörendes und von ihm zu verwaltendes Vermögen zu überweisen.“ Die Erträge dieser Summen sollten für Kultur-, Kunst- und Bildungszwecke der Provinz verwendet werden. Die Regierung stimmte dem Antrage zu; die konservative Partei aber setzte demselben bei der Beratung im Abgeordnetenhause heftigen Widerstand entgegen. Die Beweggründe der Regierung, die Bewohner der neuerworbenen Länder durch milde Behandlung um so schneller mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen, verwarf der Abgeordnete Vincke mit den Worten: „Die Vaterlandsliebe läßt sich nicht mit Geld erkaufen!“ Darauf erwiderte Bismarck am 4. Februar 1868: „Wir wollen die Provinz Hannover nicht bestechen, ihren Patriotismus und ihre Anhänglichkeit an das neue Gemeinwesen nicht erkaufen. Wir wollen nicht guten Willen kaufen, sondern wir wollen Vertrauen zeigen und Vertrauen erwecken; wir wollen wieder gutmachen, was zornige Reden an dieser Stelle vielleicht verderben. Die Regierung hielt an der Vorlage, die sie nicht nur dem Lande Hannover für nützlich, sondern auch im Interesse der gesamten preußischen Politik für nützlich und notwendig hielt, nach wie vor fest, selbst wenn sämtliche hannoversche Abgeordneten wie ein Mann so stimmen würden, als ob sie in der preußischen Residenz gewählt worden wären.“ (Große Heiterkeit.)

Die Opposition der Konservativen war die Folge einer Verhetzung des frühern Ministers von Bodelschwingh gegen die Person Bismarcks, der den Parteigenossen vorstellte, wie der Ministerpräsident mehr und mehr in das liberale Fahrwasser gerate. Die Konservativen hätten bei der Frage des allgemeinen Wahlrechts und des Indemnitätsgesetzes so „ungeheure Opfer“ gebracht ohne jede konservative Gegenleistung der

Regierung; nun drohe Bismarck gar, den Lieblingswunsch der Liberalen, die Selbstverwaltung der Provinzen, in Erfüllung gehen zu lassen, womit die konservative Partei den festesten Stützpunkt in ihren Kreisen verlieren würde.

Als man in den folgenden Debatten, am 5. und 6. Februar, mit diesen Gründen ins Feld rückte, da wurde der Streit auf den Höhepunkt getrieben. Bismarck fragte seine ehemaligen Freunde, was sie der Regierung „geopfert“ hätten? Doch nur allenfalls das Dreiklassenwahlsystem. „Dafür zeigen wir Ihnen,“ fuhr er fort, „die neuen Provinzen auf, das konsolidierte Königtum, das vereinigte Deutschland. Wenn Sie dennoch mit uns abrechnen wollen, so werden Sie uns stark im Kredit finden. (Lebhafter Beifall.) Sie können nicht von uns verlangen, daß wir uns zum Organ einer einzelnen Fraktion machen, um es darauf ankommen zu lassen, ob die ganze für das Land bedrohliche Situation des Konflikts sich in dieser schwierigen Zeit erneuern soll oder nicht. Daß ich den Konflikt nicht fürchte, meine Herren, — ich habe ihm ehrlich die Stirne gezeigt drei Jahre hindurch, aber ihn zu einer permanenten nationalen Einrichtung zu machen, ist nicht meine Absicht!“

Der Zorn der „Freunde“ wurde so heftig, daß sie sich zu maßlosen persönlichen Angriffen hinreißen ließen, worin v. Brauchitsch und v. Vincke sich besonders hervorthaten. Das Gesetz wurde mit zweihundert gegen einhundertachtundsechzig Stimmen schließlich angenommen.

Bismarck aber erbat am selben Tage, 6. Februar, vom Könige einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und erhielt ihn. Es waren diesmal, wie erwähnt, mehr politische Gründe als gesundheitliche Rücksichten, die den Staatsmann zu dem Urlaubsgesuch bestimmten; hauptsächlich war's die tiefe Verstimmung über die Haltung der konservativen Partei, der Männer, welche „alle Scheuklappen vor den Augen hatten“ und nicht bloß in diesem Falle gezeigt hatten, daß auch sie unfähig waren, dem Adlerfluge seiner großen nationalen Politik zu folgen, jetzt ihn aber gar zu hemmen suchten. Wohl wurde am 26. Februar amtlich bekannt gegeben, „daß Graf Bismarck mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand sich in der Leitung des Auswärtigen Ministeriums einstweilen durch den Unter-

staatssekretär von Thile vertreten lassen müsse," in Wirklichkeit hat Bismarck den Urlaub lange nicht angetreten, nur daß er seine ungeschwächte Kraft mehr den Geschäften des Bundeskanzleramts zuwendete.

Durch Roons „Denkwürdigkeiten"*) sind in vertraulichen Briefen an den Minister interessante Aufschlüsse über das Zerwürfnis Bismarcks mit seinen politischen Freunden bekannt geworden. Ein Ungenannter, wahrscheinlich Roons Schwiegersohn, v. Brauchitsch, schreibt am 7. Februar unmittelbar unter dem Eindrucke der Ereignisse:

„Hinter den Kulissen ist viel passiert, was nur innig bedauert werden kann, und was sicherlich nicht geschehen wäre oder doch nicht so schroffe Gegensätze verursacht haben würde, wenn Du oder Blanckenburg hier und Herrn von Bismarck zur Seite gewesen wärst." Aus dem Briefe geht dann hervor, daß die Konservativen hauptsächlich die Eifersucht auf die Nationalliberalen, die Bismarck mit wahrer Zärtlichkeit behandle, zu der Erregung getrieben habe. Bismarck sei also nicht ohne Schuld, aber das Auftreten Vinckes sei ein rücksichtsloses gewesen, infolge seiner Maßlosigkeit und Indiskretion habe er schließlich alles verdorben, es herrsche Verstimmung auf allen Seiten, nur die Liberalen und besonders die Radikalen lachten sich ins Fäustchen.

Eine Fortsetzung der Tragödie fand nach dem erwähnten Briefe am Abend nach der Abstimmung im Abgeordnetenhause auf dem großen Hofballe im Königlichen Schlosse statt, wo der König die heftigen konservativen Redner, v. Vincke, Bodelschwingh, Diest u. a., auf das ungnädigste anließ und ihnen sagte: Ihm hätten sie es ganz allein zu danken, daß Bismarck, zum Heile des Landes, sich noch einmal dazu verstanden hätte, auf seinem Posten zu bleiben. — Die konservative Partei wolle allein den Staat regieren, aber das ginge nicht.

Bismarcks Jugendfreund, Moritz von Blanckenburg, schrieb am 16. Februar über das Zerwürfnis an seinen Oheim Roon: „Die Spannung scheint gewaltig gewesen zu sein. Below schrieb mir gleich am Tage der Abstimmung über Ottos Herrschsucht, die seit Deinem Abgange unerträglich geworden sei, gar keinen Widerspruch dulde. Eine Menge Landräte lassen sich noch jetzt nicht ausreden, daß alles blinder

*) Bd. II. S. 368 ff.

Lärm sei, daß der „große Sarastro“ diese liberale Flöte nur wegen Zollparlament spiele und heimlich sich freue, daß die konservative Opposition ihm seine Stellung, Deutschland gegenüber, erleichtere! — Die Konservativen haben sich durch Bodelschwingh einfangen lassen, in solche Rage gesprochen und fraktioniert, daß kein Bitten mehr half. Der Lange (Bismarck) hat anfangs sehr viele verletzt und zur unrechten Zeit viele beiseite stehen lassen, mit den Nationalliberalen kokettierend. Das böse Blut ist dadurch immer höher gestiegen und hat zuletzt alle schwindlig gemacht. Ich bin in großer Sorge, daß noch mehr Übereilungen geschehen. Mit einer wirklich liberalen Mehrheit kann Bismarck noch viel weniger Deutschland regieren — das nimmt ein trauriges Ende! — Neue Partei bilden! Ja, wo ist die? — Die einfachste, meines Ermessens richtigste Auffassung hat Berge-Peschеln, ich schicke Dir deshalb seine Briefe.“

Der soeben erwähnte konservative Abgeordnete hatte sich seine klare Auffassung bewahrt, die wohlbegründete Politik der Regierung als richtig erkannt und stand auf Bismarcks Seite. In seiner thatsächlich allein richtigen Beurteilung der Lage hieß es: „Dennoch dieser äußerste Widerstand der Konservativen! — Was ist das doch für ein Jammer, die Liberalen nun auf Bismarcks Seite, wie gern möchte ich hinaus! Der ganze biedere Junker macht mit Enthusiasmus die Attacke Bodelschwingh kontra Bismarck mit, welche mit einem wahrhaft empörenden Ausfalle von Vincke wie ein Theatercoup mit einem Knalleffekt endet, so daß Bismarck auf Urlaub geht, die ganze konservative Partei aber nach meiner Empfindung auf dem Rücken liegt, mit den Beinen nach oben, in ihrer Mehrzahl, ohne zu wissen, was sie will, und ohne zu können, was sie soll.“

Mit der Klarheit des wahrhaft Weisen beurteilte Roon seinen alten Genossen und dessen Streit mit den politischen Freunden, indem er am 25. Februar von seinem Urlaube aus schrieb: „Bismarck kann unmöglich alles selbst thun. — Was durch sein Verhalten gegen die Konservativen etwa unterblieben, daraus kann man für ihn kaum einen wohlbegründeten Vorwurf ableiten. Wenn man, wie ich, ganz sicher weiß, wie Ungeheures Bismarck zu leisten hat und auch leistet, so kann man ihn billigerweise

nicht schelten, daß er nicht auch noch mehr leistet und für seines Kollegen Versäumnis oder Unfähigkeit eintritt. Übrigens wird der Bruch heilen, denn er muß heilen; wir können uns auf keine andere Partei in der Hauptsache stützen; aber die Partei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen als zur Zeit des Konflikts. Sie muß eine Partei des konservativen Fortschritts sein und die Rolle des Hemmschuhs aufgeben."

Volle Befriedigung fand Bismarck nach diesem kleinen Schneeballgefechte mit dem ehemaligen Parteigenossen des preußischen Abgeordnetenhauses in seinen Arbeiten für die große nationale Sache, für die in dem ersten Zusammentreten des deutschen Zollparlaments um jene Zeit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan wurde. In den Kreisen des Volks wuchs das Ansehen des gewaltigen Mannes fort und fort. Ehrende Kundgebungen und Beweise freundlicher Zuneigung wurden ihm in immer reicherem Maße zu teil. Unter anderm sei hier nur erwähnt:

Vor kaum einem halben Jahre, am 21. Juni 1867, hatte ihn, nebst Roon und Moltke, die Universität Halle zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt. Die Verleihung dieser Würde wurde in dem Ehrendiplom eingehend begründet. Er habe, hieß es darin, „unter Zerstreuung aller Verdächtigungen seiner Gegner mit beispielloser Beharrlichkeit, Klugheit und Ersprießlichkeit verfolgt und erreicht, daß das siegreiche Preußenvolk, versöhnt durch die Eintracht der Bürger, die Grenzen des Reichs erweiterte und dem deutschen Namen im Auslande das alte Ansehen wiedergewann." Roon schrieb damals in humoristischer Weise an Bismarcks Gattin: „Ja, ja, Frau Dr., was aus den Menschen nicht alles werden kann!"

Wie die süddeutschen Patrioten des Zollparlaments Bismarcks großer Bedeutung volle Anerkennung zu teil werden ließen, ist berichtet worden. Die erhebenden Kundgebungen in Berlin fanden ihre Fortsetzung in der Heimat jener deutschen Einheitsfreunde. Eine Versammlung, welche deutschgesinnte Bayern ihrem wackern Abgeordneten Dr. Völk zu Ehren in Immenstedt veranstalteten, sandte dem Kanzler des Nordbunds ein Huldigungstelegramm, worauf dieser antwortete: „Herzlichen

Dank für die freundliche Kundgebung der vaterländischen Gesinnung, deren Gemeinsamkeit uns landsmännisch verbündet."

Mit den süddeutschen Verehrern des Kanzlers wetteiferten die norddeutschen. Die ehrsame pommersche Kreisstadt Bütow verlieh ihrem großen Landsmanne am 24. Juli das Ehrenbürgerrecht. Als später eine Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten Bütows ihrem damals in dem benachbarten Varzin weilenden Ehrenbürger das Diplom dieser Würde persönlich überreichten, ereignete sich der folgende interessante Zwischenfall: Nach der Tafel bot Bismarck der Bütower Gesandtschaft die Gastfreundschaft seines Hauses auch für die Nacht an, die biedern Bürger aber erklärten, sie hätten ihren sorglichen und auch nicht minder neugierigen Ehefrauen versprochen, vor Mitternacht wieder daheim zu sein, und sie müßten ihr Versprechen halten. Darauf wandte sich die Frau Gräfin lächelnd zu ihrem Eheherrn, der gern die Nacht zum Tage machte, und sagte: „Da Du jetzt auch Bürger von Bütow bist, lieber Otto, so wäre es mir sehr angenehm, wenn Du von jetzt ab diesem guten Beispiele Deiner Bütower Kollegen folgtest!" Der Kanzler lachte und zuckte schweigend die Achseln.

Bis Ende Mai 1868 hatte Bismarck von seinem Urlaube keinen Gebrauch gemacht; dann aber zwang ihn eine plötzliche, heftige Erkrankung (rheumatische Entzündung des Rippenfells), denselben doch endlich anzutreten. Nach Überwindung des ersten gefährlichen Stadiums der Krankheit begab er sich nun am 16. Juni mit Gattin und Tochter zu einem längern Aufenthalte nach Varzin, wo er fast ein halbes Jahr, bis anfangs Dezember blieb. Hier brachten ihm die Ruhe und kräftigende Landluft zwar baldige Genesung, aber andere Heimsuchungen verfolgten ihn förmlich. Am 21. Juni erlitt seine Gattin durch einen Fall vom Stuhle einen Rippenbruch, der ihn und die Angehörigen in Schrecken und Angst versetzte. Kaum war dieser Unglücksfall überwunden, so traf ihn selbst ein neuer, der ihn plötzlich an den Rand des Grabes führte.

Es war am 22. August, als Bismarck, begleitet von seinen damals in Varzin weilenden Freunden Moritz von Blanckenburg und v. Keudell, einen Spazierritt durch die Felder machte. Im scharfen Trabe ging der

Ritt eben längs einer großen Rieselwiese auf einem anscheinend durchaus festen Rasenwege dahin. Plötzlich trat Bismarcks Pferd, die bekannte Fuchsstute, mit einem Fuße durch den Rasen, kam zu Falle und begrub den Reiter unter seiner Last. Von diesem Vorgange und seinen Folgen giebt Blanckenburg in einem Briefe die anschaulichste Schilderung.*)

„Denke Dir mein Erstarren," schreibt er am 24. August an Roon, „als ich ganz plötzlich folgendes Bild vor mir sich abspinnen sehe: Der kleine breite Fuchs, den Bismarck ritt, tritt mit dem rechten Vorderfuße durch die Rasendecke, und zwar so tief und energisch, daß er gleich, mit dem linken sich vergebens stützend, nach einigem Stolpern mit der Nase die Erde wühlte. Natürlich flog Otto über den Hals fort und war meines Ermessens erst mit der Hand und dem Gesichte an der Erde, als der zweite Akt erfolgte — nämlich, daß der Fuchs vollständig „hästerkopp" schlug und mit dem dicken Pferderücken (zehn Zentner Gewicht!) auf die bundeskanzlerischen Schultern prallte. Der dritte Akt folgte ebenso schnell, nämlich, daß der Fuchs rechts abfiel und Otto schnell aufsprang und leichenblaß, ohne Atem, ein dumpfes Gestöhn ausstoßend, halb Gewimmer, sich den Magen krampfhaft haltend, umherging. Ich war in dem Augenblicke vom Pferde, als er aufsprang, und überzeugte mich bald, daß Knochen nicht zertrümmert waren; auch erfolgte kein Blutsturz, auch nicht das leiseste Blutspucken, so daß wir jetzt hoffen, alles sei ohne weitere Folgen abgegangen. Er ritt noch Schritt eine Viertelstunde und hatte die ersten heftigen Schmerzen, als er einen Wagen nahm. Der Arzt kann nichts finden. — Natürlich wird dies seine Nerven nicht gerade sehr stärken."

Bismarcks Riesennatur überwand, trotzdem er, wie sich später herausstellte, drei Rippen gebrochen, den Sturz schneller als man glauben konnte. Auch hierüber giebt der Briefwechsel Roons mit seinem Neffen sichere und eingehende Kunde. Roon, der eben von seiner Urlaubsreise neugekräftigt zurückgekehrt war, bat Blanckenburg, der ihm den Unfall Bismarcks telegraphiert, sofort um weitere Mitteilungen, und er erhielt sogleich darauf folgende beruhigende Nachricht: „Die Nacht war heute sehr gut, er ist liegend ganz schmerzfrei, ist aber aufgestanden. Meine

*) Roons Denkwürdigkeiten. Bd. II. S. 390 ff.

Vermutung, daß das Renkontre zwischen den beiden breiten Buckeln mehr noch in schwebender Lage geschah und daher mehr ein Puff war, bestätigt sich immer mehr. Jedenfalls hindert dieser in jeder Beziehung wunderbare Vorfall die Genesung der Nerven. Ich würde ihn hier lassen so lange, wie irgend möglich."

Roon antwortete dem Neffen am 26. voller Freude über die immerhin glückliche Wendung des Unfalls seines alten Genossen: „Mich hat die erste Nachricht von der ‚Lerche' (Bezeichnung für den bogenförmigen Sturz Bismarcks über den Hals des Pferdes hinweg) sehr alteriert. Gott sei gepriesen, der die Hand zwischen den beiden Rücken gehalten! Gestern abend war auch Keudell bei mir, und ich bin jetzt ganz beruhigt, weil Bismarck nach dem Sturze besser schläft als vor demselben. Für die Nerven, denen der bessere Schlaf sicherlich aufhelfen wird, ist diese Kurmethode jedenfalls neu." Blanckenburg, der inzwischen nach Hause zurückgekehrt war, konnte den Oheim noch weiter beruhigen. Er berichtete bald darauf: „Bismarcks Frau schrieb mir gestern, daß er fortwährend nach dem Sturze besser schläft als vordem. Er ist und bleibt der Meinung, daß Gott ihm diesen Sturz geschickt hat, damit seine Nerven besser werden."

Der Bismarcksänger Gustav Schwetschke suchte dem Sturze Bismarcks noch eine höhere Bedeutung beizulegen, indem er ihm das nachfolgende Gedicht widmete:

Maulwurf und Lerche.

„Ein Maulwurf grub — wo war es doch?
Nun bei Varzin — sich jüngst ein Loch
Gar tief und finster; denn das Licht
Liebt solch ein dunkler Klausner nicht.
Nun braust heran dein schneller Ritt,
In Klausners Gruft, welch schlimmer Tritt!
Hilf Himmel! Wie dein edles Roß
Die fürchterlichste ‚Lerche' schoß,
Und du betäubt dahin gestreckt
Manteufflisch sieben Fuß bedeckt.
Doch, Dank dem Himmel! aufgerafft
Hast du dich bald in alter Kraft,
Und starke Schmerzen fühlst du nur
In deines Leibes Muskulatur.

* * *

Nun, teurer Leser, nimm die Lehr'
Aus diesem einen Fall daher:
Was man für Weh und Schmerz kann haben,
Wenn Finsterlinge Löcher graben."

Wohl auch eine andere, mehr tröstende Lehre konnte das deutsche Volk aus diesem Falle ziehen: Die Vorsehung schützt in wunderbarer Weise das Leben dieses Helden, den sie als ein Werkzeug weiterer großer Thaten ausersehen hat.

Über Bismarcks Stimmung, Lebens- und Denkweise vor dem Sturz berichtet sein Freund Blanckenburg noch einige sehr interessante Einzelheiten, von denen hier folgende mitgeteilt seien: „Vorher machte er mir eigentlich einen guten Eindruck, wenngleich er über Schlaflosigkeit klagte. Er trank, wie er sagt, am Tage vor dem Sturze zum erstenmal mit Appetit Sekt und rauchte drei Zigarren. Es machte ihm viel Freude, mir alles selbst auf dieser Herrschaft zu zeigen; augenblicklich interessierte er sich mehr für Schonungen und Kulturen als für Staatssachen. Er hatte eine krankhafte Freude daran, alle Verwüstungen an Wald und Wiesen wieder gutzumachen, die tierischer Unverstand hier angerichtet hat. — Ein einziges Mal vor dem Sturze fing er mit mir ein wenig Politik an zu sprechen, über innere Angelegenheiten; dies aber war aber mehr wie einer, der vieles, sehr vieles Gebrechen sieht, aber keine Macht hat, es zu ändern — etwa wie wenn ich über dies oder das räsonniere — gar nicht als wenn er Premier und dafür ebensogut verantwortlich wäre."

Bis in den Winter hinein blieb Bismarck in Varzin; am 2. Dezember kehrte er nach Berlin zurück, um in alter Rüstigkeit die Geschäfte seines schweren Amtes wiederaufzunehmen. Der aufreibenden Thätigkeit brachte die Folgezeit im reichsten Maße sowohl im Reichstage wie in der auswärtigen Politik. Abermals von einem Krankheitsanfall, einem starken Magenkrampf, betroffen, suchte er ausgangs März 1869 sein pommersches Tuskulum wieder auf. Hier feierte er am 1. April in aller Stille seinen vierundfünfzigsten Geburtstag. Seines Königs Huld bereitete ihm zu diesem Feste eine eigenartige, sinnige Überraschung, indem er durch Kabinettsordre vier zu einem Gemeindeverbande vereinigten Ortschaften im Kreise Pleschen den Namen Bismarcksdorf

verlieh. Während des Sommers verlebte er einen neuen halbjährigen Urlaub, vom 1. Juli bis 4. Dezember, wiederum in Varzin. Von hier aus schrieb er den 29. Sepember 1869 über sich selbst an seinen Freund Motley: „Mir geht es sonst hier gut, ich schlafe allmählich besser, aber noch zu spät am Tage, um arbeitsfähig zu sein, täglich von vier bis elf, früher nicht. Daß Du uns nicht besuchen kannst, thut mir über alles leid; meine Frau hatte sicher darauf gerechnet; im Winter aber in Berlin rechne auch ich darauf. Für uns hausbackene Deutsche bist Du nun schon zu vornehm geworden, behaglicher würdest Du bei uns leben, als dort am Ocean vis-à-vis von uns zu Haus." —

Im Frühjahr 1869 war das deutsche Zollparlament zum zweitenmal in Berlin versammelt. In diese Zeit fällt ein Ereignis, welches im politischen Leben Bismarcks und des ganzen Vaterlands eine hohe Bedeutung erlangt hat. Der Bundeskanzler eröffnete damals seine so berühmt gewordenen „Parlamentarischen Abende". Über die Entstehung derselben verdanken wir dem nationalliberalen Abgeordneten von Unruh nähere Aufschlüsse.

Es war von nationalliberalen Mitgliedern des Reichstags, berichtet von Unruh in seinen Aufzeichnungen,*) im April 1869 ein Antrag eingebracht worden (der Twesten-Münstersche Antrag auf Einsetzung von Bundesministern), den auch Konservative unterschrieben hatten, mit dem Bismarck aber, wie sich nachher zeigte, nicht einverstanden war. Er beklagte sich nach einem Diner bei Delbrück gegen nationalliberale Abgeordnete heftig darüber, daß solche Dinge nicht vorher mit ihm besprochen würden. Es wurde ihm geantwortet, daß dazu die Gelegenheit fehle, und es peinlich für den einzelnen Abgeordneten sei, ohne Auftrag der Partei mit dem Kanzler zu verhandeln; man wisse auch nicht, ob man vorgelassen werde. Bismarck erwiderte, daß ein fremder Gesandter, der ihn sprechen wolle, zuvor schriftlich sich anmelden müsse und dann die Zeit der Zusammenkunft bestimmt werde. Dagegen sei sein Portier und seine Dienerschaft angewiesen, einen Abgeordneten, der ihn sprechen wolle, sofort anzumelden. Er habe die Absicht gehabt, zu bestimmten Abenden die Abgeordneten einzuladen, außerdem nur Mitglieder des

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier". Bd I. S. 7 ff.

Bundesrats und Ministerien, seine Frau habe befürchtet, daß die Liberalen sich nicht einfinden würden. Ihm wurde erwidert, daß zu dieser Befürchtung kein Grund vorhanden sei, und daß die liberalen Abgeordneten gewiß sehr gern seiner Einladung Folge leisten würden. Hätten doch noch vor Beendigung des Konflikts im Jahre 1866 Twesten und Unruh sich auf sein Verlangen bei ihm eingefunden. Darauf erklärte Bismarck, daß er unter diesen Umständen gern solche Zusammenkünfte veranstalten werde, in denen parlamentarische Angelegenheiten besprochen werden könnten.

Mitte April 1869 meldeten die Berliner Zeitungen, der Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf von Bismarck, werde vom 24. April ab an jedem Sonnabend seine Salons für die Abgeordneten zum Reichstage eröffnen. Die Einladungen würden an alle in Berlin anwesenden Reichstags-Abgeordneten ergehen. So geschah es. Die Vertreter der Presse erhielten keine Einladung. Zwar kam die Frage einer Zuziehung dieser Großmacht im Kanzleramte zur Erwägung, aber man konnte über die Grenze, wieweit sich die Einladungen erstrecken sollten, zu keiner Einigung kommen, und sie unterblieben.

Am 24. April 1869 fand der erste dieser gastlichen Abende bei Bismarck statt. Die Reichsboten des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments folgten fast vollzählig den ihnen übersandten Einladungen; nur die Sozialdemokraten machten eine Ausnahme.

Der Beginn des Abends ist auf neun Uhr festgesetzt. Die Räume des Bismarckschen Hauses, Wilhelmstraße 76, füllen sich mit Gästen. Hart am Eingange des großen Saales*) steht der Wirt im lebhaften Gespräche, doch aufmerksam jeden neuen Ankömmling freundlich grüßend; oft reicht er die beiden Hände zugleich nach rechts und links. Er sieht so wohl, so munter aus! Das ist immer der erste Gedanke, wenn man den Mann wieder erblickt, dem auch die Demokratie bedeutende Arbeitskraft und Thätigkeit niemals absprechen wird. Sein Gesicht hat seit seinen wiederholten Landaufenthalten in Varzin wieder Farbe bekommen, die Augen sind nicht mehr so tief beschattet durch die Wolken der ge-

*) Wir folgen hier der Schilderung eines Augenzeugen, des Abgeordneten Dr. Hans Blum in der „Gartenlaube“ 1869. Nr. 20.

verlieh. Während des Sommers verlebte er einen neuen halbjährigen Urlaub, vom 1. Juli bis 4. Dezember, wiederum in Varzin. Von hier aus schrieb er den 29. September 1869 über sich selbst an seinen Freund Motley: „Mir geht es sonst hier gut, ich schlafe allmählich besser, aber noch zu spät am Tage, um arbeitsfähig zu sein, täglich von vier bis elf, früher nicht. Daß Du uns nicht besuchen kannst, thut mir über alles leid; meine Frau hatte sicher darauf gerechnet; im Winter aber in Berlin rechne auch ich darauf. Für uns hausbackene Deutsche bist Du nun schon zu vornehm geworden, behaglicher würdest Du bei uns leben, als dort am Ocean vis-à-vis von uns zu Haus." —

Im Frühjahr 1869 war das deutsche Zollparlament zum zweitenmal in Berlin versammelt. In diese Zeit fällt ein Ereignis, welches im politischen Leben Bismarcks und des ganzen Vaterlands eine hohe Bedeutung erlangt hat. Der Bundeskanzler eröffnete damals seine so berühmt gewordenen „Parlamentarischen Abende". Über die Entstehung derselben verdanken wir dem nationalliberalen Abgeordneten von Unruh nähere Aufschlüsse.

Es war von nationalliberalen Mitgliedern des Reichstags, berichtet von Unruh in seinen Aufzeichnungen,*) im April 1869 ein Antrag eingebracht worden (der Twesten-Münstersche Antrag auf Einsetzung von Bundesministern), den auch Konservative unterschrieben hatten, mit dem Bismarck aber, wie sich nachher zeigte, nicht einverstanden war. Er beklagte sich nach einem Diner bei Delbrück gegen nationalliberale Abgeordnete heftig darüber, daß solche Dinge nicht vorher mit ihm besprochen würden. Es wurde ihm geantwortet, daß dazu die Gelegenheit fehle, und es peinlich für den einzelnen Abgeordneten sei, ohne Auftrag der Partei mit dem Kanzler zu verhandeln; man wisse auch nicht, ob man vorgelassen werde. Bismarck erwiderte, daß ein fremder Gesandter, der ihn sprechen wolle, zuvor schriftlich sich anmelden müsse und dann die Zeit der Zusammenkunft bestimmt werde. Dagegen sei sein Portier und seine Dienerschaft angewiesen, einen Abgeordneten, der ihn sprechen wolle, sofort anzumelden. Er habe die Absicht gehabt, zu bestimmten Abenden die Abgeordneten einzuladen, außerdem nur Mitglieder des

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier". Bd I. S. 7 ff.

Bundesrats und Ministerien, seine Frau habe befürchtet, daß die Liberalen sich nicht einfinden würden. Ihm wurde erwidert, daß zu dieser Befürchtung kein Grund vorhanden sei, und daß die liberalen Abgeordneten gewiß sehr gern seiner Einladung Folge leisten würden. Hätten doch noch vor Beendigung des Konflikts im Jahre 1866 Twesten und Unruh sich auf sein Verlangen bei ihm eingefunden. Darauf erklärte Bismarck, daß er unter diesen Umständen gern solche Zusammenkünfte veranstalten werde, in denen parlamentarische Angelegenheiten besprochen werden könnten.

Mitte April 1869 meldeten die Berliner Zeitungen, der Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf von Bismarck, werde vom 24. April ab an jedem Sonnabend seine Salons für die Abgeordneten zum Reichstage eröffnen. Die Einladungen würden an alle in Berlin anwesenden Reichstags-Abgeordneten ergehen. So geschah es. Die Vertreter der Presse erhielten keine Einladung. Zwar kam die Frage einer Zuziehung dieser Großmacht im Kanzleramte zur Erwägung, aber man konnte über die Grenze, wieweit sich die Einladungen erstrecken sollten, zu keiner Einigung kommen, und sie unterblieben.

Am 24. April 1869 fand der erste dieser gastlichen Abende bei Bismarck statt. Die Reichsboten des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments folgten fast vollzählig den ihnen übersandten Einladungen; nur die Sozialdemokraten machten eine Ausnahme.

Der Beginn des Abends ist auf neun Uhr festgesetzt. Die Räume des Bismarckschen Hauses, Wilhelmstraße 76, füllen sich mit Gästen. Hart am Eingange des großen Saales*) steht der Wirt im lebhaften Gespräche, doch aufmerksam jeden neuen Ankömmling freundlich grüßend; oft reicht er die beiden Hände zugleich nach rechts und links. Er sieht so wohl, so munter aus! Das ist immer der erste Gedanke, wenn man den Mann wieder erblickt, dem auch die Demokratie bedeutende Arbeitskraft und Thätigkeit niemals absprechen wird. Sein Gesicht hat seit seinen wiederholten Landaufenthalten in Varzin wieder Farbe bekommen, die Augen sind nicht mehr so tief beschattet durch die Wolken der ge-

---

*) Wir folgen hier der Schilderung eines Augenzeugen, des Abgeordneten Dr. Hans Blum in der „Gartenlaube“ 1869. Nr. 20.

furchten Stirn und zugleich durch die außerordentlich langen Brauen wie voriges Jahr. Die historischen drei Haare sind freilich längst ins Meer der Zeit gesunken, die Stirn ist fast ganz kahl, und namentlich das Hinterhaupt würde keinem mehr die volle Locke zeigen, an der Karl Braun-Wiesbaden einst im konstituierenden Reichstage gemahnte, das wandelnde Glück Deutschlands zu fassen. Aber dafür ist sein Haar von jenem germanischen Aschblond, dem niemand die Jahre des Trägers ansehen kann. Und seine Haltung ist stramm und fest bei seinen vierundfünfzig Jahren trotz des Jüngsten in der Versammlung. Er trägt auch an diesem Abende sein bequemstes Kleid, die Uniform, aber wohl schwerlich ganz vorschriftsmäßig. Moltke lächelt mit den feinen schmalen Lippen, als er des Staatsmannes militärischer Dekolletierung ansichtig wird; denn der kurze Waffenrock steht offen, von Degengurt und Degen ist nirgends die Rede, und eine einfach schwarze Tuchweste bekleidet die Brust. Auch nur gerade die unentbehrlichsten Orden sind aufgesteckt, darunter kokett einige kleinstaatliche. Sind die Herzen der eingeladenen kleinen Bundesräte einzufangen? Hier innerhalb seiner vier Wände, inmitten der behaglichen Muße, in einem Kreise berühmter und patriotischer Männer, die mehr oder weniger sein Werk beraten, bekämpfen oder befördern helfen, da lernt man den Menschen, den vortrefflichen Gesellschafter kennen. Besucher der Tribüne des Reichstags oder des Zollparlaments, die Bismarck sprechen gehört, haben erklärt, sie seien durch nichts so enttäuscht worden, wie durch die Klangfarbe seiner Stimme. Seine Höhe, seine Brauen, seine Stirn, seine Brustweite, alles sei viel gewaltiger, als sie gedacht; aber diese Stimme habe bei der trockensten Darlegung wie bei größtem Affekt etwas ungewöhnlich Weiches und Einschmeichelndes. — Man hört in der That aus den Worten des Grafen, trotz der großen Mäßigung seiner Reden, immer am Klange der Stimme seine augenblickliche Empfindung heraus, niemals deutlicher und unmittelbarer als an solchen Abenden. — —

„Ich habe die Herren gern einmal bei mir sehen wollen. Man kann sich da so viel leichter sprechen und verstehen als im Reichstage.“ Mit diesen Worten motiviert der Kanzler seinen Gästen gegenüber die Veranstaltung dieses ersten parlamentarischen Abends. „Und außerdem,“

fügt er hinzu, „wenn Sie das Bedürfnis empfinden, mich oder einen Bundesrat oder Regierungskommissar zu interpellieren, so macht sich das hier meist in fünf Minuten in einer Ecke ab.“

Damit war die Lage trefflich gekennzeichnet. Niemals noch so als in dieser Reichstagstagung hatte man in Abgeordneten- wie in Regierungskreisen die Notwendigkeit vertraulicher Verständigung empfunden. Denn aus Anlaß des oben erwähnten Antrags auf verantwortliche Bundesministerien waren die schreiendsten Dissonanzen zwischen Bundesregierung und Reichstag zu erwarten, lediglich aus dem Grunde, weil jede Partei die Absicht der andern nicht verstand. Bismarck war ärgerlich, weil er glaubte, man wolle ihn als Bundeskanzler durch die Zugesellung des Herrn von der Heydt und seiner Kollegen „abmeiern“, der Bundesrat, weil das Verlangen nach einem Bundesministerium dem Partikularismus wider den Strich ging, der Reichstag, weil er, wie man sich ausdrückte, „auch gar nichts mehr kriegen sollte“. — Und siehe, als nach Verlauf des ersten parlamentarischen Abends der Antrag im Reichstage zur Verhandlung kam, blieb zwar eine heiße Redeschlacht nicht aus, aber dann erklärte Bismarck unter anhaltender Heiterkeit des Hauses, er und Lasker, einer der Führer der Nationalliberalen, seien ganz einer Meinung; sie hätten das leider nur bis dahin noch nicht gewußt.

Außerordentlich charakteristisch für den Verkehr des Kanzlers mit seinen parlamentarischen Gästen ist folgender Zwischenfall: — Durch die Reihen der Räte und Abgeordneten drängte sich mühsam die umfangreiche Gestalt des gefürchteten „Roten Becker“ (später Bürgermeister in Dortmund), damals so rot an Gesinnung wie an Haar. Er war der ständige Referent des Reichstags über Post-, Telegraphen- und Eisenbahnsachen und hatte am selben Tage den unglaublichsten Mißbrauch geschildert, der seitens der deutschen Fürstenhäuser mit der Paketporto- und Telegraphengebührenfreiheit getrieben werde, wie man beispielsweise ganze fürstliche Küchenzettel, endlose Kleiderbestellungen zwischen den deutschen Höfen und Paris kostenfrei hin und her telegraphiere, während der Bürgersmann, von dessen Depesche vielleicht Gut und Leben abhängt, warten müsse, bis der fürstliche Koch seine

Petersilie durch den Telegraphen bestellt habe, und daß in Lippe allein sechzig Prinzen und Prinzessen mit angeborner Portofreiheit existierten.

Jetzt pflanzte sich der „Rote Becker“ vor dem Bundeskanzler auf, wie gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, und sah ihn mit einem Gesichte an, auf dem geschrieben stand: Nun, haben Sie von all diesem fürstlichen Unfuge mit der Telegraphen- und Portofreiheit schon eine Ahnung gehabt? Aber Bismarck lachte herzlich und sprach: „Glauben Sie mir, ich weiß noch tollere Dinge.“

„Nun, so erzählen Sie doch, Excellenz!“ sagte der Abgeordnete.

„Ja, das kann ich nicht,“ erwiderte Bismarck, „ich habe die Mitteilung vom Generalpostdirektor von Philippsborn, — der weiß noch viel tollere Dinge als ich.“

Eine erhebende Scene spielte sich am 12. Juni, dem sechsten parlamentarischen Abende in den Räumen des Kanzlerpalastes ab. Bismarck sah zum zweitenmal das deutsche Zollparlament bei sich zu Hause. Bier, Maitrank, Oderkrebse, alles mundete den Gästen vortrefflich, die Unterhaltung ging hoch, die widerstrebendsten Geister fanden sich hier zusammen. Zum Ärgernis des trefflichen Abgeordneten Professor Marquardsen aus Erlangen, hatte der zähe Däne Krüger-Beftoft diesen nicht losgelassen und sich lange eifrig abgemüht, einen Funken Dänenfreundschaft aus dem stahlharten Holsteiner von Geburt herauszuschlagen. Dem Professor war der Abend verbittert worden. Er winkte, da ohnehin die zehnte Stunde längst vorüber war, seinem Freunde, Dr. Völk aus Augsburg, heimlich und französisch mit ihm sich zu drücken. Links aus dem Gobelinzimmer führte eine prächtige kleine Thür direkt auf den Gang hinaus. Die Ministerien Manteuffel, Schleinitz und andere waren bereits durch diese Thür verschwunden, Marquardsen und Völk wollten eben dasselbe thun.

Da hören sie hinter sich eine volle Mannesstimme: „He, Völk, Sie dürfen noch lange nicht heim, Sie müssen noch eins mit mir trinken auf die Mainbrücke!“

Mit diesem Namen hatte Völk an demselben Abende eine von ihm ins Leben gerufene süddeutsche nationale Vereinigung getauft.

Bismarck legte vertraulich seinen Arm in den des großen Redners, der vor Jahresfrist die Versöhnungs- und Verheißungsworte gesprochen hatte: „Es ist Frühling geworden in Deutschland!“ und zog ihn und seinen Freund Marquardsen in ein entlegenes Zimmer zurück. Der treffende Name für die Streiter der deutschen Einheit im Zollparlament aus Bayern, Baden und Hessen, die bis dahin namenlos zusammen in Berlin gewirkt und getrunken hatten, war von den Freunden mit Jubel begrüßt worden und gab jetzt Anlaß zu einer Nachtaufe, und wenn solch ein Pate sich einfand wie Bismarck, durfte man dem Sprößling alles Gute verheißen. Mit Wasser wurde nicht getauft. „Ich denke, wir wählen Bier!“ sagte Bismarck in richtiger Erkenntnis der bayrischen Natur.

So saß man denn fünfviertel Stunden bei einander, als ob man nie wieder voneinander gehen wollte, als ob kein Main mehr in Deutschland flösse, und mit rückhaltloser Offenheit wurden gegenseitig Gedanken getauscht, Zustände der Vergangenheit und Gegenwart, Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft besprochen, Bismarck, wie immer, geistsprudelnd, witzig, in den ernstesten Erwägungen voll märkischer Einfälle.

Plötzlich wurde er still und tief ernst. Das Gespräch war bei der Luxemburger Frage angekommen, und seine Gäste machten ihm kein Hehl aus ihrer Verwunderung, daß er damals nicht losgeschlagen habe wider den französischen Übermut. Wie die Abgeordneten diese Frage tränkten in die Schilderung von der Stimmung ihrer Heimat, daß man damals den Krieg gern gesehen, jetzt das scheinbare Zurückweichen Preußens vor Frankreich in Luxemburg beklage und auf seiten der Ultramontanen und Demokraten wider den Kanzler ausbreite, klang fast wie ein Vorwurf.

Da zeichnete Bismarck mit wenigen Worten die Situation von damals, als wollte er präludieren zu dem Thema, das, dem Ernste und der Energie der Züge nach, ihn von Grund seines Herzens beschäftigte und ergriff wie kein anderes. Nun fuhr er fort, während rasche Blitze aus seinen gewaltigen Augen schossen:

„Ich bin eine lange, schwere Woche — sie hat aber nur von Dienstag bis Freitag gedauert — über der Frage des Kriegs mit Frankreich gesessen. Nicht die Eventualität einer Niederlage war es,

was uns beschäftigte, denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen würden. Aber es war die Frage zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten selbst im Falle der Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Auch die Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben alle die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß an, meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau so fühlt, wie das Ihre! Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen — das ist alles so schrecklich, so daß ich für meine Person nur im alleräußersten Falle zu diesem Mittel greife."

Er that einen tiefen Zug und fuhr fort:

„Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder daß das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als sich um Grenzen zu streiten. Wir glaubten namentlich, daß Gebietserwerbungen nur den Keim zu neuen Kämpfen enthielten, und daß die beiden Völker, einmal widereinander geführt, sich wie Bulldoggen ineinander verbeißen und verbluten könnten. Wir wollten Herr sein im eignen Hause, aber die einmal gewordenen Grenzen nicht mehr verrücken."

Endlich sagte er mit der zornigen Kurzatmigkeit, die ihm eigen, wenn er besonders erregt ist:

„Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Bayern — dürfen und werden sich sehr beeilen, daß sie bei der ersten Schlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon bei dieser Schlacht den Franzosen an Zahl und auch an andern Dingen bedeutend überlegen sein."

Der Kanzler hielt inne; es wurde eine Weile ganz still im Zimmer. Vor den geistigen Augen der drei Männer mochten die Hunderttausende deutscher Krieger erscheinen, des Winks ihres Heerkönigs gewärtig, der sie zu den Waffen rufen sollte, um dem Rheine zu, in den Kampf gegen den Erbfeind zu marschieren, begeistert mit brausendem Jubel. Die geheimen Gedanken des großen Staatsmanns aber mochten ihm die geheimen Aktenstücke, die im preußischen Archive ruhten, vor Augen führen, die als eine Waffe ohne gleichen im gegebenen Momente mit ins Feld geführt werden sollten.

Das große Jahr 1870 war gekommen. Unser Held hatte sich sein neuerworbenes Besitztum in seiner hinterpommerschen Heimat zu einem behaglichen Ruhesitze eingerichtet, in dem er die Tage verlebte, welche ihm die eiserne Pflicht seiner verantwortungsreichen Staatsämter irgend nur zur freien Verfügung überließen. Es war im beginnenden Hochsommer des genannten Jahres. Der volle Brand der Juliglut flimmerte über der anmutigen Hügellandschaft, welche an den Gestaden des Küstenflüßchens Wipper, drei Meilen von dem Städtchen Schlawe und etwa fünf Meilen von dem Baltischen Meere entfernt, sich ausbreitet. Die Rosen in dem Garten vor dem ehrwürdigen Herrenhause von Varzin stehen noch in frischer Blüte, im üppigen Blätterschmucke prangt das Weingerebe, welches die Veranda desselben umzieht. Die Linden des weithin sich ausdehnenden Parks beginnen ihre ersten Knospen zu entfalten. In der klaren Flut der Forellenteiche spiegeln sich die überhangenden Zweige der Eichen und Buchen. In dem nahen Dörfchen ist es still und menschenleer; die Bewohner sind zumeist draußen auf den Kartoffel- und Rübenfeldern oder mit der Heuernte auf den Wiesen beschäftigt. In den Bäumen erklingen die letzten Rufe des bald verstummenden Kuckucks aus dem vielstimmigen Gesange der Vögel hervor.

Es ist Vormittagszeit. Auf dem Gutshofe herrscht regeres Leben. Karl, der Depeschenreiter,*) ist eben von der Bahnstation Schlawe heimgekehrt und bringt die inhaltschwere Mappe seinem Herrn in das

*) In Berlin, wo er den Depeschenverkehr zwischen Kaiser und Reichskanzler vermittelte, später unter dem Namen der „Schwarze Reiter“ bekannt.

Arbeitszimmer. An seinem mächtigen Schreibtische auf dem drehbaren Sitze seines „Lutherstuhles“ sitzt im bequemen Hausrocke der Kanzler des Norddeutschen Bundes. Das Antlitz, das von einer abermaligen, kaum überwundenen Krankheit, Nervenleiden und Gelbsucht, die Spuren trägt, ist auf das Fenster gerichtet, welches den Blick auf den Hof hinaus gestattet. Bei dem Eintreten des Boten wendet der Hausherr sich um und nimmt die Briefschaften in Empfang. Seine Hand greift nach dem langen Bleistift, welcher auf dem eigenartigen, aus einer bei Düppel eroberten Lafette geschnitzten und mit den Sprengstücken einer dänischen Granate besetzten Schreibzeuge liegt. Doch ehe er an die Erledigung der vor ihm aufgehäuften Aktenstücke geht, stopft er die lange Pfeife mit dem Inhalte des vor ihm auf dem Tische stehenden großen Tabakkastens, welchen der Künstler genau dem Kopfe „Sultans“, der großen schwarzen, dort auf dem Teppiche ruhenden Ulmer Dogge nachgebildet hat, die ihrem Herrn ein steter treuer Begleiter ist. Während der Bundeskanzler im Dienste des Vaterlandes arbeitet, löst ihn zu wiederholten Malen der Gutsherr von Varzin ab. Die Forst- und Wirtschaftbeamten kommen und gehen, um sich ihre Weisungen zu holen, um Meldungen zu machen oder Vorträge über wichtige Fragen zu halten. Dazwischen tritt wohl auch der Leiter des Bureauwesens, Geheimer Legationsrat Lothar Bucher, ins Zimmer, eine Depesche überreichend. Der hohen Politik muß alles andere für den Augenblick weichen. Eine inhaltsschwere Note in der spanischen Angelegenheit ist rasch auf das Papier geworfen, und der Legationsrat geht hinaus, dieselbe auszufertigen und in die Welt zu senden. Es kommen die Herren Baumeister Böckmann und Ende aus Berlin zum Vortrage. Sie entwickeln dem Varziner Gutsherrn den Plan für den in Aussicht genommenen Anbau auf dem östlichen Flügel des Schlosses. Ein dem großen Baumeister des Deutschen Reichs würdiges Heim lassen sie vor dem geistigen Auge desselben entstehen: ein mit aller Pracht und Behaglichkeit, wie sie die Baukunst der Neuzeit nur zu bieten vermag, ausgestattetes Landhaus, zwei Stockwerk hoch mit weithin schauendem Söller, luftigem Altan, glänzenden und doch wohnlich bequemen Räumen im Innern; Marmortreppen führen aus dem untern Stockwerke nach oben. Das Arbeitszimmer gestattet den

Blick in den Park, und durch die Alleen und Kieswege weiter bis an die fernen Hügel seines „hübschen, kleinen buckligen Ländchens“. Der Bauherr ist im ganzen einverstanden mit dem Plane; aber der Söller und andrer überreicher Schmuck wird gestrichen, der Marmor der Treppen durch Sandstein ersetzt. „Meine Herren,“ also beschwichtigt er die Einwendungen der Baumeister, „ich muß mich auf das Einfachste beschränken; vielleicht ist es meinen Söhnen vergönnt, sich solchen Luxus zu gestatten. Ich stand mich früher, als ich noch nicht Bundeskanzler war, besser als heute. Man hat mich durch die Dotation ruiniert. Ich bin seitdem ein genierter Mann. Vorher betrachtete ich mich als einfacher Landjunker; jetzt, da ich gewissermaßen zur Pairie gehöre, wachsen die Ansprüche, und die Güter bringen's nicht. Als Gesandter in Frankfurt ging es; da hatte ich immer was übrig. Auch in Petersburg, wo ich kein Haus zu machen brauchte und auch keins machte.*) — Meine Besitzungen hier, die zu Varzin gehören, Wussow, Puddiger, Misdow, Chomitz, Charlottenthal, kosten bis jetzt durch allerlei Einrichtungen und Veränderungen noch mehr als sie einbringen. Ein glücklicher Griff war allerdings die Anlage der Papiermühle an der Wipper. Die große Wasserkraft des Flusses war bisher nur zu einer armseligen Mühle verwandt. Da brannte gleich nach meiner Besitzübernahme das Ding nieder; ich kaufte dem abgebrannten Müller, um ihm wieder aufzuhelfen, das Grundstück und die Wassergerechtsame ab, ohne zu wissen, was ich recht damit anfangen sollte. Als ich mir eines schönen Tages das erstandene Besitztum ansehe, frage ich einen dort beschäftigten Arbeiter (freilich kein gewöhnlicher Arbeiter, sondern ein Techniker) halb im Spaß: „Na, god Fründ, wat mein'n Se woll, woto weer de Geschicht hier woll to bruken?“ — „Je, Dörchleuchting,“ antwortet er, „ik heww mi dat so dacht, dat würr dat Best sin, wenn Sei da wedder 'n Möll henbugten; ik mein awerst — verstahn Sei mi recht — nich 'ne Kurnmöll, nä, dat nich, ik mein so'n Holtmöll as ik s' disse Dag, as ik min Brauder da achter Schlaw besökt heww, seihn ded. Dat Ding hett de Behrend in Köslin bugt, un 't is ein, wo Poppier und Holt up malt ward.“ Der Mann meinte eine Holzschleiferei zur Papierfabri-

*) Vergl. Busch: „Graf Bismarck und seine Leute“. Bd. II. S. 63.

kation. Er brachte mich auf einen vortrefflichen Gedanken. Ich setzte mich mit Moritz Behrend in Köslin in Verbindung, und es entstand die Papiermühle, die sich über Erwarten gut rentiert. Der Pächter verzinst mir das Anlagekapital — vierzig- bis fünfzigtausend Thaler — zahlt mir für die Wasserkraft, die unbenutzt lag, jährlich zweitausend Thaler; er kauft mir meine Kiefernklötze ab, die ich sonst kaum verwerten könnte. Es soll noch eine zweite solche Mühle angelegt werden, da, wo das Wasser mit noch mehr Gewalt herabfällt, und später eine dritte. Vielleicht gelingt es auf die Art, unser Wipperthal in ein kleines Wupperthal zu verwandeln. — Sie sehn, meine Herren, ich bin mehr für das Praktische als für das Prächtige; bedenken Sie das immer bei dem Bau. In meinem Arbeitszimmer möchte ich schon eher einigen Luxus gestatten. Vor allem wäre mir da ein schöner, großer Kamin erwünscht, wie er im Schönhausener Schloß ist: in einer abgestumpften Ecke, aus grünen, glasierten Kacheln, etwa vier Meter hoch und drei Meter breit, die Feuerstätte in solchen Abmessungen, daß gute Kloben aus Stammholz, unzerkleinert, vielleicht auch ganze Stubben, die lange Feuer halten, darin gebrannt werden können. Es sitzt sich so behaglich vor solchem Kamine in der Dämmerstunde bei der langen Pfeife, indem man die Glut hin und wieder durch zugeworfene Kienäpfel zur Flamme anfacht. Die kreisrunde Nische über dem Kamine gewährt zugleich einen schönen, warmen Platz für die Büste meines königlichen Herrn, die er mir zum Geschenk gemacht hat; daneben haben auch die des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl wohl noch Raum. Unsere andern Helden müssen schon mit der Unterbringung an den Wänden vorlieb nehmen, für die ich an Bilderschmuck die großen Photographien von Scenen aus der Schlacht bei Königgrätz, eine Tafel mit sämtlichen Heerführern und ein Bild des Königs in der Umgebung seiner Generale am Morgen der Schlacht bestimmt habe."

Die Berliner Baukünstler verlassen das Zimmer; Graf Bismarck wendet sich der Arbeit zu. Bald darauf tritt die Frau Gräfin Johanna ein, an der Seite ihre Tochter, Gräfin Marie, jetzt im blühenden Alter von einundzwanzig Jahren, des Vaters Liebling. Mit besorgten Mienen erblicken die Damen den Berg von Briefen und Aktenstücken auf dem

Schreibtische. Die bekümmerte Gattin beginnt das Gespräch mit sanftem Vorwurfe über die Anstrengung des noch immer Leidenden, dem der Berliner Hausarzt Dr. Struck die größte Schonung anempfohlen hat. „Mit der Schonzeit ist es nun vorbei, liebes Herz," antwortet der Hausherr. „Du weißt, im Westen zieht ein Unwetter herauf; allem Anscheine nach kommt es zum Ausbruch." „Sind neue beunruhigende Nachrichten eingetroffen?" fragt die Gräfin bestürzt. „Ja," lautet die Antwort. „Die Franzosen wollen den Krieg; sie brechen ihn vom Zaune der spanischen Frage." —

Es ist sechs Uhr nachmittags geworden. Die Mittagstafel ist beendet; die Hitze des Tages hat sich gemildert. Der Kanzler tritt, begleitet von seiner Gemahlin, Tochter und von „Sultan", seinen Spaziergang an; der leidende Zustand des Hausherrn verbietet den sonst gewohnten Austritt. Auch das ehemals mit Leidenschaft gepflegte Jagdvergnügen muß sich der Kanzler versagen, teils seiner Krankheit, teils der Satzungen des „Schonvereins" wegen, den er mit seinen Nachbarn zur Hebung des stark gelichteten Wildstandes in den umliegenden Forsten gegründet hat. Der vertrauliche und zugleich ehrfurchtsvolle Gruß, der dem Gutsherrn von Varzin und seinen Begleiterinnen auf ihrem Spaziergange auf Schritt und Tritt entgegenschallt, zeugt von dem schönen Verhältnisse, in dem dieselben zu den derben, schlichten, pommerschen Landleuten stehen. Aufrichtige Herzlichkeit waltet hier auf beiden Seiten. In Bezug darauf heißt es in der „Varzinias" des Bismarcksängers Gustav Schwetschke:

„Wie ganz anders das Verkehren,
Freundlich hier zu Weg und Stege
Als auf jenen schlüpfrig glatten
Lackbestiefelten Parketten,
Wie ganz anders hier ein trauter
Gruß aus biedrer Pommernkehle:
‚Guten Morgen, Excellenz!'
Wie ganz anders, wenn der Abend
Traulich seine Schatten breitet,
Hier auf Wälder, Felder, Auen,
Wenn der mohnbekränzte Morpheus
Freundlich alle Müden ladet,
Wie ganz anders hier ein traulich
Flüstern dann aus allen Ecken:
‚Wohl zu schlafen, Excellenz!'"

Zufriedenheit und Behaglichkeit malen sich auf dem Antlitz des sonst vielgeplagten Kanzlers, jetzt aber „glücklichen Mannes, welcher der Stadt entfloh“, um hier in ländlicher Abgeschiedenheit Sammlung und Erfrischung für neue große Thaten zu suchen. Sein fast leidenschaftliches Gefühl für die Natur und ihr geheimnisvolles Walten ist einer der schönsten Züge seines Charakterbildes. „Wenn bei einem Staatsmanne,“ sagt Humboldt in seinem „Kosmos“, „in einem vielbeschäftigten Leben, in einem durch politische Leidenschaften aufgeregten Gemüte lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit sich erhalten, so liegt die Quelle davon in den Tiefen eines großen und edlen Charakters.“ Die Glocken des Kirchdorfes Wussow verkünden den Feierabend. Singend kehren die Knechte, Mägde und Arbeiter vom Felde heim. Etwas abseits schreitet die hohe, schlanke Gestalt der Großmagd von Varzin; sie beteiligt sich nicht an dem Gesange der Genossinnen; in ihrem Kopfe gehen große Dinge vor. Bald kommt das fröhliche Erntefest, „de Austköst“, und sie studiert schon heute an dem Spruche, „dem Gebet“, den sie als Ehrenjungfrau bei Überreichung der Erntekrone vor der Gutsherrschaft zu sprechen haben wird.

„Wir bringen hier den Erntekranz
Mit Beten, Dank und Singen,
Daß Gott der Herr im Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.“

Also murmelt sie leise ihren Spruch, dessen Verse vom Herrn Lehrer Probandt eigens für die besondern Verhältnisse dem Volksmunde nachgeschrieben worden sind:

„Ich wünsche Seiner Durchlaucht ein schwarzbraunes Pferd,
Damit er kann reiten durch Feuer und Schwert,
Und einen Degen in seine Hand,
Damit er kann kämpfen fürs Vaterland. —
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht ein hohes Haus,
Auf allen Fünken bauen die Vögel sich Nester darauf,
Von Rosen das Dach, von Myrten die Thür,
Von Gold und Silber ein Riegel dafür.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht einen Rosengarten,
Damit sie kann viele Freude von ihren Kindern erwarten. —
Ich wünsche der gnädigen Komtesse ein goldenes Lineal,
Aufs andere Jahr einen hübschen jungen General.

Ich wünsche dem jungen Grafen Bill das grüne Kraut,
Aufs andere Jahr eine hübsche junge Braut,
Dazu eine grüne Atlasweſt'.
Damit er seine Braut nicht verläßt —
Dieser kurze Wunsch ist aus,
Der Segen Gottes komm ins herrschaftliche Haus.
Ich setze ab den Kranz
Und gehe hin zum Tanz.*)" —

Eine schwüle Nacht ist dem heißen Sommertage gefolgt. Unser Held sitzt mit seinem Töchterlein noch gegen elf Uhr am Theetische in der Veranda. Das zuvor lebhafte Gespräch ist verstummt; durch die geöffneten Fenster des Saales klingen die Töne einer Beethovenschen Sonate. Frau Gräfin Johanna ist's, deren meisterliches Spiel dem Flügel die schönen Klänge entlockt, daß ihre Macht jedes Herz ergreift. Sinnend schaut der Kanzler in das Dunkel der Nacht hinaus. Fern am westlichen Horizont leuchtet es von Zeit zu Zeit in grellen Blitzen auf. Fledermaus und Eule huschen mit leisem Fluge durch die stille Luft. Tiefernste Gedanken durchziehen den Geist des Staatsmannes; er ahnt, daß er am Vorabende großer Ereignisse steht. Was wird die nächste Zukunft bringen? Vielleicht schon morgen den Krieg! Dann ein Ringen auf Leben und Tod mit einem mächtigen, erbitterten Gegner. Wem wird das schwankende Glück der Schlachten sich zuwenden? — Er blickt zum Himmel, verheißungsvoll strahlen die Sterne. Aus dem Saale her klingen die Töne immer zuversichtlicher, immer freudiger. Frau Johanna giebt ihren Gefühlen und Gedanken in einer freien Phantasie Ausdruck. Jetzt geht das Spiel in die vollen Akkorde

*) Die Großmagd hat die Ehre des ersten Tanzes mit dem Gutsherrn, während die Gutsherrin mit dem Großknecht tanzt. Bei dem Varziner Erntefeste im Jahre 1874 schwenkte die Großmagd den Reichskanzler mit solcher Kraft, daß ihm fast der Atem verging, und er die Witzworte, die später zu geflügelten wurden, sprach: „Noch keine Großmacht hat mich so zu schwenken vermocht wie meine Großmagd." Die flotte Großmagd von Varzin wurde durch jenen Tanz eine berühmte Persönlichkeit, die man in Liedern, Gedichten und bildlichen Darstellungen verherrlichte. Der Verfasser dieses Buches hat sie in seinem einaktigen Charakterbilde „Nawer Bismarck oder Eine diplomatische Großmagd" (Berlin, bei Kühling & Güttner, 1875) auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde mit der bekannten plattdeutschen Schauspielerin Frau Lotte Mende als Großmagd im Woltersdorftheater in Berlin am 22. Mai 1875 unter großem Beifall erstmalig gegeben.

eines Siegesmarsches über, der in einem damals schon wohlbekannten trostvollen Liede austönt, in einem Liede, das bald darauf voll brausender Begeisterung aus dem Munde Alldeutschlands erklingen sollte:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

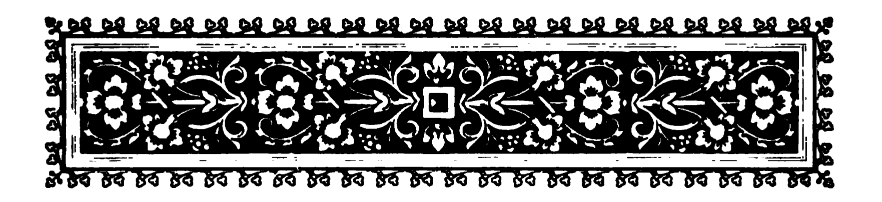
Das Spiel schweigt; tiefe Stille herrscht in den Räumen des Schlosses und rings um dasselbe her. Auf kurze Zeit ist es wie von einem Zauberbanne umfangen. Die Nornen spinnen geheimnisvoll die Fäden welterschütternder Ereignisse. Die Ahnung dessen liegt auf jedem Herzen.

Da, ein schriller Ton dort drüben im Telegraphenzimmer. Ist's schon der Kriegsruf überm Rhein? Lothar Bucher erscheint erregten Antlitzes auf der Veranda und überreicht eine Depesche, welche den Kanzler unverzüglich zum König Wilhelm nach Ems beruft.

Das Idyll von Varzin ist zu Ende; das Drama von Ems, Metz, Sedan und Paris beginnt.



Originalzeichnung von Richard Knötel.



XXVIII.

Hurra, Germania!

„Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd. — —

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span —
Das deutsche Volk ist eins."

Ferdinand Freiligrath.

Im September 1869 schrieb Bismarck in Bezug auf Bancroft, den „idealen Gesandten" der Vereinigten Staaten Nordamerikas in Berlin, dessen Stellung damals gefährdet war, an seinen Freund Motley: „Verhindere, wenn Du kannst, daß man ihn opfert, er ist besser als die meisten Europäer, die sein, Dein und mein Gewerbe betreiben, wenn auch die glatten Lügner des Gewerbes ebenso über ihn reden mögen, wie früher meine intimen Freunde mich den ‚Diplomaten in Holzschuhen' nannten."

Seine tiefe, staatsmännische Weisheit offenbarte dieser „Diplomat in Holzschuhen" in bewunderswerter Weise in Unterredungen mit dem süddeutschen Abgeordneten Professor Bluntschli, dem berühmten Staatsrechtslehrer an der Universität Heidelberg und tapfern Vorkämpfer für die deutsche Einheit.

„Es wird Ihnen vielleicht phantastisch vorkommen," sagte er in einer Unterredung am 30. April 1868 zu demselben, „wenn ich behaupte, es ist unter den Völkern wie in der Natur: die einen sind männlich, die andern sind weiblich. Die Germanen sind so sehr männlich, daß sie für sich allein geradezu unregierbar sind. Jeder lebt nach seiner Eigenart. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Weiblich dagegen sind die Slaven und Kelten. Sie bringen es zu nichts aus sich selbst, sie sind nicht zeugungsfähig. Die Russen können nichts machen ohne die Deutschen. Sie können nicht arbeiten; aber sie sind leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft und folgen ihren Herren. Auch die Kelten sind nichts als eine passive Masse. Erst als die Germanen hinzutraten, erst durch die Mischung entstanden staatliche Völker. So die Engländer und auch die Spanier, so lange noch Gothen an ihrer Spitze waren, die Franzosen, so lange das fränkische Element sie leitete. Die französische Revolution hat dasselbe ausgestoßen und damit der keltischen Natur wieder das Übergewicht verschafft. Das macht die Franzosen geneigt, sich der Autorität zu unterwerfen. Die Westfalen und die Schwaben sind echte Germanen und wenig gemischt, deshalb auch so schwer an den Staat zu gewöhnen. Wenn sie aber von einem nationalen Gedanken erfaßt sind und dann wild werden, so schlagen sie Felsen zusammen."

Bismarcks staatsmännisches Genie war so stark, daß es sich oft als Prophetengabe offenbarte. Dem genannten süddeutschen Abgeordneten gegenüber kennzeichnete damals der Leiter der deutschen Politik auch die europäische Lage, und wie sich seinem Seherblicke die nächste Zukunft zeigte, genau so hat sich dieselbe in den Jahren von 1868 bis 1871 gestaltet. Er sagte in jener Unterredung mit Bluntschli:

„Die Scheu vor Frankreich hält mich keinen Augenblick vom weitern Vorgehen in der deutschen Sache ab. Ich fürchte Frankreich nicht. Wir sind den Franzosen weit überlegen, allerdings vor einem Jahre noch mehr als jetzt, aber auch jetzt. Ich sage das nicht, um zu renommieren. Das ist mir ganz fremd! Wir haben die Sache ganz genau überlegt. Alle unsere Generäle haben dieselbe Meinung. Freilich können die Franzosen durch einen raschen Überfall bis nach Mainz und Koblenz kommen. Dann aber ist's aus, und sie stoßen auf einen Widerstand, den sie nicht brechen. Sie haben nicht mehr als dreihunderttausend Mann zum Angriffe, und wir können ihnen an jedem entscheidenden Punkte eine größere Macht entgegensetzen. Im letzten Kriege hatten wir sechshundertvierzigtausend Mann in den Waffen, und noch immer war Stoff vorrätig. Gegen die Franzosen marschieren alle, bis auf die sechsunddreißigjährigen Männer, wenn's nicht anders sein kann. Es ist etwas anderes, für den eignen Herd streiten, als in ein fremdes Land eindringen.

„Möglich, daß die Franzosen durch Überraschung im Süden vordringen. Ich glaube es zwar nicht; denn in diesem Falle brauchen sie dafür doch jedenfalls fünfzigtausend Mann, die sie dann an andern Orten entbehren müssen. — Wenn nicht Gott uns ungünstig und den Franzosen günstig ist, so werden wir einen französischen Angriff abschlagen und nach dem Siege nach Paris marschieren. Napoleon weiß, daß wir stark sind; deshalb behalten wir den Frieden. Ich rechne mit Zuversicht darauf. Das deutsche Volk, militärisch geeinigt, ist die größte Macht der Welt und hat nichts zu fürchten.

„Österreich wird unter allen Umständen neutral bleiben. Abgesehen von seinen Finanzverhältnissen, kann es keinen Krieg führen. Alle seine Interessen sind dagegen. — Ein paar Erzherzöge freilich wären dazu immer bereit. Aber was hat Österreich für ein Interesse, seine Existenz aufs Spiel zu setzen? Es wäre verloren, sogar dann, wenn Frankreich siegte, denn dann stünde es völlig ohnmächtig vor dem französischen Sieger und müßte thun, was dieser vorschriebe.

„Den Russen brauchen wir nichts zu geben für ein eventuelles Bündnis in einem Kriege mit Frankreich, ihre schwache Seite ist Polen.

Ein französisches Bataillon würde Polen in Aufstand bringen. Die Russen können die Franzosen als Verbündete nicht gebrauchen, ohne daß diese sie in ihren wichtigsten Interessen bedrohen würden.

„Mit England stehen wir ausgezeichnet. Die Engländer hatten sich früher auf Österreich gestützt, weil sie darin eine Sicherheit gegen Frankreich fanden, und weil sie glaubten, daß Österreich in Deutschland die leitende Macht sei. Seit dem Kriege von 1866 haben sie als praktische Leute auf eine andere Karte gesetzt. Sie haben nichts gegen eine nationale Gestaltung von Deutschland einzuwenden. Sie ist ihnen ganz recht."

In Italien hatten damals französische Umtriebe Feindschaft gegen Preußen zu säen gesucht. Als aber der Kronprinz von Preußen dem italienischen Königshofe einen Besuch abstattete, wurde er mit stürmischer Begeisterung vom Volke begrüßt. Mit Bezug auf diese Thatsache sagte Bismarck über die Lage in Italien:

„Der Empfang des Kronprinzen in Italien hat niemand überrascht als — den Kronprinzen selber. Der König hat ihn hingeschickt, weil wir wußten, daß er enthusiastisch empfangen würde, und weil wir ein Ministerium Lamormora verhindern wollten. Das hat gewirkt. Ein uns feindliches Ministerium ist nun nicht möglich. Sie sehen, wir sind unsrer Sache sicher, und wir wollen im Frieden an der Entwicklung von Deutschland arbeiten."

Der friedlichen Entwicklung Deutschlands hatte Bismarck vier Jahre lang seine Kraft gewidmet, und sein Werk war vortrefflich gediehn. Zwar hatten sich hier oder dort drohende Wetterwolken am politischen Horizonte aufgetürmt; aber der weise Baumeister der deutschen Einheit hatte denselben wenig Beachtung geschenkt; er wußte, daß dieselben zur Zeit keine Gefahr für seine Arbeit in sich bergen und der Himmel sich wieder klären würde. Als dann aber zum erstenmal eine Wolke auftauchte, deren düsteres Aussehen mehr als bisher den Frieden zu stören drohte, da sah der Leiter der deutschen Politik auch dieser Gefahr mit fester Zuversicht entgegen. Er hatte beizeiten starke Vorkehrungen getroffen, sein Werk vor der Macht des Sturmes und des Wetters zu schützen.

Im Herbste zuvor hatten die Spanier die Königin Isabella, ihrer frivolen Günstlingswirtschaft müde, vom Throne gestoßen und zum Lande hinausgejagt. Die im Volke beliebten Generale Prim, Topete und Serrano, welche den Aufstand geleitet, hatten bis zur Regelung der Verhältnisse die Regierung übernommen, Serrano als Regent, Prim als Ministerpräsident. Um den morschen Thron Karls V. wieder zu besetzen, suchten sie in den europäischen Fürstenhäusern katholischen Bekenntnisses nach dem geeigneten Begründer eines neuen spanischen Königsgeschlechts. Nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Herzoge von Montpensier, dem Schwager der vertriebenen Königin, und mit dem Herzoge Amadeo von Aosta, zweitem Sohne des Königs von Italien, lenkte der spanische Staatsrat und Abgeordnete Salazar y Mazarredo in einer ausführlichen Denkschrift über die zur Königswahl etwa in Frage kommenden Kandidaten die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des frühern preußischen Ministerpräsidenten Karl Anton von Hohenzollern. Da wegen der Verschiedenheit der Religion weder von Bourbonen und Orleans, noch von einem englischen oder preußischen Prinzen die Rede sein könne, selbst wenn der eine Gibraltar als Mitgift, der andere, wie Prinz Friedrich Karl, den Schlachtenruhm von Sadowa mitbrächte, so vereinige der Erbprinz Leopold alle erforderlichen Eigenschaften in sich: Festigkeit, Klugheit, Rechtschaffenheit, stehe im besten Mannesalter von fünfunddreißig Jahren, lebe in einer glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehe mit einer portugiesischen Prinzessin, sei nicht ultramontaner, aber rechtgläubiger Katholik. Dazu kam, daß der Prinz der französischen Kaiser-, wie der preußischen Königsfamilie gleichnahe verwandt war.

Notgedrungen, weil die bisherigen Verhandlungen mit andern Fürstenhäusern gescheitert waren, nahm der spanische Ministerpräsident den Vorschlag Salazars auf und ließ im März 1869 eine Anfrage an den Fürsten Karl Anton, der damals in Düsseldorf weilte, gelangen, ob Prinz Leopold geneigt sein würde, ein Angebot der Krone Spaniens anzunehmen. Die Antwort war eine trockene Ablehnung.

Die Angelegenheit, anfangs durchaus geheim gehalten, war dann in verschiedene Zeitungen übergegangen und lebhaft besprochen worden.

Das Aufsehen, welches diese Nachricht in politischen Kreisen machte, war in Frankreich am stärksten. Bei den preußenfeindlichen Franzosen erwachte sogleich der schwärzeste Argwohn. Die ganze Sache sei eine Intrige Preußens, meinte man. Schon der Sturz der Königin Isabella, der Freundin Napoleons und der stärksten Stütze des Papstes Pius IX. sei das Werk Bismarcks gewesen, und mit Geldern aus den geheimen Fonds des preußischen Ministeriums seien die spanischen Aufrührer bestochen worden. Sollte doch, wie eine erfundene Anekdote erzählte, Bismarck eines Tags in den Salon seiner Gemahlin gekommen sein und in Gegenwart einer Freundin der Familie, ein Zeitungsblatt schwingend, ausgerufen haben: „Endlich ist diese Isabella gestürzt!“

Nun hatte im März 1869 der spanische Gesandte am Wiener Hofe, Rancès y Villanueva in Berlin einen fünftägigen Besuch gemacht. Der französische Gesandte in Berlin, Benedetti, hatte sogleich Erkundigungen eingezogen, ob der Besuch etwa einer Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold gegolten, war aber vom Staatssekretär Herrn von Thile, der den in Varzin weilenden Bismarck vertrat, dahin aufgeklärt worden, daß in preußischen Regierungskreisen von einer Kandidatur des Erbprinzen bisher nichts bekannt sei, ihm gegenüber der spanische Gesandte nur die Kandidatur des Herzogs von Montpensier erwähnt habe. Benedetti reiste inzwischen nach Paris und erhielt dort vom Kaiser Napoleon die Weisung: Man müsse die Kandidatur Hohenzollern mit Rücksicht auf die Stimmung des Landes, das diesen Plan als „antinational“ ansehn werde, verhindern, müsse aber jeden Schein vermeiden, als ob Frankreich Händel suche.

Am 11. Mai hatte der nach Berlin zurückgekehrte französische Botschafter eine Unterredung mit Bismarck. Dieser sprach sich mit rückhaltsloser Offenheit über die Kandidaturfrage, die indessen einen Schritt weitergerückt war, aus. Er meinte, die Annahme der Wahl seitens des Hohenzollernprinzen sei aus folgenden Gründen höchst unwahrscheinlich: Der spanische Thronbesitz sei bei dem Ehrgeize der Madrider Staatsmänner höchst unsicher, das Hohenzollernsche Vermögen, da der jüngere Prinz Karl den Thron in Rumänien übernommen habe, sehr belastet. Der König, fügte Bismarck hinzu, würde wegen der Gefahren,

welchen der Erbprinz bei Übernahme des Thrones ausgesetzt wäre, demselben unbedingte Enthaltung anraten.

Damit kam die spanische Thronfolgefrage einstweilen zur Ruhe. Aber der Zündstoff lag im französischen Volke hochgehäuft, und es traten Ereignisse ein, die ihn noch vermehrten. Der österreichische Reichskanzler Graf Beust war eifrigst bemüht, alle Welt mit Mißtrauen gegen die preußische Politik zu erfüllen, besonders Frankreich und Italien, deren Regierungen er einen förmlichen Bündnisvertrag gegen Preußen vorlegte.

Im Vatikan zu Rom tagte um jene Zeit ein Konzil, dessen Ziele das Organ des päpstlichen Stuhles, die „Civiltà cattolica“, folgendermaßen bezeichnete: „Die Katholiken wünschen, das Konzil möge die Lehren des Syllabus verkünden und werden mit Freuden die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit entgegennehmen.“ Durch den sogenannten Syllabus aber hatte der Papst Pius IX. am 8. Dezember 1864 das Verdammungsurteil über achtzig Lehren der nicht-katholischen Religionsbekenntnisse, der Wissenschaft und des bürgerlichen Lebens gesprochen und die völlige Unterwerfung des Staates und der Wissenschaft unter die Oberhoheit des Papstes gefordert. Gegen die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit trat in Deutschland zuerst ein katholischer Staatsmann, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst mit aller Entschiedenheit auf, indem er am 9. April 1869 in einem Rundschreiben an die Mächte die Gefahren jenes Vorhabens kennzeichnete und die ernste Frage anregte, welche Schritte zur Abwendung derselben zu thun seien. Österreich lehnte jede Mitwirkung ab, Bismarck riet, bis zur vollendeten Thatsache eine abwartende Stellung einzunehmen. Protest einzulegen, meinte er, ist immer eine undankbare Mühe und hat nur dann Bedeutung, wenn es in der Macht des Protestierenden liegt, dasjenige zu verhindern, wogegen er protestiert. Rom aber wird den Einspruch protestantischer d. h. ketzerischer Regierungen nicht beachten. Fürst Hohenlohe sah sich infolge des Sturmes, den die Ultramontanen in Bayern gegen ihn erregten, veranlaßt, von seinem Amte als Ministerpräsident zurückzutreten. Bismarck hatte den Verhältnissen gemäß nur zum Frieden mit dem päpstlichen Stuhle geraten. Dennoch wurde er von den Ultramontanen in Frankreich, an dessen Hof die fromm-katholische Exkönigin Isabella eine

Freistatt gefunden hatte, auf das schnödeste verdächtigt, der Preußenhaß des französischen Volks in frivolster Weise geschürt.

Zum Unglück tauchte die Frage der spanischen Thronbesetzung von neuem auf. Die spanischen Regenten kamen, da sich kein Liebhaber für das Scepter Karls V. finden lassen wollte, auf den Erbprinzen von Hohenzollern wieder zurück. Nachdem der Staatsrat Salazar von dem Fürsten Anton in einer persönlichen Unterredung, die im September 1869 auf Schloß Weinburg in der Schweiz stattgefunden, auch diesmal wenig Entgegenkommen erfahren hatte, wurde er im Februar 1870 von Prim zunächst als Unterhändler nach Berlin gesandt. Obwohl mit Privatbriefen des Ministers an den König Wilhelm und Bismarck versehen, erlangte er doch keinen Empfang seitens des Königs. Doch berief dieser einen Hohenzollernschen Familienrat, zu welchem auch Bismarck, Roon, Moltke und andre Staatsmänner zugezogen wurden.

Bismarck war inzwischen in dieser Frage zu einer von seiner frühern Ansicht abweichenden Meinung gelangt. In einer Denkschrift legte er dem Könige die unschätzbaren Vorteile dar, welche eine Besetzung des spanischen Thrones in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung für Deutschland ergeben könnten und sprach sich auch in dem Familienrate sehr entschieden für die Annahme aus. Der König meinte, daß der Erbprinz selber entscheiden müsse, ob er das fragwürdige Abenteuer bereitwillig übernehmen könne und wolle. Zur Erkundigung der spanischen Verhältnisse wurden Lothar Bucher und der Major von Versen nach Madrid entsandt. Das Ergebnis war eine dritte Ablehnung, trotzdem die Berichte der Gesandtschaft günstig lauteten.

Bismarck hatte, da er plötzlich erkrankt und nach Varzin abgereist war, die Annahme nicht nachdrücklich fördern können. Daß für ihn die Sache aber noch nicht als abgethan galt, beweist ein Brief, den er Ende Mai an Prim richtete. Er vertröstete den Minister, der dringend eine Meinung von ihm verlangte, auf eine vielleicht bessere zukünftige Gelegenheit. „Die Kandidatur,“ schrieb er, „ist eine vortreffliche Sache, die man im Auge behalten, aber nicht mit der preußischen Regierung, sondern mit dem Prinzen verhandeln muß.“ *)

*) Sybel: Begründung d. D. R. Karl von Rumäniens Tagebuch.

Die Welt lag im tiefsten Frieden, als König Wilhelm von Preußen am 1. Juni 1870, begleitet von seinem treuen Kanzler, nach Ems reiste, wo auch der Kaiser von Rußland zur Kur eingetroffen war. Die Verhandlungen, welche hier gepflogen wurden, galten der Befestigung des Friedens. Vier Wochen später noch verkündete der französische Minister Ollivier in der Kammer: „Zu keiner Zeit war die Aufrechterhaltung des Friedens mehr gesichert als jetzt. Wohin man auch blickt, nirgends kann man eine Frage entdecken, die Gefahr in sich bergen könnte.“ Am 2. Juli berichtete der österreichische Botschafter in Berlin nach der Hofburg, daß „in der politischen Welt ausnahmslose Ruhe herrsche.“

Bismarck, am 4. Juni nach Berlin zurückgekehrt, schrieb am 7. an seinen Freund Roon: „Ich entfliehe morgen den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von neuem um meine heimwärtsstrebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns anfangs August hier wiedersehen.“

Auch der mit sechswöchigem Urlaube am nächsten Tage nach Varzin reisende weitschauende Staatsmann ahnte nicht, daß die Ruhe seiner Sommererholung mit dem Frieden des Vaterlands so bald und so jäh ein Ende nehmen sollten.

Die Verlegenheit der spanischen Regenten hatte im Juni 1870 den Gipfelpunkt erreicht. Noch immer war es ihnen nicht gelungen, einen Kandidaten für den Thron zu finden; die Abgeordneten des Volks, die Cortes, welche die Königswahl bestätigen sollten, drängten, des langen Wartens müde, zur Entscheidung. Eine Auflösung der Versammlung vor der Erledigung der Thronfrage drohte bei der Gärung der Parteien die ganze Zukunft des Landes zu gefährden. So kam Prim zu dem verzweifelten Entschlusse, trotz der bisherigen Erfahrungen noch einen vierten Versuch bei dem Hohenzollernprinzen zu wagen. Bismarcks Brief gab ihm den Fingerzeig, auf welche Weise der Versuch zu einem günstigen Ergebnis führen könnte. Wenn es früher *mit* König Wilhelm und durch die preußische Regierung nicht gegangen, so sollte es jetzt vielleicht hinter dem Rücken des Königs gelingen.

Nachdem sich Prim der Bestätigung der Wahl seines Kandidaten seitens der Cortes vergewissert hatte, trat er nochmals mit dem Erbprinzen von Hohenzollern und zwar diesmal unmittelbar in Verbindung, indem er ihm jetzt die Krone unter der bestimmten Verbürgung des bestätigenden Beschlusses der Cortes anbieten ließ. Am 14. Juni fertigte er seinen jetzt mit allen Vollmachten der spanischen Regierung versehenen Unterhändler Salazar nach Sigmaringen ab. Und siehe, der Fürst Karl Anton sowie sein Sohn zeigten nunmehr ein willigeres Entgegenkommen. Ihnen schien jetzt die Stellung eines Königs von Spanien gar nicht so übel, jedenfalls annehmbarer als die eines preußischen Stabsoffiziers, welche der Erbprinz innehatte. Wodurch diese veränderte Stimmung der fürstlichen Herrschaften inzwischen herbeigeführt worden war, ist nicht genau festgestellt. Wahrscheinlich hatten nach Sybels Meinung Bismarcks politische Erwägungen in dem Hohenzollernschen Familienrate doch dazu beigetragen, dem Prinzen die Annahme der Krone als patriotische Pflicht erscheinen zu lassen. Die Besorgnis, durch die Annahme der Krone in politische Verwicklung mit dem Pariser Hofe zu geraten, hatte Bismarck damals dadurch zu beschwichtigen gesucht, daß er ausführte: es könne dem Prinzen nicht schwer werden, sich mit dem Kaiser Napoleon, zu dem sein Vater in den besten Beziehungen stehe, in bester Freundschaft zu verständigen, besonders wenn der Prinz, seiner Stellung gemäß, ganz als Spanier aufträte. Freilich zeigt eine spätere Äußerung des Prinzen, daß er durchaus nicht gesinnt war, sein deutsches Herz auch als König von Spanien zu verleugnen.

Nach der Schlacht bei Sedan ritt im Dunkel der Nacht Bismarck mit einem preußischen General seinem Quartiere zu. Die Rede kam auf die Ursache des Kriegs und Bismarck erzählte die Verhandlungen über die Kandidatur. Dabei sprach er die Meinung aus, der Prinz hätte seine deutsche Herkunft verleugnen und Spanier werden müssen. Er hatte nicht bemerkt, daß der Prinz in Begleitung einiger Offiziere dicht hinter ihm ritt. Dieser rief: „Da muß ich doch bitten; Spanier wäre ich schon geworden, hätte aber nie vergessen, daß ich ein Deutscher bin.“

Wie dem immer sei, der Prinz gab am 20. Juni unter Bewilligung seines Vaters dem spanischen Unterhändler sein Wort, die Krone anzunehmen. Dem Könige Wilhelm, der am selbigen Tage in Ems eingetroffen war, wurde diesmal nur als „ein Akt der Courtoisie", wie Salazar es bezeichnete, die Mitteilung von der erfolgten Zusage gemacht. Der König war völlig überrascht, verhehlte in einem Briefe an den Prinzen sein Befremden nicht, aber erklärte, daß er einem innern Berufe desselben keinen Widerspruch entgegensetzen könne. Nach den hausgesetzlichen Bestimmungen des Hohenzollerngeschlechts bedurfte der Prinz die Erlaubnis des Königs Wilhelm in der That auch nicht.

So glaubten die spanischen Regenten ihr nächstes Ziel glücklich erreicht zu haben. Aber zwischen Lipp' und Kelchesrand walteten auch hier widrige Mächte. Die Cortes, welche Prim in den nächsten Tagen zur Königswahl aufzufordern gedachte, hatten sich, da sie von den geheim geführten Verhandlungen mit dem Thronkandidaten keine Kenntnis hatten, ohne Wissen der Regierung plötzlich vertagt. Da ein öffentliches Manifest die Volksvertreter wieder zusammenrufen mußte, konnte die Sache nicht mehr geheim gehalten werden, und Prims Plan, erst mit der vollendeten Thatsache der Wahl an die Öffentlichkeit zu treten, war damit vereitelt. Wie wird Frankreich die Kandidatur des Hohenzollern aufnehmen? Diese Frage trat jetzt an den spanischen Staatsmann in ihrer ganzen Schwere heran. Um den Kaiser Napoleon auf die verhängnisvolle Nachricht glimpflich vorbereiten zu lassen, berief er den französischen Gesandten Baron Mercier de Lostande zu einer Unterredung.

In sichtlicher Verlegenheit erklärte der spanische Minister: Er habe stets nur eine portugiesische oder in zweiter Linie eine italienische Kandidatur gewünscht, aber alles sei fehlgeschlagen; mit Mühe habe er darauf die dem Kaiser völlig verhaßte Bewerbung des Prinzen Montpensier und die Republikaner niedergehalten, aber die Not sei gewachsen, und da habe man ihm einen in jeder Hinsicht geeigneten König vorgeschlagen. „Es war das letzte Rettungsmittel", fuhr er fort; „ich konnte es nicht abweisen." — „Mein Trost ist," fügte er mit zweideutigem Hinweise auf die Vorschläge Salazars hinzu, „daß ich diese Kandidatur nicht erfunden, ja, nicht einmal gesucht habe, man hat sie mir in die

Hand gelegt. Einen Augenblick habe ich geglaubt, sie sei fehlgeschlagen wie die andern. Aber da bringt man sie mir fertig entgegen, und in unsrer Lage kann ich sie nicht zurückstoßen."

Der französische Gesandte hörte ganz andre Dinge aus diesen Worten, als Prim hineingelegt. „O," rief er, „ich habe seit ziemlich langer Zeit bemerkt, daß Herr von Bismarck sich in Eure Angelegenheiten einzudrängen sucht, und Ihr werdet einräumen, daß, wenn er nicht großen Gewinn davon erwartete, er ein so hohes Spiel nicht wagen würde!"

„Ihr täuscht Euch!" fiel Prim ein. „Die Vorschläge sind von hier gekommen. Weder mit dem preußischen, noch dem norddeutschen Gesandten habe ich jemals über Politik gesprochen. Sicher aber ist, wenn wir diese Gelegenheit nicht ergreifen, Montpensier oder die Republik über uns kommt, die ich hasse wie die Hölle."

„Nun wohl, dann Montpensier!"

„Wie, der Kaiser sollte Montpensier einem Hohenzollern vorziehn?"

„Der Kaiser ist vor allem Franzose!"

Unverzüglich berichtete Mercier, was er vernommen, nach Paris. Wie eine Bombe schlugen die Nachrichten in den dort aufgehäuften Zündstoff. Die Flamme allgemeiner Erregung lohte in einer Weise auf, daß jeder Scharfsichtige deutlich erkennen konnte: Der Krieg mit Preußen ist unausbleiblich, Frankreich will ihn um jeden Preis.

Die Leitung der auswärtigen Politik Frankreichs hatte vor einigen Wochen Agenor von Gramont, Herzog von Guiche und Prinz von Bidache, der bisherige Botschafter in Wien, übernommen, ein Mann, dessen geistige Fähigkeiten weder von dem Kaiser noch von den Kreisen der Regierung und der Gesellschaft hoch angeschlagen wurden, dessen fanatischer Preußenhaß aber bei der Berufung zum Minister mit ausschlaggebend gewesen war. In Paris erzählte man sich, im Jahre 1866 habe Bismarck, von den feindseligen Gefühlen Gramonts gegen ihn und Preußen unterrichtet, von diesem gesagt: „Er ist der größte Dummkopf in Europa." Dadurch erbittert, habe Gramont dem Grafen Mensdorff versichert: „Ich werde euch rächen!" Der Herzog, so urteilte man in Paris, sei zwar nicht in der Gascogne geboren, wohl aber in der aller-

nächsten Nachbarschaft; seine überreizte Phantasie, verbunden mit Schwäche des Gedächtnisses und Stumpfheit des Urteils, stempelten ihn zu einem echten Sohne der Heimat der Prahler und Aufschneider. Dieser Staatsmann war jetzt den Franzosen aber gerade recht; er riß in seiner blinden Wut gegen das Preußen Bismarcks alles mit fort und wurde so zum eigentlichen Urheber des verhängnisvollen Kriegs, der unmittelbar darauf ausbrach.

Es war nach dem Sturze Louis Napoleons eine Zeitlang Mode in Paris, alle Schuld an dem Ausbruche des Kriegs auf die Schultern des unglücklichen Kaisers abzuwälzen. Später hat man diesen aber milder und gerechter zu beurteilen gelernt. Zwar ist das Sündenregister des dritten Napoleon sicher groß genug; denn zur Erreichung seines ehrgeizigen Zieles, des Kaiserthrones, verschmähte er die furchtbarsten Mittel nicht: List, Eidbruch, Blutvergießen, Einkerkerung Tausender, und die Sorge, sich in der errungenen Stellung zu erhalten, trieb ihn auf der betretenen Bahn unter dem Fluche der bösen, stets neue Verbrechen zeugenden That weiter und weiter. Aber an der Erregung jenes schrecklichen Krieges von 1870 ist seine Schuld geringer, als sie ihm zugemessen worden ist.

Der Kaiser litt in jener folgenschweren Zeit unter seinem schmerzhaften, durch die Unfähigkeit und Sorglosigkeit der Ärzte unheilbar gewordenen Übel (Blasenleiden) so unsäglich, daß er schon aus diesem Grunde den Krieg nicht wünschen konnte. Er ertrug es nicht mehr, auch nur wenige Stunden zu Pferde zu sitzen, er schlief nicht, er aß nicht. Sein Kammerdiener, der während der traurigen Kriegswochen ihn nie verließ, berichtet, wie er, der vor der Thür des kaiserlichen Schlafzimmers gebettet war, jede Nacht seinen Herrn vor Schmerzen stöhnen hörte. „Ich leide sehr,“ sagte Napoleon oft zu seinem vertrauten Diener, während der Angstschweiß auf seiner Stirne perlte. Ein Mann in solcher Lage zieht nicht freien Willens in einen gefährlichen Kampf, der über sein und der Seinen Schicksal entscheiden muß.*)

„Ein rätselhaftes, der Analyse unzugängliches Wesen“, hat die gründliche Menschenkennerin George Sand Napoleon III. genannt. In

*) Vergl. Giraudeaus Napoléon III. intime. Paris 1895.

der That, Unentschlossenheit für den Augenblick und unentwegtes Festhalten an den einmal gefaßten Plänen, Güte und Sanftmut und doch Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel, äußere Ruhe, unerschütterliches Gleichmaß, ja scheinbare Geistes- und Gefühlsträgheit und doch tiefe Leidenschaft — alles dies schuf in seinem Charakterbilde eine Reihe von Gegensätzen, die dem Beschauer unvereinbar dünken mußten. Seine verschlossene, in sich gekehrte Natur liebte es nicht, sich offen zu geben, und dann war er im Grunde bescheiden, anspruchslos. Nichts lag ihm ferner, als sich äußerlich geltend zu machen. Darin unterschied er sich durchaus von dem französischen Wesen seiner Mutter, Hortensia Beauharnais, von der italienischen Natur des Hauses Bonaparte. Es mangelte ihm aber auch das frische Vertrauen auf sich selbst, der unwiderstehliche Trieb großer, kühner Herrschernaturen, die hinreißende Stimme des Genies.

Bekannt ist Bismarcks geringschätzendes Urteil über die geistigen Fähigkeiten Napoleons. Er war durch und durch Mystiker, in geradem Gegensatze zu dem scharfen, klaren und nüchternen Denker, seinem großen Oheim. Trug er doch stets einen Brief Napoleons I., ein Schreiben seiner Mutter und ein Bildnis der Jungfrau Maria als Amulette mit sich, wie er die nebelhafte Idee hegte, daß er berufen sei, Frankreich zur herrschenden Schutzmacht der lateinischen Rasse in Europa und Amerika zu erheben und damit dessen weltumspannenden Einfluß auf die Verhältnisse der Völker zu begründen. Bei dem Streben nach Verwirklichung dieses Gedankens zeigte er die kalte, rücksichtslose, sich unbedenklich mit List und Grausamkeit parende Entschlossenheit des Fanatikers. Jedes Mittel schien im recht, wenn es ihn zu dem vom Schicksale bestimmten Ziele führte, in dessen Erreichung er die zahmste, geduldigste, durch keinen Fehlschlag zu ermüdende, immer wieder von neuem ansetzende Beharrlichkeit zeigte. Bei aller Grausamkeit war Louis Napoleon von beispielloser Gutmütigkeit und Freigebigkeit. Von seiner frühesten Jugend an, wo er armen Kindern Rock, Stiefel und Strümpfe opferte, bis zum Kaiserthrone, wo er jedem, der ihm bittend nahte, mit vollen Händen spendete, ja bis zu seiner Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe, von wo er seinen gleichfalls gefangenen Soldaten und

Offizieren Zehntausende von Franken in anonymen Gaben zusandte, kannte er keine größere Genugthuung, als zu schenken. Unmittelbar vor dem Auftauchen der verhängnisvollen Kriegsfrage, am 3. Juli 1870, hatte der Kaiser aus eignem Entschlusse den Entwurf zu einer Altersversorgung ausgearbeitet, die jedem bedürftigen Sechzigjährigen eine Rente von dreihundertfünfundsechzig Franken sichern sollte, und somit den deutschen Staatsmännern, die diese Idee verwirklicht haben, um das Verdienst der Urheberschaft gebracht. — Im Schuldbewußtsein einer sittenlosen Vergangenheit stand er unter dem Willen seiner blendend schönen aber leichtfertigen, herrschsüchtigen, fanatisch katholischen Gattin Eugenie, die er aus dem Dunkel einer verbannten spanischen Grafenfamilie zum Glanz des Kaiserthrones erhoben hatte.

Das waren der Kaiser und sein Minister, die in erster Linie berufen waren, über ein großes Völkerschicksal zu entscheiden.

Der Herzog von Gramont verlor, als die Nachrichten aus Spanien kamen, sogleich seine klare Überlegung. Seine durch den blinden Preußenhaß erregte Phantasie gaukelte ihm die ungeheuerlichsten Bilder vor, die sich nicht wieder verdrängen ließen, wenn auch die wirklichen Thatsachen in noch so scharfem Gegensatze dazu standen.

Er fühlte, wie er in einem Rundschreiben sich ausdrückte, daß es sich in der Kandidaturfrage nicht um einen Willensakt der ritterlichen spanischen Nation, sondern um ein Treiben der skrupellosen Berliner Politik handelte. Die ganze Angelegenheit erschien ihm als eine preußische Erfindung, eine von langer Hand vorbereitete Intrige Bismarcks zur Herstellung eines deutschen Weltreichs wie unter Kaiser Karl V. Er sah in diesem vermeintlichen Plane, einen preußischen Prinzen auf den spanischen Thron zu erheben, einen Eingriff in Frankreichs innerste Lebensinteressen, eine Bedrohung seiner hundertjährigen Machtstellung und damit eine blutige Verletzung der nationalen Würde und Ehre, und dafür habe Preußen eine volle und öffentliche Genugthuung zu leisten.

Er hielt das französische Heer für unbesiegbar. Denn auch in Frankreich war nach dem Muster Preußens eine Heeresorganisation durchgeführt worden, nur daß dieselbe leider Männer geleitet hatten,

die einem König Wilhelm, Roon und Moltke, wie „sie sich räusperten, wie sie spuckten", glücklich abgeguckt hatten, denen aber die eingehende Sachkenntnis, die peinliche Gewissenhaftigkeit und vor allem das Genie fehlte. So standen die neuerrichteten Regimenter und ihre kriegstüchtige Ausrüstung schön auf dem Papiere verzeichnet, in Wirklichkeit aber war überall nur Stümperei geleistet worden. Die neueingeführten Chassepotgewehre sollten angeblich die preußischen Zündnadeln bei weitem übertreffen und die vom Kaiser selbst erfundenen Mitrailleusen oder Kugelspritzen eine Mordwaffe von ungeheurer Furchtbarkeit sein.

Dieser Kriegsrüstung Frankreichs gegenüber, meinte Gramont, würde Preußen es nicht wagen, zu trotzen, sondern reumütig vor der mutigen und großartigen Politik des Kaisertums zu Kreuze kriechen und die große Nation zu dem herrlichen frühern Glanze bringen helfen; wäre Bismarck aber verblendet genug, Widerstand zu leisten, nun dann möge der französische Schlachtendonner über das verlorne Deutschland dahinrollen. Blindlings stürmte er vorwärts.

Am 3. Juli beauftragte er den Gesandten in Berlin, die preußische Regierung wegen der spanischen Thronfolge zur Rede zu stellen. Die vom Staatssekretär Thile erteilte Erklärung, daß die Regierung von neuen Verhandlungen mit den Spaniern durchaus nichts wisse, verschlug bei dem Franzosen nichts. Er blies unbeirrt weiter in die Flammen der Pariser Volkserregung, indem er im Regierungsorgan verkündigen ließ: „Zwar wisse man noch nicht, ob die Vorgänge bezüglich der Thronfrage in Spanien auf einer persönlichen Intrige Prims beruhten, oder ob die spanische Nation diesen Schritt bestätigt oder anrät. In diesem Falle könnten wir ein Gefühl des Erstaunens nicht unterdrücken, wenn wir das Scepter Karls V. einem preußischen Prinzen anvertraut sähen." Dann wurden die Legenden von der Bestechung der spanischen Revolutionsmänner durch preußische Gelder wieder aufgewärmt und hinzugefügt:

„Was ist an diesen Gerüchten wahr? Bildet das heutige Ereignis nur ein Glied in der Kette jener in ganz Europa erzählten Thatsachen?"

Die Behauptung, daß der Erbprinz von Hohenzollern ein „preußischer Prinz“ sei, war ein Köder, auf den die verhetzten Volksmassen in Frankreich blindlings anbissen. Die französischen Staatsmänner mußten wissen, daß der Prinz Leopold dem Napoleonischen Kaiserhause ebenso verwandt war als der Hohenzollernschen Königsfamilie. Der Vater des Prinzen gehörte der jüngern oder schwäbischen Linie des Hauses Hohenzollern an; seine Mutter war eine Beauharnais, Enkeltochter der Josephine, jener unglücklichen geschiedenen Gemahlin Napoleons I., und sein Großvater war mit einer Schwester des mit Napoleon I. verschwägerten Königs Murat vermählt gewesen.

Die Hetzartikel Gramonts im Regierungsorgane, dem ‚Constitutionel‘, erweckten das Echo in der gesamten Pariser Presse. Das ‚Siècle‘ und der ‚Temps‘ schrieben, daß die Thronbesteigung eines preußischen Prinzen in Madrid Frankreich in eine schlimmere Lage bringen würde, als sie zur Zeit Karls V. gewesen sei. Der ‚Rappel‘ verkündete: „Die Hohenzollern erstreben die Weltherrschaft Karls V.; nicht zufrieden mit der Eroberung Deutschlands, wollen sie Europa unterwerfen. Es ist eine ewige Schmach für unsere Zeit, daß ein solcher Plan auch nur erdacht ist, geschweige denn, daß er ausgeführt würde.“

Auf solche Stimmen hin regten sich auch die Geister der Deputiertenkammer alsbald. Das linke Zentrum ließ durch sein Mitglied Cochéry eine Interpellation der Regierung über die Kandidatur Hohenzollern anmelden, die Gramont ohne Zaudern zu beantworten verhieß.

Im französischen Kabinett herrschte eine immerhin friedliche Strömung, besonders war der Ministerpräsident Ollivier einer Herausforderung Preußens durchaus abgeneigt, ebenso der kranke, willensschwache Kaiser. So beschloß denn die Mehrheit eines unter dem Vorsitze Napoleons stattfindenden Kronrats, der Kammer auf die angemeldete Anfrage, die übrigens von Gramont bestellte Arbeit war, eine Auskunft in gemäßigter, friedfertiger Fassung zu erteilen. Der Wortlaut wurde festgestellt. Da aber geschah etwas Ungeheuerliches, wie es nur im damaligen Frankreich geschehen konnte, wo die auswärtige Politik „der größte Dummkopf Europas“, den Staat ein ent-

nervter Mann von dem Charakter und den Fähigkeiten eines Louis Napoleon leitete.

Als Gramont am 6. Juli zur Beantwortung der Interpellation vor den Vertretern des Volks erschien, gab er zwar die vom Ministerrate vereinbarte Erklärung, fügte derselben dann aber aus eigner Machtvollkommenheit einen Schlußsatz hinzu, welcher die schwersten Folgen nach sich zog.

Es sei wahr, hieß es in der Erklärung, daß der Prinz Leopold von Hohenzollern die ihm angebotene spanische Krone angenommen habe. Das spanische Volk aber habe sich noch nicht ausgesprochen und die Einzelheiten der Unterhandlungen seien der Regierung bis zur Stunde nicht bekannt. Frankreich habe die Souveränität des spanischen Volkswillens stets respektiert und sich bisher jeder Einwirkung auf die Frage der Thronbesetzung enthalten.

„Aber," fuhr der Minister nun eigenmächtig fort, „die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks verpflichtet uns nicht, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu unserm Schaden das bestehende Gleichgewicht Europas stört (lebhafter Beifall) und Frankreichs Interessen und Ehre verletzt. (Neues anhaltendes Bravo.) Dieses Ereignis, wir hoffen es fest, wird sich nicht vollziehen. Um es zu verhindern, rechnen wir auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volks. *Sollte es anders geschehen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung und die der Nation (Zuruf), wir würden dann unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen.*"

Ein Beifallssturm durchbrauste nach diesen anmaßenden, herausfordernden Worten Gramonts das Haus. Der Minister wurde auf seinem Wege von der Rednertribüne zu seinem Sitze mit Beifallssalven und Glückwünschen überschüttet. Die Zuhörer klatschten, die Damen wehten mit den Tüchern, die Männer schrieen Hurra; lange wollten sich die erregten Wogen nicht legen.

Die gegen Preußen gerichtete Drohung mochte dem friedliebenden Ministerpräsidenten Ollivier doch zu gefährlich erscheinen, und er suchte dieselbe in ihrer schroffen Fassung zu mildern, indem er seinerseits er-

klärte: „Die Regierung wünsche keineswegs den Krieg, sie wolle leidenschaftlich den Frieden, aber den Frieden mit Ehren.“ Natürlich wurde durch diese Erklärung nichts gebessert, ja durch Hinzufügung des Wortes „Krieg“ die allgemeine Erregung vielleicht noch gesteigert.

Die Haltung der Volksvertreter zeigte den leidenschaftlichsten Haß gegen Preußen, das sich erkühnte, durch den herrlichen Sieg von Sadowa Frankreichs Ruhm in den Schatten zu stellen, sich der Bevormundung Frankreichs in der Ordnung der eignen Angelegenheit abzulehnen und nun die Einigung Deutschlands zu vollziehen drohte. „Nicht Österreich, sondern wir haben den Feldzug von 1866 verloren! — Rache für Sadowa!“ Mit solchen Äußerungen machten die Mißvergnügten ihrem Ärger über die schwächliche Politik des Kaisers schon seit langem Luft. In der Kammer war es besonders die Partei der äußersten Rechten, die Gruppe der sogenannten Arkadier, welche offen zu einem Kriege gegen das verhaßte Preußen trieb, um durch Waffenerfolge des Heeres das sinkende Ansehn des Kaiserhauses wieder zu erhöhen. Durch Gramonts Hetzrede schlug der Preußenhaß in heller Flamme aus allen Parteien hervor. Die in der verhängnisvollen Kammersitzung, am 6. Juli, anwesenden fremden Diplomaten waren von den Vorgängen tief erschüttert; sie gewannen den Eindruck, daß durch die insultierende Drohung des Ministers eine friedliche Lösung der Frage sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden sei.

In der Bevölkerung und in der Presse fand die Erregung der Kammer stärksten Widerhall. Die Zeitungen aller Parteirichtungen begannen einen Wettstreit im Ausdruck kriegerischer Gesinnung. „Die Ehre ist gerettet,“ schrieb der ‚Gaulois‘. „Zum erstenmal hat das Ministerium Ollivier die einzige Frankreichs würdige Sprache gesprochen. Kann der Friede erhalten werden, desto besser; kommt es zum Kriege, noch besser!“ Die ‚Opinione Nationale‘ rief: „Bismarck überschreitet alle Grenzen; will er den Frieden, so muß er zurückweichen, wir können es nicht mehr!“ Der ultramontane ‚Univers‘ gab seinen Preußenhaß also kund: „Heute sind die Minister die Organe des gesamten Volks gewesen, das mögen Majestät Wilhelm und Herr von Bismarck wissen.“

Diese Stimmen der öffentlichen Meinung schützten Gramont vor der Verantwortung seines eigenmächtigen Handelns. Zugleich feuerten ihn andre Meinungsäußerungen der Presse an, auf der eingeschlagenen Bahn weitere Schritte zu thun, die zum Kriege führen mußten. „Wenn Preußen heute den Prinzen fallen läßt,“ hieß es im ‚Figaro‘, „so hat Frankreich das Recht, mehr zu fordern. Nach allen Täuschungen muß es Garantien begehren.“ „Ja,“ stimmte die ‚Liberté‘ bei, „wenn Spanien den Kandidaten, den man ihm aufdrängte, zurückwiese, so hätte Frankreich und Europa von Preußen bindende Garantien zu fordern.“

Diese Garantien zu fordern, auch wenn sich die Kandidatur des Hohenzollern nach dem erhobenen Kriegslärme Frankreichs zerschlüge, war nun Gramonts nächster Entschluß. Des Kaisers völlige Willenslosigkeit ermöglichte es ihm, denselben auszuführen. Es wurde ihm nicht schwer, die Ermächtigung des Monarchen zu seinen weitern Schritten auf dem gefährlichen Kriegspfade zu erlangen. Ja, Napoleon, obgleich er sehnlichst die Erhaltung des Friedens wünschte, trug durch eigne Unbesonnenheit das Seinige dazu bei, den Krieg heraufzubeschwören.

Einige Tage zuvor war der preußische Gesandte in Paris, Baron von Werther, von seinem Könige nach Ems berufen worden. Als Werther sich von Gramont verabschiedete, sagte ihm dieser: er möge dem Könige die Gefahr der Lage vorstellen, denn nimmermehr werde Frankreich an seinen Grenzen einen Zustand dulden, der seine Sicherheit verletze. An den französischen Geschäftsträger in Berlin, Le Sourd, der den zur Kur in Wildbad weilenden Benedetti vertrat, gab er die Weisung: „Die ausweichende Antwort Thiles genügt uns nicht. Ihr müßt schlechterdings eine kategorische Auskunft erlangen. Die einzige, die uns befriedigen und den Krieg verhindern kann, ist die, die königliche Regierung mißbilligt die Kandidatur Hohenzollern und befiehlt dem Prinzen, sie zurückzuziehen. Wir haben Eile, denn im Falle einer unbefriedigenden Antwort müssen wir dem Gegner zuvorkommen und sogleich übermorgen die Truppenbewegung beginnen. Gelingt es Euch, durchzusetzen, daß der König die Genehmigung der Kandidatur widerruft, so wäre das ein ungeheurer Erfolg, wenn nicht, so wäre es der Krieg.“

Entweder Preußens Demütigung auf diplomatischem Wege oder seine Unterwerfung durch die französischen Waffen, das war also die Losung des verblendeten Staatsmannes. Ohne eine Antwort des Gesandten in Berlin abzuwarten, sandte er an Benedetti nach Wildbad den Auftrag, sich unverzüglich nach Ems zu begeben und dort mit König Wilhelm eine persönliche Verhandlung neben der amtlichen Berliner zu eröffnen, ein Attaché werde die nähere Instruktion überbringen. Diese Weisung, unter dem Einflusse des Kaisers und der zur Mäßigung mahnenden Stimme des englischen Botschafters gegeben, lautete ziemlich harmlos dahin: Der König sei aufzufordern, wenn nicht durch einen Befehl, so doch durch einen Ratschlag, den Prinzen zum Rücktritt zu bewegen. Gleich darauf aber erhielt Benedetti einen Brief Gramonts, worin es wieder höchst kriegerisch hieß: „Die einzige Antwort, welche den Krieg verhindern kann, ist diese: die Königlich preußische Regierung billigt die Annahme des Prinzen nicht, gebietet ihm vielmehr, den Entschluß, den er ohne ihre Erlaubnis gefaßt hat, zurückzunehmen! Wir haben es sehr eilig, weil wir im Falle einer unbefriedigenden Antwort einen Vorsprung gewinnen und mit den Truppenbewegungen am Sonnabend (den 9. Juli) beginnen müssen, um binnen vierzehn Tagen im Felde zu sein.“

Depesche jagte nun Depesche in kurzen Zwischenräumen, und jede zeigte die gänzliche Verwirrung der leidenschaftlichen Pariser Politik. Ehe Benedetti noch des Königs in Ems ansichtig geworden war, erhielt er am 9. Juli von Gramont die Nachricht: Aus Madrid werde gemeldet, daß Prim den Rücktritt des Prinzen erleichtern wolle, wenn dieser den ersten Schritt thue. „Sagen Sie das dem Könige und wenn möglich dem Prinzen selbst!“ war hinzugefügt in der Meinung, daß Prinz Leopold, der sich aber auf einer Alpenreise befand, in Ems weile. Der konfuse Staatsmann überlegte nicht, daß, wenn Benedetti mit dem Prinzen unterhandelte, der König und die preußische Regierung aus dem Spiele gelassen und somit der Standpunkt, den die preußische Politik von vornherein eingenommen, als richtig bestätigt wurde, nämlich daß der Prinz, von König Wilhelm unabhängig, freie Entschließung habe. Es überholte denn auch wenige Stunden darauf eine zweite

Depesche die erste. „Sie dürfen den Prinzen von Hohenzollern nicht aufsuchen; der Kaiser will ihm gegenüber keinen Schritt thun.“

Der friedfertige Botschafter Benedetti handelte einsichtiger als sein unklarer Chef, indem er sich nur an die erste Weisung desselben hielt. Er hatte am 9. Juli nachmittags drei Uhr seine erste Audienz bei dem Könige. Dieser entwickelte ihm ruhig und mit ernster Würde seine Meinung, daß er sowohl wie seine Regierung auf die Annahme des Prinzen keinen Einfluß geübt, und er jetzt seine Stellung als Familienoberhaupt unmöglich dahin geltend machen könne, den Prinzen zum Rücktritte zu nötigen. Unter der Hand erklärte der milde König aber dem Botschafter, den er freundlichst zur Tafel lud, seine Bereitwilligkeit, sich mit dem Vater des Prinzen in Verbindung zu setzen, um dessen Ansicht über die Sache zu hören. Im weitern Verlaufe der Unterredung, so berichtete Benedetti amtlich über dieselbe, habe der König mit großem Nachdrucke die Sprache Gramonts vor der Kammer am 6. Juli als sehr ungerechtfertigt bezeichnet, da sie fast einer Provokation gleichkomme.

Am folgenden Tage erhielt Benedetti nicht weniger als drei Depeschen, von denen eine immer die andre überbot oder überholte. In der ersten hieß es: „Sie müssen alles daran setzen, um definitive Antwort zu erhalten. Wir können nicht warten, wenn uns Preußen in den Vorbereitungen nicht zuvorkommen soll. Der heutige Tag darf nicht zu Ende gehen, ohne daß wir anfangen.“

Wenige Stunden später brachte der Draht die zweite Weisung Gramonts: „Schreiben Sie mir nur eine Depesche, die ich den Kammern vorlegen und veröffentlichen kann, in der Sie darlegen, daß der König die Annahme seitens des Prinzen gekannt oder gebilligt hat, und sagen Sie namentlich, daß er verlangt hat, sich erst mit dem Prinzen ins Vernehmen zu setzen, ehe er Ihnen seinen Entschluß mitteilt.“ Letztere Erklärung hätte der Wahrheit gemäß abgegeben werden können, allein nach abermals einigen Stunden verlangte Gramont mehr.

In einem dritten Telegramme rief er dem Botschafter zu: „Während der König Sie von Stunde zu Stunde hinhält unter dem Vorwande, sich mit dem Prinzen von Hohenzollern zu verständigen, ruft Preußen die Reserven ein“ (natürlich nur in der erhitzten Phantasie

Gramonts) „und gewinnt uns gegenüber einen kostbaren Vorsprung. Um keinen Preis dürfen wir unsern Gegnern diese Vorteile lassen, welche im Jahre 1866 so verhängnisvoll für Österreich wurden. Überdies entflammt die öffentliche Meinung immer mehr und überflutet uns. Wir müssen anfangen! Wenn der König dem Prinzen nicht die Entsagung anraten will — nun denn, so haben wir sofort den Krieg, und in wenigen Tagen sind wir am Rhein!“

Also aus Furcht vor dem Unwillen der öffentlichen Meinung, der schlimmstenfalls ihn um seinen Ministerposten bringen konnte, betrieb der ehrgeizige, frivole Staatsmann dieses frevelhafte Spiel mit der Langmut und Mäßigung Preußens, mit dem Frieden und dem Glück der Völker. Diese öffentliche Meinung verriet allerdings, daß die Parteien im Parlamente, in der Presse und im Volke bereits in Fieberhitze verfallen waren. Das wüste Kriegsgeschrei, das erhoben wurde, kennzeichnete die Äußerungen, welche man täglich in den Zeitungen lesen konnte. Der amtliche ‚Moniteur‘ schrieb: „Nachdem die preußische Regierung vier Jahre lang mit unsrer Geduld Mißbrauch getrieben, hat sie nun alle Grenzen überschritten. Es ist Zeit, solcher Anmaßung ein Ziel zu setzen.“ — Der offiziöse ‚Constitutionel‘ erklärte: „Frankreich hat sich erhoben, erglühend und bereit, zu marschieren.“ Das Ministerblatt ‚Pays‘ sagte: „Das kaudinische Joch ist bereit für Preußen. Sie werden sich beugen, und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausfall nicht zweifelhaft ist. Unser Kriegsgeschrei ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutschen Rheins sind noch stumm. Hätte uns Preußen die Sprache gesprochen, die Frankreich spricht, so wären wir lange unterwegs.“ Die ‚Liberté‘ rief die Regierung zum endlichen Losschlagen auf und forderte, „daß Frankreich den Rhein nehme, Preußen für sein Auftreten gegen Dänemark und Österreich strafe und unschädlich mache und die deutschen Staaten, die unter seiner Umklammerung seufzten, zu befreien.“

Allerdings waren die „Echos des deutschen Rheins“ bisher fast gänzlich stumm geblieben. Den preußischen Staatsmännern war das wüste Treiben der Franzosen zu komisch, wunderlich vorgekommen, als daß sie

sich dadurch in ihrer Sommerruhe hätten sollen stören lassen. Das deutsche Volk sah zwar auch mit Verwunderung auf den westlichen Nachbarn, der sich um des bißchens spanischen Frage willen so hundstagstoll zu gebärden begann, aber es ließ sich gleichfalls in seiner friedlichen Beschäftigung nicht beeinträchtigen.

„Du dachtest nicht an Kampf und Streit,
In Freud' und Fried' und Ruh
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du."

Bismarck sah in kühler Seelenruhe von seinem Varziner Tuskulum den wahnwitzigen Sprüngen seines Pariser Kollegen zu. Er meinte, das Fieber, das ihn ergriffen, würde mit der schwindenden Hitze von selbst sinken. Er verschmähte selbst, ihm ein Sturzbad zu geben und war entschlossen, mit diesem „größten Dummkopf Europas" kein Wort zu verhandeln, ehe derselbe die freche Herausforderung vom 6. Juli nicht öffentlich zurückgenommen hatte. Er begnügte sich mit einer mehr ironischen als ernsten Bemerkung in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung", worin er am 7. Juli schreiben ließ: „Die Interpellation Cochéry über die spanische Thronfolge hat gestern im französischen gesetzgebenden Körper stattgefunden, und das Ergebnis der ministeriellen Antwort war — das Sinken der Rente um zwei Franken. Uns ist die Antwort des Herrn Ministers ebenso unverständlich wie das Resultat dieser Antwort. Ebensowenig verstehen wir das Wort „Krieg", welches später Herr Ollivier in die Diskussion hineinwarf." Dann that er noch ein Übriges, indem er am folgenden Tage ein Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bunds und Herrn von Thile erließ, worin er sagte: „Wie die deutschen Regierungen hat sich insbesondere die preußische bisher jeder Einwirkung auf die spanische Königswahl und auf deren Annahme oder Ablehnung durch einen der zu Wählenden enthalten, wird sich auch ferner derselben enthalten, da sie diese Angelegenheit als eine ausschließlich Spanien und demnächst den gewählten Thronkandidaten persönlich angehende jederzeit betrachtet und behandelt hat. Freundschaftlichen Erörterungen darüber hätten wir uns nicht entzogen, aber Gramonts Drohungen verschließen uns den Mund; unsrerseits werden wir wegen derselben keine Händel beginnen, wollen

aber die Franzosen uns angreifen, so werden wir uns wehren — wehren, daß ihnen die Augen übergeh'en.“ Dabei ließ Bismarck es zunächst bewenden und blieb ruhig in Varzin, um den Lauf der Dinge abzuwarten und durch den Gebrauch einer Brunnenkur seine Nerven weiter zu kräftigen. Zu einem befreundeten Staatsmanne hatte er vor Wochen gesagt, daß er sich freue, einem so ruhigen Sommer entgegenzugehn.

Der Hauptschauplatz des sich entwickelnden Völkerdramas blieb inzwischen Ems. Dort war Benedetti auf den 11. Juli zu einer zweiten Audienz beim Könige Wilhelm beschieden worden. Der Botschafter sah mit Sorge auf die unsinnige Kriegstreiberei Gramonts. Er riet diesem in einem Telegramm dringend Vorsicht an: „Der Krieg würde unvermeidlich sein, wenn wir offen mit militärischer Vorbereitung begännen.“ Doch aus Paris kam am folgenden Tage früh die Antwort zurück: „Wir sind durch die öffentliche Meinung von allen Seiten überflutet. Wir zählen die Stunden. Sie müssen unbedingt darauf bestehen, die Antwort vom Könige zu erhalten: Ja oder Nein! Wir brauchen sie für morgen, übermorgen wäre es zu spät.“

Benedetti, der durch langjährige Erfahrung seine Preußen und die Deutschen besser kannte als Gramont, wußte wohl, daß durch ein so plumpes Vorgehen wie der Minister es forderte, nichts gewonnen werde. Er verstärkte deshalb seine Sprache dem Könige gegenüber zwar ein wenig, blieb sonst aber in den Grenzen, die ihm Einsicht und Klugheit geboten. Über das Verhalten des Königs in der Audienz am 11. Juli berichtete er an Gramont: „Der König blieb ruhig und würdevoll dabei, daß der Verzicht vom Prinzen selbst ausgehen müsse und sagte: Da er nur einen kurzen Aufschub verlange, um sich der Absicht der beiden Prinzen von Hohenzollern zu versichern, so müsse ihm unser Drängen den Eindruck machen, als sei es von uns auf einen Konflikt abgesehen. ‚Ich kenne‘, sagte der König wörtlich, ‚die Vorbereitungen, welche in Paris getroffen werden, und verhehle Ihnen nicht, daß ich auch Meinerseits Maßregeln treffe, um nicht überrascht zu werden.‘ Gleichwohl aber äußerte er Zuversicht auf Erhaltung des Friedens, wenn man ihm nur Zeit gönnen wolle. Spätestens morgen werde er

eine Antwort vom Prinzen Leopold erhalten und dann endgiltige Antwort geben. Ich möge das sogleich nach Paris telegraphieren."

Der König, welcher in seiner Milde um des Friedens willen hier bis an die äußerste Grenze gegangen war, erließ gleich nach dieser Audienz zwei Befehle, von denen Benedetti zunächst nichts erfuhr. Er ordnete an, daß der Baron von Werther auf seinen Posten in Paris sofort zurückkehren und daß Graf Bismarck wegen der Dringlichkeit der politischen Verhältnisse so bald wie möglich nach Ems komme.

Bismarck hatte sich am 10. Juli bereits selbst dazu erboten, dem Könige die Verhandlungen mit dem französischen Botschafter abzunehmen, wie es ja den völkerrechtlichen Gewohnheiten auch entspräche. Er war in Sorge darüber, daß die große Friedensliebe des Königs und seiner Umgebung den ungestümen Forderungen Frankreichs gegenüber nachgiebiger sein könne, als es im preußischen und deutschen Interesse wünschenswert erschien. Schon daß sich der Monarch mit dem Botschafter in persönliche Verhandlung eingelassen hatte, ohne daß die unerhörte Drohung Gramonts zurückgenommen, war nicht nach Bismarcks Sinn. Dazu waren dem französischen Unterhändler noch weittragende Versprechungen gemacht worden.

Bismarck reiste sogleich nach Empfang der Nachricht aus Ems von Varzin ab. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin hatte er noch am späten Abende eine Unterredung mit Roon und dem Minister des Innern Grafen Eulenburg, die infolge der sich entwickelnden Lage ebenfalls von ihrem Sommeraufenthalt zurückgekehrt waren. Während dieser Unterredung traf die Nachricht ein, daß nach einer in Paris eingelaufenen Depesche aus Madrid der Prinz von Hohenzollern auf den spanischen Königsthron verzichtet habe. Daraufhin gab Bismarck, sehr angegriffen, seine Weiterreise auf in der Meinung, daß nun der von Frankreich vom Zaune gebrochene Kriegsfall beseitigt sei; er veranlaßte aber den Minister Eulenburg, zu des Königs Beistand sofort nach Ems zu fahren.

Das Telegramm, durch welches der Fürst Karl Anton den Rücktritt seines Sohnes dem spanischen Gesandten Olozaga meldete, lautete: „Gegenüber den Verwicklungen, welche durch die Kandidatur meines

Sohnes entstanden sind, und unter welchen das Votum des spanischen Volks nicht die Freiheit und Offenheit haben könnte, auf die mein Sohn bei der Annahme der Kandidatur gerechnet hat, trete ich in seinem Namen von derselben zurück."

Der deutsche Fürst hätte seinen Sohn für das spanische Abenteuer unter den obwaltenden Verhältnissen sicher für zu schade gehalten, und der Rücktritt wäre erfolgt auch ohne fremde Einwirkung. Eine solche trat aber von mehreren Seiten an den Fürsten heran. Zunächst schrieb König Wilhelm, daß er einem solchen Schritte des Prinzen nicht widerraten würde, ferner war der rumänische Geschäftsträger in Paris auf Veranlassung Olozagas eigens nach Sigmaringen gereist, um dort zum Verzicht zu raten. Endlich hatte der Kaiser Napoleon, dem vor dem Kriege wohl grauen, der aber der öffentlichen Meinung nicht trotzen mochte, hinter dem Rücken Gramonts den König der Belgier ersucht, in Sigmaringen vermittelnd für die Erhaltung des Friedens zu wirken, was auch geschehen war.

Die Nachricht von dem Verzichte des Hohenzollern wirkte wie erlösend auf die Herzen aller, die an einem so frevelhaft heraufbeschworenen Kriegsfalle keinen Gefallen hatten. In Paris eilte der Ministerpräsident Ollivier nach Empfang der Meldung sofort, ohne seinen Genossen etwas zu sagen, zum Palaste des Gesetzgebenden Körpers, fand dort die Gänge und den Vorsaal in dichtem Gedränge erfüllt mit Abgeordneten, Berichterstattern, Börsenmännern, alle in fieberhafter Begierde nach wichtigen Neuigkeiten, und stürzte mit dem Rufe unter sie: „Friede! Friede! wir haben es erlangt; die preußische Kandidatur ist zurückgezogen, der Friede ist gesichert!" Er ließ die friedenkündende Depesche von Hand zu Hand gehen, und ein unbeschreibliches Getümmel entstand. Die Berichterstatter eilten nach den Redaktionen, die Spekulanten jagten nach der Börse, wo binnen wenigen Minuten die Rente wieder von 68 auf 70 stieg und Millionen umgesetzt wurden. Den Kaiser Napoleon erfüllte die Nachricht mit hoher Freude, die er auch den eben bei ihm anwesenden Vertretern Österreichs und Italiens mit den Worten aussprach: „Schreiben Sie Ihren Souveränen, alles sei beendigt, es gebe keinen Krieg!"

Anders war die Wirkung der Sigmaringer Depesche in der Kammer. Mit wütendem Geschrei stürzten dort die Kriegstreiber, Arkadier, Klerikale und sonstige Chauvinisten auf Gramont ein: „Das soll die von Preußen geforderte Genugthuung, das ein Sieg über Bismarck, das für Frankreich ein ehrenhafter Friede sein, dieser von Papa Anton ausgestellte Wisch?! — Was geht uns Papa Anton an, was geht uns sein Söhnchen an? Wir haben es mit Preußen zu thun; wo hat Preußen die uns zugefügte Beschimpfung zurückgenommen?“ So schrie alles in babylonischer Verwirrung durcheinander, und sogleich nach Eröffnung der Sitzung kündigte der Abgeordnete Clement Duvernois folgende Interpellation an: „Wir begehren Aufklärung über die Garantien, welche das Kabinett vereinbart hat oder vereinbaren will, um eine Wiederholung der Verwicklung mit Preußen zu verhüten.“

Während die Sitzung unter großer Unruhe des Hauses ihren Verlauf nahm, drängten sich die friedlichern Elemente um den greisen, seiner staatsmännischen Einsicht und Besonnenheit wegen hochgeachteten Abgeordneten Thiers, der beim ersten Worte Olliviers diesen aufgefordert hatte, sich den Frieden jetzt nicht entschlüpfen zu lassen. Ihm diktierte seine politische Klugheit, welche die Überlegenheit Preußens erkannte, die Friedensmahnung.

Auf das Schwerste war Gramont betroffen. Sein Plan, Preußen zur Demütigung zu zwingen, war mit einem Schlage vernichtet. Die freiwillige Entsagung des Hohenzollernprinzen hatte den geforderten Befehl des Königs Wilhelm vereitelt. Vergebens hatte er Benedetti in Ems gemahnt: „Wenden Sie Ihre Geschicklichkeit, ich möchte sagen, Ihre Schlauheit an, um festzustellen, daß der Verzicht des Prinzen Ihnen durch den König angekündigt, mitgeteilt oder zugegangen ist. Das ist für uns von der höchsten Wichtigkeit.“ Er fühlte sich überlistet. Deshalb, meinte er, hätte der König den Aufschub begehrt, um eine Antwort aus Sigmaringen zu erwarten, damit er für sich und seine Regierung jeder Beteiligung an der Sache enthoben sei. Doch der milde König Wilhelm konnte solcher Intrige nicht fähig sein, da mußte eine neue Teufelei Bismarcks dahinter stecken! Diesmal war Preußens Adler dem Griffe des gallischen Hahns entschlüpft, wie ihn aufs neue

fassen? — Der verwirrte Staatsmann fand in seinem erregten Hirne für den Augenblick keine Antwort, soviel er dasselbe auf dem Heimwege von der Kammer auch zermarterte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er die Meldung des preußischen Gesandten, Freiherrn von Werther, der direkt aus Ems kam. Die Verhandlung mit diesem führte ihn auf einen rettenden Gedanken: Wie, wenn der König von Preußen zu bewegen wäre, die von den Kriegsmännern geforderten Garantien zu geben, der übermütige Nachbar sich dennoch unter das Joch Frankreichs beugte? — Er schlug dem preußischen Botschafter vor, seinem Könige das Ansinnen zu stellen, daß derselbe an den Kaiser Napoleon ein Schreiben richte, worin er erklärte: Er habe bei der Genehmigung der Kandidatur nicht geglaubt, damit eine Verletzung der Interessen und der Würde Frankreichs zu begehen; er beteilige sich jetzt an der Entsagung des Prinzen und drücke den Wunsch aus, daß fortan jede Ursache eines Mißverständnisses zwischen seiner und der französischen Regierung verschwinde. Ganz unbefangen setzte der schlaue Diplomat dem Botschafter auseinander, wie durch die Veröffentlichung eines solchen Schreibens die furchtbare Entrüstung des französischen Volks zu beschwichtigen sei, brachte den Entwurf zu dem gewünschten Entschuldigungszettel des Königs Wilhelm sogleich zu Papiere und händigte dies dem Gesandten ein.

Unbegreiflich erscheint es, daß der Herr Baron von Werther dem Herzoge von Gramont seinen Wisch nicht ins Angesicht schleuderte. Man weiß nicht, ob es Schwäche des Geistes oder des Charakters war, daß der Preuße den Zettel aus der Hand des Franzosen nahm und schließlich nach längerer Verhandlung versprach, seinem Könige dies Unerhörte zuzumuten! —

Jubelnd über diesen leicht gewonnenen Triumph eilte Gramont zum Kaiser nach St. Cloud, um von diesem die Ermächtigung zu einem weitern Schritte zur Erhaltung des Kriegsfalls zu erlangen. Hier hatte er nicht so leichtes Spiel. Während er den Gesandten in einer halben Stunde zur Einwilligung gebracht, brauchte er volle drei Stunden, um dem Kaiser die Vollmacht abzugewinnen, Benedetti in Ems zu beauftragen, daß er auch seinerseits den Versuch mache, den König Wilhelm

zur Gewährung der geforderten Garantien zu bestimmen. Mit schwerem Herzen entschloß sich Napoleon endlich dazu, die Erlaubnis zu erteilen. Es war ihm im hohen Grade verdrießlich, daß Gramont den eben gewonnenen Frieden durch Aufstellung eines neuen Kriegsfalls wieder vernichtete. Doch unbekümmert um die Gefühle des Kaisers eilte Gramont nach Paris zurück und telegraphierte am 12. Juli um sieben Uhr abends an Benedetti, damit die Entsagung des Prinzen Leopold ihre volle Wirkung habe, sei es nötig, daß der König von Preußen sich ihr beigesellt und versichert, daß er diese Kandidatur nicht von neuem genehmigen werde. „Verlangt sogleich vom Könige diese Erklärung, die er nicht verweigern kann, wenn er wirklich keine Hintergedanken hat. — Gehen Sie sofort zum Könige!"

Benedetti hatte kurz vor Empfang dieser Depesche eine dritte Audienz beim Könige gehabt, in welcher dieser ihm gesagt, daß ihm die Antwort des Fürsten Anton von Hohenzollern für den nächsten Morgen telegraphisch gemeldet worden sei, und daß er gleich nach Empfang den Botschafter rufen lassen werde. Es war also wohl nicht gut angebracht, den König, wie verlangt, sogleich nochmals aufzusuchen.

Am Morgen des verhängnisvollen 13. Juli begab sich der Botschafter auf die Brunnenpromenade von Ems, um dort behufs der schnellen Erlangung einer Audienz beim Könige den Adjutanten Prinzen Radziwill, vielleicht auch den König selbst zu sprechen. Der König hatte trotz der frühen Stunde auch bereits seinen Morgenspaziergang angetreten und traf den Gesandten in der Allee. In seiner freundlichen Weise ging der Monarch auf Benedetti zu und sagte ihm, er habe zwar noch keine amtliche Anzeige vom Rücktritte des Prinzen, wohl aber sei ihm soeben ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung zugegangen, welches den Verzicht des Prinzen melde. Damit sei die leidige Frage nun erledigt, meinte der König und wollte weitergehen. Da trat der Botschafter mit der unverschämten Zumutung Gramonts hervor und wurde schließlich, als der König dieselbe bestimmt und fest ablehnte, unziemlich dringend. „Ich wage dennoch zu hoffen, daß Majestät mir die Vollmacht zu dem zustimmenden Telegramm gnädigst geben werden." „Nein, gerade im Gegenteil, ich gebe Ihnen die Vollmacht nicht und weise diese

neue Forderung ein für allemal zurück!" Der König winkte seinem Adjutanten und setzte seinen Spaziergang fort.

Im Laufe des Vormittags erhielt der König die Zuschrift Werthers mit dem ihm von Gramont diktierten Ansinnen, an den Kaiser Napoleon jenes Abbittschreiben zu richten, bald darauf traf das erwartete Schreiben des Fürsten Anton aus Sigmaringen ein. Er empfing nun auf den Rat seiner Umgebung den Botschafter nicht mehr, sondern sandte seinen Adjutanten mit dem Schreiben aus Sigmaringen zu Benedetti und ließ ihm sagen: Er sehe hiermit die Angelegenheit als abgemacht an.

Benedetti wollte und konnte sich damit aber nicht begnügen. Er hatte von Gramont abermals eine dringende Aufforderung erhalten, die gewünschte Erklärung des Königs auf alle Fälle zu erlangen. Er bat nun den Prinzen Radziwill, ihm eine neue Audienz beim Könige zu erwirken, um ihm die Wünsche der französischen Regierung vorzutragen: Der König möge die Verzichtleistung des Prinzen ausdrücklich billigen und die Versicherung abgeben, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht mehr aufgenommen werde. Darauf ließ der König erwidern: Er könne sich nur auf das beziehen, was er am Morgen dem Botschafter selbst gesagt habe, das sei sein letztes Wort; er könne also in dieser Angelegenheit den Grafen Benedetti nicht mehr empfangen.

Damit war der Würfel des Kriegs gefallen.

Der Bundeskanzler Graf Bismarck hatte inzwischen Kenntnis erhalten von der schmählichen Zumutung, die von Gramont an König Wilhelm gestellt und durch den eignen Gesandten in Paris übermittelt worden war. Tiefe Empörung durchzitterte Bismarcks Herz, daß sich Werther so zum Werkzeug französischer Unverschämtheit hatte gebrauchen lassen. Er erließ am 13. Juli eine Depesche an denselben, worin er ihm seinen Unwillen zu erkennen und die Weisung gab, aus — Gesundheitsrücksichten Urlaub zu nehmen und sofort abzureisen.

Die freiwillige Verzichtleistung des Prinzen Leopold hatte Bismarck mit geteilter Empfindung aufgenommen. War er aus menschlichen Gründen froh, daß der Kriegsvorwand den Franzosen entschlüpft war, so erfüllte ihn dieser Verlauf der Sache doch auch mit Erbitterung

zur Gewährung der geforderten Garantien zu bestimmen. Mit schwerem Herzen entschloß sich Napoleon endlich dazu, die Erlaubnis zu erteilen. Es war ihm im hohen Grade verdrießlich, daß Gramont den eben gewonnenen Frieden durch Aufstellung eines neuen Kriegsfalls wieder vernichtete. Doch unbekümmert um die Gefühle des Kaisers eilte Gramont nach Paris zurück und telegraphierte am 12. Juli um sieben Uhr abends an Benedetti, damit die Entsagung des Prinzen Leopold ihre volle Wirkung habe, sei es nötig, daß der König von Preußen sich ihr beigesellt und versichert, daß er diese Kandidatur nicht von neuem genehmigen werde. „Verlangt sogleich vom Könige diese Erklärung, die er nicht verweigern kann, wenn er wirklich keine Hintergedanken hat. — Gehen Sie sofort zum Könige!"

Benedetti hatte kurz vor Empfang dieser Depesche eine dritte Audienz beim Könige gehabt, in welcher dieser ihm gesagt, daß ihm die Antwort des Fürsten Anton von Hohenzollern für den nächsten Morgen telegraphisch gemeldet worden sei, und daß er gleich nach Empfang den Botschafter rufen lassen werde. Es war also wohl nicht gut angebracht, den König, wie verlangt, sogleich nochmals aufzusuchen.

Am Morgen des verhängnisvollen 13. Juli begab sich der Botschafter auf die Brunnenpromenade von Ems, um dort behufs der schnellen Erlangung einer Audienz beim Könige den Adjutanten Prinzen Radziwill, vielleicht auch den König selbst zu sprechen. Der König hatte trotz der frühen Stunde auch bereits seinen Morgenspaziergang angetreten und traf den Gesandten in der Allee. In seiner freundlichen Weise ging der Monarch auf Benedetti zu und sagte ihm, er habe zwar noch keine amtliche Anzeige vom Rücktritte des Prinzen, wohl aber sei ihm soeben ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung zugegangen, welches den Verzicht des Prinzen melde. Damit sei die leidige Frage nun erledigt, meinte der König und wollte weitergehen. Da trat der Botschafter mit der unverschämten Zumutung Gramonts hervor und wurde schließlich, als der König dieselbe bestimmt und fest ablehnte, unziemlich dringend. „Ich wage dennoch zu hoffen, daß Majestät mir die Vollmacht zu dem zustimmenden Telegramm gnädigst geben werden." „Nein, gerade im Gegenteil, ich gebe Ihnen die Vollmacht nicht und weise diese

neue Forderung ein für allemal zurück!“ Der König winkte seinem Adjutanten und setzte seinen Spaziergang fort.

Im Laufe des Vormittags erhielt der König die Zuschrift Werthers mit dem ihm von Gramont diktierten Ansinnen, an den Kaiser Napoleon jenes Abbittschreiben zu richten, bald darauf traf das erwartete Schreiben des Fürsten Anton aus Sigmaringen ein. Er empfing nun auf den Rat seiner Umgebung den Botschafter nicht mehr, sondern sandte seinen Adjutanten mit dem Schreiben aus Sigmaringen zu Benedetti und ließ ihm sagen: Er sehe hiermit die Angelegenheit als abgemacht an.

Benedetti wollte und konnte sich damit aber nicht begnügen. Er hatte von Gramont abermals eine dringende Aufforderung erhalten, die gewünschte Erklärung des Königs auf alle Fälle zu erlangen. Er bat nun den Prinzen Radziwill, ihm eine neue Audienz beim Könige zu erwirken, um ihm die Wünsche der französischen Regierung vorzutragen: Der König möge die Verzichtleistung des Prinzen ausdrücklich billigen und die Versicherung abgeben, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht mehr aufgenommen werde. Darauf ließ der König erwidern: Er könne sich nur auf das beziehen, was er am Morgen dem Botschafter selbst gesagt habe, das sei sein letztes Wort; er könne also in dieser Angelegenheit den Grafen Benedetti nicht mehr empfangen.

Damit war der Würfel des Kriegs gefallen.

Der Bundeskanzler Graf Bismarck hatte inzwischen Kenntnis erhalten von der schmählichen Zumutung, die von Gramont an König Wilhelm gestellt und durch den eignen Gesandten in Paris übermittelt worden war. Tiefe Empörung durchzitterte Bismarcks Herz, daß sich Werther so zum Werkzeug französischer Unverschämtheit hatte gebrauchen lassen. Er erließ am 13. Juli eine Depesche an denselben, worin er ihm seinen Unwillen zu erkennen und die Weisung gab, aus — Gesundheitsrücksichten Urlaub zu nehmen und sofort abzureisen.

Die freiwillige Verzichtleistung des Prinzen Leopold hatte Bismarck mit geteilter Empfindung aufgenommen. War er aus menschlichen Gründen froh, daß der Kriegsvorwand den Franzosen entschlüpft war, so erfüllte ihn dieser Verlauf der Sache doch auch mit Erbitterung

darüber, daß nun Gramonts Drohungen und die freche Herausforderung der Franzosen ohne Sühne bleiben sollte. Noch war er ohne nähere Nachrichten über die Vorgänge in Ems. Für den Fall, daß dort die Friedensliebe so weit getrieben worden, daß Preußens Würde darunter gelitten, war er fest entschlossen, von seinem Posten zurückzutreten. Er schrieb in dieser Stimmung an seine Gemahlin in Varzin, sie möge ihm nicht nachkommen; wahrscheinlich werde er in wenigen Tagen zurückkehren, ob indessen noch als Minister, sei eine andere Frage.

Nun die Nachricht von den neuen Forderungen Gramonts. So sehr er sich über Werthers schwächliches Verhalten ärgerte, seine Brust atmete, wie von einem Alp befreit, erleichtert auf. Mit seinem scharfen Blicke erfaßte er, daß der französische Minister durch seinen plumpen Eifer einen kolossalen Fehler begangen, der ihm nun den Griff des Spießes in die Hand gab, um dessen Spitze wider den Gegner zu richten und seinerseits Genugthuung für die Preußen zugefügte Beschimpfung zu fordern. Und wahrlich, der Streich sollte mit aller Kraft geführt werden!

Der englische Botschafter Lord Augustus Loftus erfuhr zuerst von Bismarcks Entschluß, als er am 13. Juli vormittags von diesem empfangen wurde. Wenn Frankreich jetzt weitere Anforderungen stelle, sagte Bismarck, so ergebe sich daraus, daß der Lärm über die spanische Thronfolge nur leerer Vorwand, die wahre Absicht die Entflammung des Rachekriegs für Sadowa gewesen sei. Wir sind aber entschlossen, fuhr er fort, keinen Schimpf noch Demütigung von französischer Seite zu dulden, sondern den Kampf aufzunehmen, wenn man uns ungerechter Weise herausfordert. Wir wünschen gewiß den Krieg nicht, das haben wir bewiesen. Aber wir können nicht gestatten, daß Frankreich uns in den Rüstungen zuvorkommt. Wir müssen Aufklärung über die französischen Rüstungen fordern; Frankreich muß erklären, daß es die Lösung der spanischen Frage als ausreichend erkannte und auch in Zukunft keine weitern Forderungen erhebt. Geschieht dies nicht und leistet Frankreich nicht Widerruf der drohenden Reden Gramonts, so muß Preußen Genugthuung von Frankreich fordern. Ich könnte keinen Verkehr mit dem französischen Botschafter pflegen nach der

Sprache, welche Gramont vor dem Angesichte Europas gegen Preußen geführt hat.

Der englische Gesandte fand diese Ansicht Bismarcks durchaus gerechtfertigt; er richtete daher an seine Regierung die Mahnung, dem Pariser Kabinett ernstliche Vorstellungen über seine kriegstreiberische Politik zu machen.

Wenige Stunden später hatte Bismarck seine Genossen Roon und Moltke bei sich zu Tische. Die drei Paladine des Königs besprachen eifrig die politische Lage, als Bismarck kurz nach sechs Uhr ein Telegramm erhielt. Es war die folgenschwere, später so viel umstrittene „Emser Depesche", worin der Geheime Legationsrat Abeken im Auftrage des Königs dem Leiter der Auswärtigen Politik über die Vorgänge in Ems bis zur ersten Sendung Radziwills berichtete. Die Depesche lautete:

Ems, 13. Juli 1870, 3 Uhr 50 Minuten nachmittags.

„Se. Majestät der König schreibt mir: ‚Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn ermächtigen, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn, zuletzt etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.‘

Se. Majestät hat inzwischen ein Schreiben des Fürsten (von Hohenzollern) bekommen, und da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchst derselbe mit Rücksicht auf obige Zumutung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern nur durch den Adjutanten sagen lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die

Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Se. Majestät stellt Ew. Excellenz anheim, ob nicht diese neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl unsern Gesandten als auch in der Presse mitgeteilt werden sollte."

Bismarck las die Depesche seinen Gästen vor; der Eindruck, den dieselbe hervorrief, war nichts weniger als ein freudiger. Die unerhört frechen Forderungen Gramonts, der sich nicht scheute, den würdigen König Wilhelm in dieser Weise insultieren zu lassen, empörte die Männer auf das heftigste. Und daneben die milde Gutherzigkeit des Monarchen, der anstatt dem Überbringer solcher Botschaft sofort den Rücken zu kehren, sich mit demselben noch in Verhandlungen einläßt, erst noch Beratungen pflegt, ob er ihn noch weiter empfangen soll! — Nimmermehr, meinte Bismarck, darf das alles veröffentlicht werden! Gottlob, das lag auch nicht im Wortlaute der königlichen Weisung und verbot sich ja durch die Natur der Sache von selbst. Die eigenhändige Aufzeichnung des Königs bekannt zu geben, entsprach der diplomatischen Gepflogenheit nicht, die Beratung über den nochmaligen Empfang des Botschafters war eine innere Kabinettsangelegenheit, welche in keinem Falle für die Öffentlichkeit bestimmt sein konnte. Es war darum nicht bloß Bismarcks gutes Recht, sondern seine staatsmännische Pflicht, dem Telegramme des Geheimrats Abeken vor der Veröffentlichung eine dem buchstäblichen Inhalte des königlichen Befehls entsprechende Fassung zu geben. Die Emser Depesche erhielt nun folgenden Wortlaut:

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Prinzen Hohenzollern der französischen Regierung amtlich mitgeteilt worden, stellte der Botschafter in Ems an den König die Forderung, ihn zu ermächtigen, daß er nach Paris telegraphiere: Der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals wieder zuzustimmen, wenn die Hohenzollern auf diese Kandidatur zurückkämen. Der König lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen: Se. Majestät haben dem Botschafter weiter nichts mitzuteilen.

Wer den Wortlaut beider Fassungen vorurteilsfrei miteinander vergleicht, wird ohne weiteres zugeben müssen, daß die zweite Fassung gewissenhaft den wesentlichen (hier durch gesperrten Druck hervorgehobenen) Inhalt der Urschrift wiedergiebt. Also nur Bosheit oder Borniertheit kann, wie es später, 1892, in dem bekannten von dem Anarchisten Liebknecht erregten Skandal um die Emser Depesche geschehen, die Abänderung Bismarcks als eine „Fälschung" hinstellen.

Als Bismarck den Freunden seine Niederschrift vorlas, zeigte sich der Befehl des Königs in seiner alles Beiwerks entkleideten Form zehnfach verstärkt. Ein Leuchten innerer Befriedigung ging über die Angesichter der beiden Generäle. „Das klingt besser!" sagte Roon. „Ja," fiel Moltke ein, „vorhin klang es wie eine Chamade, jetzt wie eine Fanfare." In der That war aus der Depesche Abekens, die nach dem gedämpften, die Parlamentärverhandlung mit dem Feinde begleitenden Trommelschlage, der „Chamade"klang, unter Bismarcks Hand ein freudiges Trompetensignal, eine „Fanfare", geworden.

„Wenn das Telegramm an die Gesandten um elf Uhr abgeht," bemerkte Bismarck, „kann es um Mitternacht auch in Paris gemeldet sein, und die Franzosen sehen dann, wie ‚Preußen zu Kreuze kriecht'. — Wie aber, wenn sie dies übelnehmen und losgehn, steht es dann um die Siegessicherheit?"

„Ich glaube, wir sind ihnen überlegen," antwortete Moltke, „immer vorbehalten, daß niemand den Ausgang einer großen Feldschlacht voraussehen kann. — Wenn ich in diesem Kriege unser Heer führen könnte," fuhr er, indem er sich auf die Brust schlug, fort, „so möchte gleich darauf dies Gerippe der Teufel holen!"

Noch spät am selben Abende machte ein Extrablatt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung das Telegramm aus Ems in der Bismarckschen Fassung in Berlin bekannt. Die Wirkung war unbeschreiblich. Aus der Tiefe der Herzen ein einziger tausendstimmiger Jubelruf! Endlich kein Makel mehr auf Preußens Ehrenschilde! Dem Vertreter der französischen Anmaßung und Unverschämtheit war die gebührende Antwort geworden; man hatte ihm die Thüre gewiesen! So

machte sich die bedrückte Stimmung der letzten Tage Luft. Auf den Straßen der Hauptstadt wogten die erregten Massen; Männer, die sich begegneten, umarmten einander unter Freudenthränen, Hochrufe auf den König durchbrausten die Luft.*)

Der König unterbrach seine Brunnenkur und reiste am 15. Juli nach Berlin zurück. In seiner Milde gewährte er dem französischen Botschafter Benedetti, der den hetzenden Weisungen seines vorgesetzten Ministers mit peinlichem Gefühle und innerstem Widerstreben gefolgt war, auf dem Bahnhofe noch eine Abschiedsaudienz. Die Reise des greisen Königs, der die französische Anmaßung mit hoher fürstlicher Würde zurückgewiesen hatte, glich einem Triumphzuge. In Brandenburg wurde er von seinen ersten Ratgebern, Bismarck, Moltke, Roon und dem Kronprinzen empfangen, mit denen er auf der Weiterfahrt im Eisenbahnwagen die nächsten Schritte beriet, welche für die Lage des bedrohten Vaterlands zu thun waren. Mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßte die Berliner Bevölkerung den heimkehrenden König und seine großen Paladine auf dem Bahnhofe und während der Fahrt nach dem Palais, wo noch am späten Abend die Beratung fortgesetzt wurde.

In Paris war inzwischen die Volkserregung aufs höchste gestiegen. Die Nachrichten von den Vorgängen in Ems, durch die öffentlichen Organe entstellt, riefen die heftigste Entrüstung hervor. Kurz zuvor hatten die Pariser Zeitungen mit herausforderndem Hohne geschrieben: „Unser Kriegsruf ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutschen Rheins sind noch stumm.“ Jetzt war das Echo der Rheinufer wach geworden. Ein wüstes Kriegsgeschrei erhob sich darob in den Straßen von Paris. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ erscholl es. „Nieder mit Bismarck! Nieder mit Preußen! Rache für Sadowa!“ Ein Ministerrat beschloß am 14. Juli zu St. Cloud den Krieg gegen Preußen. Unter bangen Ahnungen und heftigem Widerstreite mit sich selbst willigte Napoleon ein. Seine Minister Ollivier und Gramont, die Kaiserin und die unzufriedenen Elemente seines Volks drängten ihn in den ihm verhaßten Krieg. Als der Kaiser die Berufung eines europäischen Kon-

*) Vergl. Sybel: „Begründung des Deutschen Reichs.“ Band VII, worin die Ursachen des Kriegs von 1870/71 zum erstenmal ausführlich dargestellt sind.



Das auswärtige Amt im Felde.

Originalzeichnung von Richard Knötel.

gresses in Vorschlag brachte, schrie ihn Gramont an: „Sire, wenn Sie noch einmal von einem Kongresse reden, so werfe ich Ihnen mein Ministerportefeuille vor die Füße!“ Am 15. Juli wurden im Gesetzgebenden Körper zu Paris unter stürmischen Verhandlungen die Mittel zur Kriegsführung für Heer und Flotte bewilligt. Vergebens warnten besonnene Männer wie Jules Favre, Thiers, Gambetta, Arago u. a. vor dem verhängnisvollen Beschlusse.

Vergebens suchten auch einige der unbeteiligten Mächte durch Vermittlungsvorschläge den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. England begann damit, allerdings in recht plumper Weise. Die Regierung, mit der Langmut und Mäßigung des Königs Wilhelm noch nicht zufrieden, mutete dem preußischen Gesandten, Grafen Bernstorff, zu, seinem königlichen Herrn die Bewilligung der französischen Forderung zu empfehlen. Auch das französische Kabinett, mit dem man es in London, der guten Handelsbeziehungen wegen, um keinen Preis verderben wollte, wurde leise zur Nachgiebigkeit gemahnt. Doch Gramont erklärte dem englischen Botschafter am 18. Juli: „Die Vermittlung ist durch die letzten Schritte der preußischen Regierung unmöglich geworden. Diese hat Frankreich insultiert, indem sie dem Volke erklärte, der König habe den französischen Botschafter beleidigt. Der König hat in der That den Herrn Benedetti nicht einmal mit der rohen Unhöflichkeit behandelt, mit welcher die preußische Regierung prahlt. Gerade dieses Sich-Brüsten macht die Beleidigung aus.“ Mit gleichem Mißerfolge bot der Papst in Rom den streitenden Mächten seine Vermittlung an. Am 19. Juli wurde die französische Kriegserklärung nach Berlin abgesandt.

An demselben Tage trat der inzwischen mit dem Bundestage einberufene Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin zu einer außerordentlichen Tagung zusammen. Nach einem gemeinschaftlichen Gottesdienste in der Domkirche, bei welchem der Oberhofprediger Dr. Hoffmann über das Textwort „Mit Gott werden wir Thaten thun“ predigte, wurde der Reichstag im Weißen Saale des Königlichen Schlosses feierlich eröffnet. In der Thronrede, die der König verlas, hieß es am Schlusse: „Wir werden nach dem Beispiele unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer

kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Als der Bundeskanzler Graf Bismarck nach den Eröffnungsfeierlichkeiten auf kurze Zeit sich in das Ministerium begeben hatte, wurde ihm daselbst um eineinhalb Uhr mittags der französische Geschäftsträger Le Sourd gemeldet. Derselbe trat ein und überreichte dem Kanzler ein Schreiben; es enthielt die amtliche Kriegserklärung Frankreichs. Kurze Zeit darauf trat Graf Bismarck in den Sitzungssaal des Reichstags und meldete sich sogleich zum Worte. In atemloser Spannung lauschte die Versammlung, als er mit tief ernster und bewegter Stimme begann: „Ich habe dem Hohen Hause die Mitteilung zu machen, daß mir der französische Geschäftsträger Le Sourd heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. Nach den Worten," fuhr er fort, „die Seine Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache weiter nichts hinzu." Eine unbeschreibliche Bewegung durchbrauste nach diesen Worten den Saal. Das ganze Haus erhob sich unter dem Rufe: „Bravo! Hurra! Es lebe der König!" Die Zuhörer auf den Tribünen stimmten begeistert mit ein.

Zu derselben Stunde, als dies geschah, befand sich der König im Schloßgarten zu Charlottenburg, um hier an der Ruhestätte seiner entschlafenen Eltern im Gebete Kraft und Erholung für den bevorstehenden Kampf zu suchen.

„An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild."

Trost und Erquickung ziehen in sein Herz.

„All' die goldnen Sprüche funkeln
Siegverheißend an der Wand."

Mildverklärten Antlitzes verläßt der König den Tempel des Friedens, um in den Kampf wider den alten Feind von 1813 einzutreten. An demselben Tage erneuert er die Stiftung des Eisernen Kreuzes, jenes geheiligten Ehrenzeichens, das auch in dem bevorstehenden Streite als Lohn der Tapferkeit verliehen werden soll.

Die begeisterungsvolle Bewegung, welche bei der Mitteilung der französischen Herausforderung zum Kriege die Räume des Reichstagssaales durchbraust hatte, pflanzte sich alsbald durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes vom Fels zum Meer, von der Maas bis an die Memel fort.

So schöne Tage wie diese Julitage von 1870 mit ihrer allgemeinen vaterländischen Erhebung hat Deutschland selbst im Jahre 1813 nicht gesehen. Gleich der Volksvertretung des Norddeutschen Bundes, wenn auch nicht mit so voller Einmütigkeit, bewilligten die Kammern der Staaten jenseit der Mainlinie die von den Regierungen geforderten Geldmittel zur Führung des Kriegs. Noch vor dem Bekanntwerden der französischen Kriegserklärung sandte Bayern die Nachricht nach Berlin, daß es sein Heer kriegsbereit mache und unter den Befehl des Königs Wilhelm stelle. Wenn sich unter den Vertretern des Volks auch noch eine nicht unbeträchtliche Minderheit fand, welche sich der Einigung mit dem Norden entgegenstellen und den geforderten Kredit höchstens zur „Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität" bewilligen wollte, die Wogen der allgemeinen Begeisterung für die Kampfgenossenschaft mit den deutschen Brüdern im Norden gingen über sie hinweg. Der junge König Ludwig gab dem vaterländischen Gefühle seines Volks treffenden Ausdruck, als er bei Eröffnung der Kammerverhandlungen erklärte:

„Treu dem Alliancevertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es die Pflicht gebietet."

Dem Beispiele Bayerns folgte Baden und Württemberg mit gleich hoher patriotischer Begeisterung. Das Heer Hessens war durch besondern Vertrag schon zuvor unter den Befehl des norddeutschen Bundespräsidenten gestellt worden. Die Kriegsrüstung des Bundesheeres schloß dasselbe mit ein. So erhob sich Alldeutschland wie ein Mann zur Abwehr französischer Gewaltthat. Ja,

„Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd — ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr.

Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurra, Germania, stolzes Weib,
Hurra, du große Zeit!"

Während die Rüstungen und der Aufmarsch der deutschen Heere unter der bewährten Leitung Roons und Moltkes in bewundernswerter Schnelligkeit und Ordnung sich vollzogen, eröffnete der große Staatsmann des Norddeutschen Bundes seinen Feldzug gegen Frankreich. Bismarck hatte in dem diplomatischen Spiel mit dem Pariser Kabinett ein paar hohe Trümpfe für den Austrag der Partie zurückgesteckt. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, sie wirksam auszuspielen. Am 25. Juli erschien in dem englischen Weltblatte ‚Times' der Abdruck jenes Vertragsentwurfs, welchen Benedetti 1867 in Bismarcks Händen zurückgelassen hatte. Nach diesem Entwurfe sollten Preußen und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis zum gegenseitigen Beistande bei gewissen Gebietsvergrößerungen schließen. Die Pariser Staatsmänner hatten es auf die Erwerbung Belgiens abgesehen; Preußen sollte für seine Mithilfe Luxemburg erhalten. Dieser Schlag gegen das französische Kabinett war geradezu niederschmetternd. Allen Zweifeln an der Echtheit des Entwurfs konnte Bismarck mit Beweisen in seinen Händen erfolgreich begegnen. In einem Rundschreiben an sämtliche auswärtigen Vertreter des Norddeutschen Bundes wurden nun auch die andern Anerbietungen Frankreichs an Preußen und der Vertragsentwurf vom Mai 1866, auf die deutschen Gebiete am linken Rheinufer bezüglich, veröffentlicht. Die Gründe für sein Verhalten in diesem diplomatischen Spiel mit Frankreich legte Bismarck folgendermaßen dar:

„Die Unmöglichkeit, auf irgendwelche Anerbietungen der Art einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigentümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses, ohne ihnen irgendwelche auch nur mündliche Zusagen zu machen, möglich sein würde. Ich vermutete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen

Politiker, welche dazu rieten, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Notwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten, — eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zu gute kam. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumutungen und verhandelte dilatorisch über dieselben, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen. Ich habe den Eindruck, daß nur die definitive Überzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen sei, den Entschluß gereift haben dürfte, solche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe sogar Grund, zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unsrer Rüstungen Frankreich uns angeboten hätte, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter, dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedettischen Vorschläge auf Kosten Belgiens."

Am Schlusse des Rundschreibens war noch bemerkt, daß der von der ‚Times' mitgeteilte Entwurf von Anfang bis zu Ende von der Hand des Grafen Benedetti und auf dem Papier der kaiserlich französischen Botschaft geschrieben sei, und daß die in Berlin anwesenden Gesandten im Auswärtigen Amt Einsicht von dem Original genommen und die Echtheit der Handschrift erkannt hätten.

Durch diesen Meisterstreich des deutschen Staatsmannes war Frankreich bereits moralisch vernichtet, ehe noch der Kampf zum Ausbruch gekommen war. Die Sympathieen aller Rechtlich- und Redlichdenkenden in Europa mußten sich dem herausgeforderten deutschen Volke zuwenden. Einer fremden Einmischung zu ungunsten Deutschlands war jeder Boden des Rechts entzogen. In Deutschland selbst konnte sich jetzt kein

ehrlicher Gegner Preußens mehr der Einsicht verschließen, daß die Politik der preußischen Regierung dem Wohle und der Ehre des großen deutschen Vaterlandes gewidmet sei. In zahlreichen Kundgebungen aus allen Kreisen des deutschen Volks, in begeisterungsvollen Kampfliedern kam dies zum schönen Ausdruck. Diesen Beweisen der Hingebung und Opferfreudigkeit gegenüber erklärte König Wilhelm in einem Erlasse, daß er „dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringen und unwandelbar halten werde".

Am 31. Juli reiste der greise König Wilhelm, damals im vierundsiebzigsten Lebensjahre stehend, von Berlin ab, um als oberster Kriegsherr die Leitung des Feldzuges zu übernehmen. Eine Handlung königlicher Gnade war es, durch welche er sich in dem folgenden Erlasse von seinem Preußenvolke verabschiedete:

„Indem Ich heute zur Armee abgehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und die Erhaltung unsrer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volks eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. — Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unsrer Seite war. Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlands."

Am 2. August traf der König, in dessen Gefolge sich die großen Meister der Kriegskunst, die Generale Moltke und Roon, und der geniale Leiter der Staatskunst, Graf Bismarck, befanden, im Hauptquartier zu Mainz ein, und an demselben Tage übernahm er den Oberbefehl über das gesamte deutsche Heer. Dasselbe stand jetzt, nachdem kaum vierzehn Tage seit dem Mobilmachungsbefehl vergangen waren, in drei großen Armeen und einer Ausdehnung von zwanzig Meilen kampfbereit längs der westlichen Grenze: die Erste Armee unter dem General Steinmetz auf dem rechten Flügel im Gebiete der Saar, die Zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl im Zentrum und die Dritte Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem linken Flügel dem Elsaß gegenüber am Rhein. Es war ein herrlicher Anblick, den die Mutter Germania in ihrer starken, glänzen-

den Waffenrüstung, getragen von der glühenden Begeisterung aller ihrer Kinder, in jenen unvergeßlichen Tagen darbot.

„Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird.
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja.
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!"

Die feste Siegeszuversicht des deutschen Volks brachte außerordentlich treffend und charakteristisch jener pommersche Landwehrmann zum Ausdruck, der da, als er den Einberufungsbefehl erhielt, im Andenken an die Ruhmesthaten von 1864 und 1866 zu seiner treuen Ehegattin sagte:

„Süh'st du, Mudder, nu geiht dat olle Siegen wedder los!"



XXIX.

Metz, Sedan, Paris.

„Hei, Männermut hat kühles Blut,
Graf Bismarck, halte stand!
Ein Deutschland! Allwärts brennt die Glut —
Ein freies Vaterland!
Der König, unser Volk und Du,
Wie alles Schlachten schlug!
Und Sieg! Dann Friede, Glück und Ruh —
Dir Ehre nie genug!"

Wolfgang Müller von Königswinter.

Hatten die Franzosen sich zuvor darüber gewundert, daß auf ihr vorlautes Kriegsgeschrei die deutschen Ufer des Rheins kein Echo erschallen ließen, so mußte es jetzt in Deutschland Staunen hervorrufen, daß der schnellen Kriegsbereitschaft seines Heeres gegenüber die westlichen Ufer des Rheins und das Gebiet hinter der Grenze so merkwürdig lange stumm blieben. Man hatte auf deutscher Seite einen raschen und entschiedenen Vorstoß des französischen Heeres nach Süddeutschland hinein gefürchtet. Das Geschrei in den Pariser Zeitungen und in den überschwenglichen Erlassen der Regierung gaben Veranlassung genug zu solchen Befürchtungen, und Moltkes Kriegsplan hatte auch Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen Falles genommen. Doch es zeigte sich jetzt bei den Franzosen, was im Jahre 1866 den Österreichern verhängnisvoll geworden war. Das französische Heer erwies

sich trotz aller Prahlereien des Kriegsministers Le Boeuf, bis auf den letzten Rockknopf gerüstet zu sein, nicht kriegsbereit. Im entscheidenden Augenblicke herrschten überall Verwirrung und Mängel. Unter solchen Verhältnissen bot sich freilich den bewährten Heerführern, wie sie Frankreich in den ruhmgekrönten Marschällen Mac Mahon, Herzog von Magenta (Oberbefehlshaber der „Südarmee“) und Bazaine (Ober-



Graf Marie Edme Patrice Maurice v. Mac Mahon, Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich (geb. 13. Juli 1808).

befehlshaber der „Rheinarmee“) besaß, wenig Aussicht auf neue Ruhmesernte. Nichtsdestoweniger aber ließen die öffentlichen Stimmen Frankreichs sich in ihrem prahlerischen Selbstlob nicht stören. Die ganze Napoleonische Politik hatte ja seit Jahren kaum einen andern Zweck, als die eignen Fehler und Schwächen zu verdecken und die Augen des Volks zu blenden. Das geschah auch jetzt. Ein unbedeutendes Vorpostengefecht, welches unter den Augen des Kaisers Napoleon und seines Sohnes bei Saarbrücken stattfand, posaunte man als einen

„großen Sieg“ in die Welt hinaus. — Als darauf aber wieder vollständige Ruhe hinter der französischen Grenze eintrat, da erteilte König Wilhelm den Befehl zum Vorrücken der deutschen Heere. Nach jenem kleinen einleitenden Vorspiele bei Saarbrücken begann nun das große, ernste Kriegsdrama.

Alldeutschland in Waffen verließ seinen Posten auf der Wacht am Rhein und suchte den Feind jenseit der Grenze auf. Schon in den nächsten Tagen vernahm die Welt von gewaltigen deutschen



Marschall François Achille Bazaine (geb. 13. Febr. 1811).

Ruhmesthaten. Am 4. August schlug der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinen vereinigten Süddeutschen und Preußen bei Weißenburg die Vorhut, am 6. bei Wörth die Hauptmacht Mac Mahons. Am letztern Tage erfocht auch General Steinmetz, der allzufeurige „Löwe von Nachod“, durch seinen freilich gegen die Absicht und Weisung der Oberleitung erfolgenden Sturm auf die Höhen von Spichern einen glänzenden, aber unter schweren Opfern erkauften Sieg. Dann in jenen roten Tagen der Augustmitte, am 14., 16. und 18., das furchtbare Völkerringen um die Moselfeste Metz! Kühn ergriffen hier die ver-

einigten Heere des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Steinmetz den mit seiner Rheinarmee nach Westen abziehenden Bazaine an den Rockschößen, hielten den sich verzweifelt Wehrenden in den blutigen Kämpfen von Colombey-Nouilly und Mars la Tour-Vionville fest und warfen ihn endlich in der Schlacht von Gravelotte nach Metz zurück, um ihn in der Festung, die ihm zur Falle wurde, mit seiner gesamten Heeresmacht gefangen zu halten.

Während also die Kriegskunst durch den gewaltigen Mund der Kanonen ihr entscheidendes Wort sprach, trat die Staatskunst nicht ganz schweigend zurück. Mit dem waffengerüsteten Heere war auch die federführende Schar im Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes ins Feld gezogen. Zu dem diplomatischen Generalstabe Bismarcks gehörten die Legationsräte Abeken, von Keudell, Graf Hatzfeld, Graf Bismarck-Bohlen und (vom September an) Lothar Bucher. Dazu kamen als Büreaubeamte der Geheimsekretär Bölsing, die Chiffreure Willisch, St. Blanquart und Wiehr sowie, auf besondere Einladung des Kanzlers, der Schriftsteller Dr. Moritz Busch,*) ferner Feldjäger, Aufwärter, Kanzleidiener, Trainsoldaten und der „Schwarze Reiter“ Karl Leverström für den Stafettendienst vervollständigten den Troß, dem sich später noch mancherlei andre Personen, wie z. B. der amerikanische General Sheridan, Geheimrat Wagener u. s. w. als eine Art diplomatische Schlachtenbummler anschlossen.

Der Kanzler trug während des ganzen Kriegs Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachtfeldern oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Ehrenzeichen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles legte er einigemal den Schlafrock an, und da war er krank, — ein Zustand, von dem er sonst während des Feld-

*) Verfasser des Buches „Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich.“ Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

zugs fast ganz verschont blieb. In betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, so daß er sich auch da, wo besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidnen Unterkommen begnügte. Während in Versailles Oberste und Majore mitunter eine Reihe prächtig eingerichteter Zimmer innehatten, bestand die Wohnung des Bundeskanzlers



General von Steinmetz.

im Hause der Frau Jessé während der fünf Monate seines dortigen Aufenthalts in zwei kleinen Stuben, von welchen die eine Arbeitszimmer und Schlafgemach zugleich war, und einem nicht sehr geräumigen und wenig vornehmen Empfangssaale im Erdgeschosse. Zuweilen fehlte für die Nacht eine Bettstelle, so daß ihm sein Lager auf der Erde bereitet werden mußte.

Auf der Reise fuhr der Wagen des Kanzlers unmittelbar hinter dem des Königs. Im Nachtquartiere angekommen, ging es sogleich an die Einrichtung eines Büreaus, in welchem dann selten Mangel an Arbeit war, zumal wenn der Troß den Feldtelegraphen erreicht hatte, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes durch ihn geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der Mittelpunkt der zivilisierten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht Halt gemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos thätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften solche fort. Die Räte verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopierte, registrierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln u. dgl. herzu, und das meiste davon erheischte rasche Erledigung.

Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Unerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Thätigkeit aufzuwendenden Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn nicht eine zu erwartende Schlacht ihn schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er bereits wieder zu denken und zu schaffen, Depeschen zu lesen und mit Anmerkungen zu versehen, Zeitungen zu studieren, den Räten und andern Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren. Später waren Besuche zu empfangen oder war dem Könige Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Korrektur von befohlenen Aufsätzen, Niederschrift von Konzepten mit

dem bekannten großen Bleistifte, Abfassungen von Briefen, Informationen zu Telegrammen und Äußerungen in der Presse. Erst nach zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Staatsmann eine kurze Erholung, indem er einen Spazierritt oder Spaziergang in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wieder Arbeit, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Mittagsessen ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtische, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen. Bei dieser Arbeit hatte der Kanzler noch Zeit, allabendlich oder nächtlich einen Abschnitt aus dem mitgeführten Andachtbuche „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen“ aus den „Täglichen Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeinde“ oder auch aus einem guten Romane zu lesen, welche die fromme Gattin ihm sorglich miteingepackt hatte.

In einer Fülle von Einzelzügen vervollständigt das mehrmals erwähnte Buch von Moritz Busch, dem diese Schilderung entnommen ist*), das Bild des großen Kanzlers während jener Kriegszeit. Wir sehen ihn bei Tische in lebhafter, meist heiterer Unterhaltung mit seiner Umgebung, sich an Humor, Witz und Anekdoten erfreuend, die er oder andre zum besten geben, hören ihn aus dem Reichtume seiner Erinnerungen in seiner eignen Weise Denkwürdigkeiten erzählen oder über die gegenwärtige Lage sprechen. In rührender Weise tritt oft das weiche Kindesgemüt des gewaltigen eisernen Kanzlers hervor. Als er unterwegs bei Beaumont auf dem Marsche mattgewordene Bayern, gemeine Soldaten, sich in der Sonnenglut langsam fortschleppen sieht, ruft er dem nächsten zu: „Heda, Landsmann, wollen Sie einmal Kognak trinken?“ Natürlich wollte er und ein andrer nach seinen sehnsüchtigen Blicken ebenfalls und ein dritter desgleichen, und so tranken sie und alle andern jeder seinen Schluck aus des Ministers, dann aus seines Begleiters Feldflasche und bekamen jeder noch seine rechtschaffene Zigarre. — „Vorige Nacht,“ erzählte er einmal bei Tische in Bar le Duc, „fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Essen stünde, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und

*) „Graf Bismarck und seine Leute.“ Bd. I. S. 8 ff.



Fürst Bismarck passiert die alte Grenze bei der goldenen Bre



...mm auf dem Schlachtfelde von Saarbrücken. 12. August 1870.

suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brot herunter und trug's ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien."

Nicht selten schwebte der Kanzler während jener Zeit in ernster Lebensgefahr, so mehrmals, wenn er allein auf einsamen Wegen im Feindeslande einherging oder ritt. In einer französischen Zeitung wurde bald nach dem Kriege über Bismarcks Aufenthalt in Bar le Duc folgendes erzählt: „In einer Stadt des östlichen Frankreichs, welche die traurige Ehre hatte, einige Tage hindurch die höchsten Persönlichkeiten der Invasion zu beherbergen, ging der famose Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünschungen und das Erstaunen des Volks mit Fingern auf ihn wiesen, allein in den entlegensten Quartieren der Stadt auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an seinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand für ein Unternehmen, welches großes Aufsehen machen würde, um eine verborgene Waffe. Man verweigerte ihm dieselbe, man zitterte, daß er eine solche finden könnte. Die Einwohner der Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte sich dieser Mann gehenkt, und sein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein in Uniform auf der Viehweide der obern Stadt spazieren gegangen!" Die vielbewunderte Person des großen Kanzlers hatte übrigens etwas außerordentlich Achtunggebietendes auch für die Feinde, so daß ihm dieselben nicht selten bewundernde Huldigung darbrachten.

Am 16. August war das Hauptquartier des Königs und mit ihm der Kanzler und seine Leute über Homburg und Saarbrücken in Pont à Mousson angekommen. Von ferne brüllte die Schlacht bei Mars la Tour-Vionville. Bismarck hörte den Kanonendonner und wußte, daß seine Söhne im Feuer standen. Beide dienten, Herbert als Fähnrich, Wilhelm als Gefreiter, in demselben Zuge der dritten Schwadron des ersten Garde-Dragonerregiments, das an den blutigen Reiterkämpfen bei Vionville hervorragend beteiligt war. Voller Besorgnis um das Schicksal seiner Söhne ritt Bismarck in der Morgenfrühe des folgenden Tages mit dem Könige auf das Schlachtfeld hinaus, das, mit den Spuren des furchtbaren Kampfes bedeckt, einen ergreifenden Anblick bot. Er erfuhr von den unsterblichen Ruhmesthaten des Regi-

ments seiner Söhne, aber auch von den schrecklichen Verlusten. Nachdem der Rest des Regiments nach einem Todesritte, gleich dem der Brigade Bredow, sich gesammelt, war der Oberst von Auerswald, tödlich verwundet, vor die Front gesprengt, hatte den tapfern Mannschaften Dank gesagt, ein Hoch auf den König ausgebracht, das Kommando dem nächsten Offizier übergeben und war dann nach dem Lazarette geritten, um — zu sterben. Von den übrigen Offizieren des Regiments waren der Rittmeister Graf Westarp schwerverwundet, von Kleist, Prinz Reuß, Graf Schwerin, Thassilo von Tresckow gefallen. Nach längerm Suchen traf Bismarck das starkgelichtete Regiment; er fragte nach seinen Söhnen. Man wies ihn nach dem Lazarett in Mariaville. Dort fand er beide Söhne: den ältern durch eine Kugel am Oberschenkel verwundet, den jüngern bei ihm. Letzterer war, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, längere Zeit auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, dann aber wieder zu seinem Regiment gestoßen. Frohbewegt sahen sich Vater und Söhne wieder.

Während, wie hier schon erwähnt werden mag, Graf Herbert nach Mannheim gebracht wurde, wo er unter der sorgsamen Pflege der Mutter von seiner Wunde genas, zog sein jüngerer Bruder mit dem Heere weiter, wurde am 27. September zum Offizier befördert, that als solcher unter General von Manteuffel Ordonnanzdienst in der Schlacht an der Hallue am 25. Dezember und erhielt bald darauf das Eiserne Kreuz, das dem verwundeten Bruder bereits am 2. September mit seiner Ernennung zum Offizier verliehen worden war.*)

Am Morgen des 18. August begab sich der Bundeskanzler im Gefolge des Königs auf die Höhe von Flavigny, um Zeuge des Kampfes um Gravelotte zu sein. Das blutige Ringen begann, und es

*) Die Beförderung der Söhne Bismarcks erfolgte verhältnismäßig langsam. Der Kanzler äußerte sich Ende August in Bezug auf seinen zweiten Sohn zu einem seiner Begleiter: „Da können Sie sehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrscht. Er dient nun schon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während andre nicht viel länger als vier Wochen dabei und schon zum Fähnrich vorgeschlagen sind. Ich habe mich erkundigt, ob er sich was hat zu schulden kommen lassen, betrunken gewesen sei u. dergl.; aber nichts; er hat sich ganz gut geführt und ist bei dem Reiterkampfe von Mars la Tour so brav wie sonst nur einer mit auf das französische Karree losgeritten."

dauerte nicht lange, so befand sich auch unser Held mitten im Schlachtgewühl, erfrischte die Verwundeten eigenhändig mit Wasser und schwebte mehrmals gleich dem Könige in großer Lebensgefahr. Er selbst schildert seine Erlebnisse in jener entscheidenden Stunde des furchtbaren Kampfes, als Moltke die ankommenden Pommern persönlich in die Schlacht führte, also: „Ich hatte meine Pferde eben zu Wasser geschickt und stand in der Dämmerung bei einer Batterie, welche feuerte. Die Franzosen schwiegen, aber während wir dachten, ihre Geschütze wären demontiert, konzentrierten sie nur ihre Kanonen und Mitrailleusen seit einer Stunde zu einem letzten großen Vorstoß. Plötzlich fingen sie ein ganz fürchterliches Feuer an mit Granaten und ähnlichen Geschossen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sausen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Roon zurückgeschickt, abgeklemmt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurück müssen, setzest du dich auf den nächsten Protzkasten. Wir erwarteten nun, daß französische Infanterie den Vorstoß unterstützen würde, und da hätten sie mich gefangen nehmen können, wenn die Artillerie mich nicht mitgenommen hätte. Der Vorstoß erfolgte aber nicht; endlich kamen meine Pferde, und ich machte mich fort, wieder zum Könige. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am Morgen sahen wir die Schweinskuhlen, die sie aufgewühlt hatten. Da mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten."

Und über die folgenden Stunden berichtet Bismarck: „Es war nun Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe und etwas essen möchte. Da gab es wohl zu trinken — Wein und schlechten Rum von einem Marketender — aber nichts zu beißen als trocken Brot. Endlich trieben sie im Dorfe Rezonville ein paar Koteletten auf, gerade genug für den König, aber nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas anderm umsehen. Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommisbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein paar und zerschlug sie an meinem

Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden — es war eine Erbssuppe, die mir General Göben gab; sie schmeckte aber ganz vortrefflich. Später gab es noch ein gebratenes Huhn, an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte. Mit dem Nachtquartier war es auch solche zweifelhafte Sache. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen toten Pferden und Schwerverwundeten. Er fand später Unterkommen in einer Kabache. Der Bundeskanzler mußte sich wo anders unter Dach zu bringen suchen. Der Erbe eines der mächtigsten deutschen Potentaten (der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg) hielt bei dem gemeinsamen Wagen Wache, daß nichts gestohlen wurde, und ich machte mich mit Sheridan auf, um nach einer Schlafstelle zu rekognoszieren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte, und da war es zu heiß. Ich fragte in einem andern nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll Verwundeter. Ebenso hieß es in einem vierten; ich ließ mich hier aber nicht abweisen. Ich sah oben ein Fenster, wo es dunkel war. ‚Was ist denn das da oben?‘ erkundigte ich mich. ‚Lauter Verwundete!‘ — ‚das wollen wir doch untersuchen‘, und ich ging hinauf, und siehe da, drei leere Bettstellen mit guten, wie es schien, ziemlich reinlichen Strohmatratzen. Wir machten Nachtquartier, und ich schlief ganz gut.“

Der Leiter der Staatskunst hatte sich, wie schon aus dieser Schilderung hervorgeht, während des ganzen Feldzuges eines sehr rücksichtsvollen Entgegenkommens seitens vieler Vertreter der Kriegskunst gerade nicht zu erfreuen. So war an jenem Abend in Rezonville gar keine Not um Unterkommen gewesen. Ein General hatte beispielsweise in einem für Bazaine eingerichteten Landhause ein höchst vortreffliches Nachtquartier mit guten Betten, Sekt im Keller und einer wohlgefüllten Speisekammer gefunden, wo er sich mit seinen Kameraden bei einer köstlichen Abendtafel gütlich gethan hatte.

Während nun dem Prinzen Friedrich Karl die Aufgabe zufiel, mit der Ersten und einem Teile seiner Zweiten Armee Metz zu umschließen und den Feind darin festzuhalten, und General Steinmetz, der gewaltsame Stürmer von Spichern, seines Kommandos enthoben,

zum Generalgouverneur der Provinz Posen ernannt wurde, zogen die andern deutschen Heeresscharen auf ihrer Siegesbahn weiter nach Paris zu.

Eine neugebildete Vierte Armee, deren Führung der Kronprinz Albert von Sachsen übernahm, sollte mit der Dritten Armee des Kron-



Kronprinz Albert von Sachsen.

prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Fühlung gewinnen und gemeinsam mit dieser dem Heere Mac Mahons nachjagen. An die Spitze der vereinigten Heere stellte sich König Wilhelm selbst.

Am 23. August brach das Hauptquartier des Königs von Pont à Mousson auf, mit ihm der Kanzler und sein diplomatischer Stab. Westwärts ging's über Commercy nach Bar le Duc. Unterwegs in der Gegend von Gironville führt die Straße einen steilen Hügel hinauf.

Die Insassen der Wagen außer dem Könige stiegen aus, um es den Pferden bequemer zu machen. Der Kanzler schritt in seinen großen Aufschlagstiefeln eine Viertelstunde lang hinter dem Wagen her, neben ihm Moltke. „Der größte Kriegskünstler unsrer Tage," bemerkt ein Augenzeuge hierzu, „wanderte an der Seite des größten Staatsmannes der Zeit auf französischen Landstraßen hin — auf Paris zu, und ich wette darauf, daß beide darin in dem Augenblicke nicht einmal etwas Besonderes fanden."

Am 25. August faßte Moltke in Bar le Duc, während er sich auf den alten Wällen der ehedem befestigten Stadt erging, den genialen Plan*) zu der berühmten Rechtsabschwenkung nach Norden, wodurch es gelang, das heimlich auf dem Umwege längs der belgischen Grenze zur Entsetzung Bazaines gen Metz ziehende Heer Mac Mahons, zu welchem sich der Kaiser Napoleon geflüchtet, bei Beaumont zu ereilen und tags darauf bei Sedan zu vernichten.

Es war an jenem denkwürdigen 1. September 1870, als Bismarck in der Umgebung seines Königs auf der Höhe von Frénois stand und auf das furchtbare Kesseltreiben der von Moltke geleiteten deutschen Scharen und das Verzweiflungsringen des letzten Napoleonischen Heeres herabsah. Er war Zeuge des großen Augenblicks, da der französische General Reille den Brief des samt seinem Heere unentrinnbar eingefangenen Kaisers überbrachte, worin derselbe dem Könige Wilhelm seinen Degen zu Füßen legte. Er nahm als Vertreter der deutschen Staatskunst an den Kapitulationsverhandlungen teil, welche während der folgenden Nacht in dem Schlößchen Donchery stattfanden. Auf dem Wege dorthin vereinbarte er mit Moltke die Bedingungen, welche den Besiegten auferlegt werden sollten. Man beschloß, auf Kriegsgefangenschaft des ganzen feindlichen Heeres zu bestehen.

Es war um zehn Uhr abends, als die Verhandlungen begannen, bei denen deutscherseits die Generale Freiherr von Moltke, Graf Bis-

---

*) Eingehende Schilderung dieses Vorgangs wie überhaupt der hier nur angedeuteten Kriegsereignisse in strategischer und taktischer Hinsicht finden sich in dem im gleichen Verlage erschienenen vortrefflichen Werke: „Graf Moltke" von Hermann Müller-Bohn, auf welches hier empfehlend verwiesen sei.



marck und von Podbielski nebst einigen Adjutanten, französischerseits der General Graf Wimpffen, der an Stelle des in der Schlacht verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl geführt hatte, sowie die Generale Faure und Castelnau nebst ihren Adjutanten vertreten waren. In verzweifelter Gemütsstimmung waren die französischen Kriegsmänner in Donchery angekommen, der führende General noch uneins mit sich selbst, in welcher Weise er die verlorene Sache seines Kaisers am besten führen solle. „Ich legte mir," so berichtet er selbst, „die Frage vor, ob es geraten sei, in Anwesenheit andrer Personen mit dem General von Moltke und dem Grafen Bismarck, also mit den beiden bedeutendsten Männern der Gegenwart — jeder auf seinem Gebiete — zu unterhandeln. Aber nur einen Augenblick beschlich mich dieser Zweifel, den ich sogleich als meiner unwürdig zurückdrängte, entschlossen die Unterredung zu führen."

In der Schilderung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses folgen wir den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des französischen Rittmeisters d'Orcey, welcher sich in der Umgebung des Generals von Wimpffen befand.

Die Verhandlungen wurden in einem Zimmer des Erdgeschosses in dem genannten Schlosse geführt. In der Mitte des Gemachs stand ein viereckiger Tisch mit roter Decke. An der einen Seite desselben nahm General von Moltke, links neben ihm Graf Bismarck, rechts General von Podbielski, ihnen gegenüber General von Wimpffen mit seinen beiden Genossen Platz. Von den preußischen Offizieren, deren noch sieben oder acht zugegen waren, stellte sich einer auf den Wink des Generals von Podbielski neben den Kamin, um, auf die Krönung desselben gestützt, eine Art Protokoll zu führen.

Ein minutenlanges Schweigen trat ein. Man fühlte, daß General von Wimpffen in Verlegenheit war, wie er das Gespräch einleiten sollte; aber Moltke, der „große Schweiger", blieb unbeweglich und war entschlossen, seinem Gegner das erste Wort zu überlassen.

„Es würde mir lieb sein," begann von Wimpffen endlich, „die Bedingungen kennen zu lernen, die Se. Majestät der König von Preußen gewillt ist, uns zu bewilligen."

„Sie sind einfach genug," erwiderte General von Moltke. „Die Armee ist kriegsgefangen mit Waffen und Gepäck; man wird den Offizieren in Anerkennung ihrer tapfern Haltung den Degen lassen, aber sie sind kriegsgefangen wie die Truppen."

„Diese Bedingungen sind hart," entgegnete General von Wimpffen: „die Haltung der französischen Armee hätte vielleicht bessere verdient. Wäre nicht eine Kapitulation auf folgende Abmachungen hin einzuleiten: Der Platz und seine Artillerie wird übergeben; die Armee behält ihre Waffen, Fahnen, Gepäck, unter der Zusage, in diesem Kriege nicht ferner gegen Preußen zu dienen; der Kaiser und die Generale verpflichten sich für die Armee, die Offiziere für sich selbst; Preußen bestimmt den Teil Frankreichs (wenn nicht Algier vorgezogen wird), wohin sich die Armee bis zum Friedensschlusse zurückzuziehen hat." Wimpffen fügte noch einiges Weitere hinzu; als er inzwischen wahrnahm, daß sein Gegner unerbittlich blieb, versuchte er ein Bild der besondern Vorkommnisse und Verlegenheiten zu entrollen, die ihn in das Oberkommando einführten und während desselben begleiteten; alsbald indessen wahrnehmend, daß dieser Appell an die menschliche Teilnahme des Gegners wirkungslos blieb, nahm er einen lebhaftern Ton an und erklärte: „Im übrigen, General, wenn keine andern Zugeständnisse gemacht werden können, so sehe ich mich außer stande, Ihre Bedingungen anzunehmen. Ich werde an meine Armee und an das Glück der Schlachten noch einmal appellieren, und entweder mich durchzuschlagen oder in Sedan mich zu verteidigen wissen."

Hier unterbrach ihn General von Moltke: „Ich bin voll großer und besondrer Hochachtung vor Ihrer Person; ich würdige die Schwierigkeiten Ihrer Lage, und ich bedaure, Ihren Forderungen nicht nachkommen zu können; was aber einen erneuten Durchbruchsversuch oder Ihren Entschluß angeht, sich in Sedan zu verteidigen, so muß ich Ihnen bemerken, daß das eine so unmöglich ist wie das andere. Gewiß, Sie haben noch immer über Bruchteile einer ausgezeichneten Armee Verfügung, Ihre Kerntruppen sind ersten Ranges, aber ein großer Teil Ihrer Infanterie ist demoralisiert, denn wir haben heute im Laufe des Tags über zwanzigtausend unverwundete Gefangene gemacht. Sie

haben noch achtzigtausend Mann; wir stehen Ihnen mit zweihundert-vierzigtausend Mann und fünfhundert Geschützen gegenüber; bestimmen Sie einen Ihrer Offiziere, der sich von der Genauigkeit meiner Angaben überzeugen mag. Sie können nicht durch und können sich ebensowenig in Sedan halten, denn Sie haben keine Munition mehr und nur Lebens-mittel auf achtundvierzig Stunden."

General von Wimpffen, als er seinen Gegner so wohl unterrichtet sah, suchte ihm von andrer Seite her beizukommen. „Ich möchte doch glauben," so fuhr er fort, „daß es auch, vom politischen Standpunkte aus angesehen, sich empfehlen würde, der mir unterstellten Armee ehren-vollere Bedingungen zu gewähren. Sie wünschen den Frieden, und über kurz oder lang werden Sie ihn haben. Was die französische Nation vor allem kennzeichnet, ist ihre hochherzige und ritterliche Ge-sinnung; eine solche Gesinnung aber ist allemal erkenntlich für Akte des Edelmuts, denen sie begegnet. Verfahren Sie umgekehrt, schreiten Sie zu den härtesten Maßregeln, so wecken Sie Zorn und Haß in den Herzen aller unserer Soldaten und verletzen die Eigenliebe der Nation aufs empfindlichste. All die alten Leidenschaften und Gegensätze werden wieder wachgerufen und Sie geraten in Gefahr, einen nicht enden-wollenden Krieg zwischen Preußen und Frankreich entbrennen zu sehen."

Hier fiel Graf Bismarck ein: „Ihre Beweisführung, Herr General, scheint beim ersten Anblick ernstlich zu sein, aber sie scheint es nur und ist im Grunde unhaltbar. Man muß im allgemeinen sehr wenig an die Dankbarkeit glauben, und am allerwenigsten an die Dankbarkeit eines Volkes. Man kann zur Not an die wohlwollenden Gesinnungen eines Herrschers und seiner Familie glauben, ja man kann ihnen unter Umständen ein vollkommenes Vertrauen schenken; aber, ich wiederhole es, von der Dankbarkeit einer Nation ist nichts zu erwarten. Wenn das französische Volk ein Volk wie ein anderes wäre, wenn es dauer-hafte Einrichtungen hätte, wenn es, wie das unsrige, Verehrung und Achtung vor seiner Regierungsform und einem Fürsten hätte, welcher fest auf seinem Throne sitzt, so könnten wir an die Dankbarkeit des Kaisers und seines Sohnes glauben und auf diese Dankbarkeit Wert legen; aber in Frankreich sind seit achtzig Jahren die Regierungsformen

so wenig dauerhaft gewesen, sie haben mit einer so seltsamen Raschheit gewechselt, daß es von seiten einer benachbarten Nation Unverstand sein würde, Hoffnungen auf die Freundschaft eines französischen Herrschers zu bauen. Überhaupt aber würde es Thorheit sein, sich einzubilden, daß Frankreich uns unsere Erfolge verzeihen könnte. Sie sind ein über die Maßen eifersüchtiges, reizbares und hochmütiges Volk. Seit zwei Jahrhunderten hat Frankreich dreißigmal Deutschland den Krieg erklärt, und diesmal wie immer aus Eifersucht, weil man uns unsern Sieg von Sadowa nicht verzeihen konnte, obgleich dieser Sieg Frankreich und seinem Ruhme keinen Eintrag gethan hatte. Aber es scheint, daß der Sieg ein dem französischen Volke allein gehörendes Vorrecht, daß er ein Monopol für dasselbe ist. Man konnte uns Sadowa nicht verzeihen, und man würde uns Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt den Frieden schlössen, in fünf Jahren, in zehn Jahren, sobald Frankreich es vermöchte, würde es den Krieg wieder anfangen. Das ist die Dankbarkeit, die wir von der französischen Nation zu erwarten haben. Wir sind im Gegensatz dazu eine friedliebende Nation, welche in Ruhe zu leben wünscht und leben würde, wenn man uns nicht fortwährend reizte. Heute ist es genug. Frankreich muß für seinen eroberungslustigen und ehrgeizigen Charakter gezüchtigt werden; wir wollen ausruhen, wir wollen die Sicherheit unsrer Kinder wahren, und dazu ist es nötig, daß wir zwischen Frankreich und uns eine Schutzwehr, ein Gebiet, Festungen und Grenzen haben, die uns für immer gegen einen Angriff schützen!"

General von Wimpffen suchte hierauf geltend zu machen, daß Graf Bismarck ein früheres Frankreich, etwa das Frankreich von 1815 geschildert habe. Alle diese Dinge hätten seitdem eine große Wandlung erfahren; jeder strebe nach Wohlleben, nicht nach Ruhm und Krieg, und der Wunsch der Nation ginge in der That dahin, eine Verbrüderung der Völker auszurufen. Ein Blick auf England beweise am besten, wie sehr das gegenwärtige Frankreich von dem vergangenen verschieden sei. Die Engländer seien jetzt die besten Freunde der Franzosen. So würde sich auch das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland gestalten, wenn Deutschland verstände, edelmütig zu sein.

An dieser Stelle ergriff Graf Bismarck, nachdem er schon vorher durch Mienen und Bewegungen seine Zweifel an den Auslassungen des Generals von Wimpffen ausgedrückt hatte, abermals das Wort: „Ich kann nicht zugeben, General, daß sich diese Dinge zum Bessern geändert hätten. Es war auch diesmal wieder Frankreich, welches den Krieg wollte; lediglich um der Ruhmsucht der Nation zu fröhnen und dadurch mittelbar die erschütterte Herrschermacht zu befestigen, lediglich aus diesem Grunde wurden wir durch den Kaiser herausgefordert. Wir wissen sehr wohl, daß ein vernünftiger, in seinem Kerne gesunder Bruchteil Ihres Volkes diesen Krieg nicht wollte; aber auch diese ruhigern Elemente gaben schießlich ohne sonderliches Widerstreben nach. Wir wissen auch, daß es nicht die Armee war, die vor allem zum Kriege drängte, es war vielmehr die Partei, die in Ihrem Lande die Regierungen macht und stürzt. Das Straßenvolk und die Journalisten (und dies letzte Wort betonte er), die sind es, denen wir eine Lektion erteilen müssen. Und deshalb müssen wir nach Paris. Das Glück der Schlachten hat uns die besten Soldaten, die besten Offiziere der französischen Armee überliefert; sie in Freiheit setzen, um sie aufs neue gegen uns marschieren zu sehen, wäre Wahnsinn. Es würde den Krieg verlängern und dem Interesse beider Völker widersprechen. Nein, General, alle Teilnahme, die uns Ihre persönliche Lage einflößt, alle gute Meinung, die wir von Ihrer Armee hegen, — beides darf uns nicht bestimmen, von den Bedingungen zurückzutreten, die wir gestellt haben."

„Wohlan denn," erwiderte General von Wimpffen, „da es mir in gleicher Weise unmöglich ist, diese Bedingungen anzunehmen, so möge der Kampf aufs neue beginnen."

An dieser Stelle nahm General von Castelnau das Wort. Er bemerkte mit zögernder Stimme: „Ich halte den Augenblick für gekommen, mich meines Auftrags zu entledigen. Der Kaiser hat mich beauftragt, Sr. Majestät dem Könige Wilhelm zu bemerken, daß er ihm seinen Degen ohne Bedingung geschickt und sich durchaus persönlich ihm ergeben habe, aber nur in der Hoffnung, daß dies den König bewegen werde, der französischen Armee eine ehrenhafte Kapitulation zu bewilligen."

„Ist das alles?“ fragte Herr von Bismarck.

„Ja.“

„Aber welcher Degen ist es, den der Kaiser überreicht hat? Ist es der Degen Frankreichs oder sein Degen? In dem erstern Falle könnten die Bedingungen bedeutend verringert werden, und Ihre Sendung würde von der größten Wichtigkeit sein!“

„Es ist einfach der Degen des Kaisers.“

„In diesem Falle,“ bemerkte rasch und fast mit Freudigkeit General von Moltke, „ändert es nichts an den Bedingungen.“ Und er fügte hinzu: „Der Kaiser wird für seine Person alles erhalten, was ihm belieben wird zu verlangen.“

Auf diese Worte des Generals von Moltke wiederholte von Wimpffen nur: „So werden wir denn die Schlacht wieder aufnehmen.“

„Um vier Uhr früh läuft der Waffenstillstand ab,“ antwortete Moltke. „Ich werde um diese Stunde das Feuer auf die Stadt eröffnen lassen.“

Die Unterhandlungen waren am Ende; alles schien gescheitert; die Pferde wurden befohlen. Niemand sprach; es war ein eisiges Schweigen.

In diesem Augenblicke nahm Graf Bismarck noch einmal das Wort: „Ja, General, Sie verfügen über tapfere Soldaten, und Ihre erneuten Anstrengungen werden uns neue, herbe Verluste verursachen; aber wozu kann es dienen? Morgen abend werden Sie nicht weiter sein als heute, und nur das Bewußtsein wird Sie begleiten, das Blut Ihrer und unsrer Soldaten nutzlos vergossen zu haben. Soll eine augenblickliche Verstimmung über das Schicksal dieser Konferenz entscheiden? General von Moltke wird Ihnen, wie ich hoffe, den Beweis führen, daß jeder Widerstand von Ihrer Seite vergeblich ist.“

Man setzte sich wieder. General von Moltke nahm das Wort: „Ich bestätige aufs neue, daß ein Durchbrechungsversuch nie und nimmer gelingen kann; denn abgesehen von unsrer großen Überlegenheit an Truppen und Artillerie, verfügen wir auch über Stellungen, von denen aus wir im stande sind, Sedan in zwei Stunden in Brand zu schießen.“

„O, diese Stellungen sind nicht so stark, wie Sie sie schildern,“ unterbrach von Wimpffen.



Begegnung Napoleons mit Bismarck am Morgen na

Von W.

Mit Genehmigung der Pho



der Schlacht bei Sedan auf der Straße Sedan-Donchery.

amphausen.

raphischen Gesellschaft in Berlin.

„Sie sind in der Ortskunde der Umgebungen von Sedan nicht genug bewandert," fuhr General von Moltke fort, „und hier ist so recht ein Fall gegeben, um die Einbildungen Ihrer Nation an einem Musterbeispiel zu zeigen. Bei Beginn des Feldzugs sind nur Karten von Deutschland an alle Offiziere der französischen Armee verteilt worden, und so haben sie sich selber des Mittels beraubt, im entscheidenden Augenblicke sich im eignen Lande zurechtfinden zu können. Es ist wie ich gesagt habe: unsre Stellungen sind nicht nur sehr stark, sie sind unangreifbar."

General von Wimpffen fand keine Antwort; er fühlte zu sehr die Wahrheit dessen, was gesagt worden war. Nach einer Pause bemerkte er: „Ich würde gern von dem Anerbieten Nutzen ziehen, das Sie mir, General, bei Beginn unsrer Unterredung gemacht haben; gestatten Sie mir, zur Kenntnisnahme Ihrer Positionen einen meiner Offiziere absenden zu dürfen. Nach seiner Rückkehr will ich meine Entscheidung treffen."

„Schicken Sie niemanden, es ist nutzlos," erwiderte General von Moltke trocken, „Sie können mir glauben. Überdies bleibt nicht viel Zeit mehr zu Überlegungen. Es ist Mitternacht; um vier Uhr früh läuft der Waffenstillstand ab, und ich kann Ihnen keine längere Frist bewilligen."

„Unter allen Umständen kann ich eine so wichtige Entscheidung nicht allein treffen," entgegnete von Wimpffen, „ich muß meine Generale zu Rate ziehen. Wo soll ich sie zu dieser Stunde in Sedan finden? Eine bestimmte Antwort bis um vier Uhr zu geben, ist unmöglich; eine kurze Verlängerung des Waffenstillstands scheint mir unerläßlich zu sein."

Als General von Moltke dies verweigerte, neigte sich Graf Bismarck etwas nach rechts und flüsterte ihm einige Worte zu, die darauf hinwiesen, daß der König erst um neun Uhr einträfe, und daß es nötig sein werde, dies Eintreffen abzuwarten. General von Moltke wandte sich nach diesem kurzen, in gedämpfter Stimme geführten Zwiegespräch an Wimpffen, um ihm mitzuteilen, daß der Waffenstillstand bis neun Uhr verlängert werden solle.

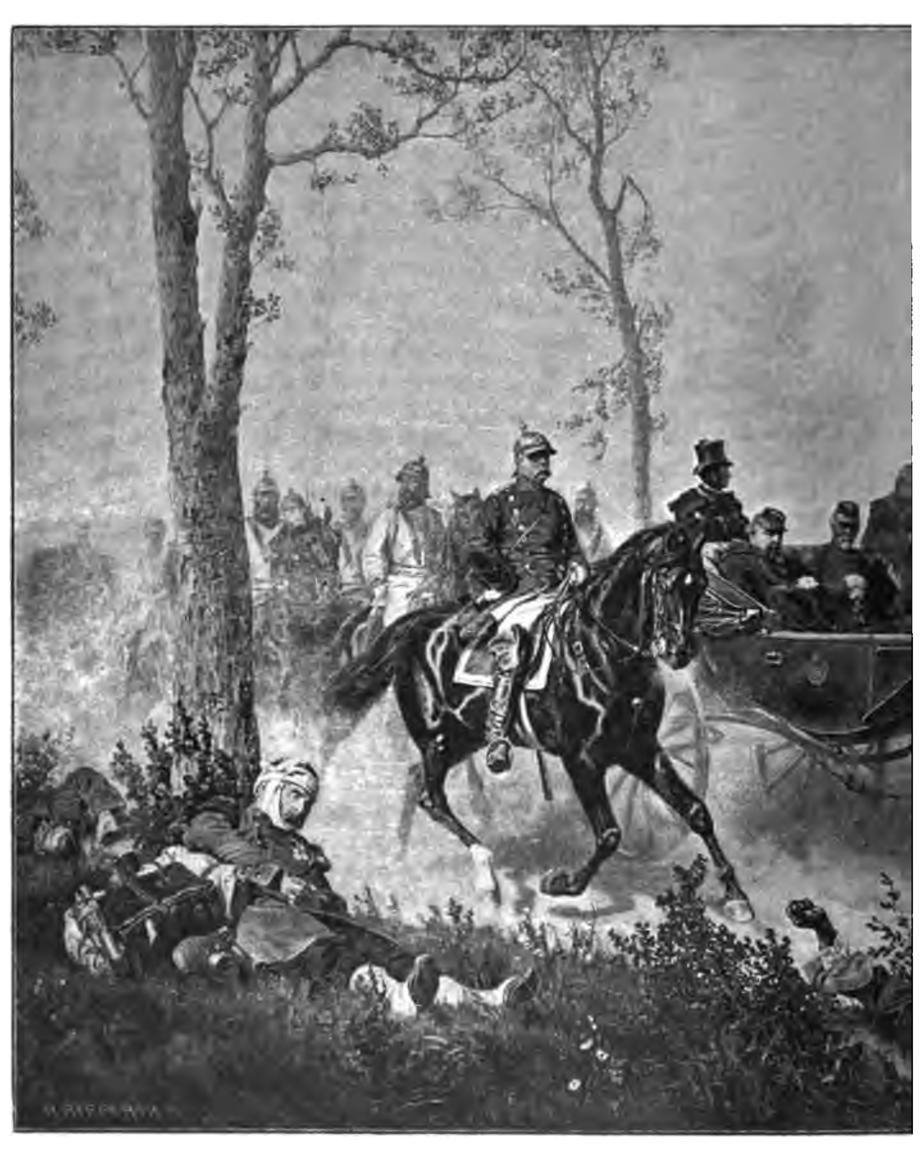
Hiernach war die Konferenz im wesentlichen beendet; was noch gesprochen wurde, betraf einige Einzelheiten, für den Fall eines Zustandekommens der Kapitulation.

Es war ein Uhr nachts, als sich die Bevollmächtigten, ohne zu einer Verständigung gelangt zu sein, trennten. Bismarck hatte kaum ein paar Stunden geschlafen, so wurde er in aller Morgenfrühe schon wieder geweckt. Vor der Thür seines Quartiers in dem Städtchen Donchery hielt der General Reille, der ihm meldete, daß der Kaiser Napoleon ihn zu sprechen wünsche und sich bereits auf dem Wege befinde. Wenige Minuten darauf bestieg Bismarck sein Pferd und ritt aus der Stadt hinaus auf Sedan zu. In der Gegend von Frénois traf er den Kaiser. Eine seltsame Begegnung war es, welche hier auf der offenen Landstraße von Sedan nach Donchery stattfand. Was hatte zu dieser Scene in der gewaltigen Sedantragödie, welche der Künstler in unserm Bilde mit ergreifender Wahrheit darstellt, geführt?

Als die französischen Bevollmächtigten nach Sedan zurückgekehrt waren, hatte sich Wimpffen sogleich nach dem Schlosse begeben, in welchem der Kaiser wohnte. Derselbe wurde aus dem Schlafe geweckt, und kurze Zeit darauf stand der Oberbefehlshaber seines Heeres vor ihm. „Sire,“ sagte er erregt, „man legt uns harte Bedingungen auf; ich habe vergeblich bessere zu erlangen getrachtet. Nur Eure Majestät können uns möglicherweise aus dieser Lage befreien.“ „General,“ antwortete der Kaiser, „um fünf Uhr begebe ich mich in das deutsche Hauptquartier und werde sehen, ob der König uns günstiger gesonnen ist.“

Der Morgen des 2. September zog dämmernd herauf, als sich der Kaiser auf die Fahrt nach Donchery begab, um Schonung und Gnade von dem obersten Kriegsherrn des siegreichen Heeres zu erbitten. Welche Gedanken und Gefühle mögen das Innere des gestürzten Gewalthabers durchwogt haben, als sein Wagen durch das mit Blutopfern und Trümmern bedeckte Schlachtfeld dahinfuhr.

„Sieh dort empor die bleichen Schatten steigen,
Die ernst und lautlos dir vorüberfliehn!
Erkennst du sie, regt dein Gewissen sich? —
Cäsar, die Toten grüßen dich!“



Napoleon wird durch Bismarck zum König d

Von W. C

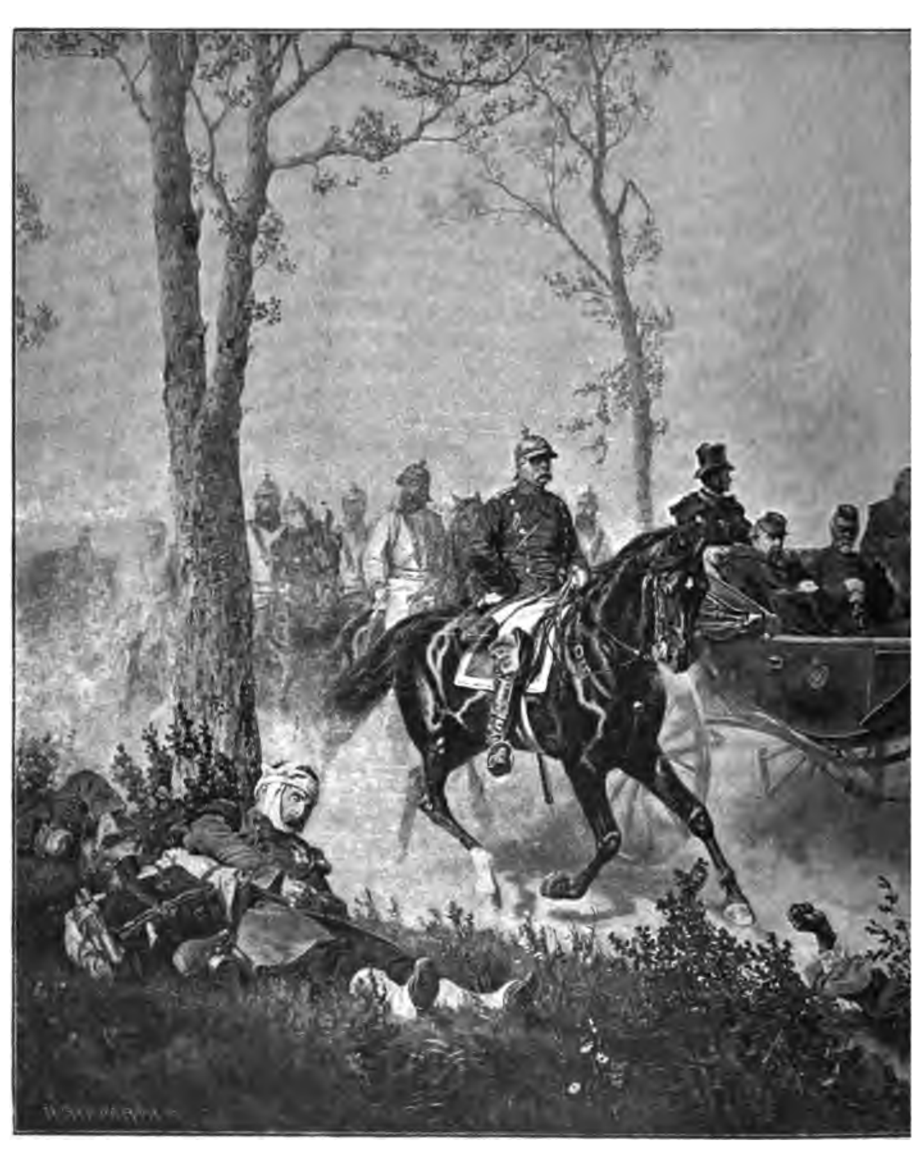
Mit Genehmigung der Photog



…lhelm nach dem Schlößchen Bellevue geleitet.

…mphausen.

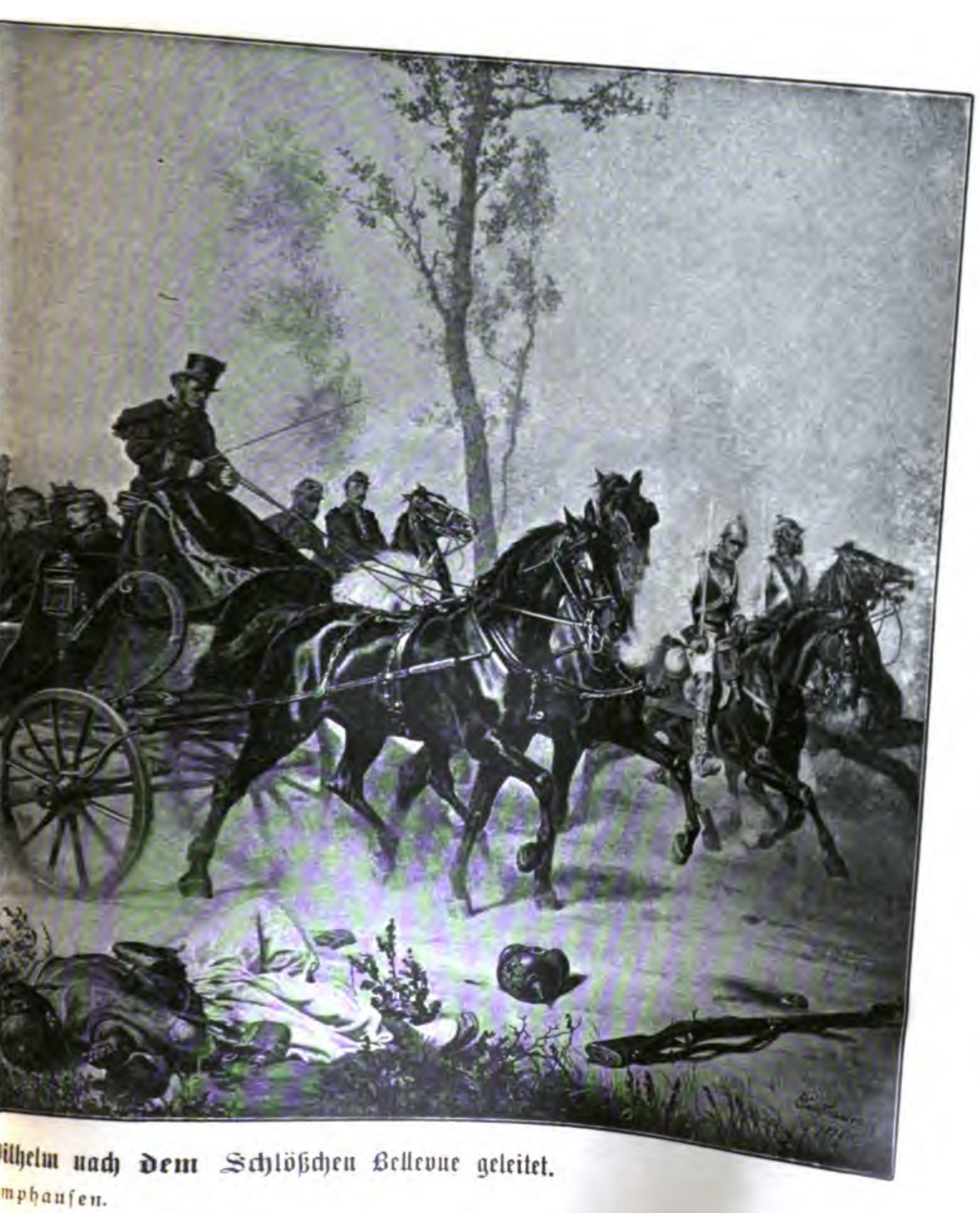
…phischen Gesellschaft in Berlin



Napoleon wird durch Bismarck zum König

Von W. C

Mit Genehmigung der Photog



ilhelm nach dem Schlößchen Bellevue geleitet.

mphausen.

phischen Gesellschaft in Berlin

Des Kaisers Weg zu dem milden König Wilhelm führte an der Thür des eisernen deutschen Kanzlers, an der des noch härtern Schlachtenmeisters Moltke vorüber. Malen wir uns die Vorgänge jenes Morgens in Doncherh im Anschluß an des Künstlers Bild und nach der schlichten, markigen Schilderung des Haupthelden in diesem Drama nun weiter aus! Bismarck erzählt:

„Der Kaiser saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelnau, Moscava und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt und sein Auge haftete einen Moment daran. Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: ‚Couvrez-vous donc!‘ — Ich behandelte ihn durchaus wie in St. Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät drei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm im Reinen wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Doncherh an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schade nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinübergegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

„Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den

er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König den Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich Hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, sich hier zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für befugt hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unsern alten Forderungen in betreff der Armee bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, hatte dieselbe Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen."

Von dem seit dem Morgen des 2. September 1870 zu den weltgeschichtlichen Örtlichkeiten gehörenden Schauplatz jenes Vorgangs giebt ein Augenzeuge folgende Beschreibung: „Etwa achthundert Schritt von der Maasbrücke bei Donchery rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee steht ein einzelnes Haus, das damals von dem Weber Fournais aus Belgien bewohnt war. Es war gelblich angestrichen, zweistöckig und hatte vier Fenster in der Front. Daneben befand sich ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritte von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Hier fand die weitere Unterredung des Kaisers und des Kanzlers, während beide auf den herausgebrachten Binsenstühlen saßen, statt, wie unser Bild die Scene darstellt.

„Draußen vor dem Hause," erzählt Bismarck weiter, „lobte der Kaiser unsere Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab,



Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der

Von W. Ca

Mit Genehmigung der Photogr



lacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchery.

hausen.

ichen Gesellschaft in Berlin.

Des Kaisers Weg zu dem milden König Wilhelm führte an der Thür des eisernen deutschen Kanzlers, an der des noch härtern Schlachtenmeisters Moltke vorüber. Malen wir uns die Vorgänge jenes Morgens in Doncherh im Anschluß an des Künstlers Bild und nach der schlichten, markigen Schilderung des Hauptheldeu in diesem Drama nun weiter aus! Bismarck erzählt:

„Der Kaiser saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelnau, Moscava und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt und sein Auge haftete einen Moment daran. Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: ‚Couvrez-vous donc!‘ — Ich behandelte ihn durchaus wie in St. Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät drei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm im Reinen wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Doncherh an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schade nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinübergegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

„Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den

er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König den Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich Hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, sich hier zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für befugt hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unsern alten Forderungen in betreff der Armee bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, hatte dieselbe Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen."

Von dem seit dem Morgen des 2. September 1870 zu den weltgeschichtlichen Örtlichkeiten gehörenden Schauplatz jenes Vorgangs giebt ein Augenzeuge folgende Beschreibung: „Etwa achthundert Schritt von der Maasbrücke bei Donchery rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee steht ein einzelnes Haus, das damals von dem Weber Fournais aus Belgien bewohnt war. Es war gelblich angestrichen, zweistöckig und hatte vier Fenster in der Front. Daneben befand sich ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritte von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Hier fand die weitere Unterredung des Kaisers und des Kanzlers, während beide auf den herausgebrachten Binsenstühlen saßen, statt, wie unser Bild die Scene darstellt.

„Draußen vor dem Hause," erzählt Bismarck weiter, „lobte der Kaiser unsere Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab,



Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der

Von W. Ca

Mit Genehmigung der Photogr



hlacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchery.

phausen.

ischen Gesellschaft in Berlin.

daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und internieren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandierenden General geführt werden.

„Inzwischen hatte man auch nach einem bessern Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabs hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Frénois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehrenwache, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmütigkeit —, doch wünschte er auch, daß ich teilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wolle mich sprechen, was denn auch geschah. In betreff des Königs teilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr so, wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser darnach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen."

Es wird berichtet, daß zwei Tage später an dem kleinen Weberhäuschen, in dem Napoleon und Bismarck, „die gefallene und die auf-

steigende Größe", nebeneinander gesessen hatten, fast alle Blumen und Zweige der an der Vorderwand des Häuschens stehenden Büsche abgepflückt gewesen seien. Jeder, der dort vorübergekommen, hatte sich ein Andenken an den Ort mitgenommen. Von den beiden Binsenstühlen ist der eine durch Geschenk in den Besitz des Kanzlers übergegangen und wird im Museum in Schönhausen aufbewahrt; den andern hat der englische Oberst Walker erworben.

Kurz nach 1 Uhr waren die Kapitulationsbedingungen endgiltig festgestellt, und der Vertrag wurde darauf abgeschlossen. Derselbe lieferte das ganze französische Heer mit den Waffen und Vorräten der Festung Sedan in die Hände der Sieger.

Am Abend des 3. September versammelte der König Wilhelm im Hauptquartier zu Vendresse alle seine höhern Offiziere zu einer Siegesfeier um sich. Bei der Tafel brachte er einen Trinkspruch aus, in welchem er seines Heeres und seiner drei großen Paladine in erhebenden Worten gedachte: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht."

„Roon, Bismarck, Moltke — wie ein Erzgefüge
Dem festen Fels des Preußentums entsprossen,
Kraft eure Brau'n, aus einem Guß gegossen,
Auf Heldenschultern eisenfeste Züge —
So schärftet ihr das deutsche Schwert zum Siege!"

Bismarck berichtete an dem genannten Tage seine großen Erlebnisse in einem Briefe an seine Gemahlin. Dieses Schreiben wurde von den Franzosen aufgefangen und gelangte nicht an seinen Bestimmungsort. Zwei Jahre später aber, am 6. August 1872, wurde es in der Pariser Zeitung ‚Figaro' im Facsimile der Fürsten abgedruckt und machte so ungeheures Aufsehen, daß an demselben Tage über zweihunderttausend Stück jener Zeitungsnummer verkauft wurden. Diese Urkunde Bismarckschen Denkens und Empfindens darf in einer Lebensschilderung des großen Staatsmannes nicht fehlen; so finde dieselbe, obwohl sie Wiederholungen von schon Berichtetem enthält, hier ihren Platz. Der Brief lautet:

„Vendresse, 3. September.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehrte heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. d. M. erlebt, in der wir gegen dreißigtausend Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offnen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf die Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte an der Maas, dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. ‚N'importe,‘ ('s thut nichts), meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche, enge Stiege hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß Geviert, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten.

Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der erstern auf Rekognoszierung und entdeckten eine halbe Stunde davon in Frénois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassier-Regiment und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge derer vierzig- bis sechszigtausend Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben, unsre Gefangenen wurden. Der vorgestrige und gestrige Tag kosten Frankreich hunderttausend Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott, dem Herrn, in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinen und Maries Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferd herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz, Karl sah ich, beide Bülow bei 2. Garde-Dragonern, wohl und munter. Leb' wohl, mein Herz, grüße die Kinder.

Dein

v. B.“

Der Veröffentlicher, ein Herr de Villemessant, knüpfte an den Brief folgende Bemerkungen:

„Beim ersten Durchlesen dieses Briefes hat man ein Gefühl des Erstaunens, und dies Gefühl ist begründet. In dem ganzen Schriftstücke kommt keine berechnete Wendung vor, die einen Effekt vorbereiten soll; die Thatsachen und Gedanken folgen sich ganz zufällig und ohne jede Emphase. Mit Mühe nimmt man hier und da, gleichsam unter der Oberfläche verborgen, den Ausdruck einer innigen Freude wahr, aber fast ängstlich unterdrückt. Man könnte sagen, es sei eine Freude, die Beklommenheit vor sich selbst empfindet und durch ihren Ausbruch

den Wandel des Geschicks herauszufordern fürchtet. Wie jemand, der die Hand vor die Augen hält, um sie vor einem blendenden Lichtstrahl zu schützen, so sucht sich der preußische Kanzler durch einen Appell an den Gottesgedanken vor der Verblendung durch den Triumph zu bewahren. Ob aus innerstem Glauben oder aus Pietismus — der Sieger demütigt sich vor jener unbekannten Macht, welche sich für ihn erklärt hatte. Er erkennt weder sich selbst, noch andern den Ruhm des Erfolgs zu. Frei von allem marktschreierischen Wesen, wie von der Sucht hinzureißen, äußert er weder Enthusiasmus noch Geringschätzung; nicht ein Wort der Schmeichelei für die Seinen, nicht ein Wort der Verspottung seiner Feinde entschlüpft seiner Feder: die Hand Gottes hat alles zerschmettert, was zusammengestürzt ist. Dieselbe Zurückhaltung legt er bezüglich der Folgen des Sieges an den Tag. Der erste Gedanke, der dem Staatsmanne kommt, ist der, daß der Kampf beendet ist, die vermutliche Fortsetzung des Kriegs wird nur hypothetisch und an zweiter Stelle behandelt.

„Andrerseits schließt die maßvolle Sprache des Berichts nicht die Anschaulichkeit und Genauigkeit, ja nicht einen gewissen malerischen Reiz aus. Das kleine Dorf Doncherq, das Arbeiterhäuschen am Wege, die enge Stiege, der fichtene Tisch, die beiden Stühle, auf dem einen von ihnen der Kaiser Napoleon, besiegt, entthront, auf dem andern Graf Bismarck, der Urheber unsres Untergangs, rücksichtsvoll, beinahe verlegen, und achtungsvoll höflich wie einst in den Tuilerien — welches historisches Gemälde in sechs Zeilen!

„Und unmittelbar auf diese Darstellung von förmlich Schwindel verursachenden Kontrasten nun die ‚Gefühle für seine Familie! Frau von Bismarck (das teure Herz), Marie, Herbert, Bill, Hans und Fritz, allen zeigt ein freundliches Wort, daß ihrer gedacht ward, und zuletzt der Gruß an die Kinder. Der Bericht über die Schlacht ist in ein Idyll eingefügt. Der ungekünstelte Brief des Grafen Otto von Bismarck ist ein Gemälde seines Charakters, und dieser Charakter ist der seines Volks. Welcher Vergleich würde hinreichen, um eine Vorstellung davon zu verschaffen, welchen Brief ein Franzose in gleicher Lage geschrieben hätte, wenn die Vorsehung uns die glän-

zenden Siege anstatt der vernichtenden Niederlage hätte zu teil werden lassen!"

„Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!"

Also brachte der Dichter die Stimmung des deutschen Volks nach jenen unvergleichlich großen Kriegserfolgen zum Ausdrucke. Die Hoffnung aber, daß das Siegesgeläute der deutschen Lande als Friedensgeläute ausklingen werde, sollte sich nicht erfüllen. Das stolze Frankreich wollte sich dem Richterspruche des Schicksals noch nicht beugen. Das Napoleonische Kaiserreich lag zerschmettert am Boden; der französische Freistaat erhob sich zu neuem Kampfe. Zwei ehemalige Advokaten, Léon Gambetta und Jules Favre, übernahmen die hervorragendsten Stellen in der „Regierung der nationalen Verteidigung", jener das Ministerium des Innern, dieser das des Äußern, während der General Trochu zum Gouverneur von Paris erwählt wurde. „Keinen Zoll unsres Gebiets, keinen Stein unsrer Festungen!" das war die Losung der neuen Regierung, welche Jules Favre in seinem Rundschreiben vom 6. September an die auswärtigen Vertreter Frankreichs ausgab. So stolz diese Losung klang, verschmähte es der junge Freistaat dennoch nicht, sich nach fremder Hilfe umzusehen. Am 12. September begab sich der berühmteste Mann Frankreichs, der greise Dichter und Geschichtsschreiber Thiers auf eine Rundreise an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz, um für Frankreich den Beistand der unbeteiligten Mächte zu erbitten. Sein Dichtergenosse Viktor Hugo glaubte die Sendung erfolgreich zu unterstützen, wenn er die Herzen durch eine starke Phrasenkanonade zu erschüttern suchte: „Paris gehört nicht uns allein, Paris ist euer ebensoviel wie unser. Paris ist euer Mittelpunkt. Es ist in Paris, wo man den Herzschlag Europas fühlt. Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. Deutschland würde Europa vernichten, indem es Paris zerstört."

Diesen Kundgebungen gegenüber wurde im deutschen Heere einfach die Blücher-Losung ausgegeben:

„Wo liegt Paris? Paris — dahier!
Den Finger drauf, das nehmen wir!“

Mit den deutschen Heerscharen zogen auch Bismarck und seine Leute westwärts, durch die Rebengefilde der Champagne, über Reims und Meaux auf Paris zu. Mehr denn je hatte jetzt das gewaltige Haupt des deutschen Staatsmannes zu denken, seine Feder zu schreiben. Als Echo auf die französischen Äußerungen erließ er am 13. und 16. September je ein Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter des Norddeutschen Bunds, worin er die Unerläßlichkeit bestimmter deutscher Forderungen aussprach.

„Wir dürfen uns nicht darüber täuschen,“ so führte er in dem Schreiben aus, „daß wir uns infolge dieses Kriegs auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsre siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Kontribution, ohne irgendwelche Vorteile als den Ruhm unsrer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. — Eine solche Anstrengung wie die heutige, darf der deutschen Nation nicht dauernd von neuem angesonnen werden, und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut. Wir können deshalb unsre Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff

auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu erschweren, daß wir diese Grenze und damit den Ausgangspunkt französischer Angriffe weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen Frankreich uns bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen.

„Die einmütige Stimmung der deutschen Regierungen und des deutschen Volks verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. So lange Frankreich im Besitze von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Angriffsstellung stärker als unsre Verteidigungsstellung bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist im Besitze Frankreichs eine stets offene Ausfallpforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer Frankreichs gewesen, und wir haben von letzterm nichts zu begehren als unsre von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eignen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso händelsüchtig und ruchlos wie in diesem Jahre wiederum angreifen, sobald es sich durch eigne Kraft oder fremde Bündnisse stark genug fühlt. — Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten. Nachdem uns der Krieg, dem wir mit Sorgfalt und mit Überwindung unsres durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten nationalen Selbstgefühls vier Jahre lang aus dem Wege gegangen sind, trotz unsrer Friedensliebe aufgezwungen worden ist, wollen wir zukünftige Sicherheit als den Preis der gewaltigen Anstrengungen fordern, die wir zu unsrer Verteidigung haben machen müssen. Niemand wird uns Mangel an Mäßigung vorwerfen können, wenn wir diese gerechten und billigen Forderungen festhalten."

Die schnöde Herausforderung Frankreichs zum Kriege, die schnellen, unerhörten Waffenerfolge Deutschlands gaben dem Lenker der deutschen Staatskunst eine fast unbesiegbare Überlegenheit. Wenn hier oder dort

an den europäischen Höfen auch noch so warme Sympathieen für Frankreich gehegt worden waren, so hatten dieselben durch die jüngsten Ereignisse schwere Einbuße erlitten. Man hätte jetzt Frankreich das Wort zurückgeben können, das der Prinz Napoleon 1866 in Bezug auf das niedergeworfene Österreich anwendete: „Mit einem Staatenkadaver schließt man keine Bündnisse.“

Der österreichische Reichskanzler hatte seiner Zeit, wie wir wissen, eifrig um ein Bündnis mit Frankreich geworben, ja, sogar den Vertragsentwurf für den Abschluß eines Dreibunds mit Frankreich und Italien nach Paris gesandt, der aber dort bis auf spätere Ausführung zu den Akten gelegt worden war. Der Erzherzog Albrecht von Österreich war dann zu Anfang des Jahres 1870 sogar mit einem auf den Dreibund gegründeten Feldzugsplane gegen Norddeutschland hervorgetreten, wonach ein italienisches Heer von hunderttausend Mann in Bayern einrücken sollte. Napoleon hatte auch diesen Entwurf zu den übrigen gelegt. Italien war damals einem solchen Bündnisse durchaus nicht abgeneigt; es hoffte die Freigabe Roms, das die Franzosen zum Schutze des Papstes besetzt hielten, auf dem Wege der Freundschaft zu erlangen. Der schnöde Undank, den es durch diese hinterlistige Politik an seinen Bundesgenossen von 1866 verübte, machte ihm weiter nichts.

Der Racheplan des Herrn von Beust erwies sich, da er zur Ausführung kommen sollte, als eine Seifenblase, die der damit spielende Knabe selbst zerstört. Der plumpen Kriegspolitik Gramonts gegenüber hatte der gewiegte österreichische Diplomat nur Kopfschütteln und warnende Noten, daß Österreich unter solchen Umständen sich nicht am Kampfe gegen Deutschland beteiligen und neutral bleiben werde. Kaiser Franz Joseph wies denn auch das ihm von Napoleon angebotene Bündnis zurück, indem er das schöne Wort sprach: „Ich werde nie vergessen, daß ich ein deutscher Fürst bin.“ Auch der König Viktor Emanuel hielt den Zeitpunkt, da, und die Art, wie Frankreich den Krieg vom Zaune brach, nicht für den Abschluß eines Vertrags geeignet. Die schnellen, unerhörten Siegeserfolge des geeinigten deutschen Volks beschwichtigten später alle Kriegsgelüste, auch dann, als die Regierung der „nationalen Verteidigung“ Frankreichs dieselben zu erregen suchte.

So blieb Österreich in seiner Ruhe; Italien aber benützte die Gelegenheit, jetzt das letzte Hindernis seiner Einheit mit eigner Hand zu zertrümmern, indem es am 20. September unter dem Siegesrauschen der deutschen Waffen seine Heere in das ihm bisher durch die französische Macht versperrte Rom einrücken ließ. England beschränkte seine Zuneigung für Frankreich auf einen flotten Handel mit Waffen für das Kriegsheer und Kohlen für die Flotte. Rußland bewahrte Deutschland gegenüber seine wohlwollende Neutralität, wie sie es früher Preußen gegenüber gethan hatte.

Unter diesen Umständen hielt es Jules Favre für geraten, mit Bismarck Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Er machte sich am 19. September von Paris auf und fuhr dem Hauptquartiere des deutschen Heeres entgegen. Er hatte keine weite Reise mehr zu machen. Nur wenige Meilen von Paris war es, als er in der Nähe des Dörfchens Montry in dem Schlosse La Haute Maison mit Bismarck zusammentraf. Es war dies ein einfaches, altes Gebäude, auf einer bewaldeten Anhöhe gelegen, welches unter dem Kampfe mit französischen Freischaren, den Franktireurs, stark gelitten hatte. Nach Jules Favres eignem Bericht gestaltete sich das Zusammentreffen der beiden Staatsmänner also: „Diese Örtlichkeit," bemerkte der Graf Bismarck, „scheint mir wie gemacht für die Franktireurs, von denen die Gegend hier voll ist. Wir machen auf sie schonungslose Jagd; denn sie sind keine Soldaten; wir behandeln sie als Raubgesindel." — „Aber," beklagte ich mich, „es sind doch Franzosen, welche ihren Boden, ihren Herd und ihr Haus verteidigen. Sie leisten Widerstand gegen Ihre Invasion und sind sicher in ihrem Rechte. Sie aber verkennen das Kriegsgesetz, indem Sie es nicht auf diese Leute anwenden." — „Wir kennen nur Soldaten, welche einer regelmäßigen Disziplin unterworfen sind," versetzte der Graf, „die andern sind außerhalb dieses Gesetzes." „Ich erinnerte ihn an die preußischen Erlasse von 1813 und an den Kreuzzug, welcher damals gegen die Franzosen gepredigt wurde." „Richtig!" sagte der Graf Bismarck. „Aber unsre Bäume zeigen noch die Spuren derjenigen Landeseinwohner, welche Ihre Generale hängen ließen!" — Favre hatte außer der ersten Unterredung am folgenden Tage in dem

Rothschildschen Schlosse Ferrières noch zwei weitere. Es handelte sich hierbei hauptsächlich um die Bewilligung eines Waffenstillstands. Während desselben sollte eine einzuberufende Nationalversammlung in Paris oder in einem andern Orte Frankreichs sich konstituieren und eine definitive Regierung wählen, damit diese die Friedensverhandlungen mit dem deutschen Hauptquartiere eröffnen könnte. Bismarcks letzte Forderungen für die Bewilligung einer Waffenruhe von vierzehn bis einundzwanzig Tagen waren folgende: Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Standes in und vor Paris, Fortdauer der Feindseligkeiten in und vor Metz innerhalb eines bestimmten Umkreises und endlich Übergabe der Festungen Straßburg, Toul, Bitsch und des Mont Valérien bei Paris; erstrer unter Kriegsgefangenschaft der Besatzung. Der französische Staatsmann erklärte nach längerm Widerstreit mit sich selbst, diese Bedingungen seiner Regierung unterbreiten zu wollen. Die Unterhandlungen, in welchen auch die künftigen Friedensbedingungen bereits berührt worden waren, nahmen mehrmals den Charakter höchster Erregung an. „Straßburg ist der Schlüssel unsres Hauses, und wir wollen ihn haben." Dieser Ausspruch Bismarcks erregte in Favre zwar große Bestürzung, doch endlich kamen die beiden Staatsmänner zu einem leidlichen Einverständnisse. „Ich bin sehr unglücklich, aber nicht ohne Hoffnung" — mit diesen Worten verabschiedete sich Jules Favre von dem Grafen Bismarck. Über den Eindruck, den dieser auf ihn gemacht hatte, berichtete er in Paris folgendes:

„Indem ich dies erzähle, habe ich noch alle Einzelheiten des Vorgangs vor Augen, insbesondre das Bild meines furchtbaren Gegners, welcher dabei die Hauptrolle spielte, und mit dem ich das erstemal zusammenkam. Obgleich in vorgerückten Lebensjahren, erschien mir Graf Bismarck in der ganzen Fülle seiner Kraft. Seine hohe Gestalt, sein mächtiger Schädel, seine ausgeprägten Gesichtszüge verliehen ihm ein zugleich gebietendes und hartes Aussehen, welches indessen durch eine natürliche Einfachheit, beinahe Gutmütigkeit, gemildert ward. Sein Empfang war höflich und ernst, ohne alle Affektation und Steifheit. Sobald die Unterredung begonnen hatte, nahm er eine wohlwollende und mitteilsame Haltung an, welche er während ihrer ganzen Dauer

bewahrte. Er sah mich wahrscheinlich als einen seiner sehr unwürdigen Unterhändler an, aber er war so höflich, es mich nicht merken zu lassen; auch schien ihm meine Aufrichtigkeit Teilnahme einzuflößen. Was mich betrifft, so war ich erstaunt über die Klarheit seiner Ideen, die Schärfe seines Urteils, die Originalität seines Geistes. Nicht weniger bemerkenswert war seine völlige Anspruchslosigkeit. Ich erkannte in ihm einen weit über alle Vorstellung bedeutenden Staatsmann, der nur mit wirklichen Dingen rechnet, allein auf positive und praktische Lösungen dringt, und gegen alles gleichgiltig ist, was nicht zu einem nützlichen Ziele führt. Die große Gewalt, die er ausübt, flößt ihm weder Hochmut noch Täuschungen ein; aber er hält daran fest und giebt sich nicht die Mühe, die Opfer zu verbergen, die er bringt, um sie zu behaupten. Überzeugt von seinem persönlichen Gewichte, setzt er dasselbe ganz ein, um das Werk fortzuführen und zu vollenden, welches ihm bisher so wunderbar gelungen ist, und wenn er, um dies zu thun, weiter oder weniger weit gehen müßte, als er selbst möchte, so würde er sich dennoch darein ergeben. Ich hatte viel von seiner außerordentlichen Geschicklichkeit reden hören, aber er hat mich niemals hintergangen. Er hat mich durch seine Forderungen und Härten oft verletzt, sogar empört; aber ich habe ihn in den großen wie in den kleinen Dingen stets ehrlich und pünktlich gefunden."

Bismarck schilderte den französischen Unterhändler, der sich in Paris auch der patriotischen Thränen rühmte, die er vergossen, seinen Tischgenossen also: „Es ist wahr, er sah so aus, und ich versuchte, ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich ihn mir aber genauer betrachtete, — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hat. Er dachte vermutlich, mit Schauspielerei auf mich zu wirken, wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er in Ferrières auch weiß geschminkt war, besonders das zweitemal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus, um den Angegriffenen und Tiefleidenden vorzustellen. Er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören. Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie ich

einmal mit meiner Frau zu dem großen Kürschner in Berlin ging — wie heißt er doch? — um nach einem Pelz zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl, versetzte ich. Nein, erwiderte er, ins Geschäft nie."

Während jene Staatsmänner im Rothschildschen Hause miteinander verhandelten, schlossen die deutschen Kriegsmänner den gewaltigen Waffenring um Paris, welcher das stolze „Herz Europas" umklammert hielt und in kurzer Zeit zu erdrücken drohte. Wenige Tage darauf mußten die Festungen Toul und Straßburg ihre Thore öffnen und sich den deutschen Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben. Angesichts dieser während der Verhandlungen in Ferrières schon in naher Aussicht stehenden Kriegsereignisse waren die Forderungen der deutschen Staatskunst in der That mäßig genug, und das Zugeständnis so milder Bedingungen mußte hier wie damals in Nikolsburg gewiß den Kriegsleuten erst abgerungen werden. Dennoch nahm die französische Regierung dieselben nicht an, wie sehr auch Jules Favre dazu mahnte. Man beharrte auf dem alten Standpunkte und erklärte von neuem: „Weder einen Zoll unsers Gebiets, noch einen Stein unsrer Festungen!" Die in Tours errichtete sogenannte „Außenregierung" erließ am 24. September folgende Erklärung: „An Frankreich! Vor der Einschließung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck besucht, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabsetzen. Preußen beansprucht den Elsaß und Lothringen bis Metz kraft Eroberungsrechts. Für die Gewährung eines Waffenstillstands wagt Preußen die Übergabe von Straßburg, von Toul und dem Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf bis aufs äußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder."

Die seltsame Logik dieser Erklärung stellte Bismarck in seinem Rundschreiben vom 1. Oktober in das rechte Licht, indem er sagte: „Die von uns erstrebte Abtretung von Straßburg und Metz bedingt eine Verminderung des französischen Gebiets um einen Flächeninhalt,

welcher der Vermehrung desselben durch Savoyen und Nizza ziemlich gleichkommt; die Bevölkerung dieser von Italien erworbenen Landesteile aber um etwa dreiviertel Million übertrifft. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß Frankreich nach dem Zensus (Volkszählung) von 1866 ohne Algerien über achtunddreißig Millionen und mit Algerien, welches gegenwärtig ja einen wesentlichen Teil der französischen Streitkräfte liefert, zweiundvierzig Millionen Einwohner zählt, so liegt auf der Hand, daß eine Verminderung von dreiviertel Millionen der letztern an der Bedeutung Frankreichs dem Auslande gegenüber nichts ändert, diesem großen Reiche vielmehr dieselben Elemente der Machtfülle läßt, durch deren Besitz es im orientalischen wie im italienischen Kriege einen so entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Europas auszuüben im stande war."

Am 5. Oktober zog das Große Hauptquartier der Deutschen in Versailles ein. Was kurz zuvor Viktor Hugo von Paris behauptet hatte, wurde jetzt für Versailles, die Stadt Ludwigs XIV., zur Wahrheit. Der Einzug des Großen Hauptquartiers machte es zum Mittelpunkte der Welt. Das kleine Haus der Madame Jessé in der Rue de Provence Nr. 12, wo Bismarck mit seinem diplomatischen Stabe sein Quartier aufschlug, bildete bald den Brennpunkt der europäischen Völkerinteressen. Die unbeteiligten Mächte richteten ihre Blicke auf Versailles und folgten mit Spannung den Vorgängen daselbst. Zur Einmischung in den Streit fand dank Bismarcks geschickter Führung der Staatskunst nach wie vor kein Fremder Gelegenheit.

Der greise Thiers brachte von seiner Rundreise nichts als die Versicherung wärmsten Mitgefühls und gute Ratschläge der benachbarten Großmächte heim. Er mahnte deshalb die kriegerisch gesinnten Regierungsmänner in Tours, wohin sich auch Gambetta von Paris aus mittels Luftballons geflüchtet hatte, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen. Ein gleich dringender Rat wurde den Franzosen durch die englische Regierung erteilt. Man willigte ein, als Thiers sich erbot, in Versailles mit Bismarck zu verhandeln. Es wurden in Frankreich große Hoffnungen auf die Sendung dieses wegen seiner Gelehrsamkeit und Staatskunst gleich hochgeschätzten Mannes gesetzt, welche um so be-

rechtigter erschienen, als Thiers und Graf Bismarck vordem in freundlicher Beziehung zu einander gestanden hatten.

Es war am 29. Oktober, als Thiers in Versailles eintraf und sich mit einem deutschen Geleitscheine nach Paris begab, um sich von der dortigen Regierung Vollmacht für seine Friedensvermittlung zu holen. Er erlangte dieselbe nur mit Mühe; denn dem von außen hart bedrängten Paris drohte als neuer Feind der Aufruhr. Die schon zuvor unzufriedenen Volkselemente und Anhänger jener Umsturzpartei, deren Ziel die Aufrichtung der Kommune, des sozialistischen Gemeinwesens, war, bedrohten die Regierung in ernstester Weise. Am 1. November traf Thiers bei dem Grafen Bismarck in Versailles ein, der ihn mit der Achtung und den Ehren empfing, auf welche seine ausgezeichnete Persönlichkeit, auch abgesehen von den frühern Beziehungen, vollen Anspruch machen konnte. Die Unterhandlungen nahmen anfangs einen erwünschten Fortgang. Bismarck vermochte im Einverständnisse mit dem Könige in den Abschluß eines Waffenstillstands von achtundzwanzig Tagen auf Grund des einfachen militärischen Status quo zu willigen. Er ging in seinen Zugeständnissen bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit. Zur Herbeiführung einer Nationalversammlung und einer von der gesamten Nation anerkannten Regierung gab er sogar die Wahlen im Elsaß unbedingt frei. Thiers erklärte jedoch, diese Bedingungen nur annehmen zu können, wenn der eingeschlossenen Hauptstadt auch noch eine umfassende Verproviantierung zugestanden würde. Nach längern Zwischenverhandlungen sollte auch diese Forderung gewährt werden, wenn dafür eins oder zwei der Pariser Forts den Belagerern eingeräumt würden. Die Zustimmung hierzu konnte indessen Thiers von der Regierung der Nationalverteidigung nicht erlangen. Im Banne des drohenden Aufruhrs rief dieselbe ihren Bevollmächtigten von Versailles ab; die Sendung des Herrn Thiers war damit gescheitert. Die deutschen Waffen mußten noch eindringlicher mit den Parisern reden. „Wir sind noch nicht geschlagen genug,“ äußerte Trochu, „um vernünftigen Vorstellungen Gehör zu schenken.“



XXX.

Kaiser und Reich.

„Wer hat das Reich uns aufgebaut,
Daß hoch die Zinnen ragen?
Germania, du Kaiserbraut,
Wer ließ dich Krone tragen?
Das hat mit Macht
Der Eine vollbracht,
Von dem wir singen und sagen.“

Paul Heyse.

Während die deutsche Kriegsmacht den Eisenring um Paris immer dichter zog und jeden Ausfallversuch mit starker Hand zurückwies, wandte die deutsche Staatskunst ihre volle Kraft einem vaterländischen Werke von höchster Bedeutung zu. Es galt, den Bau der deutschen Einheit zu vollenden, zu krönen und zu weihen. Die helllodernde Begeisterung im Brand der Juliglut hatte die letzten trennenden Schranken zwischen dem deutschen Norden und Süden hinweggerissen. Das gemeinsam auf den Schlachtfeldern von Weißenburg, Wörth und Sedan vergossene Blut der deutschen Brüder hatte das Band der Einheit unzerreißbar festgekittet. Nun brach mit starker Gewalt der Wunsch der Herzen hervor, diese innerlich vollzogene Einigung durch die rechtliche Form auch vor der Welt gekrönt und geweiht zu sehen, damit der alte Sehnsuchtstraum der Deutschen endlich in Erfüllung gehe.

In Bayern sprachen sich alle größern Städte in Adressen an den König für einen Anschluß an den Norddeutschen Bund aus. Die Regierung folgte dem Willen des Volks und vollzog die weitern Schritte. In den andern süddeutschen Staaten regte sich die Volksstimmung in ähnlicher Weise. Graf Bismarck hatte bisher alles vermieden, was den Anschein haben konnte, als wollte er einen Druck auf die Entschließungen der Südstaaten ausüben. Er verhandelte deshalb auch jetzt noch nicht unmittelbar mit den Regierungen, sondern entsandte den Minister Delbrück, Präsidenten des Bundeskanzleramts, von Versailles nach München, um durch ihn die Wünsche und Vorschläge der bayrischen Regierung entgegenzunehmen. Der leitende Minister Württembergs, von Mittnacht, wohnte den in München erfolgenden Verhandlungen bei. Zwar zeigte sich in denselben, daß, da Bayern und Württemberg eine Reihe von Sonderrechten in dem neuen Bundesstaate für sich in Anspruch nahmen, das Werk noch nicht ohne Schwierigkeiten gelingen werde, doch die allgemeine begeisterte Volksstimmung ließ der Hoffnung Raum, daß dasselbe nicht mehr vereitelt werden könne. Baden und Hessen stellten den einfachen Antrag auf Eintritt in den Norddeutschen Bund. Die württembergische Regierung drang darauf, daß die in München gepflogenen Verhandlungen im Hauptquartiere zu Versailles fortgesetzt würden.

Auf die Einladung Bismarcks erschienen in der zweiten Hälfte des Oktober die Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten in Versailles, und die Verhandlungen über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem Deutschen Bunde nahmen ihren Fortgang. Bismarck war bei Feststellung der Grundlagen zur Gewährung von Sonderrechten für die beiden süddeutschen Königreiche bereit, bestand aber auf Beibehaltung derjenigen Bestimmungen des Norddeutschen Bunds, welche demselben vorzugsweise den Charakter eines Bundesstaates gaben. Die Leitung der weitern Verhandlungen überließ Bismarck den Ministern Delbrück und Roon. Es konnte zwar nicht ein Ergebnis erzielt werden, das alle Wünsche zufriedenstellte; aber die Hauptsache war, daß das Einigungswerk zu stande kam. Am 15. November wurden die Verträge mit Baden und Hessen abgeschlossen, durch welche dieselben in den Nord-

deutschen Bund aufgenommen wurden. Die Verhandlungen mit Bayern, deren Bevollmächtigte sich eine Zeitlang zurückgezogen, wurden nun wieder eingeleitet und rasch zu Ende geführt. Die stolze Bavaria ließ zu gunsten der Hoheitsrechte Germanias einige ihrer frühern Ansprüche fallen, erhielt aber in mehrern Punkten das Zugeständnis einer bevorzugten Stellung unter den Schwesterstaaten, und so wurde der Vertrag mit ihr am 23. November vollzogen. Zwei Tage darauf wurde auch der Vertrag mit Württemberg abgeschlossen. Den beiden süddeutschen Königreichen blieb das Sonderrecht der selbständigen Verwaltung ihrer Eisenbahnen, des Post- und Telegraphenwesens, dem Könige von Bayern außerdem noch die Militärhoheit über seine Truppen während des Friedens gewahrt.

Die Bewilligung dieser Ausnahmestellung der beiden Südstaaten rief in weiten Kreisen des deutschen Volks und seiner Vertreter Mißstimmung hervor. Bismarck aber, welcher hier in Versailles wie ehemals in Nikolsburg, das Erreichbare über das Wünschenswerte stellte, ließ sich durch den Verdruß über kleine Unzulänglichkeiten die Freude an dem Gelingen des Ganzen nicht verderben. Dies beweist das fröhliche Nachspiel, welches den ernsten Verhandlungen mit den Bayern am Abend, da der Vertrag abgeschlossen wurde, in den Räumen des Bismarckschen Quartiers folgte, und welches Moritz Busch also darstellt: „Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeld. Der Chef war mit den drei bayrischen Bevollmächtigten (Graf Bray, Lutz und Pranckh) im Salon. Nach einer Viertelstunde öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann mit einem Becher zu uns an den Tisch. ‚Nun wäre der bayrische Vertrag fertig und unterzeichnet,‘ sagte er bewegt, ‚die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!‘ Einen Augenblick herrschte Stille; dann bat ich, mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben. ‚In Gottes Namen holen Sie sich alle drei,‘ erwiderte er, ‚die goldene ist aber nicht darunter.‘ Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen zwei noch naß waren. Auf dem Tische standen zwei leere Champagnerflaschen. ‚Bringen Sie uns noch

eine von diesen,‘ sagte der Chef zu einem Diener. ‚Es ist ein Ereignis,‘ bemerkte er dann nach einigem Nachsinnen, ‚die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen, der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt; er kann recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren. — Was sind Verträge, wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnützen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben. — Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem Deutschen Kaiser einzuräumen, als dem benachbarten Könige von Preußen.‘

Mit der oben erwähnten goldnen Feder hatte es folgende Bewandtnis: Der badische Bevollmächtigte, Minister Jolly, überbrachte bei seinem Besuch in Versailles dem Grafen Bismarck eine goldne Feder als Geschenk des Fabrikanten Bissinger in Pforzheim, damit der Bundeskanzler nach dem Wunsche des Gebers den „Dritten Pariser Frieden“ mit dieser Feder unterzeichnen möchte. Graf Bismarck wußte, daß bis zur Verwendung der Friedensfeder noch große Schwierigkeiten zu überwinden sein würden. Er antwortete dem patriotischen Bürger auf seine wertvolle, sinnige Spende also: „Ich finde mich in einiger Verlegenheit, wie ich meinen Dank aussprechen soll. In einer Zeit, wo das Schwert der deutschen Nation so ruhmreiche Thaten vollbracht hat, thut man der Feder beinahe zu viel Ehre an, indem man dieselbe so kostbar ausstattet. Ich kann nur hoffen, daß der Gebrauch, zu welchem diese Feder im Dienste des Vaterlands bestimmt ist, dem letztern zu dauerndem Gedeihen in glücklichem Frieden gereichen möge; und ich darf unter Gottes Beistand versprechen, daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung oder des deutschen Schwertes nicht würdig wäre.“

Der große Baumeister der deutschen Einheit fürchtete, daß böse Mächte noch in letzter Stunde die glückliche Vollendung seines Werks vereiteln möchten. Die Verträge mit den Südstaaten bedurften noch der Genehmigung des Reichstags; auch Österreichs Einspruch auf Grund des Prager Friedens konnte erwartet werden, selbst die Einmischung der unbeteiligten Großmächte war nicht ausgeschlossen. Über die Unzufriedenen in der Presse und im Reichstage äußerte sich Bismarck: „Daß Gott, die Herrn verderben mir den ganzen Vogelfang! Sie wollen mehr Einförmigkeit! — Wenn sie doch fünf Jahre zurückdächten, — womit wären sie damals zufrieden gewesen! Ihr Weg führt nur zur Verschleppung; zögern wir aber, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen. — Ich habe die größte Angst. Die Leute ahnen nicht, wie die Lage ist. Wir balancieren auf der Spitze eines Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Man will verbessern, mehr Einheit hineinkorrigieren; aber ändern sie nur ein Komma, so müssen wir neue Verhandlungen beginnen. Wo sollen sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum 1. Januar nicht fertig — was manchem in München lieb wäre — so ist die deutsche Einheit verloren, vielleicht für Jahre, und die Österreicher machen ihre Geschäfte in München."

Nun galt es zu wirken und zu schaffen, diese Gefahren abzuwenden. Auch andre hohe Persönlichkeiten machten ihren ganzen Einfluß geltend, das große vaterländische Werk zu fördern. Unter den deutschen Fürsten waren es vor allen der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha und der Großherzog Friedrich von Baden, welche sich in jenen Tagen durch ihr patriotisches Wirken für die deutsche Einheit unsterbliche Verdienste erwarben.

Der preußische Kronprinz hatte schon im August die Idee der Errichtung eines „Deutschen Kaiserreichs" angeregt. Ihm ging das, was Bismarck erstrebte, lange nicht weit genug. Er dachte sich den deutschen Kaiser als den Gebieter des zum Einheitsstaate umgestalteten Deutschen Reichs, die Reichsregierung durch verantwortliche Reichsminister unmittelbar ausübend, den bisherigen souveränen Bundesfürsten sollte nur

Sitz und Stimme im zukünftigen „Oberhause“ neben den Grafen und Herren angewiesen werden. Auf den Einwurf, daß dies die deutschen Fürsten ablehnen würden, meinte er: „Die Macht ist da, die Widerstrebenden zu zwingen.“*) Da diese Idee vom „freisinnigen Ausbau“ der Reichsverfassung nach englischem Muster mit Reichsministerien und Oberhaus den Fürsten bekannt wurde, so hemmte sie die Verhandlungen



Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha.

sehr. Bismarck klagte am 9. November: „Ich dachte wieder einmal, was ich so oft gedacht habe: Wenn ich nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte zu sagen: So wird es und nicht anders, daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu bitten hätte; bei den einfachsten Dingen dieses ewige Reden- und Betteln müssen!“

*) Gustav Freytag: „Der Kronprinz und die Kaiserkrone.“ Das Tagebuch Kaiser Friedrichs.

Der greise König Wilhelm war für die Annahme des Kaisertitels anfangs durchaus nicht begeistert, vielmehr bedurfte es hier dringlicher Einwirkung Bismarcks. Der König war geneigt, die neue Würde mehr wie eine höhere Beamtenstelle aufzufassen. „Als Kaiser," sagte er, „muß ich thun, was die andern wollen, als König bin ich Herr. Als König bin ich geboren, was ich dadurch habe, weiß ich, was ich aber als Kaiser habe, weiß ich nicht." „Es geht ihm," sagte Bismarck, „wie einem jungen Leutnant aus altem Hause, er läßt sich lieber Herr Graf als Herr Leutnant nennen."

Endlich waren alle Hindernisse überwunden. Vom Reichstage wurden die Verträge am 9. Dezember, von den süddeutschen Kammern kurze Zeit darauf angenommen. Und auf ein im mildesten und versöhnlichsten Tone gehaltenes Schreiben des Grafen Bismarck hin sandte auch die österreichische Regierung ihre Zustimmung zu denselben. Es war dem Grafen Bismarck gelungen, auch seinen ehemals erbittertsten Gegner friedlich zu stimmen. Der österreichische Reichskanzler Graf Beust antwortete um die Weihnachtszeit in der verbindlichsten Form, daß die kaiserlich-österreichische Regierung eine Auseinandersetzung über die Artikel des Prager Friedens nicht verlange, daß sie in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung einen „Akt von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der modernen Entwicklung Europas erblicke, und daß in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen werde, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen."

Der junge König Ludwig von Bayern richtete an den König von Preußen das Ersuchen, nunmehr nach der Wiederaufrichtung eines Deutschen Reichs den Titel und die Würde eines Deutschen Kaisers anzunehmen. An seine deutschen Throngenossen und die Senate der Freien Städte ließ er die Aufforderung ergehen, seinem Antrage ihre Zustimmung zu geben.

Es ist bekannt, daß Bismarck auch hier die Vorsehung gespielt und das Schreiben des Bayernkönigs direkt veranlaßt hat. Er selbst hat



Verlag von Paul Kittel, Berlin. Photographiedruck W. Sommer, Berlin-Schöneberg.

Nr. 325.

Ludwig II., König von Bayern.

Nach einer Original-Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

über diesen Vorgang später berichtet:*) „Er habe, um in dieser Sache, wo er nicht nur das Widerstreben der andern Fürsten, sondern gewissermaßen auch das seines alten Herrn gegen sich gehabt habe, den König Ludwig zu gewinnen, an diesen geschrieben, er hätte durch den Eintritt in den Bund schon so viel zugestanden, daß er kaum mehr zugestehen könne. So wie die Sache liege, mache er seine Zugeständnisse dem Könige von Preußen, und dieser werde künftig in Bayern in einem gewissen Umfange Befehle zu erteilen haben; da wäre es viel richtiger, die Zugeständnisse dem Kaiser von Deutschland als sie dem Könige von Preußen zu machen. Er habe den König auch an die deutschen Kaiser erinnert, die aus bayerischem Königshause hervorgegangen seien; besonders an Ludwig den Bayer. Den bewußten Brief habe er im Gasthofe am Eßtische geschrieben; er sei darum auch nicht völlig formgerecht, das Papier sei von einer mangelhaften Beschaffenheit gewesen, auch die Schrift sei durchgeschlagen. So habe er den Brief dem Grafen Holnstein, dem Oberstallmeister des Königs, mitgeben müssen. Der König Ludwig habe, als Graf Holnstein bei ihm eingetroffen sei, Zahnschmerzen gehabt und ihn zunächst nicht empfangen wollen. Darauf habe Graf Holnstein ihm sagen lassen, er habe einen Brief von Bismarck, und da habe König Ludwig gerufen: ‚Na, dann bringen Sie ihn her!‘ Der König habe den Brief gelesen, sich ihn zum zweiten und dritten Male vorlesen lassen und dann gemeint: ‚Ja, es ist richtig. Der König von Preußen muß Deutscher Kaiser werden!‘ Er habe dann von Bismarck den Entwurf eines Schreibens verlangt, das er an den König von Preußen richten sollte; Bismarck habe den Entwurf dazu dem Könige Ludwig übermittelt, dieser habe ihn für gut befunden und das Schreiben an den König von Preußen abgesandt.“

Der Reichstag des Norddeutschen Bunds entsandte eine Abordnung von Mitgliedern nach Versailles, um dem zum Träger der Kaiserwürde Erkorenen in einem Schreiben den allgemeinen Wunsch und Willen des deutschen Volks auszusprechen. „Vereint mit den Fürsten Deutschlands,“ hieß es in dem Schreiben, „naht der Norddeutsche Reichstag mit der

*) Beim parlamentarischen Frühschoppen am 20. Mai 1869. Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd III. 1896.

Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wiederaufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze wohlgesicherten Freiheit eröffnen."

Der aus dreißig Reichstagsmitgliedern bestehenden Abordnung wurde am 18. Dezember im Königsschlosse zu Versailles ein feierlicher Empfang bereitet. Ihr Führer, der Reichstagspräsident Dr. Simson, war derselbe Mann, welcher an der Spitze jener Abordnung der Frankfurter Nationalversammlung im Jahre 1849 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte. Welch wunderbarer Gegensatz zwischen jetzt und ehedem! „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden!" Damit hatte damals der schwache Friedensfürst das ihm vom Volke dargereichte Geschenk abgelehnt. An den von seinen großen Paladinen und vielen deutschen Fürsten umgebenen greisen, an Schlachten und Siegen reichen Heerkönig Wilhelm richtete der Sendbote des geeinten deutschen Volks zur Einleitung der Verlesung jenes Schreibens die erhebenden Worte: „Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstags in einer Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben wurden einst die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das alte Deutsche Reich zusammenbrach. — Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zuversicht getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen giebt, in beidem die Gewißheit und Macht von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu teil werden."

In seiner Antwort sagte der König: „Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des Norddeutschen Reichstags die Bitte, daß ich mich dem an mich ergangenen Rufe nicht entziehen möge. Aber nur in der einmütigen Stimme der



Die Proklamation des Deutschen Kaiserreichs im

Von Anton

Mit Genehmigung der Photogr



n Spiegelsaale zu Versailles, den 18. Januar 1871.

von Werner.

aphischen Gesellschaft in Berlin.

deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und Freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Weihnachten kam. Die deutschen Krieger konnten das heilige Fest des Friedens nicht, wie sie nach dem Siege von Sedan gehofft, in der Heimat im trauten Kreise der Familie feiern. Sie feierten es im Feldlager dennoch, so gut es eben ging, nach echt deutscher Weise beim Lichterglanze des Tannenbaums, unter oder an dessen grünen Zweigen die Gaben der Liebe aus der Heimat prangten. Unser Held verlebte den Weihnachtsabend mit seinen Leuten und einigen Gästen still in seinem Quartiere. Auf seinem Tische stand, berichtet Moritz Busch, ein kleines, spannhohes Christbäumchen. Daneben befand sich ein Kästchen mit zwei Bechern, einem im Stile der Renaissance und einem von Tulaer Arbeit. Beide, jeder nur etwa zwei große Schlucke haltend, waren Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser ließ sie zur Ansicht herumgehen und bemerkte dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie sie mir zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum." Später am Abend traf noch als Geschenk des Königs das Eiserne Kreuz erster Klasse für den Chef ein.

Am Schlusse des Jahres 1870 war der Bau des Deutschen Reichs vollendet; sämtliche Fürsten und freien Städte hatten ihre Stimme zu gunsten des Königs von Preußen abgegeben. Die in den Verträgen stehenden Bezeichnungen „Bundesoberhaupt" und „Deutscher Bund" wurden in „Kaiser und Reich" umgeändert. So war mit dem Beginne des neuen Jahres die Grundlage für das Reich geschaffen; für die feierliche Ausrufung des deutschen Kaisertums wurde der 18. Januar 1871 gewählt, der Tag, an dem einst vor 170 Jahren Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich die preußische Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte.

Es war um die Mittagsstunde jenes denkwürdigen Tags, als sich der König Wilhelm durch die Reihen seiner ihm voll Begeisterung zujubelnden Krieger nach dem Versailler Königspalaste begab. Von seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, empfangen und in den Vorzimmern von den dort versammelten Prinzen, Fürsten, Generalen und Ministern begrüßt, trat er in den würdig geschmückten Festraum, den die sogenannte Spiegelgallerie“ des Schlosses bildete. An dem Mittelpfeiler der Südseite dieses langgestreckten, geräumigen Saales war ein rotgedeckter, mit einem großen Abbilde des Eisernen Kreuzes geschmückter Altar erhoben. Rechts und links davon standen die von allen Truppenteilen entsandten Mannschaften. Auf der Erhöhung an der Ostseite des Saales waren die Fahnen, von Unteroffizieren gehalten, aufgepflanzt. An der Nordseite hatte die Aufstellung der Offiziere, gegen Sechshundert an der Zahl, so stattgefunden, daß der Raum dem Altare gegenüber frei blieb. An diesen Platz trat der König. Im Halbkreise um ihn stellten sich die Prinzen und Fürsten. Hinter diesen und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, an hervortretender Stelle der Bundeskanzler Graf Bismarck und General von Moltke. Ein Gottesdienst eröffnete die feierliche Handlung. Die Festpredigt hielt Hofprediger Rogge. Er wies darin auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV. hin, welches neben andern Verherrlichungen jenes Fürsten und Demütigungen seiner Nachbarn, der Herrscher von Deutschland, Holland, Spanien, in goldnen Zügen an der Deckwand des Saales prangte: „Le roi gouverne par lui même“, das heißt: „Der König regiert kraft seiner selbst“. Er zeigte dann, wie der Hochmut die Franzosenherrscher und ihr Volk verblendet, wie ihre bösen Anschläge gegen Deutschland zu Schanden geworden, aber dem bedrohten deutschen Vaterlande zum Heil und zur Ehre gereicht hätten; herzerhebend beweise dies die gegenwärtige Feier. „Was unsere Väter in der Erhebung früherer gewaltiger Kriege gegen denselben Feind vergebens ersehnt haben“, also schloß der Geistliche, „wofür die Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in hellen Tönen gesungen, was die Lieder und Sagen unsres Volks nur als einen fernen Traum uns verkündet haben — wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden.“



Verlag von Paul Kittel, Berlin. Photographiedruck W. Sommer, Berlin-Schöneberg.

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl in München.

Nachdem der Segen gesprochen und durch den Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott“ die kirchliche Feier beendet worden war, schritt der König Wilhelm von Preußen auf die Erhöhung der rechten Seite, stellte sich vor die Fahnen und verkündete mit lauter Stimme, die darüber ausgestellte Urkunde verlesend, die Wiederherstellung des Deutschen Kaiserreichs. An seine Seite waren rechts der Kronprinz, links der Bundeskanzler Graf Bismarck getreten. Letzterer erhielt nun den Befehl, den ersten feierlichen Erlaß des Kaisers an das deutsche Volk zu verlesen. Aller Blicke richteten sich auf die gewaltige Reckengestalt des Helden an des Kaisers Seite, der, wie jeder wußte und fühlte, den Hauptanteil an dem Werke hatte, dessen glückliche Vollendung in diesem Augenblicke die feierliche Weihe erhielt. Einige Schritte vortretend, verlas mit lauter Stimme der Kanzler des neuen Deutschen Reiches die Proklamation:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, — nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, — bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reichs führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volks, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe

in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Nachdem der Kanzler zurückgetreten war, nahte sich der Großherzog von Baden dem Rande des Empors, hob den Helm und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Brausend erfüllte der Huldigungsruf die Räume des Saales, während die Musik die Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz!" anstimmte. Eine freudige Erhebung durchdrang die Herzen aller Gegenwärtigen, und der jubelnde Ruf: „Heil dem Kaiser!" pflanzte sich weiter und weiter fort, durch das Heer, durch alle Gaue des deutschen Vaterlands und, soweit die deutsche Zunge klingt. Auch die Deutschland wohlgesinnten Nachbarvölker übermittelten dem neuen deutschen Kaiser, dem ritterlichen greisen Siegeshelden ihre aufrichtigen Huldigungsgrüße. Der deutsche Dichter Johannes Steinbeck sang dem neuerstandnen Reiche zum Preise:

„Als du geboren, krachten Geschütze
Gegen die Feste des Feindes.
Waffenklirrend mit Speer und Lanze,
Wie Athene dem Haupt
Des allwaltenden Zeus
Bist du entsprungen.
Heil dir, du schlachtengebornes Reich!"

Unter dem Donner der Schlachten war das deutsche Kaisertum erstanden, mit Blut und Eisen fest gekittet. Gerade um jene Zeit war es, als die zum Entsatze der Hauptstadt heranziehenden Franzosenheere an mehrern Orten geschlagen wurden. Die Scharen des Generals Chanzy trieb am 12. Januar bei Le Mans im westlichen Frankreich Prinz Friedrich Karl zurück, der nach dem Falle der Festung Metz zum Feldmarschall ernannt worden war. Am 19. Januar bereitete der General Göben den Truppen Faidherbes im Norden bei St. Quentin



Verlag von Paul Kittel, Berlin. Photographiedruck W. Sommer, Berlin-Schöneberg.

Nr. 306.

Friedrich I., Großherzog von Baden.

Nach einer Original-Aufnahme von W. Kuntzemüller in Baden-Baden.

eine blutige Niederlage. Und in den Tagen vom 15. bis 17. Januar erstritt Werder mit seinen Helden an der Lisaine jenen unvergleichlichen Sieg gegen Bourbaki, der mit seinen Heeresmassen einen Einfall in Süddeutschland unternehmen wollte, nun aber auf schweizerisches Gebiet gedrängt und dort entwaffnet wurde. Vor Paris endlich donnerten seit dem 27. Dezember unaufhörlich die deutschen Belagerungsgeschütze, und ihre Granaten erreichten bereits die Vorstädte, Schrecken und Verwüstung verbreitend. Da raffte sich General Trochu zu einem letzten Rettungsversuche auf und unternahm am 19. Januar mit den besten Kräften seiner Linientruppen, Mobilen und Nationalgarden einen Massenausfall, der unter dem Schutze der Mont Valérien-Batterieen von der Halbinsel Nanterre aus gegen Versailles, das kaiserliche Hauptquartier, sich richten sollte. Mit verzweifeltem Mute kämpften die französischen Krieger und errangen anfangs auch einen Erfolg nach dem andern. In kurzer Zeit aber erhielten die Deutschen an den bedrohten Punkten Verstärkung von allen Seiten. Ein furchtbares Ringen begann; Trochus Scharen kämpften unter seiner persönlichen Führung mit der Wut der Verzweiflung, indessen vergeblich; sie mußten sich endlich nach schweren Verlusten unter den Schutz des Mont Valérien zurückziehen. Kaiser Wilhelm und seine beiden großen Paladine Bismarck und Moltke sahen von einer Höhe in der Nähe des Aquädukts von Marly dem letzten Verzweiflungskampfe der Pariser Besatzung zu. Künstlerhand hat diese Scene im Bilde verewigt.

Die Franzosen schienen nun genug geschlagen zu sein, um endlich ernsten Willens den Frieden zu suchen. In Paris zudem stieg die Not der Bevölkerung bis zum Gipfel, die deutschen Bomben, der Hunger und Seuchen richteten schreckliche Verheerungen an. Die Regierung vermochte die Ruhe nur noch unter den größten Anstrengungen aufrechtzuerhalten. Alle Bande gesetzlicher Ordnung begannen sich zu lösen. Der Aufruhr erhob, kaum unterdrückt, immer von neuem sein Drachenhaupt. Es gab für die Regierung in Paris keinen Ausweg mehr als den Friedensschluß mit den Belagerern. Nachdem am 22. Januar die Sozialdemokraten vor dem Stadthause wieder einen blutigen Auflauf verursacht hatten, entschloß sich Jules Favre,

Verhandlungen in Versailles anzuknüpfen. Er sandte am Morgen des 23. Januar den Ordonnanzoffizier des Generals Trochu, Kapitän Grafen d'Hérisson, zu den deutschen Vorposten an der Sèvresbrücke mit einem Schreiben an den Grafen Bismarck, worin er um eine Unterredung mit demselben bat. Um fünf Uhr desselben Nachmittags hatte er die Antwort auf sein Gesuch, daß Bismarck bereit sei, ihn am nächsten Morgen oder dringenden Falls auch noch an demselben Abende zu empfangen. Eile war geboten. Jules Favre machte sich sogleich auf den Weg nach Versailles. In einem Wagen des Kaisers Napoleon, von dessen Schlägen die Wappenschilder abgekratzt waren, fuhr er in Begleitung seines Schwiegersohnes Martinez del Rio und des Kapitäns Grafen d'Hérisson, mehrfach vom Pöbel und von den Nationalgarden bedroht, zur Stadt hinaus. Von den deutschen Vorposten aus brachte ihn und seine Gefährten der Wagen Bismarcks bis zur Villa der Madame Jessé in der Rue de Provence, wo man gegen acht Uhr abends ankam.

Über die dort gepflogenen Verhandlungen liegen genaue Aufzeichnungen vor, sowohl von französischer Seite durch Jules Favre und den Grafen d'Hérisson, als auch von deutscher Seite in den nach mündlichen Mitteilungen des Grafen Bismarck niedergeschriebenen Tagebuchblättern des Dr. Moritz Busch.*) Nach übereinstimmenden Darstellungen von den verschiedenen Seiten hatten die Verhandlungen, welche am 28. Januar zum Abschlusse kamen, folgenden Verlauf:

Graf Bismarck empfing die französischen Unterhändler Jules Favre und den Grafen d'Hérisson in dem kleinen Saale des ersten Stockwerks seines Quartiers. Die erste Unterredung dauerte etwa zweieinhalb Stunde; unterdessen unterhielten unten im Salon Graf Hatzfeld und Bismarck-Bohlen Jules Favres Schwiegersohn, eine kleine Persönlichkeit mit südlichem Typus, seines Zeichens Porträtmaler. Jules Favre sah gleich seinem Schwiegersohne ziemlich niedergeschlagen, in der Kleidung heruntergekommen, „ruppig", wie Bismarck-Bohlen bemerkte, aus. „Beide bekommen zu essen," wie Busch erzählt, „was in der Eile zu haben ist,

*) Jules Favre in seinem Werke: „Histoire du gouvernement de la défense nationale"; d'Hérisson in seinem Buche: „Le journal d'un officier d'ordonnance"; Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute". Bd. II. S. 255 ff.

Koteletteś, Rührei, Schinken u. dergl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird.“ Jules Favre eröffnete das Gespräch, indem er erklärte, gekommen zu sein, um die Unterhandlungen von Ferrières wieder aufzunehmen. „Aber die Lage ist heute nicht mehr dieselbe wie damals,“ erwiderte Bismarck. „Und wenn Sie an demselben Prinzip festhalten: Keinen Zollbreit unsres Gebiets, keinen Stein unsrer Festungen! dann ist es überflüssig, weiter darüber zu reden. Meine Zeit ist kostbar, die Ihrige auch, und ich sehe nicht ein, warum wir sie vergeuden sollen.“

„Ich war,“ erzählt d'Hérisson, „betroffen von dem zwischen der äußern Erscheinung der beiden Unterhändler obwaltenden Gegensatz.“ — Bismarck in der weißen Kürassieruniform mit seinen breiten Schultern in der Vollkraft seiner Mannesjahre erdrückte förmlich durch seine Nähe den langen, magern, trostlosen Advokaten, dem der Rock um den Leib schlotterte, während die weißen Haare auf den Kragen niederfielen. — „Ach! Es bedurfte nur eines Blicks auf die beiden, um zu erkennen, wer der Besiegte und wer der Sieger sei, der Schwache und der Starke. Jules Favre gab sich, indem er viel Wortschwall machte, die erdenklichste Mühe, bei Bismarck es durchzusetzen, daß die Nationalgarde ihre Waffen behalte. Bismarck stimmte endlich zu, aber ich erinnere mich, daß er an Favre die prophetischen Worte richtete: ‚Es sei, aber glauben Sie mir, Sie begehen eine Dummheit. Früher oder später werden Sie mit jenen Gewehren zu rechnen haben, welche Sie den exaltierten Menschen belassen wollen.‘ Bismarck gleicht den andern Staatsmännern unsrer Tage nicht im geringsten. Er ist eine heiter angelegte Natur. Zuweilen giebt er, während die schwierigsten Fragen erörtert werden, einen Witz zum besten, hinter welchem man allerdings die gewaltige Tatze des Löwen spürt.

„Wir saßen in seinem Zimmer um einen runden Tisch, auf welchem in einem weißen Präsentierteller drei Zigarren lagen, von denen er eine Jules Favre anbot, der dieselbe als Nichtraucher dankend ablehnte. ‚Sie thun nicht recht daran,‘ bemerkte der Diplomat in Kürassieruniform; ‚wenn man eine Unterredung beginnt, welche zu heftigen Auseinandersetzungen führen kann, ist es doch besser, beim

Zwiegespräch zu rauchen. Raucht man,‘ fährt er fort, sich eine Havanna anzündend, ‚so paralysiert die Zigarre, welche man hin und her dreht, und die man nicht fallen lassen will, einigermaßen die körperliche Erregung und stimmt uns milder, ohne unsere geistigen Fähigkeiten zu mindern. Die Zigarre zerstreut. Der blaue, in Ringeln aufsteigende Rauch, dem unser Auge unwillkürlich folgt, ergötzt uns, macht uns versöhnlich. Man fühlt sich behaglich. Das Auge ist beschäftigt, die Hand hat zu thun, die Nase atmet Wohlgerüche ein. Da macht man sich eher gegenseitig Konzessionen, und diese zu bewilligen, das ist ja eins der Hauptgeschäfte für uns Diplomaten. Sie haben als Nichtraucher über mich, der ich Raucher bin, einen Vorteil — Sie sind geistig regsamer — aber mir gegenüber auch einen Nachteil; denn Sie lassen sich eher hinreißen, sind leidenschaftlicher.‘ Dann schob er mir den Zigarrenteller mit den Worten hin: ‚Der Kapitän raucht ganz gewiß. Das weiß ich.‘“ d'Hérisson ist auch ein Freund guter Zigarren, aber er nimmt doch keine, denn er will ganz Ohr sein, sich durch nichts zerstreuen lassen. „Außerdem,“ sagt er, „fühlte ich mich zu untergeordnet, als daß ich mir erlaubt hätte, mich, indem ich rauchte, gewissermaßen auf gleichen Fuß mit den beiden Herren zu setzen.

„Die Unterredung begann dann wieder in aller Ruhe. Mit einer erstaunlichen Offenheit und einer bewundernswerten Logik setzte der Kanzler seine Forderungen auseinander, schlicht und einfach. Er ging stets gerade auf das Ziel los und unterbrach häufig Jules Favre, der, gewohnt an Advokaten- und alte Diplomatenkniffe, diese vollkommene Redlichkeit und die großartige Weise nicht begriff, welche so sehr von der Praxis früherer Zeiten abstach. Der Kanzler sprach das Französische mit einer Geläufigkeit, die ich nur bei den Russen gefunden habe, welchen infolge der Schwierigkeiten, die ihnen die eigne Sprache bereitet, das Erlernen fremder ein Kinderspiel ist. Bismarck drückte sich nicht nur elegant, sondern auch prägnant aus, indem er ohne Schwierigkeit das richtige Wort fand, welches einen ganzen Gedanken wiedergiebt, eine ganze Situation zeichnet. Während ich aus dem Ministerportefeuille je nach Wunsch Aktenstücke hervorzog oder mit Schreiben beschäftigt war, machte ich mir dieses Beispiel von Redner- und Unterhaltungs-



Kaiser Wilhelm I. mit seinen beiden Paladinen Bismarck und M

Von C. F

Mit Genehmigung der Photogra



Moltke vor Paris während der Beschießung im Jahre 1870/71.

Kolitz.

gabe zu nutze. Als die Unterredung auf Garibaldi kam, den Favre in den Waffenstillstand mit eingeschlossen haben wollte, geriet der Reichskanzler in den heftigsten Zorn. Da erlaubte ich mir," erzählt d'Hérisson weiter, „eine große Kühnheit, die jedoch, wie ich dachte, angesichts des Charakters und der hohen Bildung des Reichskanzlers von Erfolg sein könnte, und so war es in der That. Ich nahm den Zigarrenteller und reichte ihm denselben, indem ich mich lächelnd verbeugte und die Stellung eines ehrerbietigen und bittstehenden Mannes annahm. Er sah mich einige Augenblicke an und schien mich nicht zu begreifen. Dann erlosch plötzlich der Zornesfunke in seinem Blicke, und er sagte: ‚Kapitän, es ist unnütz, sich zu ereifern, das führt zu nichts ... im Gegenteil.' Hierauf nahm die Unterhandlung einen ruhigen Fortgang, und Garibaldi sowohl wie seine Armee wurden in den Waffenstillstand mit eingeschlossen."

Daß Garibaldi, der alte Streiter für Italiens Einigung, die sich unter Preußens Schutz vollzogen, mit seinen Freischaren den Franzosen zu Hilfe geeilt war, empörte Bismarck aufs höchste, wie ihn der Undank italienischer Politik überhaupt mit heftigem Unwillen erfüllte.

Die größten Schwierigkeiten boten die Verhandlungen während der nächsten Tage über das Schicksal der Pariser Besatzung und den Einmarsch der deutschen Truppen in Paris, der übrigens nicht über die Champs Elysées hinaus ausgedehnt werden sollte. Die ganze französische Eitelkeit bäumte sich gegen das Zugeständnis dieses Triumphs der deutschen Sieger auf, und Jules Favre suchte ihn mit allen Mitteln zu verhindern. „Ich würde Ihnen den Nichteinmarsch in Paris zugestehen," sagte der deutsche Staatsmann, „aber der König und die Militärs bestehen darauf. Dies ist die Belohnung für unsre Armee. Wenn ich nach der Rückkehr in die Heimat einem armen Teufel mit einem Stelzfuße begegnen werde, dann wird er sagen: ‚Das Bein, das ich vor den Mauern von Paris gelassen habe, gab mir das Recht, meine Eroberung zu vervollständigen; dieser Diplomat, der im Besitze seiner gesunden Gliedmaßen ist, hat mich daran verhindert.' Wir können uns dem nicht aussetzen, in diesem Punkte das öffentliche Gefühl zu verletzen. Wir werden in Paris einziehen, aber nicht über die Champs Elysées hinausgehn und dort die Ereignisse abwarten. Wir werden

den sechzig Bataillonen der Nationalgarde, welche zuerst gebildet wurden und Sinn für Ordnung haben, die Waffen belassen."

Am Abend des 26. Januar waren sich die Unterhändler gegenseitig über die Hauptpunkte des Waffenstillstandsvertrags einig. „Als der Graf Bismarck mich zu meinem Wagen begleitete," erzählt Jules Favre, „sagte er zu mir: ‚Ich glaube nicht, daß, nachdem wir soweit gekommen sind, ein Abbruch noch möglich wäre; wenn Sie derselben Ansicht sind, wollen wir heut abend das Feuer einstellen.' Ich würde Sie schon gestern darum gebeten haben, erwiderte ich tief bewegt; da ich aber das Unglück habe, das besiegte Paris zu vertreten, so wollte ich nicht um eine Gunst bitten. Ich nehme gern Ihr Anerbieten an; es ist der erste Trost, den ich in unserm Unglücke empfinde. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß unnützes Blut vergossen wird, während wir über die Bedingungen einer Waffenruhe beschließen. ‚Gut denn,' erwiderte der Kanzler; ‚es ist abgemacht, daß wir beiderseits Befehle ergehen lassen, damit das Feuer um Mitternacht schweigt.' Ich versprach es, bat ihn jedoch um die Erlaubnis, daß von unsrer Seite der letzte Schuß fallen dürfe" (!) — „Es war neun Uhr abends," fährt mit hohem Selbstbewußtsein der Franzose fort, „als ich bei der Sèvresbrücke über die Seine setzte. Der Brand von St. Cloud dauerte noch fort. Unsre Kanoniere von Point du jour feuerten nach Herzenslust; zwei unsrer Granaten schlugen in den Fluß, als wir ausstiegen. Es wäre eine wunderbare Fügung gewesen, wenn eine von ihnen in so rauher Weise meine Sendung unterbrochen hätte. Um dreiviertelzwölf Uhr stand ich auf dem steinernen Balkon des Hotels der auswärtigen Angelegenheiten. Die Artillerie unsrer Forts und diejenigen der deutschen Armeen ließen ihre furchtbaren Donnerschläge vernehmen. Mitternacht schlug. Ein letzter Schuß krachte, weithin wiederholt von einem Echo, welches schwächer wurde und verstummte, dann Schweigen ringsum! — Es war seit langen Wochen die erste Ruhe" — —

Durch den am 28. Januar in Versailles abgeschlossenen Vertrag trat ein Waffenstillstand von zunächst 21 Tagen ein, die ganze Besatzung von Paris erklärte sich für kriegsgefangen und überließ sämtliche Forts der äußern Verteidigungslinie den Siegern. In Bordeaux

wurde demnächst die aus freien Volkswahlen hervorgegangene National-versammlung eröffnet, welche den greisen Adolf Thiers an die Spitze der Exekutivgewalt des französischen Freistaats berief. Dieser wurde beauftragt, mit Jules Favre, der das Ministerium des Auswärtigen behalten, und einem von der Nationalversammlung gewählten Ausschuß von fünfzehn Mitgliedern die Friedensverhandlungen im deutschen Hauptquartiere zu führen.

Am 21. Februar wurden dieselben eröffnet. Die Bedingungen, welche Bismarck für den Abschluß des Friedens stellte, lauteten kurz und bündig: Abtretung des Elsaß nebst Belfort, Deutschlothringens nebst Metz, sowie die Zahlung einer Kriegssteuer von sechs Milliarden Franken. Die Franzosen vermochten sich damals ebensowenig, wie sie es jetzt können, in den Gedanken zu finden, daß die Abtretung Elsaß-Lothringens nur eine Herausgabe frühern Raubes bedeutete. Die Unterhändler sträubten sich denn auch mit Händen und Füßen gegen die Bewilligung dieser Forderungen, mußten aber bald einsehen, daß alles Sträuben in Bezug hierauf vergebens sei. Sie beschränkten schließlich ihren Widerstand auf die Bedingung bezüglich des Einmarsches der deutschen Truppen in Paris, der Höhe der Kriegskosten und des Einschlusses von Metz und Belfort in das Abtretungsgebiet. Hierüber aber kam es in den Verhandlungen zu heftigen Auftritten. Wegen der Herabminderung der Kriegskosten, die übrigens bald auf fünf Milliarden ermäßigt wurden, versuchten die guten Freunde Frankreichs in London sich vermittelnd einzulegen. Der englische Kabinettsrat beschloß: „Deutschland über den Betrag der Kriegskostenentschädigung Vorstellungen zu machen und seine Vermittlung in freundschaftlichem Geiste beiden Parteien anzubieten.“ Sofort wurden die erforderlichen Schritte dazu eingeleitet. Der englische Geschäftsträger Lord Odo Russel, welcher sich in Versailles aufhielt, bekam den Auftrag, mit Bismarck persönlich über diese Sache zu verhandeln. Aber es ging Russel in Versailles wie Benedetti in Nikolsburg; er konnte Bismarcks für eine Unterredung nicht eher habhaft werden, als bis der Friedensvertrag unterzeichnet war. So mußte er nach London zurückberichten, Bismarck sei durch die französischen Unterhändler zu sehr in Anspruch genommen, um irgend jemand empfangen

zu können. Es gelang dem deutschen Staatsmanne meisterlich, jede fremde Einsprache fernzuhalten. Die glückliche Beendigung der Verhandlungen mit den Vertretern Frankreichs war wiederum ein Meisterstück seiner genialen Staatskunst. Die Macht seiner außerordentlichen Persönlichkeit kam ihm in entscheidenden Augenblicken mehrmals siegreich zu Hilfe. Wenn er, wie ihn die Künstlerhand auf unserm Bilde gezeichnet, sich in seiner Reckengestalt emporrichtete und seine Augen im Feuer des Zornes Blitze sprühten, dann hatte er die Gewalt eines Gottes über die Geister und Gemüter. Als er in einer der ersten Sitzungen die deutscherseits zu stellenden Forderungen nach längern Verhandlungen noch einmal zu einer Art Ultimatum zusammenfaßte fuhr Thiers in leidenschaftlicher Erregung plötzlich vom Stuhle empor und rief mit bebender Stimme und funkelnden Augen dazwischen: „Ah, c'est une spoliation véritable, c'est une indignité!“ (Ah, das ist eine wahre Plünderung, das ist eine Schändlichkeit!). Das war dem deutschen Staatsmanne, der sich bemüht hatte, seine Ruhe zu bewahren, denn doch zu stark. Er richtete sich empor, sein Antlitz nahm den Ausdruck eisiger Kälte an, während er nach einer kurzen Pause seine Ausführungen, für die er sich wie überhaupt bisher der französischen Sprache bedient hatte, in deutscher Sprache fortsetzte. Der Franzose sah ihn einen Augenblick voller Entsetzen an und bat Bismarck dann, indem er in seinen Stuhl zurücksank, in kläglichem Tone, sich doch wieder des Französischen zu bedienen. „Ich bedaure,“ antwortete der deutsche Kanzler mit starrer Ruhe, „aus der mir unverständlichen Äußerung, welche Sie soeben gethan, entnehmen zu müssen, daß ich des Französischen nicht so mächtig bin, als es wünschenswert wäre, um unsre Unterhandlungen in französischer Sprache fortsetzen zu können. Wir werden uns deshalb der deutschen Sprache bedienen müssen um so mehr, als ich keinen Grund erkennen kann, weshalb wir dies nicht von Anfang an gethan haben.“ Bismarck stellte darauf seine endgiltigen Bedingungen in deutscher Sprache.

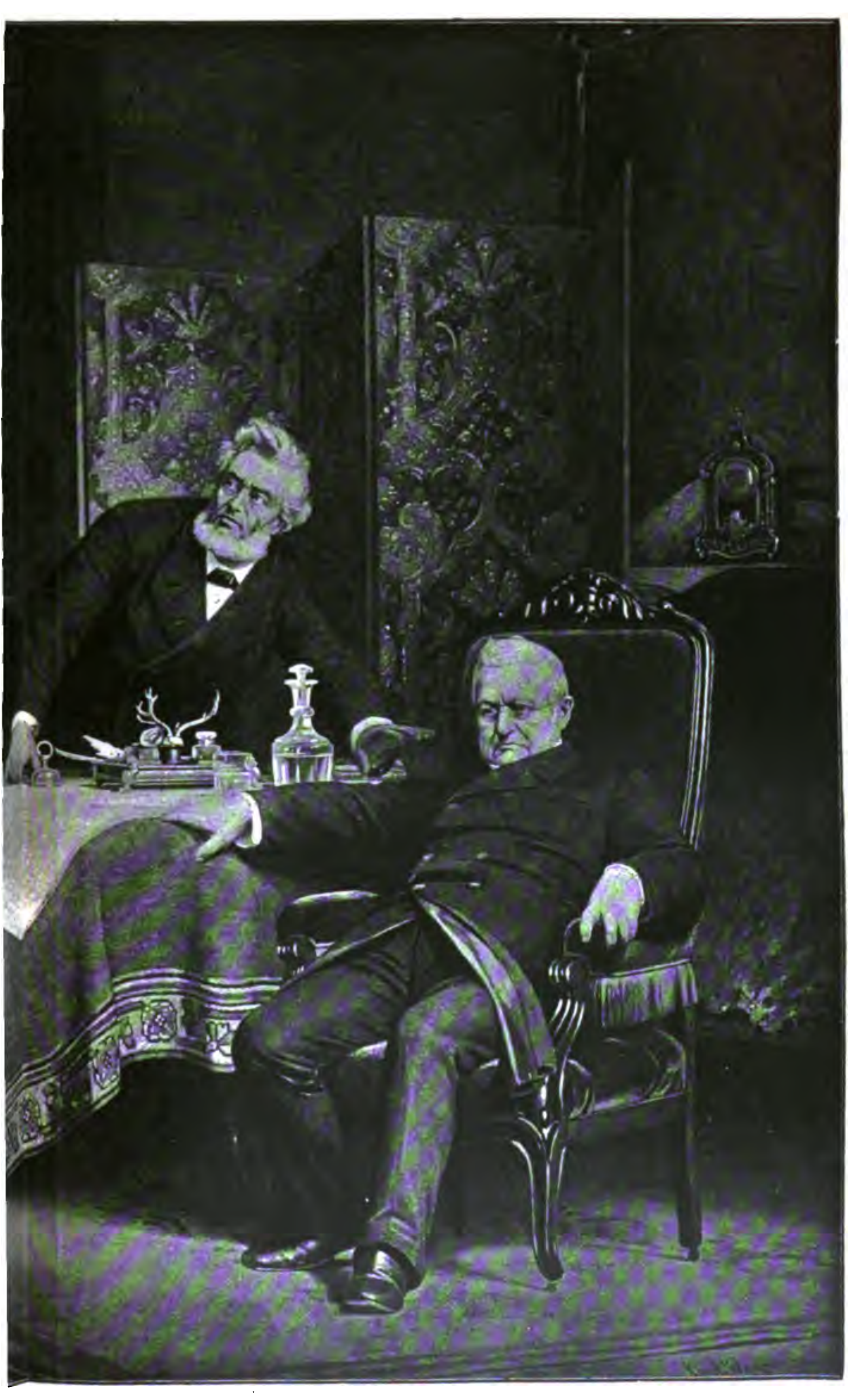
„Diese Taktik hatte eine seltsame Wirkung,“ erzählte der deutsche Staatsmann später. „Jules Favre streckte seine Arme zum Himmel, sein Haar sträubte sich, und während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, eilte er in eine Ecke des Zimmers und drückte sein Haupt gegen



Friedensverhandlung in Versailles zwischen Bismarck und den bei

Von C. Wa

Mit Genehmigung der Photographi



...iden französischen Bevollmächtigten Jules Favre und Thiers.

...agner.

...ischen Gesellschaft in Berlin.

die Wand, als wenn er nicht Zeuge der Erniedrigung sein wollte, welche den Vertretern Frankreichs zugefügt wurde, indem man sie zwang, die Verhandlungen deutsch fortzusetzen. Thiers sah über seine Brille hinweg mit ärgerlicher Miene, eilte dann zu einem Tische am Ende des Zimmers und ließ seine Feder fieberhaft über das Papier eilen. Mit einer hastigen Bewegung reichte er mir das Papier und sagte mit einer heisern, fast rauhen Stimme: „Ist es das, was Sie wünschen?"

Es waren ziemlich weitgehende Zugeständnisse, welche Thiers in dem Schriftstücke machte. „Auf dieser Basis," sagte Bismarck lächelnd, „bin ich bereit, die Verhandlungen in französischer Sprache wieder aufzunehmen." Im Laufe derselben gelang es den Franzosen, wenigstens die Abtretung Belforts zu verhindern. Jules Favre erzählt hierüber folgendes: „Nachdem Herr Thiers mit seiner unnachahmbaren Beredsamkeit auf die ungeheure Größe unsrer Opfer, auf die Härte hingewiesen hatte, welche uns außer der Verstümmelung unsres Gebiets ein erdrückendes Lösegeld auferlegte, auf die alten Bande, welche uns an eine Stadt fesselten, die niemals zu Deutschland gehört hatte, und als er auch dann noch die Unbeugsamkeit des Grafen Bismarck erkannt hatte, rief er: ‚Nun denn, sei es, wie Sie wollen, Herr Graf! Wir haben Vollmacht, mit Ihnen zu beraten, sollen aber durch Ihr Joch gehen. Wir verlangen eine rein französische Stadt, Sie verweigern sie uns: das heißt eingestehen, daß Sie einen Vernichtungskrieg gegen uns beschlossen haben. Führen Sie denselben! Rauben Sie uns unsere Provinzen, brennen Sie unsre Häuser nieder, vollenden Sie Ihr Werk! Wir werden Sie bis zum letzten Atemzuge bekämpfen, wir werden vielleicht erliegen; aber nicht entehrt sein!'" Bismarck blieb, wie Favre weiter berichtet, diesen Ergüssen gegenüber nicht ohne Mitgefühl; er versprach, seine Forderungen zu mildern, wenn er die Ermächtigung des Königs und Moltkes, der die strategische Wichtigkeit Belforts besonders betont hatte, dazu erlange. Er ging hinaus, um mit diesem zu beraten. „Ich glaube nicht," fährt Favre fort, „daß jemals ein Angeklagter seinen Urteilsspruch mit einer mehr fieberhaften Angst erwartet hat. Unbeweglich und stumm folgten wir mit bestürzten Blicken dem vorrückenden Zeiger der Uhr. Die Thür öffnete sich, und auf der

[illegible]

Schwelle stehend, sagte Graf Bismarck zu uns: ‚Ich habe dem Willen des Kaisers gemäß den Einmarsch unsrer Truppen in Paris fordern sollen. Sie haben mir Ihr Widerstreben und Ihre Befürchtungen vorgehalten und mit Nachdruck das Aufheben dieser Klausel gefordert. Wir verzichten darauf, wenn Sie Ihrerseits uns Belfort lassen.‘ Es war eine Minute voll unaussprechlicher Qual; aber wir waren einig, ohne uns beraten zu haben. Ein Blickwechsel genügte. Herr Thiers übersetzte den Sinn desselben in patriotische Worte, indem er sagte: ‚Nichts wird dem Schmerze von Paris gleichen, wenn es die Thore seiner unentweihten Mauern dem Feinde öffnet, welcher sie zu bewältigen nicht vermochte. (?!) Deshalb haben wir Sie beschworen, wir beschwören Sie noch, ihm diese unverdiente Demütigung nicht aufzuerlegen. Nichtsdestoweniger ist es bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, um dem Vaterlande ein Fleckchen seines Bodens und eine heroische Stadt zu erhalten. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Gelegenheit geben, unser Opfer zu veredeln. Die Trauer von Paris wird das Lösegeld für Belfort sein.‘ — ‚Überlegen Sie wohl!‘ sagte der Graf. ‚Vielleicht werden Sie bereuen, diesen Vorschlag zurückgewiesen zu haben.‘ — ‚Wir würden unsre Pflicht verletzen, wenn wir ihn annähmen,‘ versetzte Herr Thiers. Die Thür schloß sich, und Kanzler und Kriegswart nehmen ihre Beratungen wieder auf. Sie schienen uns ein Jahrhundert zu dauern. Nach dem Aufbruch des Generals von Moltke gab Bismarck zu verstehen, daß jetzt nur noch die Zustimmung des Königs zu erlangen sei. Ungeachtet unsrer Ungeduld wartete er, bis der König seine Tafel beendigt hatte. Gegen einhalbsieben Uhr begab er sich zu ihm. Um acht Uhr erntete Herr Thiers die Frucht seiner heldenmütigen Anstrengung. Er hatte Belfort für Frankreich gerettet."

Diese Darstellung des Vorgangs ist für die Denkweise der Franzosen so recht bezeichnend. Es ist dem Berichterstatter nur darum zu thun, der Eitelkeit seines Volks soviel als möglich zu schmeicheln und den Patriotismus der französischen Unterhändler in das günstigste Licht zu stellen. Was die deutschen Bevollmächtigten bewog, ihrerseits möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, weiß Jules Favre entweder

nicht, oder er verschweigt es absichtlich. Ihnen mußte, da die Verlängerung des Kriegs die Einmischung der Nachbarmächte immer drohender hervortreten ließ, an einem möglichst schnellen Abschlusse des Friedensvertrags gelegen sein. Sie verzichteten darum auf die Erwerbung Belforts, dessen militärischer Wert durch den Besitz von Metz und Straßburg ohnehin erheblich verringert wurde. Die Art aber, wie Bismarck diesen kleinen Rückzug seiner Staatskunst den beiden Franzosen gegenüber deckte, ist eins seiner genialen Meisterstücke.

Am Sonntag den 28. Februar 1871 waren die Friedenspräliminarien in allen Punkten so weit vereinbart, daß die Unterzeichnung des Vertrags erfolgen konnte. Zu dieser denkwürdigen Handlung waren in der Villa Jessé außer den bisherigen Unterhändlern auch noch die Bevollmächtigten Bayerns, Württembergs und Badens, Graf Bray, Freiherr von Wächter und Jolly, anwesend. Die Urkunde wurde vorgelesen und von allen Beteiligten genehmigt. Dann ergriff Bismarck die goldne Feder und unterzeichnete mit derselben den Friedensvertrag. Die andern Bevollmächtigten thaten desgleichen. Als der greise Adolf Thiers seinen Namen unter das Dokument gesetzt hatte, reichte ihm Bismarck die Hand und sagte nicht ohne Bewegung: „Sie sind der letzte, welchem Frankreich diesen Schmerz hätte auferlegen sollen; denn von allen Franzosen haben Sie ihn am wenigsten verdient.“

Am 1. März wurde der Friedensvertrag von der Nationalversammlung in Bordeaux genehmigt. Am Vormittage desselben Tags hielt der Kaiser Wilhelm auf der Rennbahn in Longchamps über die Truppen, welche den Einmarsch in Paris vollziehen sollten, eine Heerschau ab. Mit freudig stolzem Gefühl begrüßten den greisen Siegesfürsten an jenem denkwürdigen Morgen seine tapfern Scharen, als er, umgeben von seinen Fürstengenossen, seinen Heerführern, Generalen und Großwürdenträgern die Front entlang ritt. „Die Begeisterung war eine ungeheure,“ sagte ein englischer Berichterstatter, „es war nicht das ‚Vive l'empereur‘ der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschieren; das Hurra der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonett zitterte in den Reihen. Die Scene war groß und würdevoll.“ Um ein Uhr nachmittags erfolgte der

Schwelle stehend, sagte Graf Bismarck zu uns: ‚Ich habe dem Willen des Kaisers gemäß den Einmarsch unsrer Truppen in Paris fordern sollen. Sie haben mir Ihr Widerstreben und Ihre Befürchtungen vorgehalten und mit Nachdruck das Aufheben dieser Klausel gefordert. Wir verzichten darauf, wenn Sie Ihrerseits uns Belfort lassen.‘ Es war eine Minute voll unaussprechlicher Qual; aber wir waren einig, ohne uns beraten zu haben. Ein Blickwechsel genügte. Herr Thiers übersetzte den Sinn desselben in patriotische Worte, indem er sagte: ‚Nichts wird dem Schmerze von Paris gleichen, wenn es die Thore seiner unentweihten Mauern dem Feinde öffnet, welcher sie zu bewältigen nicht vermochte. (?!) Deshalb haben wir Sie beschworen, wir beschwören Sie noch, ihm diese unverdiente Demütigung nicht aufzuerlegen. Nichtsdestoweniger ist es bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, um dem Vaterlande ein Fleckchen seines Bodens und eine heroische Stadt zu erhalten. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Gelegenheit geben, unser Opfer zu veredeln. Die Trauer von Paris wird das Lösegeld für Belfort sein.‘ — ‚Überlegen Sie wohl!‘ sagte der Graf. ‚Vielleicht werden Sie bereuen, diesen Vorschlag zurückgewiesen zu haben.‘ — ‚Wir würden unsre Pflicht verletzen, wenn wir ihn annähmen,‘ versetzte Herr Thiers. Die Thür schloß sich, und Kanzler und Kriegswart nehmen ihre Beratungen wieder auf. Sie schienen uns ein Jahrhundert zu dauern. Nach dem Aufbruch des Generals von Moltke gab Bismarck zu verstehen, daß jetzt nur noch die Zustimmung des Königs zu erlangen sei. Ungeachtet unsrer Ungeduld wartete er, bis der König seine Tafel beendigt hatte. Gegen einhalbsieben Uhr begab er sich zu ihm. Um acht Uhr erntete Herr Thiers die Frucht seiner heldenmütigen Anstrengung. Er hatte Belfort für Frankreich gerettet.“

Diese Darstellung des Vorgangs ist für die Denkweise der Franzosen so recht bezeichnend. Es ist dem Berichterstatter nur darum zu thun, der Eitelkeit seines Volks soviel als möglich zu schmeicheln und den Patriotismus der französischen Unterhändler in das günstigste Licht zu stellen. Was die deutschen Bevollmächtigten bewog, ihrerseits möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, weiß Jules Favre entweder

nicht, oder er verschweigt es absichtlich. Ihnen mußte, da die Verlängerung des Kriegs die Einmischung der Nachbarmächte immer drohender hervortreten ließ, an einem möglichst schnellen Abschlusse des Friedensvertrags gelegen sein. Sie verzichteten darum auf die Erwerbung Belforts, dessen militärischer Wert durch den Besitz von Metz und Straßburg ohnehin erheblich verringert wurde. Die Art aber, wie Bismarck diesen kleinen Rückzug seiner Staatskunst den beiden Franzosen gegenüber deckte, ist eins seiner genialen Meisterstücke.

Am Sonntag den 28. Februar 1871 waren die Friedenspräliminarien in allen Punkten so weit vereinbart, daß die Unterzeichnung des Vertrags erfolgen konnte. Zu dieser denkwürdigen Handlung waren in der Villa Jessé außer den bisherigen Unterhändlern auch noch die Bevollmächtigten Bayerns, Württembergs und Badens, Graf Bray, Freiherr von Wächter und Jolly, anwesend. Die Urkunde wurde vorgelesen und von allen Beteiligten genehmigt. Dann ergriff Bismarck die goldne Feder und unterzeichnete mit derselben den Friedensvertrag. Die andern Bevollmächtigten thaten desgleichen. Als der greise Adolf Thiers seinen Namen unter das Dokument gesetzt hatte, reichte ihm Bismarck die Hand und sagte nicht ohne Bewegung: „Sie sind der letzte, welchem Frankreich diesen Schmerz hätte auferlegen sollen; denn von allen Franzosen haben Sie ihn am wenigsten verdient.“

Am 1. März wurde der Friedensvertrag von der Nationalversammlung in Bordeaux genehmigt. Am Vormittage desselben Tags hielt der Kaiser Wilhelm auf der Rennbahn in Longchamps über die Truppen, welche den Einmarsch in Paris vollziehen sollten, eine Heerschau ab. Mit freudig stolzem Gefühl begrüßten den greisen Siegesfürsten an jenem denkwürdigen Morgen seine tapfern Scharen, als er, umgeben von seinen Fürstengenossen, seinen Heerführern, Generalen und Großwürdenträgern die Front entlang ritt. „Die Begeisterung war eine ungeheure,“ sagte ein englischer Berichterstatter, „es war nicht das ‚Vive l'empereur‘ der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschieren: das Hurra der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonett zitterte in den Reihen. Die Scene war groß und würdevoll.“ Um ein Uhr nachmittags erfolgte der

Einzug in die Stadt. Durch das Siegesthor, Arc de Triomphe, dessen pomphafte Reliefs eine Verherrlichung der Siege der französischen Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs darstellen, bewegte sich der Zug bis zu den Tuilerien; jedesmal, wenn eine Kompanie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie ein dreifaches Hurra aus. Bis zum 3. März hielten die deutschen Truppen einen Teil von Paris besetzt. Mit grünen, in den Tuileriengärten gepflückten Frühlingsreisern geschmückt kehrten sie zurück. Unser Held, Graf Bismarck, wohnte im Gefolge des Kaisers der Heerschau in Longchamps bei und ritt dann mit den Truppen bis zum Siegesthore. Seine Gestalt lenkte die Blicke der Pariser Bevölkerung in hohem Grade auf sich. „Voilà Bismarck!“ „Das ist Bismarck!“ erklang es, wo man seiner ansichtig wurde. Als er unter den Zuschauern einen Menschen erblickte, der ihn mit einer auffallend feindlichen Miene betrachtete, ritt er auf denselben zu und bat ihn um Feuer für seine Zigarre, welchen Wunsch jener auch bereitwillig erfüllte.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte verließ am 6. März Graf Bismarck mit seinem diplomatischen Stabe Versailles und trat im Gefolge des Königs die Rückreise in die Heimat an. Am 9. März morgens siebeneinhalb Uhr lief der Zug auf dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin ein. Seine Gemahlin, seine Tochter und sein Sohn Herbert, letzterer in der Uniform eines Gardedragoneroffiziers mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust, erwarteten ihn. Der Zug hält; der Wagen wird geöffnet. Der deutsche Reichskanzler*) eilt mit raschen Schritten in die Arme der Seinen. „Da habt ihr euren Ollen wieder!“ So der einfache, natürliche Ausruf des gewaltigen Mannes, der in den sieben Monaten seiner Abwesenheit von Berlin ein Kaiserreich hat zertrümmern helfen, ein neues aufgerichtet hat.

Am 10. Mai wurde zu Frankfurt am Main der endgiltige Friede mit Frankreich unterzeichnet. Am 16. Juni hielt ein Teil des aus Frankreich heimgekehrten Heeres seinen feierlichen Einzug in die deutsche

---

*) Diesen Titel führte Bismarck seit dem 18. Januar. Der Kaiser strich an diesem Tage auf einer Briefadresse an den Grafen die Bezeichnung „Bundeskanzler“ aus und schrieb dafür „Reichskanzler“ hin.

Reichshauptstadt, die den deutschen Heldensöhnen einen Empfang bereitete, so prächtig und ehrenvoll, wie er wohl zuvor noch keinem Kriegsvolke zu teil geworden war. Dem greisen Heerkönige erklang's von zarten Jungfrauenlippen als Willkommensgruß entgegen:

„Heil, Kaiser Wilhelm, dir im Siegerkranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heim führst du Deutschlands Heer vom Waffentanze
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne."

Unter des großen Reichsbaumeisters Bildnis, das an einem Ehrenplatze in dem Schmucke der unvergleichlichen Siegesstraße prangte, standen die Dichterworte:

„Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit. Meister, du lösest dein Wort!"

Am 20. März war der deutsche Reichstag feierlich eröffnet worden; an diesem Tage hatte der Kaiser seinen großen Kanzler in den Fürstenstand erhoben. Die halbamtliche ‚Provinzialkorrespondenz' begleitete dieses Ereignis mit folgenden Worten: „In der denkwürdigen Stunde, in der sich die Vertreter des neuen Deutschen Reichs zum erstenmal um den Thron des Deutschen Kaisers versammelten, ist der Bundeskanzler Graf Bismarck zum Fürsten erhoben worden. Kaum hätte zur Verleihung dieser Würde ein bezeichnenderer Tag gewählt werden können; denn mit der Wiedererstehung des Deutschen Reichs wird der Name Bismarck für alle Zeiten innig verknüpft sein, und in dem großen weltgeschichtlichen Akte, welcher am 21. März 1871 im Schlosse unsrer Könige vollzogen wurde, dürfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. — Der Fürst-Reichskanzler ist eine der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten geworden, deren Wirken weit hinausragt über den Bereich des Landes, welchem sie angehören." Dem Wappen Bismarcks wurden jetzt auf Veranlassung des Kaisers zwei Fähnlein mit den Wappen Elsaß-Lothringens eingefügt, der beiden Länder, welche die deutsche Staatskunst

Schwelle stehend, sagte Graf Bismarck zu uns: ‚Ich habe dem Willen des Kaisers gemäß den Einmarsch unsrer Truppen in Paris fordern sollen. Sie haben mir Ihr Widerstreben und Ihre Befürchtungen vorgehalten und mit Nachdruck das Aufheben dieser Klausel gefordert. Wir verzichten darauf, wenn Sie Ihrerseits uns Belfort lassen.‘ Es war eine Minute voll unaussprechlicher Qual; aber wir waren einig, ohne uns beraten zu haben. Ein Blickwechsel genügte. Herr Thiers übersetzte den Sinn desselben in patriotische Worte, indem er sagte: ‚Nichts wird dem Schmerze von Paris gleichen, wenn es die Thore seiner unentweihten Mauern dem Feinde öffnet, welcher sie zu bewältigen nicht vermochte. (?!) Deshalb haben wir Sie beschworen, wir beschwören Sie noch, ihm diese unverdiente Demütigung nicht aufzuerlegen. Nichtsdestoweniger ist es bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, um dem Vaterlande ein Fleckchen seines Bodens und eine heroische Stadt zu erhalten. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Gelegenheit geben, unser Opfer zu veredeln. Die Trauer von Paris wird das Lösegeld für Belfort sein.‘ — ‚Überlegen Sie wohl!‘ sagte der Graf. ‚Vielleicht werden Sie bereuen, diesen Vorschlag zurückgewiesen zu haben.‘ — ‚Wir würden unsre Pflicht verletzen, wenn wir ihn annähmen,‘ versetzte Herr Thiers. Die Thür schloß sich, und Kanzler und Kriegswart nehmen ihre Beratungen wieder auf. Sie schienen uns ein Jahrhundert zu dauern. Nach dem Aufbruch des Generals von Moltke gab Bismarck zu verstehen, daß jetzt nur noch die Zustimmung des Königs zu erlangen sei. Ungeachtet unsrer Ungeduld wartete er, bis der König seine Tafel beendigt hatte. Gegen einhalbsieben Uhr begab er sich zu ihm. Um acht Uhr erntete Herr Thiers die Frucht seiner heldenmütigen Anstrengung. Er hatte Belfort für Frankreich gerettet.“

Diese Darstellung des Vorgangs ist für die Denkweise der Franzosen so recht bezeichnend. Es ist dem Berichterstatter nur darum zu thun, der Eitelkeit seines Volks soviel als möglich zu schmeicheln und den Patriotismus der französischen Unterhändler in das günstigste Licht zu stellen. Was die deutschen Bevollmächtigten bewog, ihrerseits möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, weiß Jules Favre entweder

nicht, oder er verschweigt es absichtlich. Ihnen mußte, da die Verlängerung des Kriegs die Einmischung der Nachbarmächte immer drohender hervortreten ließ, an einem möglichst schnellen Abschlusse des Friedensvertrags gelegen sein. Sie verzichteten darum auf die Erwerbung Belforts, dessen militärischer Wert durch den Besitz von Metz und Straßburg ohnehin erheblich verringert wurde. Die Art aber, wie Bismarck diesen kleinen Rückzug seiner Staatskunst den beiden Franzosen gegenüber deckte, ist eins seiner genialen Meisterstücke.

Am Sonntag den 28. Februar 1871 waren die Friedenspräliminarien in allen Punkten so weit vereinbart, daß die Unterzeichnung des Vertrags erfolgen konnte. Zu dieser denkwürdigen Handlung waren in der Villa Jessé außer den bisherigen Unterhändlern auch noch die Bevollmächtigten Bayerns, Württembergs und Badens, Graf Bray, Freiherr von Wächter und Jolly, anwesend. Die Urkunde wurde vorgelesen und von allen Beteiligten genehmigt. Dann ergriff Bismarck die goldne Feder und unterzeichnete mit derselben den Friedensvertrag. Die andern Bevollmächtigten thaten desgleichen. Als der greise Adolf Thiers seinen Namen unter das Dokument gesetzt hatte, reichte ihm Bismarck die Hand und sagte nicht ohne Bewegung: „Sie sind der letzte, welchem Frankreich diesen Schmerz hätte auferlegen sollen; denn von allen Franzosen haben Sie ihn am wenigsten verdient."

Am 1. März wurde der Friedensvertrag von der Nationalversammlung in Bordeaux genehmigt. Am Vormittage desselben Tags hielt der Kaiser Wilhelm auf der Rennbahn in Longchamps über die Truppen, welche den Einmarsch in Paris vollziehen sollten, eine Heerschau ab. Mit freudig stolzem Gefühl begrüßten den greisen Siegesfürsten an jenem denkwürdigen Morgen seine tapfern Scharen, als er, umgeben von seinen Fürstengenossen, seinen Heerführern, Generalen und Großwürdenträgern die Front entlang ritt. „Die Begeisterung war eine ungeheure," sagte ein englischer Berichterstatter, „es war nicht das ‚Vive l'empereur' der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschieren; das Hurra der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonett zitterte in den Reihen. Die Scene war groß und würdevoll." Um ein Uhr nachmittags erfolgte der

Einzug in die Stadt. Durch das Siegesthor, Arc de Triomphe, dessen pomphafte Reliefs eine Verherrlichung der Siege der französischen Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs darstellen, bewegte sich der Zug bis zu den Tuilerien; jedesmal, wenn eine Kompanie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie ein dreifaches Hurra aus. Bis zum 3. März hielten die deutschen Truppen einen Teil von Paris besetzt. Mit grünen, in den Tuileriengärten gepflückten Frühlingsreisern geschmückt kehrten sie zurück. Unser Held, Graf Bismarck, wohnte im Gefolge des Kaisers der Heerschau in Longchamps bei und ritt dann mit den Truppen bis zum Siegesthore. Seine Gestalt lenkte die Blicke der Pariser Bevölkerung in hohem Grade auf sich. „Voilà Bismarck!“ „Das ist Bismarck!“ erklang es, wo man seiner ansichtig wurde. Als er unter den Zuschauern einen Menschen erblickte, der ihn mit einer auffallend feindlichen Miene betrachtete, ritt er auf denselben zu und bat ihn um Feuer für seine Zigarre, welchen Wunsch jener auch bereitwillig erfüllte.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte verließ am 6. März Graf Bismarck mit seinem diplomatischen Stabe Versailles und trat im Gefolge des Königs die Rückreise in die Heimat an. Am 9. März morgens siebeneinhalb Uhr lief der Zug auf dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin ein. Seine Gemahlin, seine Tochter und sein Sohn Herbert, letzterer in der Uniform eines Gardedragoneroffiziers mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust, erwarteten ihn. Der Zug hält; der Wagen wird geöffnet. Der deutsche Reichskanzler*) eilt mit raschen Schritten in die Arme der Seinen. „Da habt ihr euren Ollen wieder!“ So der einfache, natürliche Ausruf des gewaltigen Mannes, der in den sieben Monaten seiner Abwesenheit von Berlin ein Kaiserreich hat zertrümmern helfen, ein neues aufgerichtet hat.

Am 10. Mai wurde zu Frankfurt am Main der endgiltige Friede mit Frankreich unterzeichnet. Am 16. Juni hielt ein Teil des aus Frankreich heimgekehrten Heeres seinen feierlichen Einzug in die deutsche

*) Diesen Titel führte Bismarck seit dem 18. Januar. Der Kaiser strich an diesem Tage auf einer Briefadresse an den Grafen die Bezeichnung „Bundeskanzler“ aus und schrieb dafür „Reichskanzler“ hin.

Reichshauptstadt, die den deutschen Heldensöhnen einen Empfang bereitete, so prächtig und ehrenvoll, wie er wohl zuvor noch keinem Kriegsvolke zu teil geworden war. Dem greisen Heerkönige erklang's von zarten Jungfrauenlippen als Willkommensgruß entgegen:

„Heil, Kaiser Wilhelm, dir im Siegerkranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heim führst du Deutschlands Heer vom Waffentanze
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne."

Unter des großen Reichsbaumeisters Bildnis, das an einem Ehrenplatze in dem Schmucke der unvergleichlichen Siegesstraße prangte, standen die Dichterworte:

„Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit. Meister, du lösest dein Wort!"

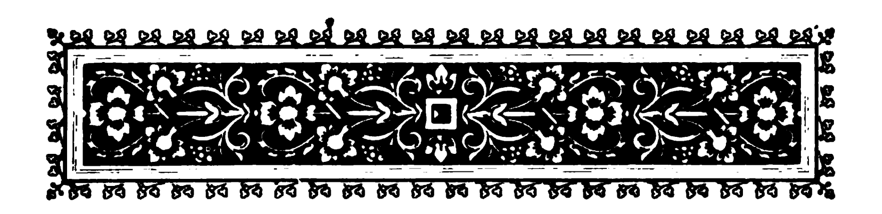
Am 20. März war der deutsche Reichstag feierlich eröffnet worden; an diesem Tage hatte der Kaiser seinen großen Kanzler in den Fürstenstand erhoben. Die halbamtliche ‚Provinzialkorrespondenz' begleitete dieses Ereignis mit folgenden Worten: „In der denkwürdigen Stunde, in der sich die Vertreter des neuen Deutschen Reichs zum erstenmal um den Thron des Deutschen Kaisers versammelten, ist der Bundeskanzler Graf Bismarck zum Fürsten erhoben worden. Kaum hätte zur Verleihung dieser Würde ein bezeichnenderer Tag gewählt werden können; denn mit der Wiedererstehung des Deutschen Reichs wird der Name Bismarck für alle Zeiten innig verknüpft sein, und in dem großen weltgeschichtlichen Akte, welcher am 21. März 1871 im Schlosse unsrer Könige vollzogen wurde, dürfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. — Der Fürst-Reichskanzler ist eine der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten geworden, deren Wirken weit hinausragt über den Bereich des Landes, welchem sie angehören." Dem Wappen Bismarcks wurden jetzt auf Veranlassung des Kaisers zwei Fähnlein mit den Wappen Elsaß-Lothringens eingefügt, der beiden Länder, welche die deutsche Staatskunst

im Verein mit dem deutschen Schwerte dem Reiche wiedergewonnen hatte. Der Ruhm des neuerrichteten Deutschen Reichs, seines greisen Heldenkaisers und seines großen eisernen Kanzlers drang in alle Welt hinaus, im Urwalde selbst wurde er bald verkündet. Mit gutem Grunde konnten sich deutsche Dichterherzen in jenen Tagen zu Verherrlichungen solcher Art begeistern:

Wohl ist in alten Mären uns ‚wunders viel geseit‘
Von deutscher Helden Größe und ihrer Herrlichkeit,
Wie sie an kühnem Mute und Kraft den Göttern gleich,
So fest in Lieb und Treue, an aller Tugend reich.

Wohl preisen tausend Lieder des Reichs vergangne Macht,
Der Kaiser goldene Throne und ihrer Kronen Pracht;
Du, großer Karl, ihr Otto und Rotbart, voller Ruhm
Durch alle Zeiten strahlen wird euer Kaisertum!

Wenngleich ihr alten Helden auch reich an Ruhm und Ehr',
Und ob des Reiches Kaiser so mächtig auch und hehr:
So hat doch schöner, heller gestrahlt zu keiner Zeit,
Als jetzt in unsern Tagen des Reiches Herrlichkeit!



XXXI.

Fürst Bismarck als Reichskanzler.

Ein Frühling ist dir kommen, mein deutsches Vaterland,
Als er in tausend Jahren dir nimmer noch erstand.
Es glänzt dein Schild der Sonne gleich in die Welt hinaus,
Und Frieden, Licht und Leben geht von der Sonne aus.

Auf deinem Kaiserthrone der hehre Heldengreis,
Die fernsten Zeiten künden noch seiner Thaten Preis.
Und an des Kaisers Seite ein Recke ragt empor,
Wie größer ihn geboren kein deutsches Weib zuvor.

Nun er um alte Stämme mit seiner Eisenhand
In heller Glut geschmiedet der Einheit festes Band,
Hält er, ein treuer Eckart, am Throne treu die Wacht,
Und alle Geister beugen sich seines Geistes Macht.

So steht er fest und ehern, des Reiches Hort und Halt,
An dem des Loki Pfeile stets kraftlos abgeprallt.
Ja, unser deutscher Baldur, in deines Schildes Glanz
Strahlt ohnegleichen herrlich Germanias Ehrenkranz!

Als Kaiser Wilhelm aus dem Kriege gegen Frankreich heimgekehrt war, begrüßten ihn die Behörden der Reichshauptstadt mit begeisterten Worten. Am Schlusse der überreichten Huldigungs- und Dankadresse hieß es: „Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reichs

werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Das walte Gott!" In seiner Antwort auf die Huldigung der vereinten Städte Berlin, Breslau und Charlottenburg sprach der greise Herrscher das schöne Wort, das in seinem Munde wie ein Seherwort erklang: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt!"

Auch dem großen Staatsmanne, dessen genialer Politik die gewaltigen Errungenschaften in erster Linie zu danken waren, versagte Berolina, die ihm bisher ziemlich spröde gegenübergestanden, jetzt ihre Huldigung nicht. Am 16. März 1871 verlieh die nun zur Kaiserstadt Erhobene dem Kanzler des neuen Reichs — dem Beispiele Bütows folgend — das Ehrenbürgerrecht. Am 31. März dankte Bismarck der Stadt in folgenden Worten: „Es ist eine hohe Ehre für mich, zu den Ehrenbürgern der Hauptstadt des Landes gezählt zu werden, und die nähere Beziehung, in welche ich dadurch zu Berlin trete, ist mir um so wohlthuender, als ich seit fünfzig Jahren den größern Teil meines Lebens in den verschiedensten Phasen desselben in Berlin zugebracht habe, und die Residenz mir thatsächlich zur Heimat geworden ist."

Die freudig-gehobene Stimmung des Volks fand auch in weitern Dankes- und Ehrenerweisungen gegen den Begründer seiner Einheit Ausdruck. Gleich Berlin verliehen die Städte Leipzig, Hamburg, Bremen, Lübeck und Görlitz Bismarck das Ehrenbürgerrecht. Die Patrioten des Rheingaues bekundeten ihre Freude darüber, daß ihr Heimatsstrom deutsch geblieben, indem sie dem Reichskanzler eine reiche Spende auserlesener Rheinweine nach Frankfurt sandten, als derselbe dort den Frieden mit Frankreich unterzeichnete.

Der Kaiser bethätigte seinen Dank ferner dadurch, daß er seinem treuen Ratgeber am 24. Juni den im Herzogtume Lauenburg gelegnen Sachsenwald als Ehrengeschenk zum freien und unumschränkten Eigentume verlieh, in dem sich Bismarck eine neue Heimstätte schuf, wo er in herrlicher Waldnatur Ruhe und Stärkung nach arbeits- und sorgenschweren Tagen suchen und finden konnte: Friedrichsruh.

In dem ersten deutschen Vollparlament, das vom 21. März bis 15. Juni tagte, und u. a. die Verfassung des jungen Reichs auf Grund der Verfassung des Norddeutschen Bunds und der mit den Südsthaaten abgeschlossnen Verträge feststellte, war auch eine Partei vertreten, die sogenannte „katholische Fraktion", welche bereits damals einen Kampf anmeldete, der sich durch Jahre hinzog. Dieser Streit, der „Kulturkampf", der später im Zusammenhange dargestellt werden soll, schuf unserm Helden harte Arbeit.

Neben derselben versäumte der Leiter der deutschen Staatskunst aber das große Friedenswerk nicht, das er sich zur Aufgabe gestellt. Seinen Bemühungen gelang es, dem jungen Deutschen Reiche, das noch von mancherlei Gefahren bedroht war, kräftige Bundesgenossen zu gewinnen. Sein Plan, den er seit dem 3. Juli 1866 unablässig verfolgt hatte, nämlich die Versöhnung Österreichs, ja die Bundesgenossenschaft desselben zu erlangen, war inzwischen der Verwirklichung näher und näher gerückt worden. Die Vermittlung des Fürsten führte während des Sommers 1871 in Ischl eine Zusammenkunft des deutschen und des österreichischen Kaisers herbei. Nach einer Begegnung in Gastein mit seinem frühern erbittertsten Feinde, dem Grafen Beust, konnte er diesen als „seinen objektivsten und liebenswürdigsten Gegner" bezeichnen. Es vollzog sich die Aussöhnung mit Österreich nun fast von selbst, als nach dem Rücktritte Beusts der bisherige ungarische Ministerpräsident Graf Gyula Andrassy, die Leitung des Wiener Kabinetts übernahm. Dieser ungarische Edelmann mit dem blassen, ausdrucksvollen Gesichte, dem üppigen, dunklen Lockenhaar war kein Diplomat der alten Schule, sondern hatte als Staatsmann etwas dem Bismarckschen Geiste Verwandtes, wie er denn auch zu den Bewunderern des genialen Begründers des Deutschen Reichs gehörte. Den Bemühungen dieser beiden Staatsmänner gelang es, die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche und ihre Herrscher durch das Band freundlicher Beziehungen fest miteinander zu verknüpfen. Fürst Bismarck äußerte über den Verkehr mit dem österreichischen Genossen später im Reichstage: „Ich stehe persönlich mit dem Grafen Andrassy zu meiner Freude und zu meiner Ehre in demjenigen freundschaftlichen Verhältnisse,

welches ihm die Möglichkeit giebt, mir jede Frage, die er für notwendig hält im Interesse Österreichs offen zu stellen, und er hat die Überzeugung, daß ich ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Überzeugung, daß er mir die Wahrheit über Österreichs Absichten sagt. Ein solches Verhältnis ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einen Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Österreich. In frühern Zeiten . . war das anders. Da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: ‚Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden oder ob der Wind durch den Schornstein geht. Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen.‘ Der Graf Andrassy glaubt mir, und ich glaube ihm, was er mir sagt.“

Im Interesse des Völkerfriedens hielt es der deutsche Reichskanzler für wichtig, auch die dritte europäische Kaisermacht mit in das Freundschaftsverhältnis einzuschließen. Er vermochte die seit den Zeiten des Fürsten Schwarzenberg zwischen den Kabinetten von Wien und St. Petersburg bestehende Spannung auszugleichen. Einer der schönsten Erfolge Bismarckscher Friedenspolitik war die Begegnung der drei europäischen Kaiser, welche im September 1872 zu Berlin stattfand. Über die Bedeutung dieser Zusammenkunft sprach sich der Fürst zu einer Abordnung der städtischen Behörden von Berlin, welche ihm den Ehrenbürgerbrief der Reichshauptstadt überbrachte, also aus: „Nach allem Großen, was wir erlebt haben, würde ich nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht hat die Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in Erhaltung des Friedens stärken, unsern Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“

Die letztern Worte des Reichskanzlers waren besonders gegen Frankreich gerichtet, wo Volk und Regierung nur von dem einen Gedanken beherrscht zu werden schienen, an Deutschland Vergeltung zu



Die Drei-Kaiserzusammenkunft in Berlin 1872:
Bismarck und Andrassy bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde
am 7. September.

Originalzeichnung von Richard Knötel.

welches ihm die Möglichkeit giebt, mir jede Frage, die er für notwendig hält im Interesse Österreichs offen zu stellen, und er hat die Überzeugung, daß ich ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Überzeugung, daß er mir die Wahrheit über Österreichs Absichten sagt. Ein solches Verhältnis ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einen Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Österreich. In frühern Zeiten . . war das anders. Da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: ‚Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden oder ob der Wind durch den Schornstein geht. Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen.‘ Der Graf Andrassy glaubt mir, und ich glaube ihm, was er mir sagt.“

Im Interesse des Völkerfriedens hielt es der deutsche Reichskanzler für wichtig, auch die dritte europäische Kaisermacht mit in das Freundschaftsverhältnis einzuschließen. Er vermochte die seit den Zeiten des Fürsten Schwarzenberg zwischen den Kabinetten von Wien und St. Petersburg bestehende Spannung auszugleichen. Einer der schönsten Erfolge Bismarckscher Friedenspolitik war die Begegnung der drei europäischen Kaiser, welche im September 1872 zu Berlin stattfand. Über die Bedeutung dieser Zusammenkunft sprach sich der Fürst zu einer Abordnung der städtischen Behörden von Berlin, welche ihm den Ehrenbürgerbrief der Reichshauptstadt überbrachte, also aus: „Nach allem Großen, was wir erlebt haben, würde ich nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht hat die Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in Erhaltung des Friedens stärken, unsern Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“

Die letztern Worte des Reichskanzlers waren besonders gegen Frankreich gerichtet, wo Volk und Regierung nur von dem einen Gedanken beherrscht zu werden schienen, an Deutschland Vergeltung zu



**Die Drei-Kaiserzusammenkunft in Berlin 1872:
Bismarck und Andrassy bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde
am 7. September.**

Originalzeichnung von Richard Knötel.

üben und durch gewaltige Rüstungen sich auf den kommenden Rachekrieg vorzubereiten. Die in Berlin stattgehabte Dreikaiserbegegnung wirkte in hohem Maße abkühlend auf den heißen Durst der Franzosen nach Revanche um so mehr, als der Fürst Bismarck von Zeit zu Zeit einen kalten Wasserstrahl über die westliche Grenze richtete. Im Januar 1874 sagte er in einer Weisung an die auswärtigen Vertreter Deutschlands: „Wir sind zwar von dem Wunsche durchdrungen, mit Frankreich in Frieden zu leben; wenn jedoch außer allen Zweifel gestellt würde, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich sei, dann würde die deutsche Regierung es nicht vor ihrem Gewissen und vor der Nation verantworten können, den Zeitpunkt abzuwarten, der für Frankreich der passendste wäre."

Eine eigne Wirkung übte der Zusammenschluß der drei nordischen Großmächte auf Italien aus. Die Regierung dieses Landes erntete jetzt die Früchte ihrer zweifelhaften Haltung im Jahre 1870 Deutschland gegenüber. Sie hatte damals die deutsche Freundschaft verscherzt und sah sich jetzt von Frankreich, wo sich in gewissen Kreisen die starke Neigung zeigte, den Papst in seine weltlichen Rechte wiedereinzusetzen, nicht unbedenklich bedroht. Man bot daher alles auf, die Sympathie Deutschlands wiederzugewinnen. Der König Viktor Emanuel that den entscheidenden Schritt und unternahm, begleitet von seinen ersten Staatsmännern, im September 1873 eine Reise nach Berlin. Es gelang den Italienern, die Scharte von 1870 auszuwetzen.

Gestützt auf die gewaltige Macht des Reichs, war die deutsche Staatsleitung im stande, die Ehre des Vaterlands überall, wo derselben Kränkung widerfuhr, erfolgreich in Schutz zu nehmen. Dies geschah Frankreich gegenüber, als die Geschwornen von Melun und von Paris zwei Franzosen, welche je einen deutschen Soldaten ermordet hatten, freisprachen und der Schwurgerichtspräsident sogar das Gefühl des Hasses, von dem der Angeklagte sprach, ausdrücklich billigte und sagte: „Wir alle hassen die Preußen und erwarten mit Sehnsucht die Stunde der Vergeltung." Strenge Rechenschaft forderte die deutsche Regierung auch von dem spanischen Präsidenten Don Carlos, der einen preußischen Hauptmann a. D. hatte gefangen nehmen und widerrechtlich erschießen lassen, sowie von der türkischen Regierung, welche gegen die Schuldigen,

die in Saloniki den deutschen Konsul ermordet hatten, nicht mit der nötigen Strenge verfahren wollte und die Zahlung der für die Witwe des Ermordeten geforderten Entschädigungssumme von dreihunderttausend Franken verweigerte. Im Meerbusen von Biscaya und im Hafen von Saloniki erschienen deutsche Kriegsschiffe, welche den Forderungen der Regierung den nötigen Nachdruck verliehen. Auch an der liberischen Küste, wo Wilde deutsche Schiffbrüchige mißhandelt und das Wrack geplündert hatten, zog ein Kriegsschiff die Schuldigen zur Verantwortung.

Ganz Deutschland empfand eine stolze Genugthuung, daß die Reichsregierung mit Kraft und Entschiedenheit die Würde und die Ehre des deutschen Namens zu wahren verstand. Unter dem Schutze der starken Macht des Reichs wuchs das Ansehen des deutschen Volks im Auslande außerordentlich; Handel, Gewerbe und Industrie blühten in erfreulichster Weise auf. Der mächtige Aufschwung, den das Volksleben nahm, zeigte sich an keinem Orte deutlicher als in der jungen Reichshauptstadt, die in ungeahnt schneller Entwicklung mehr und mehr den Charakter einer Weltstadt annahm. Fremde Fürsten und Staatsmänner pflegten auf Reisen ihren Weg mit Vorliebe über Berlin zu nehmen und dem Kaiserhofe ihren Besuch abzustatten. Gewöhnlich fuhren diese Herren auch am Reichskanzlerpalaste in der Wilhelmstraße vor, um die Meinung des Fürsten Bismarck über gerade schwebende politische Fragen zu erforschen. War man doch in diplomatischen Kreisen schon daran gewöhnt, die Stimme des gewaltigen Staatsmannes in Berlin als die maßgebende im Rate der Völker zu betrachten.

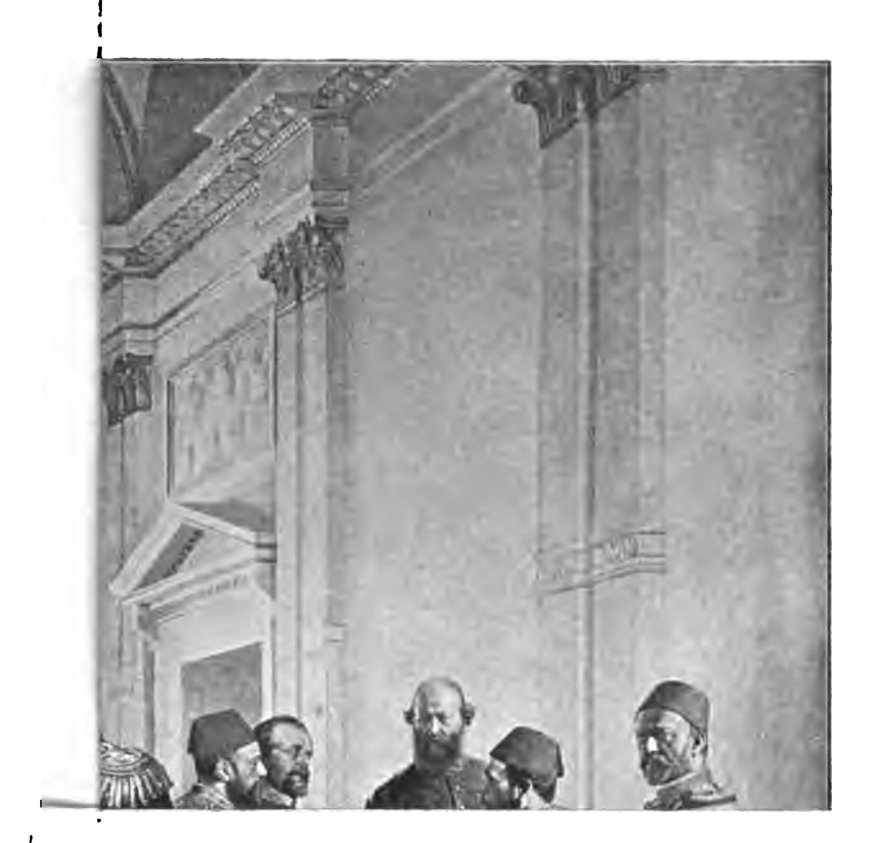
Davon wurde dem Fürsten ein Beweis gegeben, als im Juni des Jahres 1878 die Staatsmänner der europäischen Großmächte in den Mauern Berlins sich zu einem Kongresse versammelten, den der deutsche Reichskanzler zur Lösung der orientalischen Wirren in Anregung gebracht hatte. Die Notwendigkeit einer solchen allgemeinen europäischen Völkerberatung lag in folgenden Ursachen: Im Jahre 1876 unternahm Rußland den Krieg gegen die Türkei, den die Slavenpartei des Zarenreichs zur Erfüllung ihres alten Traums von der Eroberung Konstantinopels und der Aufrichtung eines alle slavischen Völkerschaften umfassenden Staats schon lange betrieben

hatte. Die europäische Weltlage schien für das Unternehmen so günstig wie nie zuvor. Man hoffte, die freundschaftliche Unterstützung Deutschlands, das der russischen Staatsleitung wegen ihrer Haltung in den Kriegen von 1866 und 1870—71 zu Danke verpflichtet war, werde gegen etwaige Einsprüche unbeteiligter Mächte ausschlaggebend bei den Verhandlungen ins Gewicht fallen. Nach wechselndem Kriegsglücke überstieg das russische Heer, nachdem es die Türken bei Plewna vollständig geschlagen, bei den Schipkapässen den Balkan und drang weiter nach Süden vor, um ungehindert über Adrianopel nach Konstantinopel zu marschieren. Dem Siegeszuge bis zur Hauptstadt des Osmanischen Reichs aber gebot der Einspruch Englands Einhalt, das seine Flotte durch die Dardanellen in das Marmara-Meer einlaufen und vor Konstantinopel Anker werfen ließ. Da schlossen die Russen mit dem gänzlich niedergeworfenen Gegner eiligst den Frieden von San Stefano, welcher dem Sultan den Verzicht auf alle seine europäischen Besitzungen mit Ausnahme Konstantinopels und einiger kleiner Gebiete auferlegte. Die Panslavisten glaubten ihr Ziel nahezu erreicht zu haben. Der Friedensschluß aber rief eine heftige Erregung hervor. England, Frankreich und Österreich drohten wegen ihrer Interessen am Mittelmeere und in Asien einen allgemeinen Völkerbrand zu entzünden. Es wäre vielleicht auch dazu gekommen, wenn Deutschland seinen mächtigen Einfluß als Friedensvermittler nicht geltend gemacht hätte.

Fürst Bismarck hatte sich in dieser Frage zuerst „kühl bis ans Herz hinan“ verhalten und erklärt, um derselben willen, so lange keine deutschen Interessen mit auf dem Spiele ständen, „nicht die Knochen eines pommerschen Musketiers einzusetzen.“ Nach dem Frieden von San Stefano aber hielt er es für geboten, zur Erhaltung des europäischen Friedens ein Wort in dieser Frage mitzureden. Galt es doch, das befreundete Österreich in der Wahrung seiner Rechte in den untern Donaugebieten zu unterstützen, und war doch auch die Errichtung des von den Panslavisten geplanten Weltreichs eine Gefahr für Deutschland. Im Einverständnisse mit dem österreich-ungarischen Minister Grafen Andrassy machte er den Vorschlag, die entstandenen Wirren durch einen europäischen Kongreß zu lösen. Die Haltung, welche er auf

demselben anzunehmen gedachte, kennzeichnete er auf eine Anfrage im Reichstage also: „Die Vermittlung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei auseinandergehenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: so soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reichs, sondern ich denke sie mir bescheidner, mehr als die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will. Ich erinnere an die Friedensstiftung Napoleons gleich nach der Schlacht von Sadowa. Es wäre vielleicht für die französischen Interessen nützlicher gewesen, Frankreich hätte sich damals nicht zum Friedensstifter aufgeworfen. Nur für den Schutz unsrer Unabhängigkeit nach außen, unsrer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, auch die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt: nur einen solchen Krieg bin ich bereit, dem Kaiser anzuraten. — Ich bin nicht der Meinung, daß wir den Napoleonischen Weg zu gehen hätten, um wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister sein zu wollen."

Es war eine glänzende Versammlung von Staatsmännern, welche am 13. Juni 1878 im Palais des deutschen Reichskanzlers in Berlin eröffnet wurde. Seit dem Wiener Kongresse im Geburtsjahre des Fürsten Bismarck hatte Europa ein ähnliches Schauspiel nicht erlebt. Österreich-Ungarn war durch den Grafen Andrassy und den Baron Haymerle amtlich vertreten, Großbritannien hatte seinen Ministerpräsidenten Lord Beaconsfield und den Minister des Äußern Lord Salisbury, Frankreich seinen Minister Waddington und Italien den Grafen Corti entsandt. Der eigentliche Bevollmächtigte Rußlands war der russische Botschafter in London, Graf Peter Schuwaloff, während die Sendung des altersschwachen Reichskanzlers Fürsten Gortschakoff vom Zaren mehr aus persönlicher Rücksicht gegen den etwas eitlen Greis als aus politischen Gründen erfolgt war. Unter den übrigen Mitgliedern des Kongresses zogen charakteristische Persönlichkeiten wie Mehemed Ali Pascha, Lord Odo Russel, von Bülow, Graf Herbert Bismarck, Lothar Bucher, Baron Oubril, Fürst Hohenlohe, Graf Caroly besondre Aufmerksamkeit auf sich. Auf allgemeinen Wunsch und einstimmigen Beschluß übernahm Fürst Bismarck den Vorsitz. Die Verhandlungen boten außerordentliche



Schwierigkeiten, und nur dem Geschicke und der Macht des persönlichen Einflusses des großen deutschen Staatsmanns war es zuzuschreiben, daß dieselben in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Wochen zu einer friedlichen Lösung der verwickelten Fragen führten. Es gelang, die Vertreter Rußlands zu bestimmen, die in dem Friedensvertrage von San Stefano gestellten Bedingungen bedeutend einzuschränken. Fürst Gortschakoff, der hartnäckige Vertreter des Panslavismus, der kurz zuvor, angeblich infolge des Genusses von Erdbeeren, erkrankte, erschien zu der entscheidenden Sitzung am 13. Juli nicht, wodurch der endgiltige Abschluß des Friedensvertrags wesentlich erleichtert wurde. In demselben wurde folgendes festgestellt: Die bisherigen Vasallenstaaten der Pforte, Serbien und Rumänien werden zu unabhängigen Staaten erklärt, die Unabhängigkeit des Fürstentums Montenegro wird anerkannt, das Fürstentum Bulgarien, um die Hälfte seines ihm zugewiesenen Gebiets verkleinert, bleibt Vasallenstaat der Pforte, doch wird die verfassungsmäßige Ordnung desselben durch beide kriegführende Mächte vereinbart. Rußland erhält eine ansehnliche Gebietserweiterung in Asien mit der wichtigen Grenzfestung Kars und der nicht minder bedeutenden Hafenstadt Batum. Österreich besetzt Bosnien und die Herzegowina, die dem Namen nach unter Oberhoheit der Türkei bleiben. Der deutsche Reichskanzler hatte seine Rolle als ehrlicher Makler meisterhaft durchgeführt. Das Ergebnis des Berliner Vertrags, wodurch der europäische Frieden gesichert erschien, rief fast überall volle Befriedigung hervor. Allen freilich hatte es Fürst Bismarck doch nicht recht machen können. Die panslavistische Partei in Rußland sah sich in ihren Erwartungen bitter getäuscht und maß die Schuld daran dem deutschen Reichskanzler zu. Das gute Gewissen des deutschen Staatsmanns ließ sich durch die Angriffe der enttäuschten Slavenpartei in Rußland jedoch wenig beunruhigen.

Wie aufrichtig Bismarck damals bemüht gewesen ist, Rußland für die wohlwollende Haltung gegenüber seiner preußischen und deutschen Politik, trotz seiner Rolle als „ehrlicher Makler“, dankbare Gegendienste zu erweisen, ist durch unzweifelhafte Beweise dargethan worden. Er selbst sagte zehn Jahre später in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 hierüber folgendes:

„Wir hatten damals (1878) sehr wenig Neigung, uns in die orientalischen Sachen zu mischen, ebenso wenig wie heute. Ich war schwer krank in Friedrichsruh, als mir von russischer Seite das Verlangen mitgeteilt wurde, zur definitiven Beilegung des Kriegs einen Kongreß der Großmächte nach Berlin zu berufen. Ich hatte zunächst wenig Neigung dazu, einmal, weil ich in der körperlichen Notwendigkeit war, dann aber auch, weil ich keine Neigung hatte, uns so weit in die Sache zu verwickeln, wie die Rolle des Präsidiums eines Kongresses mit sich bringt. Wenn ich schließlich nachgegeben habe, so war es einerseits das deutsche Pflichtgefühl im Interesse des Friedens, namentlich aber das dankbare Andenken, das ich an die Gnade des Kaisers Alexanders II. für mich stets bewahrt habe, das mich veranlaßte, diesen Wunsch zu erfüllen.

„Während des Kongresses, kann ich wohl sagen, habe ich meine Rolle, soweit ich es irgend konnte, ohne Landesinteressen und befreundete Interessen zu verletzen, etwa so aufgefaßt, als wenn ich der vierte russische Bevollmächtigte gewesen wäre auf diesem Kongresse. (Große Heiterkeit.) Ja, ich kann fast sagen, der dritte, denn den Fürsten Gortschakoff kann ich als Bevollmächtigten der damaligen russischen Politik, wie sie durch den wirklichen Vertreter Grafen Schuwalow vertreten war, kaum annehmen. Es ist während der ganzen Kongreßverhandlungen kein russischer Wunsch zu meiner Kenntnis gekommen, den ich nicht befürwortet, ja, den ich nicht durchgesetzt hätte. Ich bin infolge des Vertrauens, das mir der Lord Beaconsfield schenkte, in den schwierigsten, kritischen Momenten des Kongresses mitten in der Nacht an dessen Krankenbette erschienen und habe in den Momenten, wo der Kongreß dem Bruche nahe stand, dessen Zustimmung im Bette erreicht. Kurz, ich habe mich auf dem Kongresse so verhalten, daß ich dachte, nachdem er zu Ende war: nun, den höchsten russischen Orden (St. Andreasorden) in Brillanten besitze ich längst, sonst müßte ich den jetzt bekommen. (Große Heiterkeit.) Kurz, ich habe das Gefühl gehabt, ein Verdienst für eine fremde Macht mir erworben zu haben, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist."

Obwohl die Politik nicht nach dem Gefühle, also auch nicht aus dem der Dankbarkeit geleitet werden soll, wie der geniale deutsche

Realpolitiker dies wiederholt ausgesprochen hat, so hatte er sich in diesen Verhandlungen doch in bedeutendem Maße von dem Impulse seines dankbaren Herzens beeinflussen lassen. Anders die Russen, denen das Ergebnis des Kongresses nicht weit genug ging. Sie glaubten sich zu einer Dankbarkeit nicht verpflichtet, sondern vielmehr Ursache zu haben, mit dem ehrlichen Maklertum des deutschen Reichskanzlers höchst unzufrieden zu sein, und demgemäß zu handeln. Die Panslavisten nannten den Vertrag „eine freche Beschimpfung dessen, was Rußland gewollt, ein verblüffendes Unding, eine Ohrfeige für Rußland.“ Neben dem Fürsten Bismarck mußte auch der russische Reichskanzler wegen seines diplomatischen Unwohlseins heftige Vorwürfe vernehmen. Das feindselige Gebaren der großrussischen Partei beeinflußte bald selbst den Zaren, und es trat zwischen den sonst so befreundeten Mächten eine gefährliche Spannung ein.

Im weitern Verfolge der Kongreßverhandlungen kam in Novipazar ein Ausschuß der Vertreter der beteiligten Staaten zusammen, um an Ort und Stelle nach dem Augenscheine die vereinbarten Grenzen in Südrußland und in den Donauländern endgiltig festzustellen. Nun stellte der Zar in persönlichen Briefen an den Kaiser Wilhelm das seltsame Verlangen, er möge veranlassen, daß der deutsche Vertreter in Novipazar sich stets dem Willen und dem Wunsche des russischen fügen solle. Fürst Bismarck befand sich um jene Zeit zur Kur in Gastein; trotzdem war er samt seinen beiden Söhnen fast Tag und Nacht beschäftigt, um die durch diese Angelegenheit verursachte Arbeit zu bewältigen. Auf Mitteilung der ersten Zarenbriefe riet er seinem Kaiser, die russischen Zumutungen abzuweisen. Da nahmen die Briefe des Zaren aber eine geradezu drohende Haltung an. Von der Bewilligung seiner Forderungen, schrieb endlich der Zar, hänge der Friede beider Völker ab. Darauf erklärte Bismarck seinem Kaiser: Wenn diese Worte in einer amtlichen russischen Staatsschrift stünden, so würde für ihn nichts übrig bleiben, als Sr. Majestät zu raten, die deutschen Heere gegen Rußland mobil zu machen. Er bitte daher Se. Majestät, den Zaren zu ersuchen, diese Angelegenheit fernerhin auf amtlichem Wege behandeln zu wollen.

Kaiser Wilhelm befolgte zwar den Rat seines Kanzlers, allein seinem milden, friedliebenden Herzen war ein etwaiges Zerwürfnis mit seinem Neffen, dem Zaren, unerträglich; er schickte deshalb ohne Wissen Bismarcks einen Vertrauten, den Feldmarschall von Manteuffel, nach Alexandrowo, um dem Zaren den Vorschlag zu einer persönlichen Begegnung mit ihm zu machen, und der greise Kaiser Wilhelm reiste darauf am 3. September 1879 allein zu seinem viel jüngern Neffen. Die Begegnung war eine so herzliche, daß sich die beiden kaiserlichen Herren in den Armen lagen und weinten. Durch diesen rührenden Akt der Gefühlspolitik wurde die Spannung zwischen beiden Mächten aber nicht gehoben. Die Panslavisten in Rußland thaten ernstliche Schritte, ihrer Feindschaft gegen Deutschland thatkräftigen Ausdruck zu verleihen, indem sie bei der französischen Regierung vertrauliche Erkundigungen einzogen, ob daselbst Stimmung für eine gemeinsame deutschfeindliche Politik vorhanden sei, worüber die Franzosen allerdings vorsichtigerweise damals die Auskunft verweigerten.

Auch Bismarck ließ sich durch die gefühlvolle Kaiserbewegung in Alexandrowo in seinen politischen Maßregeln nicht beirren. Welche Gedanken ihn zu den entscheidenden Schritten, die er infolge der deutschfeindlichen Haltung Rußlands unternahm, leiteten, hat er später in der obenerwähnten Rede offenbart; er sagte im Anschlusse an die Erörterung seiner Verdienste um die russischen Errungenschaften im Berliner Frieden:

„Welches mußte also meine Überraschung und Enttäuschung sein, als allmählich eine Art von Preßkampagne in Petersburg anfing, durch welche die deutsche Politik angegriffen, ich persönlich in meinen Absichten verdächtigt wurde. Diese Angriffe steigerten sich während des darauffolgenden Jahrs bis 1879 zu starken Forderungen eines Drucks, den wir auf Österreich üben sollten in Sachen, wo wir das österreichische Recht nicht ohne weiteres angreifen konnten. Ich konnte dazu meine Hand nicht bieten; denn wenn wir uns Österreich entfremdeten, so gerieten wir, wenn wir nicht ganz isoliert sein wollten in Europa, notwendig in Abhängigkeit von Rußland. Wäre eine solche Abhängigkeit möglich gewesen? Ich hatte früher geglaubt, sie könnte es sein, indem

ich mir sagte, wir haben gar keine streitigen Interessen; es ist gar kein Grund, warum Rußland je die Freundschaft uns kündigen sollte. Ich hatte wenigstens meinen russischen Kollegen, die mir dergleichen auseinandersetzten, nicht geradezu widersprochen. Der Vorgang betreffs des Kongresses enttäuschte mich, der sagte mir, daß selbst ein vollständiges Indienststellen unsrer Politik in die russische uns nicht davor schütze, gegen unsern Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit zu geraten. Dieser Streit über Instruktionen, die wir unsern Bevollmächtigten in den Verhandlungen im Süden (in Novipazar) gegegeben oder nicht gegeben hatten, steigerte sich bis zu Drohungen, bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von kompetentester Seite. Durch diese Drohungen wurden wir gezwungen, zu der von mir seit Jahren vermiedenen Option zwischen unsern beiden bisherigen Freunden zu schreiten."

Hier zeigten sich wiederum die Folgen der weisen, vorausschauenden Staatskunst Bismarcks in überraschendem Lichte. Die Schonungs- und Versöhnungspolitik, welche er seit dem Tage von Königgrätz Österreich gegenüber getrieben, machten ihm jetzt eine Wahl zwischen den beiden großen Nachbarn, im Süden und im Osten, überhaupt möglich. Und unter den obwaltenden Verhältnissen, bei der fanatisch feindlichen Haltung der russischen Panslavisten wurde ihm die Wahl zwischen dem Zarenreiche und Österreich gerade nicht allzuschwer. Noch vor dem Besuche Kaiser Wilhelms in Alexandrowo hatte er seine Schritte zu einer noch engern Verbindung mit Österreich gethan. Er hatte ausgangs August von Gastein aus bei dem Grafen Andrassy telegraphisch angefragt, ob er eine Unterredung mit ihm haben könne. Der österreichische Ministerpräsident war bereit und machte sich sofort am 27. August nach Gastein auf den Weg.

Die beiden genialen Staatsleiter Deutschlands und Österreichs pflogen in den nächsten Tagen lange vertrauliche Beratungen. Bismarck zeigte seinem Gaste die Drohbriefe des Zaren, weihte ihn in die Geheimnisse der weitern Verhandlungen mit dem Petersburger Kabinett ein und legte ihm seine Absicht über die Ursachen der unfreundlichen Haltung Rußlands gegen Deutschland dar, indem er ausführte, dieser

schroffe, unvermittelte Abbruch der bisherigen Freundschaft wäre nur dadurch erklärlich, daß die russische Politik auf ein Bündnis mit Frankreich abziele, wozu bereits die einleitenden Schritte gethan seien. Andrassy erwiderte: „Gegen das beabsichtigte russisch-französische Bündnis giebt es nur ein Gegengewicht, das deutsch-österreichische.“ — „Das ist richtig,“ sagte Bismarck, erfreut darüber, daß er bei dem Genossen so schnelles Verständnis fand. „Ja, aber würden Sie denn das wollen?“ — „Gewiß, recht gern,“ antwortete Andrassy entschieden, „und ich glaube, auch dafür einstehen zu können, daß mein Kaiser einen solchen Vertrag genehmigen würde.“ — „Nun, dann steht ja dem Abschlusse desselben nichts im Wege als die Einwilligung meines kaiserlichen Herrn; die kann ich freilich noch nicht so leicht in Aussicht stellen.“ Die beiden Staatsmänner reichten sich die Hand in der Zuversicht, daß die Vollendung eines großen politischen Werkes, das von den weittragendsten Folgen werden sollte, gelingen werde.

Am 21. September reiste der deutsche Reichskanzler nach Wien, um die in Gastein begonnenen Verhandlungen mit Andrassy fortzusetzen und zu denselben wurde jetzt auch der Botschafter, Baron Haymerle, der ungarische Ministerpräsident Tisza und schließlich der Kaiser Franz Joseph hinzugezogen. Am 24. September wurde der Wortlaut des Entwurfs zu einem Bündnisvertrage zwischen den beiden mächtigen Staaten in Mitteleuropa festgestellt. Die Ausfertigung des Vertrags und der definitive Abschluß des deutsch-österreichischen Schutz- und Trutzbündnisses erfolgte darauf am 7. Oktober 1879.

Die Genehmigung des Kaisers Wilhelm war von Bismarck erst durch längere Verhandlungen erwirkt worden. Der Kaiser hatte dem Vorschlage zuerst ein entschiedenes Nein entgegengesetzt, und es war schließlich noch die besondere Absendung des Vizepräsidenten des Staatsministeriums, Grafen Stolberg, nach Baden-Baden, wo der Monarch damals weilte, notwendig gewesen, ehe dieser am 27. September seine Zustimmung zu dem Abschlusse des Bündnisses gegeben hatte.

Das deutsch-österreichische Bündnis war ein Werk des Friedens. Das hatte Bismarck bereits im September bei seinem Besuche in Wien dem französischen Botschafter daselbst, Herrn Teisserance de Bort, gegen-



Graf Julius Andrássy.

Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. Koller in Budapest.

über betont. Demgemäß war auch der Wortlaut des Vertrags abgefaßt, worin es heißt, derselbe sei „in der Erwägung geschlossen, daß ein inniges Zusammengehen von Deutschland und Österreich-Ungarn niemand bedrohen könne, wohl aber geeignet sei, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu befestigen — indem sich beide Majestäten feierlich versprächen, daß sie ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollten — als ein Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung."

Ein großer Teil des ungarischen Volks, sowie die Slaven und Slavenfreunde war über das Bündnis mit Deutschland wenig erfreut. Eine starke Strömung gegen Andrassy, der jenen Elementen wegen seiner festen und selbständigen Orientpolitik ohnehin längst unbequem gewesen, kam nach dem Abschlusse des Vertrags zum vollen Ausbruche. Eine von dem Abgeordneten Herbst geführte Partei, nach diesem von Bismarck später die Partei der „Herbst-Zeitlosen" genannt, machte dem genialen Ministerpräsidenten im österreichischen Abgeordnetenhause so heftige Opposition, daß er sich genötigt sah, zurückzutreten. Die Unterzeichnung jenes Vertrags, des segensreichsten Werkes, das je ein Minister des Kaiserstaats vollbracht hat, war seine letzte amtliche Handlung. Ihm folgte der als „Ausgleichminister" berufene Graf Taaffe, der während seiner vierzehnjährigen Thätigkeit aber herzlich wenig zum Ausgleiche der scharfen Gegensätze zwischen den verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Staats beigetragen hat.

Graf Julius Andrassy zeigte seinem großen Genossen, dem deutschen Reichskanzler, seinen Rücktritt in folgendem frisch-fröhlichen Briefe an:

„Mein lieber Fürst! Ich habe, wie Sie wissen, mit Prinz Reuß unsern Vertrag unterzeichnet. Ich war glücklich, mit diesem Federzuge meine Ministerthätigkeit abzuschließen. Wenn auch das Zustandekommen etwas schwierig war, so hoffe ich, daß das Erhalten um so leichter sein wird. Es erfüllt mich mit besondrem Stolze, dieses für die beiden Reiche so segensvolle Werk vereint mit Ihnen vollbracht zu haben. Ich verlasse heute in fröhlichster Stimmung das Palais am Ballplatz (Ministerium des Auswärtigen in Wien). In meinem letzten von hier datierten

Briefe will ich noch Ihnen, verehrter Fürst, meinen Abschiedsgruß entbieten. Möge Ihnen Gott Gesundheit und Ausdauer verleihen, um Ihre — wie ich mich überzeugen konnte – dornenvolle Bahn zum Heile Ihres Landes und zu Ihrem stets wachsendem Ruhme weiter zu verfolgen. Ich bitte mich der Fürstin zu Füßen zu legen. Denken Sie alle in Freundschaft Ihres in wärmster Verehrung ergebenen

Wien, den 10. Oktober 1879. Andrassy.

„Im dreizehnten Jahre meiner ‚Regierung', im ersten meiner Freiheit." *)

Fürst Bismarck antwortete allerdings erst nach Monaten mit seinem ihm eigentümlichen Humor, der durch eine schwere Krankheit, die ihn verhinderte, früher zu schreiben, keinen Abbruch erlitten hatte. Sein am 18. Dezember in Varzin geschriebener Brief lautet:

„Diese Zeilen sind die ersten, die ich seit Monaten schreibe. Wenn ich auf unsere gemeinsame Arbeit zurückblicke, so ist die einzige wohlthuende Erinnerung, die sich für mich daran knüpft, die an den persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit Ihnen, verehrter Graf. Für das schließliche Ergebnis unsrer Anstrengungen steht uns allerdings die Genugthuung zur Seite, daß zwischen Aachen und Mehadia die Mehrheit der ehrlichen Leute uns dankbar für den Dienst ist, der beiden großen Reichen erwiesen wurde. Die Sorge vor Krieg ist überall dem Vertrauen zum Frieden gewichen; aber si vis pacem, para bellum**), nicht unsre guten Absichten, nur unsre verbündeten Streitkräfte sind die Bürgen des Friedens. Ihre Herbst-Zeitlosen in Wien wissen das so gut, wie unsre Fortschrittler in Berlin, aber die Fraktion steht ihnen höher als das Vaterland und die eigene Person noch höher als die Fraktion. Wenn aber Monarch und Volk in die Alternative gestellt werden, zwischen ihrer Armee und ihren Parlamentsrednern wählen zu müssen, so müssen sie schließlich auch zweidrittel ehrliche Leute finden, oder die Maschine ist unrichtig konstruiert.

„Ich hoffe, daß ich bis zu unserm Reichstage wieder geschäftsfähig werde, bin aber ungewiß, noch sehr matt. Giebt mir Gott noch

*) Horst Kohl, „Bismarck-Jahrbuch." Bd. I. S. 123.

**) Wenn du den Frieden willst, rüste zum Kriege.

wieder Gesundheit, so wird mir auch die Freude nicht versagt bleiben, Sie, verehrter Freund, wiederzusehen und mit Ihnen gemeinsam im Sinne Ihres letzten Werkes beiden befreundeten Reichen ferner nützliche Dinge zu leisten. — Mit der Bitte, der Frau Gräfin den Ausdruck meiner Verehrung zu Füßen zu legen, bin ich in unwandelbarer Freundschaft und Verehrung der Ihrige

v. Bismarck.

„In tormentis pinxi*)", pflegte Friedrich Wilhelm I. auf seine Gichtbilder zu schreiben, damit nehme auch ich Ihre Nachsicht in Anspruch."

Der Zorn, den Bismarck vordem, während des Kriegs mit Frankreich, gegen das „undankbare" Italien empfunden, war längst einer friedlichen Stimmung gewichen. Er selbst bot die Hand zu einer freundschaftlichen Annäherung, die zuerst in dem Besuche Viktor Emanuels am Berliner Hofe ihren Ausdruck erhalten hatte. Im Oktober 1875 erwiderte der deutsche Kaiser den Besuch; über seine Reise und seinen Empfang in Mailand, wo die Begegnung der Herrscher stattfand, berichtete der große Monarch an seine Gemahlin: „Es war ein Triumphzug bis hierher nach Mailand, aber der Einzug mit dem Könige spottet jeder Beschreibung. Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen." Beim Abschiede sagte der Kaiser zum Könige: „Möchten wir und unsre Söhne nach uns stets Freunde bleiben!"

Dieser Wunsch des greisen Kaisers ist in Erfüllung gegangen. Der ritterliche König Viktor Emanuel, der Einiger Italiens, sollte den Segen der Freundschaft mit Deutschland zwar nicht mehr lange genießen, da er schon am 9. Januar 1878 starb, aber sein Sohn, König Humbert, hat die Freundschaft gepflegt bis auf den heutigen Tag. Unter ihm und seinem Minister Mancini wurden die innigen Beziehungen durch feste Verträge zu einem dauernden Bande verknüpft. Bald nach dem Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses verkündete Mancini dem Parlamente, daß Italien dem Zweikaiserbündnisse beigetreten sei. Der definitive Abschluß eines Vertrags erfolgte allerdings erst unter dem Ministerium Crispis am 2. Januar 1883.

---

*) Unter Qualm gemalt.

Mit der Gründung dieses Dreibundes hatte der deutsche Reichskanzler ein Bollwerk des Friedens geschaffen, das allen Stürmen und Wogen kriegerischer Strömungen, von welcher Seite sie auch heranbrausen mochten, zu trotzen im stande war. Wahrlich, ein würdiger Markstein, mit dem Fürst Bismarck seine segensreiche Friedensarbeit im ersten Jahrzehnte des neuen Deutschen Reichs abschloß.



XXXII.

Der Kampf gegen Rom.

„Der Hauch des Lebens, welchen die salzige
Wie Rebenschaum aufperlende Woge sprüht,
Durchström' ihn ganz, und wie ein Adler
Kehr' er verjüngt in den Kampf zurück uns,

Den deutsche Freiheit wider das Römertum
Standhaft, wie einst im Walde der Teutoburg,
Nicht um den Glauben, wie sie lügen,
Nein, um die Krone der Herrschaft ausficht.

Und hoch wie Hermann wieder, der Bändiger
Der riesigen Wölfin, rag' er ob allem Volk,
Europas Friedenshort und Deutschlands
Mächtiger Pfeiler, der Mann der Männer."

Emanuel Geibel.

Während die Begründer des neuen Deutschen Reichs den innern Ausbau ihres Werks begannen, mußten sie sich gleichzeitig zu einem neuen Kampfe rüsten. Im Süden jenseit der Alpen hatten sich Wetterwolken erhoben, welche den Glanz des jungen deutschen Kaisertums zu verdunkeln drohten. „Sorgen wir, daß es Tag bleibt!" Mit diesem Ausspruche hatte Kaiser Wilhelm die Aufgabe bezeichnet, welche seine und seines großen Staatsmanns Kraft während der nächsten Jahre in hohem Maße erfordern sollte. Es galt, den Einfluß einer fremden feindlichen Macht abzuwehren, das Deutsche Reich in seinen eigensten Rechten, das deutsche Volk in seinen wichtigsten Gütern zu

schützen. Die großen Errungenschaften der Neuzeit, auf denen unsre heutige geistige Entwicklung beruht, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit des Kultus und der Lehre, Unabhängigkeit der Staatsgewalt, sollten gegen die Gewaltanmaßung des Papstes in Rom gewahrt werden. Den Streit, der hierüber entbrannte, nannte, diesmal sehr treffend, der Abgeordnete Dr. Virchow „einen großen Kulturkampf der Menschheit“.

Zu derselben Zeit, als Frankreich den Krieg gegen Deutschland begann, fand in Rom eine große Kirchenversammlung statt, welche zu einem Kampfe gegen die protestantische Welt das Rüstzeug schmiedete. Am 13. Juli 1870 nahmen die Mitglieder dieser Versammlung ein neues Dogma, einen Glaubenssatz, an, nach welchem dem Papste in Rom die Irrtumslosigkeit oder Unfehlbarkeit in allen Fällen zukommen sollte, in denen er bei der Ausübung seines Amts als höchster Lehrer aller Christen mit seiner Machtvollkommenheit erklärt, was in Sachen des Glaubens und der Sitte von der ganzen Kirche zu halten sei. Vierhunderteinundfünfzig Bischöfe stimmten für den neuen Glaubenssatz mit Ja, zweiundsechszig mit einem bedingten Ja, während achttundachtzig sich der Abstimmung enthielten, nachdem sie zuvor feierlich Einspruch gegen die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes erhoben hatten. Während der letzten Verhandlung zog ein heftiges Unwetter über Rom hin, welches die Luft so verdunkelte, daß dem Papste, als er die Formel der Unfehlbarkeit verlesen wollte, eine Kerze zur Seite gestellt werden mußte. Bei ihrem Scheine las Pius IX. die Erklärung der Unfehlbarkeit und schloß mit den drohenden Worten: „So aber jemand dieser unsrer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte, der sei im Banne!“

Kirche und Staat bilden nicht gesonderte Gebiete, sondern bewegen sich auf demselben Grund und Boden, beständig ineinander übergreifend. Das Unfehlbarkeitsdogma und andre neuere Glaubenssätze schlossen für den Staat eine große Gefahr in sich, da sie alle weltlichen Regierungen der Oberhoheit des Papstes unterwarfen, alle mit den kirchlichen Satzungen nicht in Einklang stehenden Staatsgesetze für null und nichtig erklärten und alles, was der Weltherrschaft Roms entgegenstand, mit Fluch und Bann bedrohten.

Die Annahme des neuen Dogmas rief daher in den weitesten Kreisen heftige Erregung hervor. Widersprüche aller Art wurden laut. „Dieser Glaubenssatz," sagte ein deutscher Geschichtsschreiber, „soll den Papst eigentlich zur fünften Gottheit machen. Drei Personen wurden auf dem Konzil von Nicäa anerkannt; zur vierten erhob Pius IX. durch sein Dogma von der unbefleckten Empfängnis die Jungfrau Maria; die fünfte will er nun selber werden." Der Bischof von Ketteler fiel dem Papste vor Beginn der entscheidenden Handlung zu Füßen und beschwor ihn, nicht zum äußersten zu schreiten. Der ehrwürdige Professor von Döllinger veröffentlichte folgende Erklärung von der Unfehlbarkeit des Papstes: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe, denn die gesamte echte Tradition steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der ältern Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte Deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben neuerbaute Reich pflanzen würde." Eine förmliche Spaltung der katholischen Christenheit Deutschlands brachten die Vorgänge in Rom hervor.

schützen. Die großen Errungenschaften der Neuzeit, auf denen unsre heutige geistige Entwicklung beruht, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit des Kultus und der Lehre, Unabhängigkeit der Staatsgewalt, sollten gegen die Gewaltanmaßung des Papstes in Rom gewahrt werden. Den Streit, der hierüber entbrannte, nannte, diesmal sehr treffend, der Abgeordnete Dr. Virchow „einen großen Kulturkampf der Menschheit“.

Zu derselben Zeit, als Frankreich den Krieg gegen Deutschland begann, fand in Rom eine große Kirchenversammlung statt, welche zu einem Kampfe gegen die protestantische Welt das Rüstzeug schmiedete. Am 13. Juli 1870 nahmen die Mitglieder dieser Versammlung ein neues Dogma, einen Glaubenssatz, an, nach welchem dem Papste in Rom die Irrtumslosigkeit oder Unfehlbarkeit in allen Fällen zukommen sollte, in denen er bei der Ausübung seines Amts als höchster Lehrer aller Christen mit seiner Machtvollkommenheit erklärt, was in Sachen des Glaubens und der Sitte von der ganzen Kirche zu halten sei. Vierhunderteinundfünfzig Bischöfe stimmten für den neuen Glaubenssatz mit Ja, zweiundsechszig mit einem bedingten Ja, während achtundachtzig sich der Abstimmung enthielten, nachdem sie zuvor feierlich Einspruch gegen die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes erhoben hatten. Während der letzten Verhandlung zog ein heftiges Unwetter über Rom hin, welches die Luft so verdunkelte, daß dem Papste, als er die Formel der Unfehlbarkeit verlesen wollte, eine Kerze zur Seite gestellt werden mußte. Bei ihrem Scheine las Pius IX. die Erklärung der Unfehlbarkeit und schloß mit den drohenden Worten: „So aber jemand dieser unsrer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte, der sei im Banne!“

Kirche und Staat bilden nicht gesonderte Gebiete, sondern bewegen sich auf demselben Grund und Boden, beständig ineinander übergreifend. Das Unfehlbarkeitsdogma und andre neuere Glaubenssätze schlossen für den Staat eine große Gefahr in sich, da sie alle weltlichen Regierungen der Oberhoheit des Papstes unterwarfen, alle mit den kirchlichen Satzungen nicht in Einklang stehenden Staatsgesetze für null und nichtig erklärten und alles, was der Weltherrschaft Roms entgegenstand, mit Fluch und Bann bedrohten.

Die Annahme des neuen Dogmas rief daher in den weitesten Kreisen heftige Erregung hervor. Widersprüche aller Art wurden laut. „Dieser Glaubenssatz," sagte ein deutscher Geschichtsschreiber, „soll den Papst eigentlich zur fünften Gottheit machen. Drei Personen wurden auf dem Konzil von Nicäa anerkannt; zur vierten erhob Pius IX. durch sein Dogma von der unbefleckten Empfängnis die Jungfrau Maria; die fünfte will er nun selber werden." Der Bischof von Ketteler fiel dem Papste vor Beginn der entscheidenden Handlung zu Füßen und beschwor ihn, nicht zum äußersten zu schreiten. Der ehrwürdige Professor von Döllinger veröffentlichte folgende Erklärung von der Unfehlbarkeit des Papstes: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe, denn die gesamte echte Tradition steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der ältern Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte Deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben neuerbaute Reich pflanzen würde." Eine förmliche Spaltung der katholischen Christenheit Deutschlands brachten die Vorgänge in Rom hervor.

Es bildeten sich an vielen Orten Gemeinden der Altkatholiken, welche die neuen Glaubenslehren des Papstes nicht anerkannten.

Mit Besorgnis hatten die deutschen Staatsmänner diese Dinge auf kirchlichem Gebiete sich entwickeln sehen. Schon vor Eröffnung des Konzils in Rom war, wie berichtet, ein Rundschreiben des bayrischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe an die Regierungen erlassen worden mit der Frage, ob es nicht geboten sei, der Römischen Kurie rechtzeitig Vorstellungen zu machen. Der Kanzler des Norddeutschen Bundes erkannte wohl auch die Gefahr für das Staatsleben, welche sich in Rom vorbereitete; er hielt es aber noch nicht für ratsam, schon jetzt Mittel dagegen zu ergreifen. Dieselbe Haltung, welche er der Herausforderung Frankreichs gegenüber eingenommen hatte, nahm er jetzt Rom gegenüber ein. An den Gesandten des Norddeutschen Bundes in Rom schrieb er am 26. Mai 1869: „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiednen Abwehr jeden Übergriffs auf das staatliche Gebiet.“ Eine tiefreligiöse Natur wie Bismarck konnte als Staatsmann nicht leichtfertig einen Streit mit der Kirche, deren hohe Bedeutung für das Volks- und Staatsleben er kannte, heraufbeschwören. Er that alles, denselben abzuwenden. Aus diesem Grunde ließ er im Frühjahre 1870 dem Kardinale Antonelli eine vertrauliche Note überreichen, worin er die Befürchtung aussprach, „daß die neuen Prinzipien, welche man in Rom zu verkünden drohe, Verwirrung in die Gesamtheit der kirchlichen Beziehungen zum Staate werfen und Krisen herbeiführen würden, von welchen die päpstliche Regierung trotz ihrer traditionellen Weisheit sich vielleicht keine Rechenschaft gäbe.“

Es kam der deutsch-französische Krieg, welcher die Aufmerksamkeit der politischen Welt ganz in Anspruch nahm. Am 20. September 1870 hielt der König Viktor Emanuel seinen Einzug in Rom und erklärte dasselbe als die Hauptstadt des geeinigten Italiens und als seine Residenz. Das war das Ende der weltlichen Macht des Papstes, des Kirchenstaats. Das Oberhaupt der katholischen Kirche blieb von nun an auf die Räume seiner prächtigen Residenz, des Vatikans, beschränkt.

Das katholische Frankreich, welches bisher die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters geschützt hatte, lag zerschmettert am Boden. Vergebens sah sich der Papst nach Hilfe und Beistand um. Da wandten sich sechsundfünfzig katholische Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses am 17. Februar 1871 an den Kaiser Wilhelm in Versailles mit einer Adresse, worin derselbe gebeten wurde, den Kirchenstaat mit den Waffen in der Hand wiederherzustellen. Dieses Ansinnen wurde als mit der deutschen Staatskunst unverträglich abgelehnt.

Der Papst und seine Anhänger empfanden diese Ablehnung als eine schwere Beleidigung. Es wurde von ihnen die Losung ausgegeben: Das neue deutsche Kaisertum ist der katholischen Kirche feindlich gesinnt und muß bekämpft werden. Die Mitglieder des Jesuitenordens waren eifrig bemüht, nach dieser Weisung zu handeln; ihre Umtriebe waren von bedeutendem Erfolge. Im deutschen Reichstage erschien die stattliche Schar von Vertretern einer Partei, die der Ultramontanen, welche die Richtschnur für ihr Verhalten in den Verhandlungen nicht aus ihrem Interesse an der Wohlfahrt des Reichs und dem Gedeihen der deutschen Nation entnahm, sondern den Weisungen jener Macht „jenseit der Berge“ folgte, welche sich die Bekämpfung des neuen Deutschen Reichs zur Aufgabe gestellt hatte. Diese Fraktion des Reichstags, welche ihre Plätze im Zentrum des Sitzungssaales einnahm und über außerordentlich redegewandte Führer verfügte, erwies sich bald als eine Gefahr, welche um so größer erschien, als sich derselben alle unzufriedenen und reichsfeindlichen Elemente, wie die Angehörigen polnischer Nationalität in Posen, die Vertreter Elsaß-Lothringens und die Welfen in Hannover, angliederten. Ihr Verhalten in den Verhandlungen zeigte sich der Regierung gegenüber als durchaus feindlich; ja, sie vertrat in wichtigen Fragen mehr die Sache des gegnerischen Auslands als die Interessen des Reichs.

Über die Richtung der Ultramontanen jener Zeit wurde dem Reichskanzler durch den deutschen Gesandten an einem auswärtigen Hofe geschrieben: „Man will die deutsche Einheit lähmen. Ein einflußreicher Teil des katholischen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, ist der französischen Politik dienstbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die

Wiederherstellung des Kirchenstaats zusammenfallen. In Frankreich ist vorübergehende Verschmelzung oder vielmehr gegenseitige Düpierung des republikanischen und klerikalen Elements möglich, sobald der Klerus ‚Rache an Deutschland‘ offen auf seine Fahne schreibt, unter welcher Regierungsform es sei. So hofft man wieder zu erstarken, während in Deutschland durch wohlorganisierte Arbeit des von Paris, Rom und Brüssel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfnisse mit aller Anstrengung vorbereitet werden. — — Man mache sich keine Täuschung darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland der Schlag in Italien fallen soll, in der Hoffnung, daß Deutschland durch innere religiöse Wirren paralysiert werden soll, und daß das klerikale Element, während es in Deutschland und Polen langsam zersetzend wirkt, in Italien offen das französische Banner aufpflanzt und unter seinem Schutze das Land unter päpstliche, oder vielmehr französische, durch den Papst repräsentierte Herrschaft zurückführen soll.“

Das Verhalten der deutschen Bischöfe bestätigte, daß jene Besorgnisse nicht unbegründet wären. Von denen, welche zuvor in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes eine aller menschlichen Vernunft und den Lehren des Evangeliums widersprechende Anmaßung erblickt und dagegen Einspruch erhoben hatten, beugte sich jetzt einer nach dem andern unter die römische Herrschaft; willig beteiligten sie sich an der Verfolgung der Altkatholiken und an den Umtrieben gegen das protestantische Kaisertum.

Jetzt hielt es die deutsche Staatsleitung als an der Zeit, das junge Deutsche Reich gegen die ihm drohenden Gefahren in Verteidigungszustand zu setzen. Es wurden Maßregeln getroffen und eine Reihe von Gesetzen vorbereitet, welche die Grenze zwischen den Rechten des Staates und der Kirche genau festzustellen bestimmt waren. In Preußen wurde am 8. Juli 1871 die katholische Abteilung im Kultusministerium, welche mehr das Interesse der Römischen Kurie als das des Staats vertrat, aufgehoben. Dem bisherigen Kultusminister von Mühler, der sich den bevorstehenden Aufgaben nicht gewachsen fühlte und seine Entlassung nahm, folgte im Januar 1872 der entschiedene, thatkräftige Dr. Falk. Unter dessen Leitung wurde zunächst ein Gesetz in den preußischen Kammern

vorgelegt, welches das bisher von der Geistlichkeit ausgeübte Aufsichtsrecht über die Volksschulen allein dem Staat übertrug. Wie die beiden Häuser des preußischen Landtags dieses Gesetz annahmen, so wurde vom deutschen Reichstage eine Anzahl kirchenpolitischer Gesetze genehmigt, welche das Reich gegen die Übergriffe der im Dienste des Papstes stehenden Geistlichkeit und Ordensgemeinschaften schützen sollten. Den Anfang machte ein von der bayrischen Regierung vorgeschlagenes Gesetz, welches den Mißbrauch der Kanzel zu politischen Aufreizungen mit Gefängnisstrafe bedrohte. Dann folgte das Gesetz, das den Jesuitenorden und die demselben verwandten Verbindungen vom deutschen Gebiete verbannte. Gleichzeitig richtete Fürst Bismarck eine Depesche an die Regierungen der europäischen Großmächte, in welchen er dieselben zu gemeinschaftlichen Maßregeln aufforderte, die künftige Papstwahl dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Im Frühlinge des nächsten Jahres wurden noch vier weitere Gesetzesvorlagen von der preußischen Regierung eingebracht und in den Kammern genehmigt. Diese nach der Zeit ihrer Verkündigung, am 15. Mai 1873, gewöhnlich die Maigesetze genannt, bezogen sich auf die Ausbildung der katholischen Geistlichen, welche, um sie den staatsfeindlichen Einwirkungen einer „außerhalb der Nation stehenden Macht" zu entrücken, auf einer deutschen Universität studieren und einer wissenschaftlichen Staatsprüfung unterzogen werden sollten, verpflichteten ferner die Erzbischöfe und Bischöfe bei Strafandrohung, die Anstellung von Geistlichen dem Oberpräsidenten der Provinz jedesmal anzuzeigen, beschränkten die kirchliche Strafgewalt und verfügten endlich die Errichtung eines kirchlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten. Das Jahr 1874 brachte sodann noch das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes, die Einführung der Zivilehe, das darauf auch durch den Reichstag für alle deutschen Landesteile genehmigt wurde.

Es entbrannte alsbald der Kampf auf der ganzen Linie der Gegner. Die deutschen Bischöfe versammelten sich zu Fulda, um zu erklären, daß weder sie, noch die ihnen untergebenen Geistlichen den neuerlassenen Staatsgesetzen sich unterwerfen würden. „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen." Dieses Wort der Schrift legten sie, zu

ihren Gunsten gedeutet, ihrer Handlung zu Grunde. Im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage bekämpften die Vertreter der Zentrumspartei und ihre Gefolgschaft die Staatsregierungen auf das heftigste. Ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen den Fürsten Bismarck, den Urheber der neuen Gesetzgebung. Der Papst in Rom drohte dem Deutschen Reiche mit Fluch und Bann. Bei Gelegenheit der Beantwortung einer an ihn gerichteten Ergebenheitsadresse des Deutschen Lesevereins sagte er: „Bald wird sich das Steinchen von der Höhe ablösen, welches den thönernen Fuß des Kolosses zertrümmern soll.“ Als die deutsche Regierung den Gesandtschaftsposten in Rom durch den Kardinal Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, einen Bruder des obengenannten bayrischen Ministerpräsidenten, neu besetzen wollte, lehnte der Papst den bereits vom Kaiser Ernannten ab, trotzdem derselbe ein guter Katholik, wenn auch ein ebenso treuer Sohn seines deutschen Vaterlands war. Diese Zurückweisung mußte von dem Oberhaupt des Deutschen Reiches als offenbare Feindseligkeit empfunden werden.

Der deutsche Reichskanzler nahm, in dieser Weise herausgefordert, den Kampf mutig auf. Er führte denselben unter freudiger Zustimmung aller gut vaterländisch empfindenden und frei gesinnten Elemente des deutschen Volks. Seite an Seite mit ihm stritten in diesen Fragen die Vertreter der starken Partei der Nationalliberalen, der deutschen Fortschrittspartei, der Reichspartei, der Freikonservativen, so daß er im preußischen Abgeordnetenhause wie im Reichstage der Mehrheit stets sicher war. Bedeutende Redner wie Rudolf von Bennigsen, Miquel und Lasker wurden ihm erfolgreiche Mitkämpfer in mancher Redeschlacht gegen die nicht minder wohlgerüsteten Führer der feindlichen Parteien wie Dr. Windthorst, von Mallinckrodt, die beiden Reichensperger u. a.

Seine frühern Gesinnungs- und Parteigenossen, die Altkonservativen und ihre Führer wie von Kleist-Retzow, Freiherr von Manteuffel, von Gerlach u. a., folgten ihm in diesem Kampfe nicht, sondern gingen mit seinen ultramontanen Gegnern. Während diese ihn der Unterdrückung der Kirche gleich einem Nero und Diokletian beschuldigten, warfen ihm jene vor, daß er seine frühere Überzeugung gewechselt und

die Idee vom „christlichen Staate“ geopfert hätte. Es war erklärlich, daß den Vertretern des feudalen Adels und der starrgläubigen Geistlichkeit, dem Papsttum des Protestantismus, Maßregeln wie das Schulaufsichtsgesetz und das Zivilstandsgesetz nicht genehm waren. „Ich wünschte, ich könnte dem Fürsten Bismarck seine Jugend wiedergeben!“ so klagte der Abgeordnete von Gerlach im Andenken an jene Zeit, da der heute von den liberalen Volkselementen bejubelte Reichskanzler im Vereinigten Landtage als Vertreter des preußischen Junkertums noch Schulter an Schulter mit den Rittern der „Kreuzzeitung“ gekämpft hatte.

Wie weit hatte Otto von Bismarck in seinem kühnen Geistesfluge jene einstigen Freunde, welche, die große Zeit nicht begreifend, nichts gelernt und nichts vergessen hatten, hinter sich zurückgelassen! Ihnen zunächst galten die Aussprüche, die er bei Beratung des Zivilstandsgesetzes am 17. Dezember 1873 im Abgeordnetenhause that: „Ich habe mich nie geschämt, eine Meinungsänderung in meiner Stellung einzuräumen, wenn die Umstände mich nötigten, mich zu überzeugen, daß es so, wie ich wollte, eben nicht geht. Von mir eine Konsistenz des Urteils während eines Vierteljahrhunderts zu erlangen, wäre ungerecht. Ich treibe keine Fraktionspolitik als Minister mehr, sondern habe gelernt, meine persönlichen Überzeugungen den Bedürfnissen des Staats unterzuordnen. Ich glaube, daß es so sein muß, und halte es für eine schlechte Überzeugungstreue zu sagen: möge der Staat zu Grunde gehen, das ist mir einerlei, ich bleibe bei meiner Überzeugung und bei meinem Fraktionsbeschlusse. Ich halte das für eine schlechte Konsequenz, die mich immer an die falsche Mutter im Urteil Salomonis erinnert, welche sagt: Zerschneide das Kind, mir soll es recht sein, wenn ich nur meinen Willen habe! Das kann ich nicht; das ist ein Luxus des Urteils, den sich ein Staatsmann nicht erlauben darf. Der Herr von Gerlach hat dann an den prägnanten Schlußsatz meiner alten Rede erinnert — ich habe ihn lange nicht gelesen, aber als sie vorhin vorgelesen wurde, habe ich sie wirklich mit einiger Befriedigung angehört; sie war oratorisch nicht übel. Aber welches auch der Inhalt sein mag, so kann ich doch unmöglich, wenn ich als evangelischer Christ von der ‚Kirche‘ sprach, im Jahre 1849 die katholische Kirche nach den heutigen vatikanischen Bestimmungen

als den Fels betrachtet haben, den ich dort als unter allen Stürmen feststehend bezeichnet habe. Jedenfalls wird man annehmen müssen, da ich meine evangelische Meinung immer fest, durchsichtig und offen ausgesprochen habe, daß ich damals nur an die evangelische Kirche habe denken können, keineswegs an die römisch-katholische, noch weniger an die vatikanische, wie sie sich heute gestaltet hat.

„Meine persönliche Stellung nach der heutigen Lage dieser Frage ist die, daß ich mich allerdings nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampfe entschlossen habe, in Gemeinschaft mit meinen Kollegen bei Sr. Majestät den Antrag auf Vollziehung dieser Vorlage zu stellen, und mich entschlossen habe, mit ihnen dafür einzustehen. Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. Aus dem Gesichtspunkte der Politik habe ich mich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche das — ich will den Ausdruck nicht verletzend gebrauchen, sondern wissenschaftlich — revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe den Staat gebracht hat, durch das Gebot der Notwehr gezwungen ist, das Gesetz zu erlassen, um die Schäden von einem Teil der Unterthanen Sr. Majestät abzuwenden, welche die Auflehnung der Bischöfe gegenüber dem Gesetze und dem Staate über diesen Teil der königlichen Unterthanen verhängt hat. — Ich bin entschlossen, dafür einzustehen wie für so manches, was meinen persönlichen Überzeugungen, namentlich wie ich sie in der Jugend gehabt habe, nicht mehr entspricht. Aber ich bin ein dem Gesamtbedürfnis und den Forderungen des Friedens und des Gedeihens meines Vaterlands gegenüber sich disziplinierender und unterordnender Staatsmann.“

Wider seine ultramontanen Gegner verteidigte sich der Reichskanzler in manchem heißen Redekampfe; vielen seiner damaligen Aussprüche wuchsen Schwingen, so daß sie als geflügelte Worte die Welt durchdrangen. Über die Streitfrage selbst äußerte er sich am 10. März 1873 also: „Es handelt sich nicht um einen Kampf, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche; es handelt sich nicht um den Kampf zwischen



Kaiser Alexander III. von Rußland.

Glauben und Unglauben; es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist, wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unsres Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reichs erfüllt hat, unter dem Namen der Päpste mit den Kaisern, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers auf dem Schafotte starb. — Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat. Dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andre politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um eine Bedrückung der Kirche handelt. Es handelt sich um Verteidigung des Staats, um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß gefunden werden, daß der Staat seinerseits bestehen kann; denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt.“*)

Es war also, wie aus diesen Äußerungen des Reichskanzlers unzweifelhaft hervorgeht, eine Entstellung der Wahrheit, wenn man das Vorgehen der Reichsregierung in diesem Kampfe eine Verfolgung der Kirche nannte. Die gesetzlichen Abwehrmaßregeln der preußischen wie der deutschen Staatsleitung waren zunächst gegen die feindlichen Angriffe der Zentrumspartei und die dieselbe unterstützende Geistlichkeit gerichtet. Der Kampf mit der Römischen Kurie war erst die mittelbare Folge dieses innern Streits. Man hatte gehofft, daß die katholische Geistlichkeit in Deutschland in nationaler Gesinnung von selbst das junge Deutsche Reich gegen etwaige päpstliche Übergriffe schützen helfen

*) Vergl. Hans Kraemer: „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. II. S. 200 ff.

werde. Diese Hoffnung wurde aber bitter getäuscht. Der deutsche Klerus und sein Anhang gebärdete sich bald päpstlicher als der unfehlbare Papst in Rom. Als die deutschen Staatsmänner es abgelehnt hatten, behufs der Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Macht einen Römerzug zu unternehmen und den kaum geschlossenen Frieden Europas wieder in Frage zu stellen, da trat die feindliche Gesinnung offen hervor. Kanzel und Beichtstuhl wurden zu politischen Aufreizungen mißbraucht; die aus den Wahlen in starker Zahl hervorgehende Zentrumsfraktion zeigte, welchen Erfolg diese Umtriebe hatten. Das Auftreten dieser Partei mußte in jener Zeit um so gefährlicher wirken, als die Risse, welche die Bestandteile des Reichs bis dahin getrennt hatten, noch nicht fest genug vernarbt waren, um solchen Unterwühlungen standzuhalten. Das Wesen dieser katholischen Abteilung in der Volksvertretung kennzeichnete Bismarck in folgender Weise:

„Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildet, eine Fraktion, der man nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen könnte. Es war ein großer politischer Fehler, den die Herren vom politischen Standpunkte des Herrn Dr. Windthorst begingen, daß sie diese Fraktion überhaupt bildeten, eine rein konfessionelle Fraktion auf politischem Boden.“ — „Die Zentrumspartei in ihren Wirkungen ist eine Breschbatterie, aufgeführt gegen den Staat. Die Bildung einer konfessionellen Partei im Staate war die Rüstung gegen den Staat zu einer Zeit, da, wie die Herren selbst einräumen, die Lage der katholischen Der Kirche in Preußen so günstig war, wie sie irgend sein konnte.“ Hauptkanonier jener Breschbatterie war der Welfenführer Dr. Windthorst, Vertreter des Wahlkreises Meppen. Ihn charakterisierte Bismarck also: „Herr von Mallinckrodt nannte den Abgeordneten für Meppen eine Perle. Ich teile dies in seinem Sinne vollständig; für mich aber hängt der Wert einer Perle sehr von ihrer Farbe ab.“

Über die Gesinnung und die Bestrebungen der damaligen katholischen Geistlichkeit äußerte Bismarck (10. Februar 1872): „Die Regierung kann sich der merkwürdigen Beobachtung nicht verschließen, daß

die Geistlichkeit, auch die römisch-katholische, in allen Ländern eine nationale ist, nur Deutschland macht eine Ausnahme. Die polnische Geistlichkeit hält zu den polnischen Nationalbestrebungen, die italienische zu den italienischen, selbst in der unmittelbaren Nähe von Rom. In Frankreich steht der Franzose stets höher in der eignen Selbstschätzung des Geistlichen als der Geistliche; in Spanien und anderwärts haben wir ähnliches; nur in Deutschland ganz allein, da ist die eigentümliche Erscheinung, daß die Geistlichkeit einen — mehr internationalen Charakter hat." Als aus der Mitte der Zentrumsmänner wiederholt der Ruf: „Beweise!" laut wurde, da sagte der Reichskanzler unter großem Beifalle der Mehrheit: „Ach, meine Herren, greifen Sie doch in Ihren eignen Busen!" — „Wenn die Fundamente des Staats," rief er in derselben Sitzung den ultramontanen Gegnern zu, „von Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch sind, die Fundamente des Staats zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir mein Christentum und mein Glaube."

Im Hinblicke auf die Waffengenossenschaft einer bedeutenden Mehrheit in den Kammern, im Reichstage, in der gesamten freimütigen Presse und in den weitesten Kreisen des deutschen Volks, gestützt auf das Einverständnis mit den meisten der Nachbarstaaten war der Leiter der deutschen Staatskunst berechtigt, seinen Feinden mit stolzem Siegesbewußtsein entgegenzutreten. Die Zeiten, in denen der Herrscher Deutschlands vor Canossa im Büßergewande die Verzeihung des Papstes erbitten mußte, oder ihm wie einst Barbarossa gleich einem Reitknechte die Steigbügel zu halten genötigt wurde, waren gottlob vorüber. „Seien Sie außer Sorge, nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig!" Also rief der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck am 14. Mai 1872 den Römlingen im preußischen Abgeordnetenhause zu, und seine Worte fanden freudigen Widerhall in den Herzen aller wahren Vaterlandsfreunde.

„Nein, die Zeiten sind vorüber,
Hört, was unser Kanzler spricht,
Hört's vom Rheinstrom bis zum Tiber:
Nach Canossa gehn wir nicht!"

So sang der geistliche Dichter der „Palmblätter". Diesem nationalen Gedanken gaben im Jahre 1877 deutsche Männer Ausdruck, als sie im Harzgebirge auf dem Gipfel des Burgbergs nahe den Ruinen der alten Harzburg, der Residenz Heinrichs IV., des unglücklichen Büßers von Canossa, einen Denkstein errichteten, der in Form einer Granitsäule an der Stirnseite jene stolzen Worte Bismarcks als Inschrift trägt.

Die erlassenen Maigesetze mußten bald in ihrer ganzen Strenge zur Ausführung gebracht werden; denn die deutschen Bischöfe setzten dem Machtgebote des Staats offnen, hartnäckigen Widerstand entgegen. Sie stellten nach wie vor Geistliche an, ohne der von dem Gesetze geforderten Anzeigepflicht zu genügen, oder sie ließen die Pfarrstellen unbesetzt. Der Beaufsichtigung der Schule durch den Staat trotzten sie, indem sie die Geistlichen anwiesen, den Religionsunterricht streng zu überwachen, und Lehrer, die ihnen nicht genehm waren, durch harte kirchliche Strafen zu maßregeln. Da mußte denn das deutsche Volk das widerwärtige Schauspiel erleben, daß Diener der Kirche, welche in ihrem fanatischen Trotze nicht dem Kaiser geben wollten, was des Kaisers ist, vor das Gericht gefordert, verurteilt und ins Gefängnis geführt wurden, wenn sie es nicht vorzogen, sich dem Arme des weltlichen Richters durch die Flucht ins Ausland zu entziehen.

Nun richtete am 7. August 1873 der Papst ein Schreiben an den Deutschen Kaiser, worin er die Meinung aussprach, daß derselbe die Kirchenpolitik seines Kanzlers nicht billigen könne, welche auf Vernichtung des Katholizismus abziele. Zugleich maßte er sich das Recht an, auch den nichtkatholischen Christen zu gebieten, da jeder Getaufte in irgend einer Weise ihm, dem Papste, angehöre.

Voll Würde, aber mit möglichster Milde antwortete Kaiser Wilhelm dem unfehlbaren Heiligen Vater in Rom, daß sich derselbe im Irrtume befände, wenn er annähme, daß in Preußen Gesetze ohne die Zustimmung des Landesherrn erlassen oder ausgeführt werden könnten. Er verhehlte nicht, daß er über den ausgebrochnen Streit tiefen Schmerz

empfinde, wies aber die Verschuldung desselben von sich und seiner Regierung ab. „Zu meinem Bedauern," so schloß die kaiserliche Antwort, „verleugnen viele der Ew. Heiligkeit unterworfnen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen meine Regierung in die Notwendigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. — Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ew. Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der, unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebnen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Christi hat, wie ich Ew. Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Ew. Heiligkeit angerufnem Panier ich mich rückhaltlos bekenne. — Noch eine Äußerung in dem Schreiben Ew. Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Ew. Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. — Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht teilen, in Frieden zu leben und Ew. Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen. Guilelmus, Imperator et Rex."

Die Wogen des unseligen Kirchenstreits wurden durch die milden Worte Kaiser Wilhelms nicht besänftigt. Dieselben gingen bald höher und höher. Die deutschen Anhänger Roms sorgten für den Sturm, der die katholischen Gemüter aufs heftigste erregte. Ein furchtbarer Haß erfaßte die Herzen der irregeleiteten Volkselemente, welche den wahren Verhalt der Streitsache nicht zu erkennen vermochten. Und diese Erbitterung richtete sich hauptsächlich gegen die Person des deutschen Kanzlers. Er mußte jetzt wieder erfahren, was er während des Ver-

fassungsstreits von seinen preußischen Landsleuten, was er während des Einigungskampfes von deutschen oder ausländischen Gegnern erfahren hatte. In dem Gefühl aber, für sein Vaterland stets das Beste zu wollen und zu erstreben, sprach er am 14. Januar 1874 über die weitverbreitete feindliche Stimmung gegen ihn die folgenden Worte: „In meinem ganzen, unter verschiednen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossner Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Lebens ist mir die Ehre zu teil geworden, sehr viele Feinde zu haben. Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zum Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher: so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz! — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin."

Wie in jener Zeit des Kampfes fand auch der leidenschaftlich erregte Haß seinen Ausdruck in einem zweiten Angriffe auf das Leben des Staatsmannes. Um Heilung von seinem immer wiederkehrenden Nervenleiden zu suchen, weilte Fürst Bismarck während des Hochsommers 1874 in dem bayrischen Soolbade Kissingen.

Er bewohnte mit Frau und Tochter eine mit vornehmer Behaglichkeit ausgestattete Wohnung im Hause eines der Badeärzte, Dr. Edmund Diruf junior, in der Saalestraße. Wie immer und überall war der Fürst auch hier vom Augenblicke seiner Ankunft an der Gegenstand allgemeiner Neugierde der Einheimischen und Fremden, deren zudringliche Aufmerksamkeiten und Huldigungen dem Leidenden nicht selten recht lästig wurden. Unter der neugierigen Menge, die sich täglich um die Mittagsstunde vor dem Diruffschen Hause zu sammeln pflegte, um den berühmten Kanzler bei seiner Ausfahrt zu sehn und zu begrüßen, befand sich am 13. Juli ein junger Handwerksgeselle, der mit verbissenem, trotzigem Ausdrucke seines bartlosen, bleichen Gesichts auf das Hausthor schaute, durch welches der Wagen des Fürsten kommen sollte. Ein aufmerksamer Beobachter hätte an dem scheuen, unruhigen Wesen desselben und an der Art, wie er die rechte Hand beständig auf die Brusttasche seines Rocks hielt, wahrnehmen können, daß der

Bursche Böses im Schilde führte; doch in der Menge beachtete ihn niemand.

In dem Augenblicke, als der erwartete Wagen zum Thore herausgefahren und in dem nach der Saalebrücke zu führenden Teil der Straße eingebogen war, sprang plötzlich jener Bursche aus der den Fürsten jubelnd begrüßenden Menge hervor und feuerte aus unmittelbarer Nähe einen Schuß auf denselben ab, der die eben zum Gruße erhobene Hand traf. Über diesen neuen, gegen das Leben des Fürsten gerichteten Mordanschlag und die denselben begleitenden Vorgänge hat ein Augenzeuge einen ausführlichen und authentischen Bericht veröffentlicht.*) Derselbe stammt aus der Feder des Geheimen Hofrats Dr. Oskar Diruf senior, dessen Leitung die Kur des Fürsten damals anvertraut war. Der Bericht lautet:

„Am 13. Juli, mittags ein Uhr, war ich im Arbeitszimmer des Fürsten mit demselben noch in einer ärztlichen Unterredung begriffen, als der Kammerdiener mit der Meldung eintrat: ‚Durchlaucht, der Wagen ist vorgefahren!‘ Ich verabschiedete mich, blieb aber noch im Hause, indem ich mich auf Wunsch des Fürsten zu dessen Tochter Komtesse Marie begab, deren Zimmer ebenfalls im ersten Stockwerke nach der Saalestraße hinaus lagen. Der Reichskanzler bestieg indessen den im Hofraume wartenden Wagen, der aus dem Thore an der Ecke des Hauses herausfuhr und rechts nach der Brücke zu in die sehr belebte Straße abbog und die Richtung nach dem Salinenbade einschlagen wollte.

„In diesem Augenblicke hörte ich einen Knall und sah vor dem Fenster eine Pulverdampfwolke aufsteigen. Ich eilte an das Fenster und sah den Fürsten, der den Wagen verlassen hatte, inmitten eines dicht um ihn andrängenden Menschenknäuels stehen, mit lebhaften Armbewegungen denselben abwehrend. Rasch war ich unten und bahnte mir nur mit großer Mühe einen Weg zum Fürsten, der mir die vom Pulver des Schusses stark geschwärzte Wunde am rechten Handgelenke zeigte und mit den Worten: ‚Lassen Sie uns vor allem aus dem Gedränge hier wegkommen und fahren Sie mit!‘ schnell den Wagen wieder bestieg, in den ich mich zwar auch setzte, dabei doch dringend bat, lieber

*) Vergl. „Unser Bismarck“ von C. W. Allers und Hans Kraemer. S. 69 ff.

sofort ins Haus zurückzukehren, um die Verletzung auszuwaschen, gründlich untersuchen und verbinden zu lassen, anstatt weiterzufahren. Nach einigem Widerstreben ward meiner Bitte nachgegeben.

„Nachdem ich die Wunde und deren Umgebung von der aus Pulverniederschlag und Blut gemischten schwarzen Kruste befreit hatte, fand ich eine etwa zwei Centimeter breite, flache Verletzung, auf deren Grunde man deutlich die vollständig entblößte, aber günstigerweise unverletzte Pulsader (Radialarterie) pulsieren sah. Von den zunächst befindlichen Köpfen des Speichenknochens war die Beinhaut vollständig hinweggerissen, die Blutung war gering und bald gestillt. Die kleine Kugel, welche bei der sehr nahen Stellung des Thäters zur Linken des Wagens ihren Weg in steiler Richtung nach oben genommen hatte, konnte nicht aufgefunden werden; sie war jedenfalls über das Dach des Hauses geflogen, nachdem sie den rechten Arm des Fürsten dicht über dem Handgelenke in dem Augenblicke gestreift hatte, als bei der Erhebung der Hand zur Erwiderung des Grußes zwischen dem Ärmelrande und den hellen Wildlederhandschuhen ein ungedeckter Raum entstand.

„Während ich noch mit dem Verbande beschäftigt war, brachte der Kammerdiener des Fürsten die Nachricht, daß man den Thäter, einen Böttchergesellen Namens Kullmann aus Neustadt-Magdeburg, bereits gefaßt und nach dem Kgl. Bezirksamte gebracht habe. Gleichzeitig legte er auch die demselben abgenommene Waffe, ein kleines, schlechtes einläufiges Pistol auf den Tisch. Der Fürst äußerte sogleich den lebhaften Wunsch, den Thäter zu sehen und zu sprechen, also nach dem Bezirksamte zu fahren; meine Einwände, die noch so frische Wunde könne nachbluten, schnitt der Kanzler durch die Einladung ab, ihn zu begleiten. Das Verhör, das der Fürst mit Kullmann anstellte, war in seinen Einzelheiten, die mir noch lebhaft im Gedächtnis sind, sehr interessant, doch kann ich dieselben übergehen, weil der Reichskanzler die mit wunderbarer Frechheit gegebenen Antworten später in seiner Reichstagsrede ziemlich genau zitierte. Schon aus diesem vorläufigen Verhöre ergab sich aber, daß Kullmann, dessen ganze Erscheinung einen unbedeutenden, unreifen aber fanatischen Burschen verriet, in der festen Absicht und lediglich zu dem Zwecke, den Fürsten zu töten, nach Kissingen

gekommen war, jedoch anscheinend keine Complicen hatte. Bei aller Frechheit seiner Geständnisse konnte er doch den festen Blick des Kanzlers nicht ertragen, sondern schlug stets sogleich die Augen nieder, sobald dieser ihn fixierte. Auf meine nach der erwähnten Vernehmung an den Attenthäter gerichtete Frage, was er zur Ladung des Pistols benützt habe, antwortete er: „Zwei solche kleine Kugeln wie sie in meiner Tasche gefunden wurden!“ Es waren dies sogenannte Rehposten; den Papierpfropf der Ladung hatte ich schon vorher selbst im Wagen des Fürsten gefunden, es war ein Fragment der ‚Magdeburger Zeitung‘.

„Während des Attentats bewährte der Reichskanzler große Ruhe und Fassung. Begreiflicherweise machte aber der neue Mordanfall, eine Wiederholung früherer Anschläge tiefen Eindruck auf die Fürstin und die übrigen Mitglieder der Familie. Alle vereinigten sich in dem Wunsche, Kissingen sofort auf Nimmerwiedersehn zu verlassen, und es bedurfte einer langen, eindringlichen Darlegung der Gründe, die gegen die plötzliche Unterbrechung der damals unbedingt notwendigen Trink- und Badekur sprachen, um den Fürsten zum Aufgeben des schon fest gefaßten Entschlusses zu veranlassen. Schon die Abendmahlzeit des verhängnisvollen Tages verlief ziemlich heiter.“

Die Kissinger, Einheimische und Fremde, brachten noch am selben Abende dem abermals durch Gottes Hand gnädig vor der Mörderhand beschützten deutschen Staatsmanne vor dem Hause des Dr. Diruf eine begeisterte Huldigung dar. Der Fürst sprach von dem Balkone des Hauses herab u. a. folgende Worte: „Es scheint eben zu meiner Stellung zu gehören, von Zeit zu Zeit angeschossen zu werden. — Sonst geziemt mir nicht, weiteres über die Sache zu reden; sie ist dem Urteile des Richters übergeben. Das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre weiter gewesen, als was tausende unserer Landsleute betroffen hat, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen! Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe beginnen helfen,

wird nicht durch solche Mittel zu Grunde gerichtet werden, wie das ist, wovor Gott mich gnädig bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinigten Volks. In dieser Hoffnung bitte ich Sie, mit mir ein Hoch zu bringen dem geeinigten deutschen Volke und seinen verbündeten Fürsten!"

Die nach Tausenden zählenden Beglückwünschungsschreiben und Telegramme, welche dem Fürsten aus allen Gauen des Vaterlands, allen Gegenden der Welt infolge seiner glücklichen Errettung zugesandt wurden, bekundeten ihm, daß er, der bestgehaßte Mann zugleich auch reich an Liebe und Verehrung war. Sein kaiserlicher Herr, auf der Reise nach Gastein, sandte von München aus ein herzliches Glückwunschtelegramm, das mit den Worten schloß:

„Mögen Sie Trost und Befriedigung finden im Rückblicke auf eine ruhmvolle Vergangenheit, welche Ihnen Buben zu Feinden, Männer zu Freunden gemacht hat."

Nach dem Verhöre vor dem Untersuchungsrichter, in welchem Kullmann u. a. eingestand, daß er sich zu dem Mordanschlage förmlich „einexerziert und bei hundert Schüssen immer gut gezielt habe", wurde er ins Gefängnis nach Schweinfurt abgeführt; drei Monate später wurde der Mordgeselle vom Schwurgericht in Würzburg zu einer Zuchthausstrafe von 14 Jahren verurteilt, die er in Amberg verbüßte und wo er, wegen Auflehnung gegen die Gefängnisordnung zu weiterer Strafe verurteilt, 1892 gestorben ist. Die Mordwaffe hat Bismarck im Instanzenwege von der bayrischen Finanzkammer für drei Gulden erworben, um sie neben dem Revolver Blinds auf seinem Schreibtische als Briefbeschwerer zu verwenden. An dem Dirusschen Hause in Kissingen ist eine auf die Errettung des Fürsten bezügliche Gedenktafel angebracht worden.

Im Reichstage hatte Bismarck später Gelegenheit, sich über das Kullmannsche Attentat weiter auszusprechen. Der bayrische Abgeordnete Jörg fühlte sich in der Sitzung vom 4. Dezember berufen, über die „Mißgriffe des Kanzlers" zu urteilen und dabei zu sagen: „In den Tagen, als aus Anlaß der Frevelthat eines halb verrückten Menschen in Kissingen (Ruf: Er war gar nicht verrückt!) ein guter Teil der deutschen Denkernation nahezu ins Delirium geraten war."

Darauf antwortete Bismarck: „Der Herr Vorredner hat in etwas gewagter Weise — ich hätte an seiner Stelle doch lieber darüber geschwiegen — das Kissinger Attentat erwähnt und hat dabei den Mörder als halb verrückten Menschen bezeichnet. Ich kann Ihnen versichern, daß der Mann, den ich selbst gesprochen habe, vollkommen im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten ist. Sie haben ja weitläufige ärztliche Atteste darüber. Ich begreife es, daß der Herr Vorredner jeden Gedanken an eine Gemeinschaft mit einem solchen Menschen scheut und ihn weit von sich weist. Ich bin auch überzeugt, das wird auch vor dem Attentate des Herrn Vorredners Absicht gewesen sein, und er wird gewiß nie im Interesse seiner Seele auch nur den leisesten Wunsch gehabt haben: wenn dieser Kanzler doch einmal irgendwie verunglücken könnte! (Heiterkeit.) Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht. (Heiterkeit.) Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an Ihre Rockschöße fest (Murren im Zentrum), er nennt Sie — seine Fraktion! (Große Unruhe.) Ich erzähle Ihnen ja nur geschichtliche Thatsachen, seien Sie doch entrüstet über die Momente, die dazu Anlaß gegeben haben, daß so etwas geschehen konnte, aber nicht, wenn man Ihnen die einfachen Thatsachen erzählt, wohin ein zorniges, undurchgebildetes Gemüt kommt, wenn es gehetzt wird, wie dieser Kullmann . . . Der Mann hat bei der einzigen Unterredung, welche ich mit ihm gehabt habe, auf meine Frage: ‚Wenn Sie mich nicht gekannt haben, warum haben Sie mich denn umbringen wollen?‘ geantwortet: ‚Wegen der Kirchengesetze.‘ Und als ich ihn weiter fragte, ob er denn geglaubt habe, diese Sache zu verbessern, sagte er: ‚Bei uns ist es schon so schlimm — es kann nicht schlimmer werden.‘ Ich habe mich für überzeugt gehalten, daß er diese Redensart irgendwo in Vereinen aufgeschnappt hatte. Und dann hat er noch gesagt: ‚Sie haben meine Fraktion beleidigt!‘ (Große Heiterkeit.) Ich fragte: ‚Welches ist denn Ihre Fraktion?‘ Darauf hat er mir vor Zeugen gesagt: ‚Die Zentrumsfraktion im Reichstage.‘ (Pfui! aus den Reihen des Zentrums.) — Ja, meine Herren, verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße! (Pfui! aus dem Zentrum. Stürmischer Beifall links und rechts, Lärm im Zentrum. Glocke des Präsidenten.

„Der Ausdruck Pfui! ist nicht parlamentarisch!") Meine Herren, der Herr Präsident hat schon gerügt, was ich von dem Herrn Abgeordneten, der dort auf der zweiten Bank sitzt (Graf Ballestrem), rügen wollte — „Pfui!" ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen. (Große Aufregung, Beifall und Lärm.) . . Der Herr Abgeordnete Windthorst hat mich beschuldigt, ich hätte in Kissingen vom Altane eine ‚Parole' für die offiziöse Presse ausgegeben. (‚Der Schlag, der gegen mich gerichtet war, galt nicht meiner Person, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands!') Wenn der Herr abwarten will, bis er einigemal angeschossen wird, wie das mir passiert ist, so wird er vielleicht in dem Augenblicke auch nicht zuerst daran denken, eine Parole für offiziöse Zeitungen auszugeben. Ich habe damals — die Worte sind oft genug wiederholt worden, um mir im Gedächtnisse zu bleiben — ich habe gesagt: Die That galt nicht meiner Person, sondern der Sache, die ich vertrete! — War ich dazu etwa nicht berechtigt, wenn mir drei Stunden vorher der Thäter dies ausdrücklich selbst sagte? Er sagte, er habe meine Person gar nicht gekannt, auch gar keine Abneigung gehabt, sondern stehe nur der Sache gegenüber, die ich vertreten — derselbe Thäter, dessen ganze Papiere in einem aufregenden Gedicht aus den Eichsfelder Blättern bestanden, das nur der Sache galt. Herr Windthorst sagte: Wenn es vorkommt, daß in der Aufregung der religiösen Kämpfe solche Verbrechen begangen werden, so mögen es diejenigen sich selbst zuschreiben', die an dieser Aufregung schuld sind. Also: eigentlich war Kullmann entschuldbar und der Reichskanzler selbst daran schuld, daß Kullmann auf ihn schoß, so drücke ich es mir in deutsch aus. Wenn ich nur die Hälfte der Schändlichkeiten, die von mir in ultramontanen Blättern gedruckt werden, von irgend einem Menschen glaubte, so wüßte ich selbst nicht, was ich thäte . . ."

Durch die erlassenen Kirchengesetze, denen im folgenden Jahre noch weitere folgten, wie das die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die widerspenstigen römisch-katholischen Bischöfe und Pfarrherren betreffende „Sperrgesetz", im Volksmunde auch wohl „Brot-

korbgesetz" genannt, und ferner das Gesetz, das die Aufhebung der Klöster und katholischen Orden verfügte, hatte die Staatsgewalt ein festes Bollwerk zur Abwehr der reichsfeindlichen Angriffe der Zentrumspartei und ihres Bundesgenossen in Rom geschaffen. Man konnte dem weitern Sturme dieser Gegner auf die Feste des Deutschen Reichs mit mehr Gelassenheit zusehen. Fürst Bismarck war der festen Zuversicht, daß sich derselbe in nicht zu langer Zeit von selbst legen werde, wenn die vaterländisch gesinnten Volkselemente und besonders die Jugenderziehung im nationalen Sinne die Bestrebungen der Regierungen unterstützten. Dann, meinte er, würde die Bresche, welche dieser leidige Kampf in die Einheit des deutschen Volks gelegt habe, bald ausgefüllt und der Friede wiederhergestellt werden, was keiner sehnlicher wünsche als er. In diesem Sinne sprach er sich am 6. April 1875 im preußischen Abgeordnetenhause aus, indem er sagte: „Sobald diese Bresche ausgefüllt ist, werde ich kein eifrigeres Bemühen haben, als den Frieden mit dem Zentrum, namentlich aber mit dem viel mäßiger gesinnten Römischen Stuhle, zu finden, und werde, so viel mir zu leben vergönnt ist, den Kampf, den ich eine Weile angriffsweise zu führen genötigt war, demnächst abwehrend, doch in gesicherten Verhältnissen fortsetzen und den Angriff immer mehr der Schulbildung als der Politik überlassen." In jener Zeit war es, als der Reichskanzler in seiner Antwort auf die Begrüßung einer Lehrerversammlung in Breslau die Volksbildner seine „treuen Kampfgenossen" nannte.

„Der Ausdruck Pfui! ist nicht parlamentarisch!") Meine H
Herr Präsident hat schon gerügt, was ich von dem Herrn A
der dort auf der zweiten Bank sitzt (Graf Ballestrem), rüg
„Pfui!" ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung.
nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu
auszusprechen. (Große Aufregung, Beifall und Lärm.)
Abgeordnete Windthorst hat mich beschuldigt, ich hätte i
Altane eine ‚Parole' für die offiziöse Presse ausgegeben
der gegen mich gerichtet war, galt nicht meiner Per
Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einhei
und Freiheit Deutschlands!') Wenn der Herr abwe
einigemal angeschossen wird, wie das mir passiert ist,
in dem Augenblicke auch nicht zuerst daran denken
offiziöse Zeitungen auszugeben. Ich habe damals
oft genug wiederholt worden, um mir im Gedäch
ich habe gesagt: Die That galt nicht meiner Person
die ich vertrete! — War ich dazu etwa nicht bere
Stunden vorher der Thäter dies ausdrücklich ge
er habe meine Person gar nicht gekannt, auch
gehabt, sondern stehe nur der Sache gegenüber,
selbe Thäter, dessen ganze Papiere in einem
den Eichsfelder Blättern bestanden, das nur
Windthorst sagte: Wenn es vorkommt, daß in
giösen Kampfe solche Verbrechen begangen we
jenigen sich selbst zuschreiben', die an diese
Also: eigentlich war Kullmann entschuldbar
derann schuld, daß Kullmann auf ihn schos
deutsch aus. Wenn ich nur die Hälfte der
in ultramontanen Blättern gedruckt werden
glaubte, so wüßte ich selbst nicht, was ich

Durch die erlassenen Kirchengesetze. [illegible]
weitere folgen, wie das die Einstellung
mittel für die widerspenstigen [illegible]
deren [illegible] „Sperrgesetz". um [illegible]

Wilhelm zwei Mordanschläge unter-
ni 1878 durch einen gewissen
richer fast das Leben
m Hause Unter den
den vorüberfahrenden
r zum Gruße erhobenen

r Klempnergeselle Hödel,
Kaiser ausgeführt hatte,
t. Die deutsche Regierung
trieben der Sozialdemokratie
Hödelschen Angriffe auf den
n aus an seinen Stellvertreter
snahmegesetze, das die Abwehr
m der Presse und in Volks-
Der Reichstag aber lehnte am
derteinundfünfzig gegen siebenund-
an demselben Tage geschlossen und
rdanschlage auf den Kaiser aufgelöst.
gangenen Volksvertretung wurde der
gesetzes vorgelegt. In den Verhand-
marck in der Sitzung am 1. Oktober in
ozialdemokratenführer:
en, die zwar lesen, aber nicht das Gelesene
Versprechungen machen, dabei in Hohn
ort alles, was ihnen bisher heilig gewesen
age darstellen, ihnen den Glauben an Gott,
nigtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland,
ilienverhältnisse, an den Besitz, an die Ver-
für ihre Kinder erworben, ihnen alles das
nicht allzuschwer, einen Menschen von geringem
u führen, daß er schließlich mit Faust spricht:
ung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem
m ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der

diesen Leuten beigebracht ist, — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation; aber alles das könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: ‚an Gott und eine bessere Zukunft glauben‘, nicht hätte. Rauben Sie das dem Armen, dem Sie gar keine Entschädigung gewähren können, so bereiten Sie ihn eben zu dem Lebensüberdruß vor, der sich in Thaten äußert, die wir erlebt haben."

Der Reichstag, noch unter dem Eindrucke der allgemeinen, durch die Angriffe auf das Leben des geliebten Kaisers hervorgerufenen Volkserregung stehend, nahm in seiner Mehrheit mit zweihundert=einundzwanzig gegen hundertneunundvierzig Stimmen das Gesetz an. Die Gegner desselben machten geltend, daß eine Bewegung wie die sozialistische nicht mit Gewaltmitteln zu unterdrücken sei. Irrtüm=liche Ideen könnten nur im freien Kampfe der Geister widerlegt und in rechte Bahnen geleitet werden. Fürst Bismarck aber war der Meinung, daß die ungebildeten Massen des Volks, welche den Führern der Sozialdemokraten hauptsächlich das Feld aufreizender Thätigkeit böten, noch nicht reif seien, in einen solchen geistigen Kampf mit hinein=gezogen zu werden, daß dieselben zunächst vor dem Gifte der sozialistischen Irrlehren geschützt werden müßten, wie es das Ausnahmegesetz bezweckte.

Daß diese Abwehrmaßregel allein die Gefahr der mit so furcht=barer Gewalt auftretenden Bewegung nicht zu bannen im stande sei, davon war der einsichtsvolle Staatsmann ebenso fest überzeugt. Bis=marck sah dieselbe als eine umsichgreifende Krankheit an, gegen welche nicht bloß die Absperrung, sondern auch wirksame Heilmittel angewendet werden müßten, wenn das Übel gehoben werden sollte. Er hatte in frühern Jahren (1863/64) nicht umsonst einen vertraulichen, persönlichen Verkehr mit einem der Urheber der sozialistischen Bewegung in Deutsch=land, mit Ferdinand Lassalle, gepflegt. Von diesem geistvollen und von idealer Begeisterung getriebenen Apostel des sozialistischen Königtums hatte er die Überzeugung gewonnen, daß in demselben manches Berechtigte und für eine gedeihliche Umgestaltung der Gesellschaftsverhältnisse Brauchbare vorhanden sei, und er hielt es für eine Pflicht der Staatsleitung, den

gesunden Kern jener Lehren auf dem Wege der Reform zur Durchführung zu bringen und so den sozialistischen Umtrieben den Boden zu entziehen.

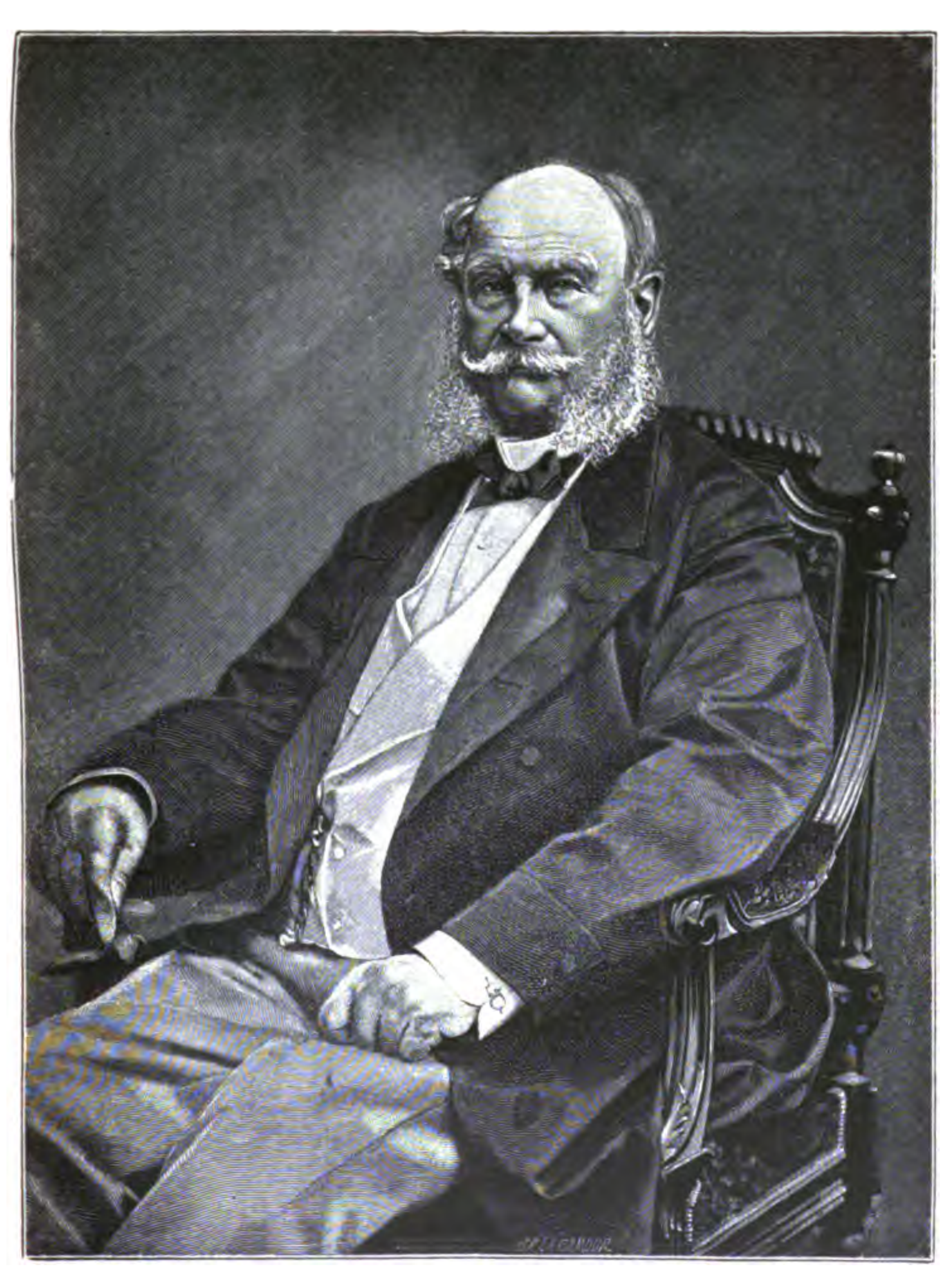
Die Lage der untern Klassen der Bevölkerung war vielfach eine so drückende, daß hier Abhilfe dringend geboten war. In dem schnellen Aufschwunge des Handels und der Gewerbe und bei dem herrschenden System des Freihandels und der unumschränkten Macht des Kapitals im industriellen Wettbewerbe war der Abstand zwischen den obern und untern Gesellschaftsklassen, zwischen den Besitzenden und Besitzlosen zu einer gefahrdrohenden Kluft geworden, die soviel wie möglich zu überbrücken, Menschenpflicht und Staatsweisheit geboten.

Das biedere deutsche Handwerk, der Kleinbetrieb ganzer Gewerbe standen in Gefahr, von der Großindustrie und dem Fabrikbetriebe erdrückt zu werden; die Arbeit war der willkürlichen Ausbeutung durch das Kapital preisgegeben; der vaterländische Handel und Gewerbefleiß wurde durch den Wettbewerb des Auslands schwer beeinträchtigt. Die Steuerlast, welche das Reich, das gegen äußere und innere Feinde allzeit sich noch stark gerüstet halten mußte, seinen Bürgern auferlegte, war schwer drückend und vielfach ungerecht verteilt. In allen diesen Dingen Abhilfe und Besserung zu schaffen, war Pflicht der Regierung; sie stellte aber den deutschen Staatsmännern Aufgaben, welche nur mit Anstrengung und dem einheitlichen Zusammenwirken aller gesunden und wohlgesinnten Kräfte im Volke zu lösen waren. Es war ein Riesenwerk, das zu thun bevorstand. Der deutsche Reichskanzler, der bisher mehr als eins solcher Werke glücklich vollbracht hatte, stand nicht an, dasselbe in Angriff zu nehmen und mit der ihm eignen Kraft und Entschiedenheit weiter zu fördern. Er war bereit, die berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie von Staatswegen zu übernehmen. In seinem Geiste entstand das System einer sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Gesetzgebung im großen Stile, deren Hauptgesichtspunkte sich darauf richteten, dem darbenden Arbeiter Verdienst zu schaffen, die heimische Arbeit gegen den Wettbewerb mit dem Auslande zu schützen und durch eine Umgestaltung des Steuerwesens eine gerechte Verteilung der Staatslasten herbeizuführen. Er warf sich zum „Anwalt des kleinen

Mannes" auf, indem er das Recht desselben auf Arbeit und auf den Schutz seiner Arbeit durch den Staat zur allgemeinen Anerkennung zu bringen suchte.

Der gesamte vaterländische Gewerbefleiß, sowohl die Früchte der industriellen Arbeit als auch die Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft sollten durch ein verändertes Zollsystem in Form erhöhter Zolltarife gegen den Druck der ausländischen Einfuhr geschützt und auf eine wahrhaft nationale Grundlage gestellt werden. Um das Los der untern Klassen zu verbessern, entstanden in seinem Geiste die Pläne zu den Gesetzentwürfen, welche die Einführung der staatlichen Unfall-, Kranken-, Invaliditätsversicherung und der Altersversorgung für die Arbeiter zum Zwecke hatten. Den unbemittelten Staatsbürgern die notwendige Steuerlast weniger empfindlich zu machen, hatte er schon früher den Weg der indirekten Besteuerung gewisser mehr entbehrlicher Verbrauchsmittel, wie Tabak, Branntwein, Bier, Petroleum u. dergl. vorgeschlagen. Er sagte in Bezug hierauf gelegentlich der Verhandlung über die Vorlage behufs Erhöhung der Brausteuer im Reichstage: „Man spricht mit einem gewissen Mitleide von der Pfeife des armen Mannes und von dem Lichte des armen Mannes; aber man besteuert demselben armen Manne seine Lebensluft, seinen Atem; denn die direkte Steuer muß er zahlen, so lange er atmet; wenn er stirbt, ist er frei. Bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannst du deinen Trunk Bier unter Umständen entbehren? kannst du weniger rauchen, kannst du die Beleuchtung des Abends einschränken? sondern er muß sie zahlen, er mag Geld haben oder nicht; er mag verschuldet sein oder nicht. Und was das Schlimmste ist, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüter mehr als das Beitreiben von Steuern wegen weniger Groschen, die für den, der sie zahlen soll, unerschwinglich sind. Der Groschen ist eine Million für den, der ihn im Augenblick der Fälligkeit nicht erschwingen kann."

Der Reichskanzler wußte, daß er zur Durchführung seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Reformen einem harten Kampfe mit gewissen Parteien in der Volksvertretung entgegengehe. Besonders auf einen harten Widerstand gegen die Einführung des Schutzzolls



Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

und der indirekten Steuern mußte er von seiten der Fortschrittspartei und eines großen Teils der Nationalliberalen gefaßt sein. Doch er scheute vor dergleichen Schwierigkeiten nicht zurück, wenn es galt, das von ihm zum Wohle des Reichs für notwendig Erkannte durchzuführen. Er war es ja seit Beginn seiner Laufbahn als Minister gewohnt, jeden Schritt vorwärts kampfweise zu thun. Er wußte auch, daß es ihm gelingen werde, in diesem Kampfe, wie noch bisher stets, Bundesgenossen zu finden. Und wie er bei einem Festmahle, das er einer auserlesenen Schar von Reichstagsmitgliedern in seinem Hause am 15. Februar 1879 gab, sich äußerte, war er gesonnen, „zur Durchführung der von ihm geplanten wirtschaftlichen Reform seine Bundesgenossen da zu nehmen, wo er sie fände".

Es kam dem deutschen Staatsmanne für seine großen Pläne gut zu statten, daß bereits ein Jahr vorher eine Wendung in der Sache des Kulturkampfes eingetreten war. Papst Pius IX. war am 7. Februar 1878 gestorben. Dem Unversöhnlichen folgte als ein milder gesinntes Oberhaupt der katholischen Kirche Leo XIII., dessen erste Handlung es war, dem deutschen Kaiser durch die Vermittelung des Königs von Bayern in einem sehr versöhnlichen Schreiben seine Besteigung des päpstlichen Stuhles anzuzeigen und sein Bedauern über die Fortdauer des leidigen Kirchenstreites auszusprechen.

Die deutsche Staatsleitung ergriff die also dargebotene Friedenshand des Papstes willig. Kaiser Wilhelm antwortete in gleich mild versöhnlichem Sinne, und es wurden nach diesen Schritten auf der Bahn der Aussöhnung mit Rom und der deutschen Zentrumspartei bald weitere gethan. Bismarck zeigte sich auch jetzt wieder als der dem Gesamtbedürfnisse und den Forderungen des Friedens und des Gedeihens seines Vaterlandes gegenüber sich disziplinierender und unterordnender Staatsmann. Er sah die Zeit kommen, in welcher es möglich sein werde, dem ihm innerlich verhaßten Kulturkampfe ein Ende zu machen, und er ergriff, wie er es beim Ausbruche desselben vorhergesagt hatte, die Gelegenheit dazu, selbst auf die Gefahr hin, daß er von seinen Gegnern den Vorwurf werde hinnehmen müssen, nun doch den Weg nach Canossa angetreten zu haben. Sein Bewußtsein aber, sich und



XXXIII.

Fürst Bismarck als Volkswirt.

„Und drinnen hat er gefördert
Wohl jeden ehrlichen Stand;
Er hat die Schwachen gestärket,
Die Arbeit geschützt im Land.
Ist auch des Hasses Giftpfeil
Ihm um das Haupt geschwirrt,
Er ging die Bahnen weiter
Getrost und unbeirrt."

Georg Oertel.

Dem jungen Deutschen Reiche war im Innern ein neuer Feind erstanden, der drohend sein Haupt erhob. Die anfangs so winzige Partei der Sozialdemokraten hatte im Laufe eines Jahrzehnts eine nach vielen Tausenden zählende Anhängerschaft gewonnen, die den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Gründung eines neuen Staats auf dem Boden der internationalen Verbrüderung und möglichster Gleichheit aller seiner Angehörigen erstrebte, statt der „veralteten" Einrichtung der Ehe das Evangelium der „Freien Liebe" verkündete und Religion als „Privatsache", d. h. vollständig nebensächliche oder entbehrliche Angelegenheit jedes einzelnen betrachtete.

Die Lehren der sozialdemokratischen Parteiführer erhitzten die Gemüter der ungebildeten Masse in hohem Grade. Die verderblichen Folgen zeigten sich bald. Kurz vor der Zeit, da die Vertreter der europäischen Staaten sich zum Berliner Kongresse versammelten,

wurden auf den greisen Kaiser Wilhelm zwei Mordanschläge unternommen, von denen der zweite, am 2. Juni 1878 durch einen gewissen Nobiling ausgeführt, dem ehrwürdigen, milden Herrscher fast das Leben kostete. Der verruchte Mordgeselle schoß von dem Hause Unter den Linden Nr. 18 aus eine Ladung Rehposten auf den vorüberfahrenden Kaiser und verwundete ihn im Gesicht und an der zum Gruße erhobenen rechten Hand in lebensgefährlicher Weise.

Nobiling sowohl, als sein Genosse, der Klempnergeselle Hödel, welcher den ersten Mordversuch auf den Kaiser ausgeführt hatte, gehörten der sozialdemokratischen Partei an. Die deutsche Regierung mußte auf Mittel bedacht sein, den Umtrieben der Sozialdemokratie Einhalt zu gebieten. Gleich nach dem Hödelschen Angriffe auf den Kaiser sandte Fürst Bismarck von Varzin aus an seinen Stellvertreter in Berlin den Entwurf zu einem Ausnahmegesetze, das die Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen in der Presse und in Volksversammlungen zum Zwecke hatte. Der Reichstag aber lehnte am 24. Mai die Vorlage mit zweihunderteinundfünfzig gegen siebenundfünfzig Stimmen ab. Er wurde an demselben Tage geschlossen und wenige Tage nach dem zweiten Mordanschlage auf den Kaiser aufgelöst. Der aus den Neuwahlen hervorgegangenen Volksvertretung wurde der Entwurf eines neuen Sozialistengesetzes vorgelegt. In den Verhandlungen darüber sagte Fürst Bismarck in der Sitzung am 1. Oktober in Bezug auf die Umtriebe der Sozialdemokratenführer:

„Wenn dieselben den Leuten, die zwar lesen, aber nicht das Gelesene beurteilen können, glänzende Versprechungen machen, dabei in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, an den Besitz, an die Vererbung dessen, was sie für ihre Kinder erworben, ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzuschwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrade dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: ‚Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld!‘ — Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der

diesen Leuten beigebracht ist, — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation; aber alles das könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: ‚an Gott und eine bessere Zukunft glauben‘, nicht hätte. Rauben Sie das dem Armen, dem Sie gar keine Entschädigung gewähren können, so bereiten Sie ihn eben zu dem Lebensüberdruß vor, der sich in Thaten äußert, die wir erlebt haben.“

Der Reichstag, noch unter dem Eindrucke der allgemeinen, durch die Angriffe auf das Leben des geliebten Kaisers hervorgerufenen Volkserregung stehend, nahm in seiner Mehrheit mit zweihunderteinundzwanzig gegen hundertneunundvierzig Stimmen das Gesetz an. Die Gegner desselben machten geltend, daß eine Bewegung wie die sozialistische nicht mit Gewaltmitteln zu unterdrücken sei. Irrtümliche Ideen könnten nur im freien Kampfe der Geister widerlegt und in rechte Bahnen geleitet werden. Fürst Bismarck aber war der Meinung, daß die ungebildeten Massen des Volks, welche den Führern der Sozialdemokraten hauptsächlich das Feld aufreizender Thätigkeit böten, noch nicht reif seien, in einen solchen geistigen Kampf mit hineingezogen zu werden, daß dieselben zunächst vor dem Gifte der sozialistischen Irrlehren geschützt werden müßten, wie es das Ausnahmegesetz bezweckte.

Daß diese Abwehrmaßregel allein die Gefahr der mit so furchtbarer Gewalt auftretenden Bewegung nicht zu bannen im stande sei, davon war der einsichtsvolle Staatsmann ebenso fest überzeugt. Bismarck sah dieselbe als eine umsichgreifende Krankheit an, gegen welche nicht bloß die Absperrung, sondern auch wirksame Heilmittel angewendet werden müßten, wenn das Übel gehoben werden sollte. Er hatte in frühern Jahren (1863/64) nicht umsonst einen vertraulichen, persönlichen Verkehr mit einem der Urheber der sozialistischen Bewegung in Deutschland, mit Ferdinand Lassalle, gepflegt. Von diesem geistvollen und von idealer Begeisterung getriebenen Apostel des sozialistischen Königtums hatte er die Überzeugung gewonnen, daß in demselben manches Berechtigte und für eine gedeihliche Umgestaltung der Gesellschaftsverhältnisse Brauchbare vorhanden sei, und er hielt es für eine Pflicht der Staatsleitung, den

gesunden Kern jener Lehren auf dem Wege der Reform zur Durchführung zu bringen und so den sozialistischen Umtrieben den Boden zu entziehen.

Die Lage der untern Klassen der Bevölkerung war vielfach eine so drückende, daß hier Abhilfe dringend geboten war. In dem schnellen Aufschwunge des Handels und der Gewerbe und bei dem herrschenden System des Freihandels und der unumschränkten Macht des Kapitals im industriellen Wettbewerbe war der Abstand zwischen den obern und untern Gesellschaftsklassen, zwischen den Besitzenden und Besitzlosen zu einer gefahrdrohenden Kluft geworden, die soviel wie möglich zu überbrücken, Menschenpflicht und Staatsweisheit geboten.

Das biedere deutsche Handwerk, der Kleinbetrieb ganzer Gewerbe standen in Gefahr, von der Großindustrie und dem Fabrikbetriebe erdrückt zu werden; die Arbeit war der willkürlichen Ausbeutung durch das Kapital preisgegeben; der vaterländische Handel und Gewerbefleiß wurde durch den Wettbewerb des Auslands schwer beeinträchtigt. Die Steuerlast, welche das Reich, das gegen äußere und innere Feinde allzeit sich noch stark gerüstet halten mußte, seinen Bürgern auferlegte, war schwer drückend und vielfach ungerecht verteilt. In allen diesen Dingen Abhilfe und Besserung zu schaffen, war Pflicht der Regierung; sie stellte aber den deutschen Staatsmännern Aufgaben, welche nur mit Anstrengung und dem einheitlichen Zusammenwirken aller gesunden und wohlgesinnten Kräfte im Volke zu lösen waren. Es war ein Riesenwerk, das zu thun bevorstand. Der deutsche Reichskanzler, der bisher mehr als eins solcher Werke glücklich vollbracht hatte, stand nicht an, dasselbe in Angriff zu nehmen und mit der ihm eignen Kraft und Entschiedenheit weiter zu fördern. Er war bereit, die berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie von Staatswegen zu übernehmen. In seinem Geiste entstand das System einer sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Gesetzgebung im großen Stile, deren Hauptgesichtspunkte sich darauf richteten, dem darbenden Arbeiter Verdienst zu schaffen, die heimische Arbeit gegen den Wettbewerb mit dem Auslande zu schützen und durch eine Umgestaltung des Steuerwesens eine gerechte Verteilung der Staatslasten herbeizuführen. Er warf sich zum „Anwalt des kleinen

Mannes" auf, indem er das Recht desselben auf Arbeit und auf den Schutz seiner Arbeit durch den Staat zur allgemeinen Anerkennung zu bringen suchte.

Der gesamte vaterländische Gewerbefleiß, sowohl die Früchte der industriellen Arbeit als auch die Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft sollten durch ein verändertes Zollsystem in Form erhöhter Zolltarife gegen den Druck der ausländischen Einfuhr geschützt und auf eine wahrhaft nationale Grundlage gestellt werden. Um das Los der untern Klassen zu verbessern, entstanden in seinem Geiste die Pläne zu den Gesetzentwürfen, welche die Einführung der staatlichen Unfall-, Kranken-, Invaliditätsversicherung und der Altersversorgung für die Arbeiter zum Zwecke hatten. Den unbemittelten Staatsbürgern die notwendige Steuerlast weniger empfindlich zu machen, hatte er schon früher den Weg der indirekten Besteuerung gewisser mehr entbehrlicher Verbrauchsmittel, wie Tabak, Branntwein, Bier, Petroleum u. dergl. vorgeschlagen. Er sagte in Bezug hierauf gelegentlich der Verhandlung über die Vorlage behufs Erhöhung der Brausteuer im Reichstage: „Man spricht mit einem gewissen Mitleide von der Pfeife des armen Mannes und von dem Lichte des armen Mannes; aber man besteuert demselben armen Manne seine Lebensluft, seinen Atem; denn die direkte Steuer muß er zahlen, so lange er atmet; wenn er stirbt, ist er frei. Bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannst du deinen Trunk Bier unter Umständen entbehren? kannst du weniger rauchen, kannst du die Beleuchtung des Abends einschränken? sondern er muß sie zahlen, er mag Geld haben oder nicht; er mag verschuldet sein oder nicht. Und was das Schlimmste ist, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüter mehr als das Beitreiben von Steuern wegen weniger Groschen, die für den, der sie zahlen soll, unerschwinglich sind. Der Groschen ist eine Million für den, der ihn im Augenblick der Fälligkeit nicht erschwingen kann."

Der Reichskanzler wußte, daß er zur Durchführung seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Reformen einem harten Kampfe mit gewissen Parteien in der Volksvertretung entgegengehe. Besonders auf einen harten Widerstand gegen die Einführung des Schutzzolls



Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

und der indirekten Steuern mußte er von seiten der Fortschritts-partei und eines großen Teils der Nationalliberalen gefaßt sein. Doch er scheute vor dergleichen Schwierigkeiten nicht zurück, wenn es galt, das von ihm zum Wohle des Reichs für notwendig Erkannte durchzuführen. Er war es ja seit Beginn seiner Laufbahn als Minister gewohnt, jeden Schritt vorwärts kampfweise zu thun. Er wußte auch, daß es ihm gelingen werde, in diesem Kampfe, wie noch bisher stets, Bundesgenossen zu finden. Und wie er bei einem Festmahle, das er einer auserlesenen Schar von Reichstagsmitgliedern in seinem Hause am 15. Februar 1879 gab, sich äußerte, war er gesonnen, „zur Durch-führung der von ihm geplanten wirtschaftlichen Reform seine Bundes-genossen da zu nehmen, wo er sie fände".

Es kam dem deutschen Staatsmanne für seine großen Pläne gut zu statten, daß bereits ein Jahr vorher eine Wendung in der Sache des Kulturkampfes eingetreten war. Papst Pius IX. war am 7. Februar 1878 gestorben. Dem Unversöhnlichen folgte als ein milder gesinntes Oberhaupt der katholischen Kirche Leo XIII., dessen erste Handlung es war, dem deutschen Kaiser durch die Vermittelung des Königs von Bayern in einem sehr versöhnlichen Schreiben seine Besteigung des päpstlichen Stuhles anzuzeigen und sein Bedauern über die Fortdauer des leidigen Kirchenstreites auszusprechen.

Die deutsche Staatsleitung ergriff die also dargebotene Friedens-hand des Papstes willig. Kaiser Wilhelm antwortete in gleich mild versöhnlichem Sinne, und es wurden nach diesen Schritten auf der Bahn der Aussöhnung mit Rom und der deutschen Zentrumspartei bald weitere gethan. Bismarck zeigte sich auch jetzt wieder als der dem Gesamtbedürfnisse und den Forderungen des Friedens und des Gedeihens seines Vaterlandes gegenüber sich disziplinierender und unterordnender Staatsmann. Er sah die Zeit kommen, in welcher es möglich sein werde, dem ihm innerlich verhaßten Kulturkampfe ein Ende zu machen, und er ergriff, wie er es beim Ausbruche desselben vorhergesagt hatte, die Gelegenheit dazu, selbst auf die Gefahr hin, daß er von seinen Gegnern den Vorwurf werde hinnehmen müssen, nun doch den Weg nach Canossa angetreten zu haben. Sein Bewußtsein aber, sich und

der Würde des Reichs nichts zu vergeben, wenn er den Friedensvorschlag Roms annähme und den Weg des Ausgleiches suchte, ließ ihn den Verdruß über den Spott seiner Gegner, welche die wahre Lage der Sache böswillig verkannten und seine Absichten verdächtigten, verschmerzen. Sein stolzer Ausspruch vom 14. Mai 1872 hat durch die Einlenkung in die Friedensbahn keine Einbuße erlitten. Nach Canossa ist Bismarck nicht gegangen; der erste Schritt zum Ziele der Beendigung des Kulturkampfes ist nicht von ihm gethan worden. Zu einer Zeit, da die wichtigsten Lebensfragen für das Reich auf dem Spiele standen, hartnäckig auf dem Kriegsfuße zu verharren, wäre ein Frevel an seinem Vaterlande gewesen.

Die Wirtschaftspolitik Bismarcks, welche in den Gesetzen über die Einführung von Finanz- und Schutzzöllen im Jahre 1879 eine Hochflut erreichte, war von langer Hand vorbereitet; er hatte seine Pläne nach allen Seiten hin wohl erwogen und durchdacht. Und mehr als einen Gegner hatte es zu überwinden gegolten, ehe die Gesetzentwürfe bis zur Vorlage im Reichstage gediehen. Nach langem Widerstreben erst waren selbst seine nächsten Mitarbeiter, die Minister und Räte, zur Teilnahme an der Ausführung seiner Pläne für die Reform der Reichssteuer- und Reichswirtschaftspolitik zu bewegen gewesen.

Der damalige Finanzminister Camphausen hatte, wie Bismarck später sagte, das Glück gehabt, sein Ressort während der sieben fetten Jahre zu verwalten, nach dem Milliardensegen der französischen Kriegsentschädigung mit vollen Händen im Golde zu wühlen, da alle Quellen flossen, wie nach nassem Wetter selbst die Hungerquellen im Lande fließen, und da habe er mit derselben Befriedigung sein Gebiet überschaut, mit der Gott am siebenten Tage auf sein Schöpfungswerk zurückblickte. Erst Bismarck mußte dem Minister die Augen öffnen, daß nicht alles in den Reichsfinanzen sehr gut war, daß vielmehr Reformen dringend notwendig seien. Die in Form von Matrikularbeiträgen des preußischen Staats an das Reich zu leistenden Zuschüsse, die im Jahre 1872 nur zweieinviertel Millionen Mark betrugen, waren im Laufe von vier Jahren auf neunundfünfzig Millionen gestiegen. Eine Katastrophe, welche im Jahre 1877 über die deutsche Eisenindustrie hereinbrach,

befestigte in Bismarck die Überzeugung, daß der Staat unter dem bestehenden System des Freihandels der Auszehrung verfallen müßte. Nach der am 1. Januar 1877 erfolgten Aufhebung der deutschen Eisenzölle überflutete England Deutschlands Markt mit seinen seit Jahren aufgespeicherten Erzeugnissen der Eisenindustrie, daß die heimischen Produzenten ihre Waren weit unter dem Selbstkostenpreise zu verkaufen gezwungen waren. Die Wirkung war verheerend. Ein großer Teil der Unternehmungen dieses Industriezweiges ging zu Grunde. Tausende von Arbeitern wurden erwerbslos, ihre Massen ein Brutherd des Sozialismus. Vergebens hatte Bismarck vor der Aufhebung dieser Zölle gewarnt. Die Mittel, welche er dann zur Abwendung der Folgen vorgeschlagen, wurden von den Ministern bekämpft. Er fühlte sich, wie er sagte, als Kanzler allein gelassen. Zu dem Widerstande, den ihm die Ministergefährten entgegensetzten, kam noch ein Konflikt mit dem Chef der Admiralität, Herrn von Stosch, für den schließlich auch der von Bimarck feindlichen Hofkreisen beeinflußte Kaiser Partei ergriff, indem er das Entlassungsgesuch desselben ablehnte. In jener Zeit verglich sich Bismarck mit einem müden Jäger. „Nach tagelanger ergebnisloser Pirsch abgemattet und fast verschmachtend, ist derselbe im Begriffe, zu Boden zu sinken und die Jagd aufzugeben. Da signalisieren ihm die Jägerburschen ein paar starke Wildsauen, und flugs erwacht in ihm die alte Jägerlust, mit frischer Kraft setzt er das herrliche Weidwerk fort.“ So würde auch er sich, obwohl müde und abgemattet, dennoch mit neuer Kraft ans Werk begeben, das er sich zu vollbringen vorgesetzt, wenn ihm die hilfreichen Jägerburschen zur Hand wären.*)

Ja, der Kanzler machte von der bereitwilligen Mithilfe der Minister sein ferneres Bleiben im Amte abhängig. „Er könne nur dann im Dienste bleiben, wenn seine Kollegen zu den von ihm beabsichtigten Reformen der Steuergesetzgebung in Preußen, der Zollgesetzgebung des Reichs aus eignem Antriebe und mit eignen produktiven Kräften schritten, wenn nicht, so wolle er gehen, da er sich in seiner Gesundheit nicht stark genug fühle, um Ministerkrisen, den Bruch mit seinen alten Genossen und das Einleben mit neuen zu ertragen. Es sei ein unbilliges

*) Poschinger: „Fürst Bismarck als Volkswirt.“ Bd. I. S. 111.

Verlangen, daß er selbst die nötigen Arbeiten liefere und der Kritik eines in entgegengesetzten Spuren gehenden Ressortministers unterwerfe. Nur wenn seine jetzigen Kollegen sich bereit erklärten, diejenigen Reformen, die er für unabweislich halte, aus freien Stücken und eigner Überzeugung so betreiben wollten, daß sie ihn in dieser Richtung schieben und tragen würden, nicht aber er sie, wolle er seinen Kredit und seinen Namen in der Firma belassen, um diese Reformen durchführen zu helfen."

Die Jägerburschen mußten aber durch starke Mittel angefeuert werden, ehe sie sich willig zeigten, den müden Weidmann in der gewünschten Weise zu unterstützen. Am 27. März 1877 richtete Bismarck ein Gesuch an den Kaiser, worin er um Entlassung von allen seinen Ämtern bat. Die Kunde davon rief im Lande die heftigste Erregung hervor, und diese erst brachte die widerstrebenden Genossen des Kanzlers zur Besinnung. In vertraulicher Beratung am 28. März beschlossen sie, den Forderungen ihres Chefs nachzukommen und auf denselben zu wirken, daß er bleibe, daß er statt der Entlassung nur einen längern Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit nehmen möge. Camphausen sprach die Bereitwilligkeit aus, auf die Reformpläne des Fürsten mehr als bisher einzugehen. Am 1. April, dem zweiundsechzigsten Geburtstage Bismarcks, erschien der Kaiser, der Kronprinz und der Großherzog von Baden im Reichskanzlerpalais, um ihre Glückwünsche persönlich zu überbringen und den Kanzler zu bewegen, auf seinem Posten zu bleiben. Sieben Tage später traf der Kaiser selbst die Entscheidung, indem er an den Rand des Entlassungsgesuchs sein nachmal so viel erörtertes „Niemals!" schrieb. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde dem Kanzler ein zehnmonatiger Urlaub gewährt.

Wie eine Erlösung aus schwerem Banne wirkte dies Kaiserwort in den weitesten Kreisen des Volks. Ein Jubelruf durchbrauste das Vaterland. In tausend Kundgebungen wurde dem „müden Jäger" Bismarck die allgemeine Freude darüber zum Ausdruck gebracht, daß er sich nach des Kaisers Entscheidung entschlossen, die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen, sondern das edle Weidwerk wieder aufzunehmen.

Das Herz des Kanzlers wurde mit hoher Befriedigung erfüllt, als er sah, daß er in solcher Weise von dem Vertrauen aller vaterländisch gesinnten Elemente des Volks getragen wurde, und neue Hoffnung auf bessere Erfolge seines volkswirtschaftlichen Strebens belebte seine Kräfte. Seine Empfindungen sprach er u. a. einer Versammlung von zwölfhundert Bremer Bürgern aus, denen er für eine begeisterte Kundgebung ihrer Freude an ihn seinen Dank mit den Worten übermittelte:

„Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß der Entschluß, einem Berufe zu entsagen, dem ich die besten Jahre meines Lebens mit voller Hingabe gewidmet habe, mir selbst so schwer geworden ist. Aber das Gefühl, daß meine seit Jahren schon geminderte Arbeitskraft nicht mehr ausreicht, mir das Bewußtsein der Pflichterfüllung in meinem ehrenvollen Amte zu gewähren, mußte mich bestimmen, Seine Majestät den Kaiser um Enthebung von demselben zu bitten. Nachdem Allerhöchstderselbe diese Bitte abgelehnt und mir dabei zur Herstellung meiner Gesundheit einen Urlaub erteilt hat, halte ich für meine Pflicht, mich dem Dienste Sr. Majestät des Kaisers und des Vaterlands so lange nicht zu entziehen, als mir die Hoffnung bleibt, daß ich die Kräfte wiedergewinnen werde, die dieser Dienst erfordert. Ich fühle mich dazu ermutigt durch die Beweise von Vertrauen und von wohlwollender Teilnahme, welche mir zugegangen sind, und unter denen ich die mir von Ihnen übermittelte Kundgebung so vieler angesehener Bürger der Freien Stadt Bremen besonders hoch anschlage.“

Die Entschließung des greisen Kaisers, welche dem Vaterlande die Kraft seines weisen Führers erhielt, begründete der Dichter in seiner Weise also:

„An meiner Seite in der Schlacht
Bist du mit mir geritten,
Wir haben fünfzehn Jahre lang
Fürs Vaterland gestritten.
Bei dir fängt erst das Alter an,
Mir aber achtzigjähr'gem Mann
Mußt Ordre du parieren
Und darfst nicht desertieren.
Niemals!

Verlangen, daß er selbst die nötigen Arbeiten liefere und der Kritik eines in entgegengesetzten Spuren gehenden Ressortministers unterwerfe. Nur wenn seine jetzigen Kollegen sich bereit erklärten, diejenigen Reformen, die er für unabweislich halte, aus freien Stücken und eigner Überzeugung so betreiben wollten, daß sie ihn in dieser Richtung schieben und tragen würden, nicht aber er sie, wolle er seinen Kredit und seinen Namen in der Firma belassen, um diese Reformen durchführen zu helfen."

Die Jägerburschen mußten aber durch starke Mittel angefeuert werden, ehe sie sich willig zeigten, den müden Weidmann in der gewünschten Weise zu unterstützen. Am 27. März 1877 richtete Bismarck ein Gesuch an den Kaiser, worin er um Entlassung von allen seinen Ämtern bat. Die Kunde davon rief im Lande die heftigste Erregung hervor, und diese erst brachte die widerstrebenden Genossen des Kanzlers zur Besinnung. In vertraulicher Beratung am 28. März beschlossen sie, den Forderungen ihres Chefs nachzukommen und auf denselben zu wirken, daß er bleibe, daß er statt der Entlassung nur einen längern Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit nehmen möge. Camphausen sprach die Bereitwilligkeit aus, auf die Reformpläne des Fürsten mehr als bisher einzugehen. Am 1. April, dem zweiundsechzigsten Geburtstage Bismarcks, erschien der Kaiser, der Kronprinz und der Großherzog von Baden im Reichskanzlerpalais, um ihre Glückwünsche persönlich zu überbringen und den Kanzler zu bewegen, auf seinem Posten zu bleiben. Sieben Tage später traf der Kaiser selbst die Entscheidung, indem er an den Rand des Entlassungsgesuchs sein nachmal so viel erörtertes „Niemals!" schrieb. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde dem Kanzler ein zehnmonatiger Urlaub gewährt.

Wie eine Erlösung aus schwerem Banne wirkte dies Kaiserwort in den weitesten Kreisen des Volks. Ein Jubelruf durchbrauste das Vaterland. In tausend Kundgebungen wurde dem „müden Jäger" Bismarck die allgemeine Freude darüber zum Ausdruck gebracht, daß er sich nach des Kaisers Entscheidung entschlossen, die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen, sondern das edle Weidwerk wieder aufzunehmen.

Das Herz des Kanzlers wurde mit hoher Befriedigung erfüllt, als er sah, daß er in solcher Weise von dem Vertrauen aller vaterländisch gesinnten Elemente des Volks getragen wurde, und neue Hoffnung auf bessere Erfolge seines volkswirtschaftlichen Strebens belebte seine Kräfte. Seine Empfindungen sprach er u. a. einer Versammlung von zwölfhundert Bremer Bürgern aus, denen er für eine begeisterte Kundgebung ihrer Freude an ihn seinen Dank mit den Worten übermittelte:

„Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß der Entschluß, einem Berufe zu entsagen, dem ich die besten Jahre meines Lebens mit voller Hingabe gewidmet habe, mir selbst so schwer geworden ist. Aber das Gefühl, daß meine seit Jahren schon geminderte Arbeitskraft nicht mehr ausreicht, mir das Bewußtsein der Pflichterfüllung in meinem ehrenvollen Amte zu gewähren, mußte mich bestimmen, Seine Majestät den Kaiser um Enthebung von demselben zu bitten. Nachdem Allerhöchstderselbe diese Bitte abgelehnt und mir dabei zur Herstellung meiner Gesundheit einen Urlaub erteilt hat, halte ich für meine Pflicht, mich dem Dienste Sr. Majestät des Kaisers und des Vaterlands so lange nicht zu entziehen, als mir die Hoffnung bleibt, daß ich die Kräfte wiedergewinnen werde, die dieser Dienst erfordert. Ich fühle mich dazu ermutigt durch die Beweise von Vertrauen und von wohlwollender Teilnahme, welche mir zugegangen sind, und unter denen ich die mir von Ihnen übermittelte Kundgebung so vieler angesehener Bürger der Freien Stadt Bremen besonders hoch anschlage.“

Die Entschließung des greisen Kaisers, welche dem Vaterlande die Kraft seines weisen Führers erhielt, begründete der Dichter in seiner Weise also:

„An meiner Seite in der Schlacht
Bist du mit mir geritten,
Wir haben fünfzehn Jahre lang
Fürs Vaterland gestritten.
Bei dir fängt erst das Alter an,
Mir aber achtzigjähr'gem Mann
Mußt Ordre du parieren
Und darfst nicht desertieren.
Niemals!

Du warst mir mehr als nur ein Rat,
Warst bei dem großen Werke
Mein treuergebner Kamerad,
Erprobt durch Mut und Stärke;
Und dienstlich sei es dir gesagt:
Ob du auch noch so sehr geplagt,
Du bleibst auf deinem Posten,
Läss't das Gewehr nicht rosten,
Niemals!"

Die Ruhe des bewilligten Urlaubs, den Bismarck teils in Friedrichsruh und Varzin, teils in Berlin, Gastein und an andern Orten verlebte, benutzte er, um seine großen wirtschaftlichen Reformpläne zur vollständigen Reife zu bringen. Noch einmal wurden dieselben gründlich nach jeder Richtung erwogen und das Ziel derselben genau festgestellt. Die Wahrnehmung, daß nicht nur Rußland und Österreich sich mit starkem Zollgürtel umgaben, sondern daß auch Frankreich dasselbe that, indem es den Kammern einen schutzzöllnerischen Tarif vorlegte, bestärkte den deutschen Kanzler in seinem Entschlusse, auch die heimische Arbeit vor dem Wettbewerbe des Auslands durch Einfuhrzölle zu schützen. Von der Durchführung seiner Zoll- und Steuerreformen versprach er sich eine Mehreinnahme des Reichs von nicht weniger als siebzig Millionen Mark. Mit der Durchführung dieser Reformen sollte die Umgestaltung des Eisenbahnwesens Hand in Hand gehen, wozu er schon vorher die Anregung gegeben, die bei seinen Ministerkollegen aber nicht die nötige Unterstützung gefunden hatten und zurückgestellt worden waren. Er erstrebte auf diesem Gebiete die Umwandlung der Privatbahnen in Staatsbahnen, was er nicht nur für militärische Zwecke, sondern auch in Rücksicht auf volkswirtschaftliche Interessen für äußerst wichtig hielt. Der schnöde Eigennutz der Privateisenbahnen, deren Aktionäre einzig und allein auf recht hohe Dividende bedacht waren, hatte besonders das Unwesen der sogenannten Differenzialtarife hoch ins Kraut schießen lassen. Es wurden auf diesen Bahnen den vom Auslande eingeführten Gütern billigere Transportsätze gewährt als den heimischen, so daß beispielsweise russisches Getreide billiger in die westlichen Gebiete Deutschlands befördert werden konnte als ostpreußisches. Dazu erfreuten sich diese ausländischen Erzeugnisse noch der zollfreien

Einfuhr in Deutschland. Solche Schädigung der vaterländischen Arbeit erschien dem deutschen Reichskanzler geradezu als himmelschreiend, und er war, nachdem der Auf- und Ausbau des Reichs seine volle Kraft nicht mehr in Anspruch nahm, entschlossen, mit diesen Übelständen gründlich aufzuräumen.

Beizeiten sah sich Bismarck nach Kräften um, die ihn in seinem Werke unterstützen sollten. Im Juli 1877 lud er den einsichtigen und maßvollen Führer der nationalliberalen Partei des Reichstags, Rudolf von Bennigsen, nach Varzin ein, wo er tagelang mit demselben über die Mithilfe dieser Partei an dem Reformwerke verhandelte. Im Dezember wurden diese Verhandlungen weiter geführt und Bennigsen das Anerbieten gemacht, als Vizekanzler an die Spitze des Reichsfinanzwesens zu treten. Das Ergebnis war trotz des Entgegenkommens des Parteiführers leider kein günstiges. Der linke Flügel der Nationalliberalen verlangte für die Unterstützung der Partei die Mitberufung zweier andrer Mitglieder, Forckenbeck und Stauffenberg, ins Ministerium. Diese Bedingungen konnten nicht erfüllt werden, da der Kaiser sich nicht zu entschließen vermochte, zwei Minister zu entlassen, um sie durch Politiker von der Farbe jener beiden zu ersetzen; er verbot schließlich die weitern Verhandlungen mit der nationalliberalen Partei.*) Bismarck mußte nun sehen, wie er anderswo Hilfe und Unterstützung für seine Pläne fände.

Ernste Mahnungen Bismarcks an den Finanzminister Camphausen hatten inzwischen dahin geführt, daß dieser bei der Eröffnung des Reichstags am 6. Februar 1878 einen von dem Reichskanzler gebilligten Finanzreformplan vorlegen konnte. Es waren zunächst drei Gesetzentwürfe, die Besteuerung der Börsenpapiere, Lotterielose und Spielkarten und die Erhöhung der Tabaksteuer betreffend. Die erste Beratung darüber im Reichstage begann am 22. Februar 1878. Hier ergriff Fürst Bismarck sogleich das Wort, um zunächst den Abgeordneten die Ziele seiner Steuerpolitik vor Augen zu führen. Er sagte:

„Wir sind meiner Überzeugung nach in der Entwicklung unsres Steuersystems, namentlich mit Hinblick auf dessen Rückwirkung auf

---

*) „Hamburger Nachrichten“ vom 26. Mai 1891.

unsre wirtschaftlichen Verhältnisse, hinter allen großen europäischen Staaten zurückgeblieben. Ich behaupte, daß in diesem Augenblicke jede hundert Millionen Mark, die in England und Frankreich aufkommen, mit weniger Druck der Bevölkerung aufkommen als bei uns. Sie wissen von mir, daß ich ein Gegner der direkten Steuern und ein Freund der indirekten Steuern bin, daß ich auf diesem Gebiete eine umfassende Reform anstrebe, die das Reich aus arm, was es jetzt ist, wirklich reich macht. Mein Ideal ist nicht ein Reich, was vor den Thüren der Einzelstaaten seine Matrikularbeiträge einsammeln muß, sondern ein Reich, welches, da es die Hauptquelle guter Finanzen, die indirekten Steuern, unter Verschluß hält, an alle Partikularstaaten im stande wäre herauszuzahlen; und ich bin überzeugt, daß wir auf dem Wege der Reform dahin gelangen können. In dem Streben nach dieser Reform habe ich mich mit meinem preußischen Kollegen und insbesondre mit dem Herrn Finanzminister dahin geeinigt, diese Tabaksteuervorlage als ein Durchgangspunkt zu höhern Einnahmen aus dem Tabak, die ich erstrebe, dienen solle. Ich leugne nicht und halte es nicht für überflüssig, offen zu bekennen, daß ich dem Monopol zustrebe (Beifall und Bewegung), und daß ich in diesem Sinne die Vorlage als einen Durchgangspunkt annehme. Jedenfalls hoffe ich, daß es den Herren gefallen wird, eine feste Stellung zu dieser Frage zu nehmen. In der Kommission können wir uns sehr leicht darüber verständigen, ob ich das, ich fürchte leider nach meinem Zustande, letzte Ziel, welches ich für das Reich in meinem Leben noch erreichen möchte, zu erreichen Hoffnung habe oder nicht. (Beifall.)" *)

Dieses letzte volkswirtschaftliche Ziel Bismarcks ist später zwar nicht vollkommen, aber doch nahezu erreicht worden. Das Reich ist, wie hier vorweg bemerkt werden möge, nach Verwirklichung der finanziellen Reformpläne aus einem „lästigen Kostgänger" der Einzelstaaten, aus ihrem „mahnenden Gläubiger", in einen „freigebigen Versorger", wie es Bismarck wünschte, verwandelt worden. Die Matrikularbeiträge sanken, trotzdem das Tabaksmonopol und die Brausteuer abgelehnt

*) Vergl. Hans Kraemer, „Reden des Fürsten Bismarck 1847—95." Bd. II. S. 17.

wurden, in den Jahren von 1879 bis 1883 bis auf Null, die Einnahmen des Reichs stiegen in dem Maße, daß im Jahre 1885 den Einzelstaaten ein Überschuß von einundvierzig Millionen Mark herausgezahlt werden konnte.

Von den Entwürfen Camphausens wurde zunächst nur der eine, das Spielkartenstempelgesetz, vom Reichstage angenommen. Die andern scheiterten in dem damaligen Reichstage, in dem es um jene Zeit gewaltig brandete, da das neue Wirtschaftsprogramm Bismarcks eine Umwälzung der Parteiverhältnisse eingeleitet hatte, die bald zum vollen Ausbruche kam. Unter diesen Verhältnissen sah sich der Finanzminister Camphausen, der, mehr der Not als dem eignen Triebe gehorchend, die neue Bahn betreten, veranlaßt, seine Entlassung zu nehmen. Der bisherige Oberbürgermeister von Berlin, Arthur Hobrecht, Mitglied der nationalliberalen Partei des Reichstags, trat an seine Stelle. Die Minister des Handels und des Innern folgten dem Beispiele des Finanzkollegen und wurden, ersterer durch Maybach, letzterer durch Botho zu Eulenburg, ersetzt. Gleichzeitig wurde der Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums und Stellvertreter des Reichskanzlers ernannt. Endlich erhielt der Reichskanzler, was er lange gewünscht, ein Zentralbureau, an dessen Spitze der als außerordentlich tüchtig bewährte Geheime Rat von Tiedemann berufen wurde. So war Bismarck die Ministerkrisis doch nicht erspart geblieben, der müde Jäger mußte sein Werk mit neuen Jägerburschen fortsetzen, that dies aber um so mehr mit frisch belebter Kraft und neu gestärkter Hoffnung, als es sich auch in den Kreisen der Volksvertretung zu Gunsten seiner Wirtschaftsreformen zu regen begann.

Zu derselben Zeit, als die Wogen des parlamentarischen Lebens durch die Verhandlungen über die zweite Vorlage des Sozialistengesetzes erregt wurden, erließen am 17. Oktober 1878 zweihundertundvier Reichstagsabgeordnete, die sich als „Volkswirtschaftliche Vereinigung" zusammengeschlossen hatten, die Erklärung: „Daß sie angesichts der Handelspolitik der meisten Deutschland umgebenen Länder in Erkenntnis der den Volkswohlstand schädigenden Mittel des deutschen Zolltarifs und bei der Fortdauer der auf der deutschen Gewerbthätigkeit und

Landwirtschaft lastenden Krisis — eine auf das Ergebnis sorgfältiger Prüfungen und sachgemäßer Abwägungen gestützte Reform des deutschen Zolltarifs für notwendig hielten und demgemäß entschlossen seien, für dieselbe in der nächsten ordentlichen Tagung des deutschen Reichstags einzutreten." „Obschon von verschiedenen handelspolitischen Gesichtspunkten ausgehend," hieß es weiter, „finden sich die Unterzeichneten doch in dem Grundgedanken vereinigt, daß die schwierigen Fragen der deutschen Handelspolitik nicht lediglich nach den Schlagwörtern von Freihandel und Schutzzoll gelöst werden können, daß es vielmehr entscheidend darauf ankommt, die wirklichen und vermeintlichen Gegensätze der Interessen mit Sachkenntnis, Umsicht und Vaterlandsliebe auszugleichen." Unterzeichnet war die Erklärung von siebenundachtzig Mitgliedern des Zentrums, sechsunddreißig Konservativen, neununddreißig Freikonservativen, siebenundzwanzig Nationalliberalen und fünfzehn Mitgliedern kleinerer Gruppen, einer stattlichen Schar, welche im Reichstage die absolute Mehrheit für sich hatte.

Unmittelbar an diese Erklärung der Reichstagsmitglieder schloß sich ein Briefwechsel zwischen dem frühern württembergischen Minister, derzeitigen Reichstagsabgeordneten von Varnbüler und dem Reichskanzler, der großes Aufsehen erregte, da Bismarck hierbei in seinem Schreiben vom 25. Oktober 1878 zum erstenmal öffentlich die Abänderung des Zolltarifs als seine feste Absicht bezeichnete, während man bisher geglaubt hatte, die frühere Drohung Bismarcks mit dieser Abänderung wäre ihm nur ein Schreckmittel gewesen, womit er für die heimische Industrie eine günstige Abänderung der Zolltarife des Auslands zu erreichen beabsichtigt hätte. Die betreffende Stelle des Schreibens lautete:

„Soweit es mir gelingen wird, meine Meinung zur Geltung zu bringen, liegt es allerdings in meiner Absicht, eine umfassende Revision unsres Zolltarifs herbeizuführen und die dazu erforderlichen Anträge zunächst der Prüfung der verbündeten Regierungen zu unterbreiten. Die Vorarbeiten hierfür sind bereits in Angriff genommen."

Schon am 12. November forderte der Reichskanzler den Bundesrat auf, Beratungen über die Steuer- und Zollreform einzuleiten und

dieselben möglichst zu beschleunigen, und schlug zu diesem Zwecke die Einsetzung einer besondern Kommission, aus Beamten des Reichs oder der Bundesstaaten bestehend, vor. Alsbald trat diese Kommission auch zusammen, zu deren Vorsitzenden der Abgeordnete von Varnbüler, ein entschiedener Vertreter des Schutzzolls, von Bismarck berufen wurde. In einer ausführlichen Denkschrift legte der Reichskanzler dem Ausschusse die Pläne seiner gesamten Wirtschaftsreform dar. Als Ziel bezeichnete er darin das Streben nach Verminderung der direkten und Vermehrung der indirekten Einnahmen, sowie die Rückkehr zu dem Grundsatze der Zollpflichtigkeit aller über die Grenze eingeführten Gegenstände. Daran schloß sich der Antrag, die bisherigen Schutzzölle beizubehalten, die aufgehobenen wiederherzustellen und die Eisenbahntarife einer Revision zu unterziehen.

In einer der Denkschrift beigefügten Übersicht wurde anschaulich dargethan, wie weit das Deutsche Reich infolge des Freihandelssystems in seiner Entwicklung des Zollwesens beispielsweise hinter Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zurückgeblieben war. Danach waren in dem Zeitraume der letzten fünf Jahre an Zöllen im ganzen und auf den Kopf der Bevölkerung vereinnahmt worden:

Im Deutschen Reiche	etwa $119^1/_2$	Millionen, auf den Kopf	2,83 Mark,
in Frankreich	„ $177^1/_5$	„ „ „ „ „	4,88 „
in Großbritannien	„ $412^1/_5$	„ „ „ „ „	12,59 „
in Nordamerika	„ $629^9/_{10}$	„ „ „ „ „	16,34 „

„Es beruht nicht auf Zufall," führt die Denkschrift weiter aus, „daß andre Großstaaten, zumal solche mit vorgeschrittener politischer und wirtschaftlicher Entwicklung, die Deckung ihrer Ausgaben vorzugsweise in dem Ertrage der Zölle und indirekten Steuern suchen. Die direkte Steuer, welche in einem für jeden einzelnen Steuerzahler im voraus festgestellten Betrage dem einzelnen Besteuerten abgefordert und nötigenfalls durch Zwang von ihm beigetrieben wird, wirkt ihrer Natur nach drückender als jede indirekte Abgabe, die in ihrem Betrage an den Umfang des Verbrauchs besteuerter Gegenstände sich anschließt und von dem Konsumenten in der Regel nicht besonders, sondern in und mit

dem Preise der Waren entrichtet wird. In dem größten Teile Deutschlands haben die direkten Steuern einschließlich der Gemeindeabgaben eine Höhe erreicht, welche drückend ist und wirtschaftlich nicht gerechtfertigt erscheint. Am meisten leiden unter derselben gegenwärtig diejenigen Mittelklassen, deren Einkommen sich etwa in der Grenze bis zu sechstausend Mark bewegt, und welche durch exekutorisch beigetriebene oder über ihre Kräfte gezahlte Steuern in ihrem wirtschaftlichen Bestande untergraben werden.“ — —

„So lange die meisten Länder, auf welche wir mit unserm Verkehr angewiesen sind, sich mit Zollschranken umgeben und die Tendenz der Erhöhung derselben noch im Steigen begriffen ist, erscheint es nur gerechtfertigt und im wirtschaftlichen Interesse der Nation geraten, uns in der Befriedigung unsrer finanziellen Bedürfnisse nicht durch die Besorgnis einschränken zu lassen, daß durch dieselben deutsche Produkte eine geringere Bevorzugung vor ausländischen erfahren.“

Die Einnahmen, welche dem Reiche aus den erhöhten Zöllen erwachsen würden, werden in der Denkschrift, wie schon früher geschehen, auf siebzig Millionen Mark veranschlagt.

Der Eindruck, den die kurz vor Weihnachten 1878 veröffentlichte Denkschrift machte, war bei Freund wie bei Feind ein gewaltiger. Sofort entbrannte der heftigste Meinungskampf darob. Prasselnd flogen die Geschosse der Ansichten für und wider die neuen Reformpläne hin und her.

Die „Gewerbliche Zeitschrift für Rheinland und Westfalen“ sprach von der Denkschrift wie von einer „außerordentlichen Weihnachtsgabe für Millionen, deren Christbaumlichter ohne sie sehr, sehr viel trüber gebrannt haben würden.“ In gleich begeisterter Weise urteilte die Berliner Zeitung ‚Die Post‘. „Es liegt uns hier,“ schrieb sie, „in lichtvollster Darstellung ein großartig erdachter, streng geschlossener und in sich zusammenhängender Reformplan vor, in welchem das Problem einer Kombination der Steuer- und Zollfrage eine bewunderungswürdige Lösung gefunden hat.“

Anders die Presse des Manchestertums! „Der Plan des Kanzlers,“ schrieb die Berliner ‚Tante Voß‘, „ist vom finanziellen Standpunkte

schlecht begründet, sein wirtschaftlicher ist noch schlechter, und man muß Gedanken verfolgen, die in der Schrift nicht ausgeführt sind, um auf die letzten Absichten zu kommen.“ Bald darauf, als die Wogen des Kampfes höher gingen, fuhr die ‚Tante‘ gröbres Geschütz auf, indem sie das Grundübel der Bismarckschen Wirtschaftsreform damit bezeichnete, „daß die für die Behandlung der auswärtigen Verhältnisse angemessene Methode nun auch auf die innere Politik angewendet werde.“ — „Aber das Spiel des Kanzlers,“ meinte sie mit Virchowschem Prophetenblicke, „wird eher zu Grunde gehen, als man glaubt.“ Die ihr verwandte Presse stimmte kräftig mit ein. Sie nannte den Reichskanzler einen Dilettanten in wirtschaftlichen Dingen. „Die innere Regierung des Reichs“, hieß es, „muß der Hand des Fürsten Bismarck entzogen werden! Sein Regierungssystem ist nur die Verkörperung des Grundsatzes: ‚Macht geht vor Recht!‘ Und ‚Fort mit Bismarck!‘ wurde als Parole auf der ganzen Linie der Gegner ausgegeben. Der fortschrittliche Magistrat von Berlin setzte einen großartigen Protest gegen die Bismarcksche Wirtschaftspolitik durch Berufung eines „Deutschen Städtetags“ nach der Reichshauptstadt in Scene, auf dem sich der Oberbürgermeister von Forckenbeck, Mitglied der nationalliberalen Partei des Reichstags und Präsident desselben, als Führer einer neuen „allgemeinen liberalen Oppositionspartei“, einer „Antikornzoll-Liga“ feiern ließ.

Hätten doch die Gegner Bismarcks in ihrem Kampfeseifer nur einen Augenblick den Stimmen des Auslands gelauscht! Erfahrungsgemäß urteilte man außerhalb der Grenzen des Vaterlands, obwohl die ausländischen Wirtschaftsinteressen durch die Reformpläne Bismarcks im hohen Maße bedroht waren, doch viel unbefangener und gerechter über dieselben, als es die eignen Volksgenossen thaten. Dort erkannte die Presse den großen Gedanken des deutschen Kanzlers rückhaltslos an und meinte, derselbe habe sich durch die Denkschrift über die Ziele seiner Steuer- und Zollpolitik wiederum als ein durch und durch praktischer, klarer Staatsmann erwiesen, der allen Parteiführern bei weitem überlegen sei, weil er vorurteilsfrei mit den Gegnern rechne.

Bismarck verfolgte unterdes, unbeirrt durch die öffentliche Meinung, sein Ziel. Er war auf heftigen Kampf gefaßt. War es doch stets so gewesen, wenn sein Genie einen weltbewegenden Gedanken in die Menge geworfen: So bei der Durchführung der Reorganisation des preußischen Heeres, der Bundesreform, der Errichtung des Kaiserreichs, der Abwehr der Übergriffe Roms. Ständiger Kampf bezeichnete seine politische Laufbahn, nur daß die Gegner wechselten.

Mit dem Anfange des neuen Jahrs, am 3. Januar 1879 trat die Zollkommission unter dem Vorsitze Varnbülers in Berlin zusammen. Bald darauf kehrte Bismarck von seinem Ferienaufenthalt in Friedrichsruh zurück, um an den Arbeiten teilzunehmen und seine wirtschaftlichen Gesetzesvorlagen zum Abschlusse zu bringen. Der von seinen Wunden wiedergenesene Kaiser eröffnete am 12. Februar den Reichstag, indem er die Thronrede persönlich verlas. Hier wurde die neue nationale Wirtschaftspolitik von bedeutsamster Stelle aus mit den Worten angekündigt: „Ich halte es für Meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unsern Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsre Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wieder näher trete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat, und welche in unsrer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß thatsächliche Erfolge dieser Wendung unsrer Zollpolitik zur Seite gestanden haben." Den spätern heißen Schlachten gingen im Reichstage die Vorpostengefechte vorauf. Bereits am 20. Februar, als die Erneuerung des Handelsvertrags mit Österreich-Ungarn zur Beratung stand, begannen die Gegner ihre Angriffe auf die gesamte Wirtschaftspolitik, an welcher der fortschrittliche Abgeordnete Eugen Richter eine höchst abfällige Kritik übte. Scharf tadelte Richter auch das Urteil der Thronrede über die Freihandelsepoche seit dem Jahre 1865, welche doch gerade Bismarck durch den Handelsvertrag mit Frankreich von 1862 eingeleitet habe. Der Kanzler antwortete dem Abgeordneten, der fortan einer seiner erbittertsten Gegner wurde und es blieb, am folgenden Tage, indem er ausführte, daß er in jener Zeit,

als er „einer Welt von Zorn und Haß“ gegenübergestanden, nicht wirtschaftliche Ziele habe verfolgen können, sondern sich in diesen Fragen auf die Kraft und die allgemein anerkannte Autorität des allerdings freihändlerisch gesinnten Ministers Delbrück verlassen habe.

„Die mächtige Hilfe,“ fuhr er fort, „welche die Mitwirkung einer Kraft wie die des Herrn Delbrück der ersten Einrichtung des Reichs gewährt hat, war durch nichts anderes zu ersetzen. Wir hatten keinen Mann von seiner Bedeutung. — Ich bin ein Mann, der an Autoritäten glaubt, und sich ihnen da, wo ich nicht notwendig auf mein eignes Urteil angewiesen bin, gern unterordnet.“ Dem Abgeordneten Witte vom linken Flügel der Nationalliberalen, der gleichfalls den Streit mit einem Angriffe auf Bismarck eröffnete, erwiderte dieser: „Ein Kampf kündet sich im Militär an durch Artillerie. Um jedermann zu benachrichtigen, ist das vielleicht nützlich. Nehmen Sie die Art, wie ich procediert habe (vorgegangen bin) als Signalschüsse, aber nehmen Sie sie noch nicht als Kampf! Der Kampf wird uns Jahre hindurch beschäftigen; aber ich hoffe, er wird zum Heil, zum Glück, zum Gedeihen unsres Vaterlandes führen.“

Wie nach der Hunnenschlacht die Geister der Gefallenen über dem Kampffelde, so stritten die erregten Geister des Reichstags nach besonders heißen Redekämpfen auch außerhalb der Mauern des Sitzungssaales in andern Regionen weiter. Selbst die gemütlichen parlamentarischen Abende bei Bismarck wußten davon zu erzählen, auch hier wurden die Fragen der Wirtschaftspolitik lebhaft erörtert. Manch bedeutsames Wort ist da von dem Gastgeber gesprochen worden. Den Kathederpolitikern gab er am 28. Februar*) eine Pille zu schlucken, indem er sagte: „Die Zollpolitik ist mit der Medizin zu vergleichen, es giebt darin keine absolute Wissenschaft. Nur in der Chirurgie hat die medizinische Wissenschaft Erfolge aufzuweisen. — Wenn ein Patient stirbt, so kommt der Arzt nach wenigen Tagen kondolierend zur Familie mit der Bemerkung, daß der Patient nach den Regeln der Wissenschaft noch zehn Jahre hätte gut leben können. So lassen sich auch in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft keine festen Normen und Gesetze auf-

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier.“ Bd. I. S. 133 ff.

Bismarck verfolgte unterdes, unbeirrt durch d
sein Ziel. Er war auf heftigen Kampf gefaßt.
gewesen, wenn sein Genie einen weltbewegenden
geworfen: So bei der Durchführung der Reorga
Heeres, der Bundesreform, der Errichtung des
der Übergriffe Roms. Ständiger Kampf
Laufbahn, nur daß die Gegner wechselten.

Mit dem Anfange des neuen Jahrs,
die Zollkommission unter dem Vorsitze Var
Bald darauf kehrte Bismarck von seinem
ruh zurück, um an den Arbeiten teilzune
Gesetzesvorlagen zum Abschlusse zu brin
wiedergenesene Kaiser eröffnete am 12
er die Thronrede persönlich verlas.
Wirtschaftspolitik von bedeutsamster
kündigt: „Ich halte es für Meine Pfl
der deutsche Markt der nationalen
als dies mit unsern Gesamtinteress ... n
unsre Zollgesetzgebung den bewäl ... jetzt
auf welchen die gedeihliche Wirk
Jahrhundert beruht hat, und w ... ire Arbeit
Jahre 1865 in wesentlichen ... führung von
mag nicht zu erkennen, daß t ... n zu und setzte
Zollpolitik zur Seite gestand ... Bundesrat nahm
gingen im Reichstage die Vorp ... den Gesetzen über
als die Erneuerung des ... Reichstage vor. Bevor
Beratung stand, begannen ... ährend der Osterferien in
Wirtschaftspolitik, an ... n, den beide Parteien zu
Richter eine höchst abfä ... er ordneten ihre Streitkräfte.
das Urteil der Thron ... eg unter Mithilfe der National=
1865, welche doch gera ... egeben, obgleich ihn Lasker, einer
reich von 1862 eing ... schon in den Vorkämpfen auf das
geordneten, der fort ... te seine Verhandlungen mit Bennigsen
blieb, am folgenden ... Verständigung seiner Partei mit dem

..hren suchte, als sich diesem bereits ein andrer Bundes-
mit welchem die erforderliche Stimmenmehrheit
..agen wohl zu erzielen war.

..9, als der Führer der Zentrumspartei,
..ppen, auf der Schwelle des Reichs-
..ze erschien und von dem Fürsten
..r empfangen wurde. Herr Dr. Windt-
Anfrage als Grund seines Besuches
..enheit der verwitweten Königin Marie
war von ihm der 31. März als die ihm
..hlt; den folgenden Tag hatte er wohl ver-
den Verdacht zu kommen, gar als Geburts-
gewaltigen Gegner zu erscheinen. Was außer
..nheit bei dieser Begegnung der beiden Männer
.. verhandelt worden ist, hat die Öffentlichkeit nicht
..aber ist, daß wenige Wochen darauf der Abgeordnete
..r parlamentarischen Abendgesellschaft erschien, welche
am Tage nach Einbringung der Vorlage des neuen
..Reichstage in seinem Hause gab. Und der Zentrums-
..h dort außerordentlich behaglich gefühlt haben, da unter
der gemütlichen Tafelrunde, welche um die mitternächtige
..ch beim schäumenden Franziskanerbräu beisammensaßen, auch
..stand.

..m 2. Mai begann die erste, siebentägige Schlacht um die neuen
und Steuervorlagen. Zweimal griff Bismarck persönlich in den
..mpf ein. Gleich am ersten Tage entwickelte er in einer langen
..ede, worin er vor den Reichsboten die Gründe für seine Reform-
pläne auf das eingehendste und mit einer unübertrefflichen Meister-
schaft darlegte.

Die Idealistik des Freihandels, sagte er u. a., sei ehrlicher, deutscher Schwärmerei ganz würdig. Aber ganz allein der Narr einer ehrlichen Überzeugung zu sein, könne man Deutschland auf die Dauer nicht zumuten, seitdem Deutschlands Grenzen wieder überall von Schutzzöllen starren. — „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich in

stellen. Wäre es nach der Wissenschaft gegangen, so hätte Frankreich unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 verbluten müssen, während es umgekehrt glänzend prosperiert hat, so hätte es England und Deutschland, die heute beide unter der geschäftlichen Krisis zu leiden haben, gut gehen müssen. In dem Augenblicke, wo Amerika die Klappe zugemacht und vom Freihandelssystem sich losgemacht hat, ist es ihm besser gegangen. Es ist richtig, daß ich mich früher um wirtschaftliche Fragen nicht gekümmert habe, ich hätte nichts zu antworten gewußt, wenn mich jemand um den Stand des schwedischen Eisens gefragt hätte. Das erinnert mich an einen Vorfall. An Rothschild wandte sich ein Geschäftsfreund mit der Frage: „Wie ist Ihre Ansicht über schwedisches Eisen?“ Darüber sehr verwundert, wirft Rothschild einem Commis die Frage zu: „Meyer, wie denke ich über schwedisches Eisen?“ — Von dem Augenblick ab, wo Delbrück mich verlassen, war ich auf mich allein angewiesen. Ich habe seitdem jede freie Stunde zum Studium der Volkswirtschaft benutzt und habe mir heute meine feste Ansicht und Meinung gebildet, so weit man eben in der Volkswirtschaft von feststehenden Normen sprechen kann. Den mir von fortschrittlicher Seite gemachten Vorwurf des Dilettantismus in wirtschaftlichen Dingen weise ich jetzt entschieden zurück.“

Inzwischen hatte die Zollkommission des Bundesrats ihre Arbeit eifrig fortgesetzt. Am 26. März stimmte dieselbe der Einführung von Getreide-, Vieh-, Holz-, Kohlen-, Eisen- und Kupferzöllen zu und setzte die Tarife für die einzelnen Gegenstände fest. Der Bundesrat nahm die Entwürfe an, und Bismarck legte dieselben nebst den Gesetzen über die Tabaks- und Brausteuer am 4. April dem Reichstage vor. Bevor die Hauptschlachten geschlagen wurden, trat während der Osterferien in dem Kampfe ein kurzer Waffenstillstand ein, den beide Parteien zu erneuter Rüstung benutzten. Die Heerführer ordneten ihre Streitkräfte.

Bismarck hatte die Hoffnung, den Sieg unter Mithilfe der Nationalliberalen zu gewinnen, noch nicht aufgegeben, obgleich ihn Lasker, einer der bedeutendsten Kämpfer derselben, schon in den Vorkämpfen auf das heftigste angegriffen hatte. Er setzte seine Verhandlungen mit Bennigsen fort, der um so eifriger eine Verständigung seiner Partei mit dem

Kanzler herbeizuführen suchte, als sich diesem bereits ein andrer Bundesgenosse genähert hatte, mit welchem die erforderliche Stimmenmehrheit im Reichstage für die Vorlagen wohl zu erzielen war.

Es war am 31. März 1879, als der Führer der Zentrumspartei, der kleingestaltige Abgeordnete für Meppen, auf der Schwelle des Reichskanzlerpalastes in der Wilhelmstraße erschien und von dem Fürsten Bismarck mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde. Herr Dr. Windthorst hatte in seiner vorherigen Anfrage als Grund seines Besuches die Besprechung einer Angelegenheit der verwitweten Königin Marie von Hannover bezeichnet; es war von ihm der 31. März als die ihm freigestellte Besuchszeit gewählt; den folgenden Tag hatte er wohl vermieden, um nicht etwa in den Verdacht zu kommen, gar als Geburtstagsgratulant bei seinem gewaltigen Gegner zu erscheinen. Was außer der genannten Angelegenheit bei dieser Begegnung der beiden Männer noch weiter von ihnen verhandelt worden ist, hat die Öffentlichkeit nicht erfahren. Thatsache aber ist, daß wenige Wochen darauf der Abgeordnete für Meppen in der parlamentarischen Abendgesellschaft erschien, welche der Reichskanzler am Tage nach Einbringung der Vorlage des neuen Zolltarifs im Reichstage in seinem Hause gab. Und der Zentrumsführer muß sich dort außerordentlich behaglich gefühlt haben, da unter den Rittern der gemütlichen Tafelrunde, welche um die mitternächtige Stunde noch beim schäumenden Franziskanerbräu beisammensaßen, auch er sich befand.

Am 2. Mai begann die erste, siebentägige Schlacht um die neuen Zoll- und Steuervorlagen. Zweimal griff Bismarck persönlich in den Kampf ein. Gleich am ersten Tage entwickelte er in einer langen Rede, worin er vor den Reichsboten die Gründe für seine Reformpläne auf das eingehendste und mit einer unübertrefflichen Meisterschaft darlegte.

Die Idealistik des Freihandels, sagte er u. a., sei ehrlicher, deutscher Schwärmerei ganz würdig. Aber ganz allein der Narr einer ehrlichen Überzeugung zu sein, könne man Deutschland auf die Dauer nicht zumuten, seitdem Deutschlands Grenzen wieder überall von Schutzzöllen starren. — „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich in

dieser Beziehung vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben. Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, gedeihen, Länder, die offen sind, zurückgehen, und das große mächtige England, der starke Kämpfer, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaustrat und sagte: ‚wer will mit mir kämpfen?‘ auch dieses geht zum Schutzzoll allmählich zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein. Nach meinem Gefühl sind wir, seitdem wir unsere Tarife herabgesetzt haben, in einem Verblutungsprozeß begriffen, der durch die verrufene Milliardenzahlung um ein paar Jahre aufgehalten ist, der ohne diese Milliarden aber wahrscheinlich vor fünf Jahren schon so weit gekommen wäre, wie heute. Deshalb möchte ich bitten, jede persönliche Empfindlichkeit bei diesen Fragen aus dem Spiele zu lassen und ebenso die politische. Die Frage, die vorliegt, ist eine rein wirtschaftliche; wir wollen sehen, wie wir dem deutschen Körper wieder Blut, wie wir ihm die Kraft der regelmäßigen Zirkulation des Blutes wieder zuführen können. (Lebhafter Beifall.)“

Auf einen ungebührlichen Angriff Laskers hin nahm Bismarck am 8. Mai in der Generaldebatte noch einmal das Wort. Der Abgeordnete hatte gesagt: Der Reichskanzler kenne die Gesetze seines Landes nicht, die er zur Grundlage seiner Finanz- und Wirtschaftspolitik mache; der Schutz für den Grundbesitz sei eine Finanzpolitik der Besitzer gegen die Nichtbesitzer. Darauf erwiderte Bismarck:

„Wenn sich ein Minister findet, der seinerseits für den Teil, der bisher in diesem Kampfe zurückgedrängt wird, der unterlegen ist, der Ambos gewesen ist seit fünfzig Jahren und sich nun einmal gegen die Hämmer sträubt, wenn für den Landmann ein Minister eintritt, sollte man dankend anerkennen und nicht sagen, ich triebe die Finanzpolitik eines Besitzers. Ja, ich kann dem Abgeordneten Lasker ebenso gut sagen, er treibt die Finanzpolitik eines Besitzlosen; er gehört zu denjenigen Herren, von denen die Schrift sagt: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie weben nicht, sie spinnen nicht, und doch sind sie gekleidet — ich will nicht sagen wie — aber jedenfalls sind sie gekleidet. (Heiterkeit.) Die Herren, die unsre Sonne nicht wärmt, die unser Regen nicht naß macht, wenn sie nicht zufällig ohne Regenschirm ausgegangeu sind, die die

Mehrheit bei uns in der Gesetzgebung bilden, die weder Industrie noch Landwirtschaft, noch ein Gewerbe treiben, die verlieren leicht den Blick und das Mitgefühl für diejenigen Interessen, die ein Minister, der noch Besitz hat, also auch zu der misera contribuens plebs (zum armen steuerzahlenden Volke) gehört, der auch regiert wird und fühlt, wie die Gesetze dem Regierten thun, offen auszusprechen sich nicht scheut."

Auf den Vorwurf Laskers, daß er die Gesetze seines Landes nicht kenne, antwortete Bismarck mit folgenden Worten:

„Ich halte es nicht für nützlich, die höchste Behörde auf diese Weise und in einem so schonungslosen Tone, selbst dann, wenn man Recht zu haben glaubt, vor dem Lande gewissermaßen öffentlich an den Pranger zu stellen. Beobachten wir doch die Form der Höflichkeit; nehmen wir nicht an, daß, wo wir öffentlich und vor dem Lande reden, wir uns von dieser Sitte dispensieren dürfen, und daß das die Sache fördert oder die persönlichen Beziehungen unter uns oder selbst das Ansehen dessen, der es thut. (Bravo! Bravo!)"

Der Schluß der gewaltigen Rede lautete:

„Ich kann also damit schließen, daß ich nach wie vor an den Zwecken festhalte, die ich aufstellte: Das Reich selbständiger zu stellen, die Gemeinden zu erleichtern, den zu hoch besteuerten Grundbesitz durch indirekte Steuern zu erleichtern, zu diesem Behufe die Abschaffung der Klassensteuer in ihrem vollen Umfange zu erstreben, und demnächst als den letzten und nicht den geringsten Zweck: der einheimischen, nationalen Arbeit und Produktion im Felde sowohl wie in der Stadt, und in der Industrie sowohl wie in der Landwirtschaft den Schutz zu gewähren, den wir leisten können, ohne unsre Gesamtheit in wichtigen Interessen zu schädigen."

In den Verhandlungen über die einzelnen Vorlagen erhob sich um den Getreidezoll und den Holzzoll noch ein besonders heißer Kampf. Der erstere stand am 22. und 23. Mai zur Beratung. Hier ergriff Bismarck das Wort, um Delbrück, den er ehemals als Autorität anerkannt, zu widerlegen. Derselbe hatte hohe Getreidepreise als ein Unglück, niedrige als ein Glück bezeichnet. Darauf sagte Bismarck: „Wenn wir dies als richtig annehmen, so müßten die Länder im Osten,

welche die wohlfeilsten Getreidepreise haben, die Länder der untern Donau, an der Theiß, Galizien und der südlichste Teil des europäischen Rußland in wirtschaftlicher Beziehung die glücklichsten, wohlhabendsten, kräftigst entwickelten Länder in Europa sein. Ostpreußen würde nach meiner Berechnung fünfundzwanzig bis dreißig Prozent glücklicher sein müssen als der Elsaß und der Breisgau. Dagegen bestehen nun erfahrungsmäßig die höchsten Kornpreise in Europa gerade in denjenigen Ländern, in welchen alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit am kräftigsten entwickelt sind, im Westen Deutschlands, in den Niederlanden, in Belgien, in Frankreich und in England. Es wird also auch dort der Nachweis geliefert, daß im Gegenteil die bessern Einnahmen des Landwirts wahrscheinlich die Grundlage einer Belebung des ganzen gewerblichen Lebens sind, und ich bin überzeugt, daß, wenn unsre Landwirte ihr Korn, ich will nicht sagen teurer, aber sicherer verkaufen, der Absatz gesicherter ist, daß wir dann infolge dieses Tarifs zu einer kräftigen Erneuerung unsrer wirtschaftlichen Thätigkeit gelangen werden.

„Ich bin der Meinung,“ sagte er weiter, „daß dieser Zoll an und für sich auf den Preis noch keinen Einfluß haben wird, ja, ich sehe mit einem gewissen Bedauern darauf, denn ich muß fragen: rückt der Augenblick nicht näher, wo unsre Landwirtschaft überhaupt nicht mehr bestandsfähig ist? Ja, meine Herren, wenn das eintritt, so geht dabei nicht bloß die Landwirtschaft zu Grunde, dabei geht auch der preußische Staat, das Deutsche Reich zu Grunde, ganz einfach! (Sehr wahr!)“ — — „Wir wollen alle mit gleichen Schultern tragen,“ schloß er die Rede, „und die Gerechtigkeit in Verteilung der Lasten soll sein für alle, auch für den geduldigen Landmann. Ich habe das Vertrauen, daß, wenn das Bewußtsein einmal durchgedrungen ist, die Vertreter der Landwirtschaft in ruhiger Festigkeit auch den Kampf nicht einstellen werden, bis sie Gerechtigkeit erlangt haben. (Beifall rechts. Zischen links.)“

Der Eisenschutzzoll war am 16. Mai bereits mit zweihundertachtzehn gegen achtundachtzig Stimmen angenommen worden. Die Getreidezölle, für Roggen, Mais und Gerste fünfundzwanzig, für Weizen, Hafer und

Hülsenfrüchte fünfzig Pfennig vom Zentner, wurden am 23. Mai mit zweihundertsechsundzwanzig gegen hundertneun Stimmen angenommen.

Am 27. Mai begann die Verhandlung über die Holzzölle, die rohes oder mit der Axt vorgearbeitetes ausländisches Nutz- und Bauholz trafen, jedoch nur zwei bis drei vom Hundert des Wertes betrugen und den Zweck hatten, dem Notstande der deutschen Forstwirtschaft abzuhelfen. Die Abgeordneten der deutschen Seestädte, besonders Rickert (Danzig), erhob laute Klage darob und meinte, daß die Zölle die sichre Zerstörung des „deutschen Holzhandels“ bedeute. Bismarck trat auch für diesen Zoll mit derselben Kraft und Meisterschaft ein, wie es für die Getreidezölle geschehen.*)

„Der Herr Vorredner,“ sagte er, „hat mit besondrer Emphase die deutsche Nationalität des Holzhandels betont, und ich möchte da den Schlüssen entgegentreten, die ein Laie daraus ziehen könnte, als ob die Herren (in den Seestädten) deutsches Holz verführten oder verkauften, und als ob das deutsche Holz durch sie einen Absatz fände. Nach dieser Richtung hin sind die Herren eher russische Holzhändler als deutsche. (Heiterkeit.) — Diese nationale Seite der Sache sollten sie lieber nicht berühren, denn sie erinnern uns daran, daß wir mit Schmerzen sehen, wie unsre einheimischen Eisenbahnen, die mit dem Gelde der Deutschen gebaut sind, Verkehrsanstalten des Auslands geworden sind, die hauptsächlich zum Nutzen unsrer ausländischen Nachbarn, viel weniger zum Nutzen der inländischen, deutschen Produkten dienen.

„Wenn der Herr Vorredner davon gesprochen hat, daß viele Arbeiter beim Flößen und bei der sonstigen Bearbeitung des Holzes ihr Brot fänden, so glaube ich, wird das immer auch bei der Annahme des Zolls der Fall bleiben. Ich möchte ihn aber doch bitten, eine vergleichende Statistik darüber anzustellen, welche Masse von Arbeitern in den inländischen Wäldern brotlos geworden ist dadurch, daß diese inländischen Wälder nicht mehr rentabel sind (Sehr wahr! rechts) und den frühern Absatz nicht mehr haben. Ich habe dabei namentlich die Provinz Schlesien im Sinne, wo durch die schlesischen Wälder der Länge nach die österreichischen geschnittenen Hölzer durchfahren vor

*) Hans Kraemer, „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. III. S. 83.

Bismarck verfolgte unterdes, unbeirrt durch die öffentliche Meinung, sein Ziel. Er war auf heftigen Kampf gefaßt. War es doch stets so gewesen, wenn sein Genie einen weltbewegenden Gedanken in die Menge geworfen: So bei der Durchführung der Reorganisation des preußischen Heeres, der Bundesreform, der Errichtung des Kaiserreichs, der Abwehr der Übergriffe Roms. Ständiger Kampf bezeichnete seine politische Laufbahn, nur daß die Gegner wechselten.

Mit dem Anfange des neuen Jahrs, am 3. Januar 1879 trat die Zollkommission unter dem Vorsitze Varnbülers in Berlin zusammen. Bald darauf kehrte Bismarck von seinem Ferienaufenthalt in Friedrichsruh zurück, um an den Arbeiten teilzunehmen und seine wirtschaftlichen Gesetzesvorlagen zum Abschlusse zu bringen. Der von seinen Wunden wiedergenesene Kaiser eröffnete am 12. Februar den Reichstag, indem er die Thronrede persönlich verlas. Hier wurde die neue nationale Wirtschaftspolitik von bedeutsamster Stelle aus mit den Worten angekündigt: „Ich halte es für Meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unsern Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsre Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wieder näher trete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat, und welche in unsrer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß thatsächliche Erfolge dieser Wendung unsrer Zollpolitik zur Seite gestanden haben.“ Den spätern heißen Schlachten gingen im Reichstage die Vorpostengefechte vorauf. Bereits am 20. Februar, als die Erneuerung des Handelsvertrags mit Österreich-Ungarn zur Beratung stand, begannen die Gegner ihre Angriffe auf die gesamte Wirtschaftspolitik, an welcher der fortschrittliche Abgeordnete Eugen Richter eine höchst abfällige Kritik übte. Scharf tadelte Richter auch das Urteil der Thronrede über die Freihandelsepoche seit dem Jahre 1865, welche doch gerade Bismarck durch den Handelsvertrag mit Frankreich von 1862 eingeleitet habe. Der Kanzler antwortete dem Abgeordneten, der fortan einer seiner erbittertsten Gegner wurde und es blieb, am folgenden Tage, indem er ausführte, daß er in jener Zeit,

als er „einer Welt von Zorn und Haß" gegenübergestanden, nicht wirtschaftliche Ziele habe verfolgen können, sondern sich in diesen Fragen auf die Kraft und die allgemein anerkannte Autorität des allerdings freihändlerisch gesinnten Ministers Delbrück verlassen habe.

„Die mächtige Hilfe," fuhr er fort, „welche die Mitwirkung einer Kraft wie die des Herrn Delbrück der ersten Einrichtung des Reichs gewährt hat, war durch nichts anderes zu ersetzen. Wir hatten keinen Mann von seiner Bedeutung. — Ich bin ein Mann, der an Autoritäten glaubt, und sich ihnen da, wo ich nicht notwendig auf mein eignes Urteil angewiesen bin, gern unterordnet." Dem Abgeordneten Witte vom linken Flügel der Nationalliberalen, der gleichfalls den Streit mit einem Angriffe auf Bismarck eröffnete, erwiderte dieser: „Ein Kampf kündet sich im Militär an durch Artillerie. Um jedermann zu benachrichtigen, ist das vielleicht nützlich. Nehmen Sie die Art, wie ich procediert habe (vorgegangen bin) als Signalschüsse, aber nehmen Sie sie noch nicht als Kampf! Der Kampf wird uns Jahre hindurch beschäftigen; aber ich hoffe, er wird zum Heil, zum Glück, zum Gedeihen unsres Vaterlandes führen."

Wie nach der Hunnenschlacht die Geister der Gefallenen über dem Kampffelde, so stritten die erregten Geister des Reichstags nach besonders heißen Redekämpfen auch außerhalb der Mauern des Sitzungssaales in andern Regionen weiter. Selbst die gemütlichen parlamentarischen Abende bei Bismarck wußten davon zu erzählen, auch hier wurden die Fragen der Wirtschaftspolitik lebhaft erörtert. Manch bedeutsames Wort ist da von dem Gastgeber gesprochen worden. Den Kathederpolitikern gab er am 28. Februar*) eine Pille zu schlucken, indem er sagte: „Die Zollpolitik ist mit der Medizin zu vergleichen, es giebt darin keine absolute Wissenschaft. Nur in der Chirurgie hat die medizinische Wissenschaft Erfolge aufzuweisen. — Wenn ein Patient stirbt, so kommt der Arzt nach wenigen Tagen kondolierend zur Familie mit der Bemerkung, daß der Patient nach den Regeln der Wissenschaft noch zehn Jahre hätte gut leben können. So lassen sich auch in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft keine festen Normen und Gesetze auf-

*) Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier." Bd. I. S. 133 ff.

stellen. Wäre es nach der Wissenschaft gegangen, so hätte Frankreich unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 verbluten müssen, während es umgekehrt glänzend prosperiert hat, so hätte es England und Deutschland, die heute beide unter der geschäftlichen Krisis zu leiden haben, gut gehen müssen. In dem Augenblicke, wo Amerika die Klappe zugemacht und vom Freihandelssystem sich losgemacht hat, ist es ihm besser gegangen. Es ist richtig, daß ich mich früher um wirtschaftliche Fragen nicht gekümmert habe, ich hätte nichts zu antworten gewußt, wenn mich jemand um den Stand des schwedischen Eisens gefragt hätte. Das erinnert mich an einen Vorfall. An Rothschild wandte sich ein Geschäftsfreund mit der Frage: „Wie ist Ihre Ansicht über schwedisches Eisen?“ Darüber sehr verwundert, wirft Rothschild einem Commis die Frage zu: „Meyer, wie denke ich über schwedisches Eisen?“ — Von dem Augenblick ab, wo Delbrück mich verlassen, war ich auf mich allein angewiesen. Ich habe seitdem jede freie Stunde zum Studium der Volkswirtschaft benutzt und habe mir heute meine feste Ansicht und Meinung gebildet, so weit man eben in der Volkswirtschaft von feststehenden Normen sprechen kann. Den mir von fortschrittlicher Seite gemachten Vorwurf des Dilettantismus in wirtschaftlichen Dingen weise ich jetzt entschieden zurück.“

Inzwischen hatte die Zollkommission des Bundesrats ihre Arbeit eifrig fortgesetzt. Am 26. März stimmte dieselbe der Einführung von Getreide-, Vieh-, Holz-, Kohlen-, Eisen- und Kupferzöllen zu und setzte die Tarife für die einzelnen Gegenstände fest. Der Bundesrat nahm die Entwürfe an, und Bismarck legte dieselben nebst den Gesetzen über die Tabaks- und Brausteuer am 4. April dem Reichstage vor. Bevor die Hauptschlachten geschlagen wurden, trat während der Osterferien in dem Kampfe ein kurzer Waffenstillstand ein, den beide Parteien zu erneuter Rüstung benutzten. Die Heerführer ordneten ihre Streitkräfte.

Bismarck hatte die Hoffnung, den Sieg unter Mithilfe der Nationalliberalen zu gewinnen, noch nicht aufgegeben, obgleich ihn Lasker, einer der bedeutendsten Kämpfer derselben, schon in den Vorkämpfen auf das heftigste angegriffen hatte. Er setzte seine Verhandlungen mit Bennigsen fort, der um so eifriger eine Verständigung seiner Partei mit dem

Kanzler herbeizuführen suchte, als sich diesem bereits ein andrer Bundesgenosse genähert hatte, mit welchem die erforderliche Stimmenmehrheit im Reichstage für die Vorlagen wohl zu erzielen war.

Es war am 31. März 1879, als der Führer der Zentrumspartei, der kleingestaltige Abgeordnete für Meppen, auf der Schwelle des Reichskanzlerpalastes in der Wilhelmstraße erschien und von dem Fürsten Bismarck mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde. Herr Dr. Windthorst hatte in seiner vorherigen Anfrage als Grund seines Besuches die Besprechung einer Angelegenheit der verwitweten Königin Marie von Hannover bezeichnet; es war von ihm der 31. März als die ihm freigestellte Besuchszeit gewählt; den folgenden Tag hatte er wohl vermieden, um nicht etwa in den Verdacht zu kommen, gar als Geburtstagsgratulant bei seinem gewaltigen Gegner zu erscheinen. Was außer der genannten Angelegenheit bei dieser Begegnung der beiden Männer noch weiter von ihnen verhandelt worden ist, hat die Öffentlichkeit nicht erfahren. Thatsache aber ist, daß wenige Wochen darauf der Abgeordnete für Meppen in der parlamentarischen Abendgesellschaft erschien, welche der Reichskanzler am Tage nach Einbringung der Vorlage des neuen Zolltarifs im Reichstage in seinem Hause gab. Und der Zentrumsführer muß sich dort außerordentlich behaglich gefühlt haben, da unter den Rittern der gemütlichen Tafelrunde, welche um die mitternächtige Stunde noch beim schäumenden Franziskanerbräu beisammensaßen, auch er sich befand.

Am 2. Mai begann die erste, siebentägige Schlacht um die neuen Zoll- und Steuervorlagen. Zweimal griff Bismarck persönlich in den Kampf ein. Gleich am ersten Tage entwickelte er in einer langen Rede, worin er vor den Reichsboten die Gründe für seine Reformpläne auf das eingehendste und mit einer unübertrefflichen Meisterschaft darlegte.

Die Idealistik des Freihandels, sagte er u. a., sei ehrlicher, deutscher Schwärmerei ganz würdig. Aber ganz allein der Narr einer ehrlichen Überzeugung zu sein, könne man Deutschland auf die Dauer nicht zumuten, seitdem Deutschlands Grenzen wieder überall von Schutzzöllen starren. — „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich in

dieser Beziehung vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben. Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, gedeihen, Länder, die offen sind, zurückgehen, und das große mächtige England, der starke Kämpfer, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaustrat und sagte: ‚wer will mit mir kämpfen?‘ auch dieses geht zum Schutzzoll allmählich zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein. Nach meinem Gefühl sind wir, seitdem wir unsere Tarife herabgesetzt haben, in einem Verblutungsprozeß begriffen, der durch die verrufene Milliardenzahlung um ein paar Jahre aufgehalten ist, der ohne diese Milliarden aber wahrscheinlich vor fünf Jahren schon so weit gekommen wäre, wie heute. Deshalb möchte ich bitten, jede persönliche Empfindlichkeit bei diesen Fragen aus dem Spiele zu lassen und ebenso die politische. Die Frage, die vorliegt, ist eine rein wirtschaftliche; wir wollen sehen, wie wir dem deutschen Körper wieder Blut, wie wir ihm die Kraft der regelmäßigen Zirkulation des Blutes wieder zuführen können. (Lebhafter Beifall.)“

Auf einen ungebührlichen Angriff Laskers hin nahm Bismarck am 8. Mai in der Generaldebatte noch einmal das Wort. Der Abgeordnete hatte gesagt: Der Reichskanzler kenne die Gesetze seines Landes nicht, die er zur Grundlage seiner Finanz- und Wirtschaftspolitik mache: der Schutz für den Grundbesitz sei eine Finanzpolitik der Besitzer gegen die Nichtbesitzer. Darauf erwiderte Bismarck:

„Wenn sich ein Minister findet, der seinerseits für den Teil, der bisher in diesem Kampfe zurückgedrängt wird, der unterlegen ist, der Ambos gewesen ist seit fünfzig Jahren und sich nun einmal gegen die Hämmer sträubt, wenn für den Landmann ein Minister eintritt, sollte man dankend anerkennen und nicht sagen, ich triebe die Finanzpolitik eines Besitzers. Ja, ich kann dem Abgeordneten Lasker ebenso gut sagen, er treibt die Finanzpolitik eines Besitzlosen; er gehört zu denjenigen Herren, von denen die Schrift sagt: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie weben nicht, sie spinnen nicht, und doch sind sie gekleidet — ich will nicht sagen wie — aber jedenfalls sind sie gekleidet. (Heiterkeit.) Die Herren, die unsre Sonne nicht wärmt, die unser Regen nicht naß macht, wenn sie nicht zufällig ohne Regenschirm ausgegangeu sind, die die

Mehrheit bei uns in der Gesetzgebung bilden, die weder Industrie noch Landwirtschaft, noch ein Gewerbe treiben, die verlieren leicht den Blick und das Mitgefühl für diejenigen Interessen, die ein Minister, der noch Besitz hat, also auch zu der misera contribuens plebs (zum armen steuerzahlenden Volke) gehört, der auch regiert wird und fühlt, wie die Gesetze dem Regierten thun, offen auszusprechen sich nicht scheut."

Auf den Vorwurf Laskers, daß er die Gesetze seines Landes nicht kenne, antwortete Bismarck mit folgenden Worten:

„Ich halte es nicht für nützlich, die höchste Behörde auf diese Weise und in einem so schonungslosen Tone, selbst dann, wenn man Recht zu haben glaubt, vor dem Lande gewissermaßen öffentlich an den Pranger zu stellen. Beobachten wir doch die Form der Höflichkeit; nehmen wir nicht an, daß, wo wir öffentlich und vor dem Lande reden, wir uns von dieser Sitte dispensieren dürfen, und daß das die Sache fördert oder die persönlichen Beziehungen unter uns oder selbst das Ansehen dessen, der es thut. (Bravo! Bravo!)"

Der Schluß der gewaltigen Rede lautete:

„Ich kann also damit schließen, daß ich nach wie vor an den Zwecken festhalte, die ich aufstellte: Das Reich selbständiger zu stellen, die Gemeinden zu erleichtern, den zu hoch besteuerten Grundbesitz durch indirekte Steuern zu erleichtern, zu diesem Behufe die Abschaffung der Klassensteuer in ihrem vollen Umfange zu erstreben, und demnächst als den letzten und nicht den geringsten Zweck: der einheimischen, nationalen Arbeit und Produktion im Felde sowohl wie in der Stadt, und in der Industrie sowohl wie in der Landwirtschaft den Schutz zu gewähren, den wir leisten können, ohne unsre Gesamtheit in wichtigen Interessen zu schädigen."

In den Verhandlungen über die einzelnen Vorlagen erhob sich um den Getreidezoll und den Holzzoll noch ein besonders heißer Kampf. Der erstere stand am 22. und 23. Mai zur Beratung. Hier ergriff Bismarck das Wort, um Delbrück, den er ehemals als Autorität anerkannt, zu widerlegen. Derselbe hatte hohe Getreidepreise als ein Unglück, niedrige als ein Glück bezeichnet. Darauf sagte Bismarck: „Wenn wir dies als richtig annehmen, so müßten die Länder im Osten,

welche die wohlfeilsten Getreidepreise haben, die Länder der untern Donau, an der Theiß, Galizien und der südlichste Teil des europäischen Rußland in wirtschaftlicher Beziehung die glücklichsten, wohlhabendsten, kräftigst entwickelten Länder in Europa sein. Ostpreußen würde nach meiner Berechnung fünfundzwanzig bis dreißig Prozent glücklicher sein müssen als der Elsaß und der Breisgau. Dagegen bestehen nun erfahrungsmäßig die höchsten Kornpreise in Europa gerade in denjenigen Ländern, in welchen alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit am kräftigsten entwickelt sind, im Westen Deutschlands, in den Niederlanden, in Belgien, in Frankreich und in England. Es wird also auch dort der Nachweis geliefert, daß im Gegenteil die bessern Einnahmen des Landwirts wahrscheinlich die Grundlage einer Belebung des ganzen gewerblichen Lebens sind, und ich bin überzeugt, daß, wenn unsre Landwirte ihr Korn, ich will nicht sagen teurer, aber sicherer verkaufen, der Absatz gesicherter ist, daß wir dann infolge dieses Tarifs zu einer kräftigen Erneuerung unsrer wirtschaftlichen Thätigkeit gelangen werden.

„Ich bin der Meinung," sagte er weiter, „daß dieser Zoll an und für sich auf den Preis noch keinen Einfluß haben wird, ja, ich sehe mit einem gewissen Bedauern darauf, denn ich muß fragen: rückt der Augenblick nicht näher, wo unsre Landwirtschaft überhaupt nicht mehr bestandsfähig ist? Ja, meine Herren, wenn das eintritt, so geht dabei nicht bloß die Landwirtschaft zu Grunde, dabei geht auch der preußische Staat, das Deutsche Reich zu Grunde, ganz einfach! (Sehr wahr!)" — — „Wir wollen alle mit gleichen Schultern tragen," schloß er die Rede, „und die Gerechtigkeit in Verteilung der Lasten soll sein für alle, auch für den geduldigen Landmann. Ich habe das Vertrauen, daß, wenn das Bewußtsein einmal durchgedrungen ist, die Vertreter der Landwirtschaft in ruhiger Festigkeit auch den Kampf nicht einstellen werden, bis sie Gerechtigkeit erlangt haben. (Beifall rechts. Zischen links.)"

Der Eisenschutzzoll war am 16. Mai bereits mit zweihundertachtzehn gegen achtundachtzig Stimmen angenommen worden. Die Getreidezölle, für Roggen, Mais und Gerste fünfundzwanzig, für Weizen, Hafer und

Hülsenfrüchte fünfzig Pfennig vom Zentner, wurden am 23. Mai mit zweihundertsechsundzwanzig gegen hundertneun Stimmen angenommen.

Am 27. Mai begann die Verhandlung über die Holzzölle, die rohes oder mit der Axt vorgearbeitetes ausländisches Nutz- und Bauholz trafen, jedoch nur zwei bis drei vom Hundert des Wertes betrugen und den Zweck hatten, dem Notstande der deutschen Forstwirtschaft abzuhelfen. Die Abgeordneten der deutschen Seestädte, besonders Rickert (Danzig), erhob laute Klage darob und meinte, daß die Zölle die sichre Zerstörung des „deutschen Holzhandels“ bedeute. Bismarck trat auch für diesen Zoll mit derselben Kraft und Meisterschaft ein, wie es für die Getreidezölle geschehen.*)

„Der Herr Vorredner,“ sagte er, „hat mit besondrer Emphase die deutsche Nationalität des Holzhandels betont, und ich möchte da den Schlüssen entgegentreten, die ein Laie daraus ziehen könnte, als ob die Herren (in den Seestädten) deutsches Holz verführten oder verkauften, und als ob das deutsche Holz durch sie einen Absatz fände. Nach dieser Richtung hin sind die Herren eher russische Holzhändler als deutsche. (Heiterkeit.) — Diese nationale Seite der Sache sollten sie lieber nicht berühren, denn sie erinnern uns daran, daß wir mit Schmerzen sehen, wie unsre einheimischen Eisenbahnen, die mit dem Gelde der Deutschen gebaut sind, Verkehrsanstalten des Auslands geworden sind, die hauptsächlich zum Nutzen unsrer ausländischen Nachbarn, viel weniger zum Nutzen der inländischen, deutschen Produkten dienen.

„Wenn der Herr Vorredner davon gesprochen hat, daß viele Arbeiter beim Flößen und bei der sonstigen Bearbeitung des Holzes ihr Brot fänden, so glaube ich, wird das immer auch bei der Annahme des Zolls der Fall bleiben. Ich möchte ihn aber doch bitten, eine vergleichende Statistik darüber anzustellen, welche Masse von Arbeitern in den inländischen Wäldern brotlos geworden ist dadurch, daß diese inländischen Wälder nicht mehr rentabel sind (Sehr wahr! rechts) und den frühern Absatz nicht mehr haben. Ich habe dabei namentlich die Provinz Schlesien im Sinne, wo durch die schlesischen Wälder der Länge nach die österreichischen geschnittenen Hölzer durchfahren vor

*) Hans Kraemer, „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. III. S. 83.

den Augen der brotlosen Arbeiter, die früher in den schlesischen Wäldern eine reichliche, tägliche, ihnen angenehme und vom Vater auf den Sohn sich vererbende Beschäftigung fanden, zum größern Teile als Holzhauer und als Beaufsichtiger der ganzen Entwicklung, die mit der Verwertung des Holzes verbunden ist, als Sägemüller, aber zum ebenso großen Teile auch als Unternehmer im kleinen für den Transport, der innerhalb unsrer Wälder nach den Schneidemühlen und Bahnhöfen hin stattfand. Alle diese kleinen Leute, die ein Pferd im Sommer auf ihrem Acker beschäftigen, im Winter aber gar keine Beschäftigung für das Pferd haben, die verdienten erhebliches Geld den ganzen Winter hindurch mit den Holzfuhren, die in geschäftsfreie Zeit fielen, und die Leute haben ihre Pferde abschaffen müssen, weil sie sie im Winter nicht mehr ernähren können. Und diese schlesischen Wälder, die sonst von Arbeitern wie ein Ameisenhaufen wimmelten, sind tot und still, nicht bloß zum Kummer des leitenden Oberförsters oder des Privatbesitzers, sondern namentlich zur drückenden Sorge für die Armenpflege und für die Arbeiter, die früher zu hunderttausenden in allen jetzt ertraglosen inländischen Wäldern ihre Nahrung fanden, deren Zahl doch ganz anders ins Gewicht fällt, als die Zahl der Floßarbeiter, die zum großen Teile Ausländer sind.

„Der Herr Vorredner sagte, es sei nicht richtig, daß das russische Holz, wenn es überhaupt heraus will, bei uns durch muß. — Die großen Hölzer sind nicht einmal auf den Eisenbahnen fahrbar, sondern sind auf den Wassertransport absolut angewiesen, und deshalb haben sie eine Zwangsroute notwendig nach unsern Häfen. — Wie den Getreidezoll wird auch den Holzzoll nicht der deutsche Konsument, sondern der russische Waldbesitzer tragen, der sein Holz überhaupt nicht im einzelnen, sondern um einen Gesamtpreis für eine Quadratmeile Waldbestand an den deutschen Holzhändler verkauft. Außerdem aber eignet sich der Holzzoll, gerade weil das Holz an diesen Wasserweg gebunden ist, Rußland gegenüber ganz vorzüglich zu einem Kampfzoll, und ich bitte den Herrn Vorredner, doch zu glauben, daß die verbündeten Regierungen in dieser Beziehung, wo es sich um die Pflege und Wohlfahrt Deutschlands handelt, nicht von derjenigen Schüchternheit beseelt sind,

die befürchtet, es könnte, wie er sagt, aus dem Walde so herausschreien, als wie man hineinschreit, und es würden wieder Kampfzölle gegen uns gebraucht werden. Unser ganzer Holzzoll ist schon nichts als eine Repressalie. Unsre Nachbarn, Rußland und Österreich, haben alle Repressalien längst vorweg genommen; was bleibt ihnen übrig? (Sehr richtig! rechts). Sie haben seit einem halben Jahrhundert die höchsten Zölle, die möglich sind, vorweg genommen, förmlich Prohibitivzölle (Sperrzölle), und wenn man einmal durch Prohibitivzölle abgeschlossen ist, dann ist mehr nicht thunlich, es ist gerade so wie jener sagte beim Schrotverkauf: dieses schießt noch töter! So ist es auch bei den bestehenden Prohibitivzöllen anwendbar: wir sind ausgeschlossen und können noch ausgeschlossen werden."

Unter lebhaftem Beifall der Rechten schließt Bismarck mit den Worten: „Und Sie sollten doch auch vom Holze dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und einen kleinen Zoll für ihn übrig haben!"

Auch die Holzzölle wurden mit großer Mehrheit, hundertzweiundsiebzig gegen achtundachtzig Stimmen, angenommen.

Diese Siege hatte Bismarck mit Hilfe der Konservativen, welche von vornherein die Reformpläne zu unterstützen gewillt waren, des rechten Flügels der Nationalliberalen und des Zentrums gewonnen. Für die endgiltige Annahme dieser Vorlagen und der noch kommenden stellten aber die Nationalliberalen wie das Zentrum noch gewisse Bedingungen, über die es noch weiterer Verhandlungen bedurfte. Bennigsen, der Führer der Nationalliberalen, verlangte im Namen seiner Partei für das dem Reichstage mit den aus den Zöllen fließenden bedeutenden Überschüssen entgehende Einnahmebewilligungsrecht eine Gewährleistung der Reichsregierung dafür, daß dem Reichstage das Recht zugestanden werde, einzelne Reichseinnahmen, namentlich die aus den lästigen und ungerechten Salzsteuer- und dem Kaffeezoll, je nach den Bedürfnissen jährlich zu bewilligen, daß ferner die Überschüsse aus den neuen Zöllen und Steuern an die Bundesstaaten je nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerungszahl verteilt würden. Das Zentrum stellte durch den bayrischen Freiherrn von Franckenstein, der in diesen Dingen die Führerschaft der Partei anstatt des sich klug zurückhaltenden Windt-

horst übernommen hatte, eine andere Bedingung. Es wollte, daß dem Reiche eine bestimmte Summe, in der Höhe bis zu hundertdreißig Millionen Mark, zur Deckung seiner Bedürfnisse überlassen, die Mehrerträge dagegen durch besondres Reichsgesetz den Bundesstaaten zur Verteilung überwiesen werden. Diese Forderung wurde dem Reichskanzler in der Form der sogenannten „Franckensteinschen Klausel" vorgelegt.

Bismarck hatte nun zwischen beiden Parteien zu wählen. Sein Herz zog ihn gewiß zu den Nationalliberalen, die seit einem Jahrzehnt als treue Kampfgenossen Schulter an Schulter mit ihm gestritten. Doch der linke Flügel dieser Partei gebärdete sich nicht bloß in den Sitzungen vom 1. und 4. Juli, sondern auch in ihrer Presse den neuen Vorlagen gegenüber in einer so groben Heftigkeit, daß das fernere Zusammengehen mit der Regierung unmöglich gemacht wurde. Eine Trennung der Partei würde dem Reichskanzler nur eine so geringe Schar von Mitkämpfern belassen haben, daß der Sieg gegenüber dem Zentrum nicht zu erwarten war. Es blieb Bismarck nichts andres übrig, als der Franckensteinschen Klausel zuzustimmen und damit das Zentrum für seine Wirtschaftspolitik zu gewinnen. Der Kulturkampf-Minister Dr. Falk nebst zwei Genossen, Hobrecht und Friedenthal, traten zurück, und wurden durch Puttkamer, Bitter und Lucius ersetzt.

Der Pakt mit den ehemals so erbitterten Feinden ist Bismarck gewiß nicht leicht geworden. Seine tiefe Erregung darüber klang aus seiner Rede am 9. Juli, in der er unter den Nationalliberalen furchtbar Musterung hielt. Unter „anhaltender großer Unruhe und lebhaftem Widerspruche" der ganzen Linken des Hauses, zu der er sich wandte, sagte er mit Hinweis auf die heftigen Angriffe seitens eines Teils der Partei:

„Mit Bestrebungen, die sich dergestalt kennzeichnen, kann ich nicht gehen, mit denen kann das Reich nicht bestehen; sie sind Untergrabungen des Reichsbestandes ebensogut wie die sozialdemokratischen Untergrabungen! — Den Herren kann ich nur eine größere Bescheidenheit für die Zukunft anraten, da sie, wenn sie hochkommen und geschlossen einig sind, was doch zu den Seltenheiten gehört, immer nur ein Viertel von der Versammlung kaum erreichen. — Eine Fraktion kann sehr

wohl die Regierung unterstützen und dafür einen Einfluß auf sie gewinnen; aber wenn sie die Regierung regieren will, dann zwingt sie die Regierung ihrerseits dagegen zu reagieren. — Noch bei Beratung des Sozialistengesetzes habe ich gehofft, wir würden, vom rechten Flügel abgezählt, in drei Bataillonen vielleicht getrennt marschieren und vereint fechten können. Diese Voraussicht hat sich leider nicht bestätigt, sondern die Herren (zu den Nationalliberalen) sind in ihrer Presse in einen Zorn und in eine Sprechweise verfallen, die mich vollständig degoutieren und abwendig machen mußten".

Vielen der nationalliberalen Herren war damals wohl zu Mute, als ob sie „an die Wand gedrückt würden, daß sie quietschen möchten", wie es nachmals dem Reichskanzler, obwohl er diesen Ausspruch nie gethan, in die Schuhe geschoben worden ist. Die Absage aber mag um so schwerer empfunden worden sein, als darauf das Zentrum für sein Verhalten einen warmen Händedruck vom Kanzler in den Worten erhielt: „Wenn man sich gegenseitig kennen und durch gegenseitiges Arbeiten an einem gemeinsamen und hohen Zwecke gegenseitig achten lernt."

Windthorst schwächte freilich die Wirkung dieses schmeichelhaften Kompliments bedeutend ab, indem er mit kaltem Lächeln erwiderte:

„Was das Zentrum thut, geschieht lediglich um der Sache willen. Es ist uns nichts versprochen und nichts in Aussicht gestellt worden. Ich sage das, weil man behauptet, wir würden schließlich düpiert werden. Wenn wir solche Versprechungen nicht haben, können wir auch nicht düpiert werden. Übrigens will ich Ihnen sagen, wer mich düpieren will, der muß ein bißchen früh aufstehen. — Nachdem wir dies gethan und heute thun, wird sich wohl niemand mehr finden, der behaupten wollte, daß wir reichsfeindlich sind, daß wir keinen Patriotismus haben. Die besten Freunde pflegen die zu sein, welche in der Not helfen. Das Reich war in Not."

Mit Hilfe der neuen Bundesgenossen errang Bismarcks Zoll- und Steuerreform einen glänzenden Sieg. Sämtliche Vorlagen, mit Ausnahme der Brausteuer und der Lizenz- und Nachsteuer bezüglich der Tabakbesteuerung, wurden mit großer Mehrheit, zweihundertsiebzehn gegen hundertsieben Stimmen, angenommen.

Gestützt auf eine solche Macht führte Bismarck nicht nur seine Wirtschaftsreformen, sondern auch seine Politik durch, die er zum Schutze der „unterdrückten und enterbten“ Volksklassen und zur Eindämmung der sozialistischen Umtriebe eingeleitet hatte. Zur Begründung dieser Politik sagte er am 2. April 1881 bei Beratung des Unfallversicherungsgesetzes:

„Ein Staat, der seiner großen Mehrzahl nach aus aufrichtigen Bekennern des christlichen Glaubens besteht, der sollte dem Armen, Schwachen und Alten auch in einem noch weitern Maße, als es hier gefordert ist, helfen, in dem Maße, wie ich hoffe, im nächsten Jahre von Ihnen fordern zu können; das sollte ein Staat, der praktisches Christentum treiben will, sich nicht versagen und dem armen Manne nicht.“

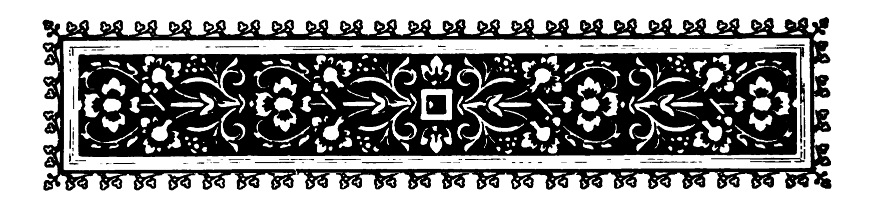
Die Kaiserliche Botschaft, welche der Fürst am 17. November 1881 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses verlas, legte der Volksvertretung mit eindringlichen Worten die Förderung dieser Bestrebungen der Reichsregierung ans Herz. Fast ein volles Jahrzehnt beschäftigte diese von dem Gedanken: „Liebet die Brüder!“ getragene Gesetzgebung die deutsche Staatsleitung. Im Mai 1889 wurde dem großen menschenfreundlichen und vaterländischen Werke der Schlußstein eingefügt. Gleichen Schritt mit dieser Gesetzgebung hielten die Arbeiten, welche die weitere Durchführung der Bestrebungen auf dem Gebiete der Wirtschafts-, Handels- und Kolonialpolitik erforderten.

Der Weg zu diesen Zielen führte wiederum durch das Kampffeld. Bismarck mußte im Widerstreit mit den Vertretern der Fortschrittspartei oder den Deutschfreisinnigen, welchen Namen sich dieselben später beilegten, den Sozialdemokraten, sowie vielfach auch mit den Nationalliberalen jeden Schritt vorwärts förmlich erringen. Es ist begreiflich, daß bei Fragen, welche so tief in das Volksleben eingriffen, sehr verschiedene Ansichten sich geltend machten. Hier standen sich Prinzipien wie Freihandel und Schutzzoll, Manchestertum d. h. unumschränkte Konkurrenz im Gewerbsleben, und Staatshilfe gegenüber. Auch in den Kreisen dieser Gegner war Bismarck bald wieder der bestgehaßte Mann wie zu den Zeiten des Verfassungsstreites und des Kulturkampfes.

„Fort mit Bismarck!" blieb die Parole in ihren Reihen. Im Parlament, in Volksversammlungen und in der Presse wurde der Staatsmann auf das heftigste angegriffen, nicht selten mit recht unedlen Waffen. Selbst der Pfuiruf blieb dem Manne nicht erspart, der dem deutschen Volke das Reich neu auferbaut, der seit Jahrzehnten im Dienste des Vaterlands seine Kräfte aufrieb, wie er dies in einem Wahrspruch: „Patriae inserviendo consumor" zum Ausdrucke brachte. Als preußischer Minister des Auswärtigen und des Handels und als Reichskanzler, welche drei verantwortungsreichen und mühevollen Staatsämter er eine Zeitlang in einer Person vereinigte, arbeitete er tagaus, tagein mit unerhörter Anstrengung, ja oft auch Nächte hindurch, „bis die Sonne seine Lampe auslöschte".

Trotz alledem vermochte seine innere Politik eine allgemeine Anerkennung nicht zu erlangen. Das war auch wohl kaum möglich; denn in diesem Kampfe mit den Parteien konnte das gute Schwert des Heeres, wie in der äußern Politik, nicht schließlich den Ausschlag geben und der Feder zu einem vollen Siege verhelfen. Das Verdienst des Fürsten Bismarck auch in diesen innerpolitischen Fragen ist darum doch kein geringes.

Der Kopenhagener Max Bewer sagt in seinen „Gedanken über Bismarck": „Die meisten Menschen schneiden sich Bismarck in zwei Stücke, in einen äußern und einen innern. Mit dem äußern sind sie sehr zufrieden, den innern setzen sie dagegen um so mehr herunter. Ich glaube hingegen, daß Bismarcks innere Leistungen weit größer sind als seine äußern. Denn das Volumen geistiger Kraft, das Bismarck für die innere Politik aufgebraucht hat, ist doppelt und dreifach so groß, als das auf die rein diplomatische Arbeit verwendete. Es genügt zu wissen, auf welcher Seite die größere Kraft verbraucht wurde, um zugleich zu erkennen, wo die größere Leistung liegt. Man kann Bismarck nicht in zwei Wesen auseinanderzerren; denn er ist eine durch und durch konzentrische und in sich unteilbare Natur, in deren Brust niemals ‚zwei Seelen', eine kluge und eine dumme, gewohnt haben."



XXXIV.

Des Reichs getreuer Eckart.

„So blieb der Meister,
Nimmer Schonung heischend,
Und auf dem Kampfplatz gedacht' er zu sterben
Im Dienste des Kaisers,
Im Dienste des Reichs. —
Doch länger trug nicht die Lasten des Alters
Das ehrfurchtgebietende Haupt des Schirmherrn,
Am Grabe weinten mit unserm Volke
Die Völker der Erde.

Nur wenig Monde —
Ein furchtbar Verhängnis
Bettet den lichten Baldurhelden,
Den Erben der Krone,
Den Erben der Liebe,
Im Tode erblaßt, neben den Vater."

Ernst Scherenberg.

Welch eine Fülle der Arbeit und des Segens, des Kampfes und des Sieges lag vor den Blicken unsres Helden ausgebreitet, wenn er am Schlusse des ersten Jahrzehnts im neuen Deutschen Reiche das Feld seines Wirkens und Ringens von seiner hohen Warte herab überschaute!

Und wie auf demselben im bunten Gemische die trüben und die lichten Farben wechselten, so auch in der engern Welt der Vorgänge und Ereignisse, welche dem gewaltigen Kanzler des Reichs als Bürger und Mensch zu erleben beschieden waren. Wenn dort die düstern

Schatten vielleicht überwogen, so traten hier die heitern Lichtseiten des Daseins leuchtend hervor. Im traulichen Heim unter den Seinen, die seine Seele mit inniger Liebe umfing, im Kreise guter, treuer Menschen, am Quell der frischen Gottesnatur waren dem gemütvollen Manne Stunden stillen, reinen Glücks beschert, die ihm Mut und Kraft verliehen, die Riesenlast des Amtes immer wieder auf seine Schultern zu nehmen und weiter zu tragen. Die bedeutsamsten Momente dieser persönlichen Erlebnisse unsres Helden sollen hier nachholungsweise zunächst dargestellt werden, ehe wir seiner Laufbahn weiter folgen.

Als Fürst Bismarck im Sommer 1872 in seinem lieben pommerschen Tuskulum weilte, wurde er durch einen Brief des alten Freundes Motley, der seinen Besuch ankündigte, auf das angenehmste überrascht. Die ganze Freude seines Herzens quillt aus dem Antwortschreiben, das er dem Freunde am 6. Juli sandte:

„Du bist tausendmal willkommen," hieß es in demselben, „und doppelt, wenn Du in Begleitung Deiner Damen kommst, die ganz gewiß noch niemals einen Pommern auf seiner heimatlichen Scholle gesehen haben. Wir leben hier einigermaßen hinten im Walde, aber wenn Berlin erst einmal erreicht ist, so ist die Reise nicht schwierig. — Die pommerschen Götter werden gnädig genug sein, dir einen sonnigen Tag zu schenken, und in diesem Falle werde ich Dir einen offnen Wagen schicken. — Meine Frau wird ebenso erfreut sein, wie ich, Dich wiederzusehen. Dein Name ist ihren Lippen vertraut und ward noch nie ohne ein freundliches Lächeln erwähnt."

Der sehnsüchtig erwartete Jugendfreund traf mit seiner Tochter Lilli am 24. Juli in Varzin ein; am selbigen Tage kam zur Freude Bismarcks auch noch ein andrer lieber Gefährte aus der Jugendzeit, es war sein Nachbar von Kniephof, Herr von Thadden-Triglaff nebst Gemahlin. Über seinen Aufenthalt in der Familie Bismarck, der bis zum 31. Juli dauerte, hat Motley ausführliche Briefe an seine Gemahlin geschrieben, die um so anziehender sind, als sie sehr charakteristische Streiflichter auf die Persönlichkeit unsres Helden zu jener Zeit werfen. Der erste Brief*) ist vom 25. Juli datiert und lautet:

*) Motleys Briefwechsel in der Übersetzung von Eltze. Bd. II. S. 361 ff.

„Liebe Mary! Wir verließen Berlin gestern morgen $^3/_4$9 Uhr und kamen auf Station Schlawe um $^1/_2$5 Uhr an. Wir hatten bis Varzin anderthalb Stunden zu fahren. Als der Postillon sein Horn blies und an der Thür vorfuhr, kamen Bismarck, seine Frau, Marie und Herbert alle heraus und bewillkommneten uns schon am Wagen in der herzlichsten Weise. Ich fand seine Erscheinung wenig verändert seit 1864, was mich überrascht hat. Er ist etwas stärker geworden und sein Gesicht etwas verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer. Frau von Bismarck hat sich noch weniger verändert in den vierzehn Jahren, seit ich sie gesehen. Sie sind so gütig und liebenswürdig gegen Lilli, daß es ihr vorkommt, als hätte sie sie zeit ihres Lebens gekannt. Marie ist ein niedliches Mädchen mit schönem, dunklem Haar und grauen Augen — einfach, ungeziert und gleich Vater und Mutter voll Übermut. Die Lebensweise ist höchst ungeniert, wie Du Dir denken wirst, wenn ich Dir sage, daß wir direkt vom Wagen in den Speisesaal geführt wurden, und uns niedersetzen und das Essen nachholen mußten, welches schon halb vorüber war, da wir durch irgend einen Zwischenfall eine Stunde später anlangten, als wir erwartet wurden. Nach Tisch machte Bismarck mit mir einen Spaziergang in den Wald, wobei er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise über alles sprach, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat; aber er sprach davon, wie alltägliche Leute von den alltäglichsten Dingen reden, ohne jede Affektion. Und gerade weil er so einfach ist, sich so gehen läßt, muß man innerlich zu sich selbst sagen: ‚Das ist der große Bismarck, der größte der jetzt lebenden Menschen und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat.‘ Wenn man im vertrauten Umgange mit Brobdignacs (Riesen aus „Gullivers Reisen“ von Swift) lebt, so scheint es augenblicklich, als wären wir alle auch Brobdignacs, und das wäre überhaupt so die Regel; man vergißt den Vergleich mit der eignen Kleinheit. Es giebt dagegen viele Leute in gewissen Dörfern, die uns bekannt, welche über ihre Umgebung einen viel erkältendern Hauch wegblasen, als wenn sie Bismarck wären.

„Am Abend saßen wir wieder als gemischte Gesellschaft beisammen, indem die einen Thee tranken, die andern Bier und einige Selterwasser,

während Bismarck eine Pfeife rauchte. Er raucht jetzt aber wenig und nur ganz leichten Tabak in der Pfeife. Früher, als ich ihn kannte, rauchte er unaufhörlich die stärksten Zigarren, und jetzt, sagte er, könne er nicht mehr, um sein Leben zu retten, Zigarren rauchen, solchen Widerwillen erregen sie ihm. Ein Gutsnachbar, Herr von Thadden und Frau, waren die einzigen Gäste, und sie gehen heute nachmittag wieder fort. Dieser Freund hatte die Schlacht von Königgrätz mitgemacht, und Bismarck erzählte eine Menge Anekdoten von jener Schlacht. Ich wünschte, Du hättest ihm zuhören können. Du kennst seine Art und Weise. Von allen Männern, die ich je gesehen, klein oder groß, ist er am wenigsten poseur. Alles kommt so nebenbei und nachlässig heraus. Ich fragte ihn, ob er nun mit dem Kaiser von Österreich gut Freund wäre. Er sagte ja, und der Kaiser wäre im vorigen Jahre in Salzburg ausnehmend höflich gegen ihn gewesen und durch den ganzen Saal sogleich auf ihn zugekommen, als er sich in der Thüre gezeigt. Er sagte, als er noch jünger war, habe er sich noch für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, und als übe er große Macht aus in der Welt. Ein Mann in seiner Stellung sei genötigt, während Unbeteiligte erwägen, ob es morgen Regen oder Sonnenschein geben würde, prompt zu entscheiden: es wird regnen, oder es wird schön Wetter sein, und demgemäß zu handeln mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Hatte er recht geraten, so rief alle Welt: ‚welche Weisheit! welche Prophetengabe!‘ hatte er Unrecht, so möchten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm schlagen.

„Wenn er weiter nichts gelernt hätte, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Ganz gewiß lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektiert war, und auch kein genialerer. Er sieht aus wie ein Koloß, aber seine Gesundheit ist schon erschüttert. Er kann nie vor vier oder fünf Uhr morgens einschlafen. Natürlich folgt ihm seine Arbeit hierher nach, doch schien sie ihn wenig zu belästigen. Er sieht aus wie ein Landedelmann, der vollkommen Muße hat. Der Wald und Park in der Umgebung des Hauses ist schön, doch ungepflegt und rauh, nicht den englischen Landsitzen zu

vergleichen. Wir haben, seitdem ich dieses Schreiben begann, schon lange Spaziergänge und Gespräche im Walde gehabt, ein angenehmes Familiendiner und dann eine lange Fahrt durch die ausgedehnte Eichen- und Buchenwaldung, den Hauptbestandteil des Gutes. Ich beabsichtige nicht, seine Worte noch weiter aufzuzeichnen, denn ich habe dabei das Gefühl, als spiele ich den Reporter des ‚New-York-Herald‘. Er spricht rechts und links über alles und jedes — so sagte er unter anderm, es könne für Deutschland keine größere bêtise geben, als ein fremdes Land anzugreifen; daß, wenn Rußland ihm die baltischen Provinzen als Geschenk anböte, er sie nicht annehmen würde. Und was Holland beträfe, so wäre es Unsinn zu behaupten, er wolle seine Unabhängigkeit durch Invasion oder Okkupation stören. Es wäre dies weder ihm noch sonst jemand eingefallen. Wegen Belgiens würde allerdings Frankreich jederzeit auf jede Bedingung eingehen, wenn Deutschland erlaubte, daß es Belgien nehme.“

Zwei Tage später schrieb Motley weiter: „Geliebte Mary! Unser Besuch ist ganz so angenehm und genußreich verlaufen, wie wir erwartet, und das will viel sagen. Es hat mir sehr wohlgethan, mit Bismarck so im lieben Familienkreise zu verkehren. Wir haben lange, lange Gespräche geführt über die großen Ereignisse, in denen er die Hauptrolle gespielt hat, und er geht auf alles so sans gêne ein und mit soviel einfachem Freimut, daß es großen Reiz hat, ihm zuzuhören. Wie wünschte ich, daß Du auch unter den Zuhörern gewesen wärst. Die Fürstin sieht fast ganz so aus wie früher und soll dabei doch sehr oft leidend sein; und wenn ich Dir sage, daß sie von Natur eine ängstliche Person ist wie Du, und immer in Alarm war, wenn das unbedeutendste Kranksein ihren Gemahl oder die Kinder befiel, so kannst Du Dir vorstellen, was sie während all der Feldzüge ausgestanden haben muß.“

Am 28. Juli 1872 feierte Bismarck das silberne Jubiläum der Ehe mit seiner lieben, treuen Johanna. Höchst schlicht und einfach ging es bei diesem Familienfeste zu. Außer den eignen Angehörigen, dem Freunde Motley und dessen Tochter wohnten denselben nur der Bruder, Bernhard v. Bismarck, nebst Frau und Sohn, sowie Freund

Moritz von Blanckenburg bei. Während der Festtafel brachte dem Jubelpaare die aus Kolberg herübergekommene Kapelle des 54. Infanterieregiments ein Ständchen. Nach hunderten zählten die telegraphischen und brieflichen Kundgebungen, worin die Freunde und Verehrer des großen Kanzlers, darunter allerhöchste und höchste Persönlichkeiten wie der Kaiser, die Kaiserin, das kronprinzliche Paar, die preußischen Prinzen, König Ludwig von Bayern u. a., ihre Glückwünsche darbrachten.

Der Kaiser sandte seinem Reichskanzler zu diesem Jubeltage eine kostbare Vase, die von folgendem Handschreiben aus Koblenz vom 26. Juli begleitet war: „Sie werden am 28. ein schönes Familienfest begehen, das Ihnen der Allmächtige in seiner Gnade beschert. Daher darf und kann Ich mit Meiner Teilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben, und so wollen Sie und die Fürstin, Ihre Gemahlin, hier Meinen innigsten und herzlichsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen! Daß Ihnen beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen! Unsere und Meine Dankbarkeit gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie Mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn Meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch hiefür werden Sie Ihre Dankgebete nach oben senden, daß Gott Sie begnadigte so Hohes zu leisten! Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, — das erhielt Sie Ihrem schweren Berufe! Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen, ist Mein stetes Anliegen an Sie, und freue Ich Mich aus Ihrem Briefe durch Oberst Graf Lehndorff und von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden. — Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt, und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Er-

hebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.
Ihr treuergebener dankbarer König Wilhelm."

Dieses denkwürdige Schreiben, das in seiner rührenden Herzlichkeit und schlichten Einfachheit ein beredtes Zeugnis ist für die Empfindungsweise des großen Kaisers und für das innige Verhältnis zu seinem treuen Kanzler findet ein würdiges Gegenstück in dem Briefe, worin Bismarck am 1. August seinem königlichen Herrn seinen Dank abstattete. Dasselbe lautet:

„Eure Majestät haben meiner Frau und mir durch die huldreiche Teilnahme an unserm Familienfeste eine große Freude bereitet, und wollen unsern ehrfurchtsvollen Dank gnädig entgegennehmen. Mit Recht heben Eure Majestät unter den Segnungen, für die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor, aber zum Glück gehört in meinem Hause, für meine Frau sowohl wie für mich, das Bewußtsein der Zufriedenheit Eurer Majestät, und die so überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das Allerhöchste Schreiben enthält, sind für kranke Nerven wohlthuender als alle ärztliche Hilfe. Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir so gut nicht bis zu Ende gehen. Für eine besonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienste eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Eurer Majestät Führung nie zu besorgen hat, mit einem warmen Gefühle für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu geraten. Möge Gott mir auch ferner zu dem Willen die Kraft geben, Eurer Majestät so zu dienen, daß ich mir die Allerhöchste Zufriedenheit erhalte, von der ein so gnädiges Zeugnis heut vor mir liegt, in Gestalt des Handschreibens vom 26. — Die Vase, welche rechtzeitig eintraf, ist ein wahrhaft monumentaler Ausdruck königlicher Huld, und dabei so solide, daß ich hoffen darf, nicht die Scherben, sondern das Ganze wird meinen Nachkommen die gnädige Teilnahme Eurer Majestät an unsrer Silberhochzeit vergegenwärtigen. — Die Offiziere des 54. Regiments hatten die kameradschaftliche Freundlichkeit gehabt, ihre Musik

von Kolberg herzuschicken. Sonst waren wir, wie die ländlichen Verhältnisse es mit sich bringen, auf den engern Familienkreis beschränkt; nur der frühere amerikanische Gesandte in London, Motley, ein Jugendfreund von mir, war zufällig zum Besuch hier. — Mit meiner Gesundheit geht es langsam besser; gearbeitet habe ich allerdings gar nicht, doch hoffe ich für die Zeit der Kaiserbesuche mich zum Dienst bei Eurer Majestät melden zu können. v. Bismarck."

Wie hier verheißen, meldete sich der Reichskanzler am 3. September neu gekräftigt nach Berlin zurückgekehrt, beim Kaiser zum Dienst, um den Verhandlungen und Festlichkeiten beizuwohnen, welche in jenen Tagen des Besuchs des russischen und des österreichischen Kaisers stattfanden. Die fremden Herrscher verliehen dem deutschen Staatsmanne damals die höchsten Orden ihrer Länder. Und über dem Großen vergaß Bismarck auch das Kleinere nicht. So erhielt am 6. September der damals berühmteste Komiker Berlins Karl Helmerding vom Wallnertheater, der das Fürstenpaar in besonders herzlicher und sinniger Weise zur Silberhochzeit beglückwünscht hatte, eine Einladung ins Kanzlerpalais. Über seinen Besuch bei dem großen Kanzler gab der große Komiker ausführlichen, launigen Bericht, darin es an gegebener Stelle hieß:

„Ich warf mich in meinen Frack, nahm eine offene Droschke ‚erster Jüte‘ und rief dem Kutscher zu: ‚Zum Fürsten Bismarck!‘ Obgleich der Wagenverkehr auf der Hauptstraße untersagt war, wurde meine Droschke nicht ein einziges Mal angehalten. Jedenfalls kannte man mich. Wenn man seit zwanzig Jahren die Hauptrollen an demselben Theater spielt, kennt einen jedermann. Auch hörte ich die Straßenjungen rufen: ‚Nanu, kiek mal Helmerdingen!‘ — Ich fuhr wie ein Triumphator. Ich nahm zuerst die Huldigungen entgegen, welche die Volksmenge für den Kaiser von Österreich vorbereitet hatte. Ein Freund, der mir begegnete, fragte mich, wohin ich fahre. ‚Je nun‘, antwortete ich mit der natürlichsten Miene von der Welt, ‚ich fahre zu Otto‘.

„Da, gerade im nämlichen Augenblicke, was sehe ich? — Der Fürst selber fährt im offnen Wagen in entgegengesetzter Richtung an mir vorüber. Er grüßt mich, ich ihn gleichfalls, aber, — ich versichere —

ohne zu lachen. Ich sehe nach meiner Uhr, es fehlen nur noch wenige Minuten bis zur Dinerzeit. Und mein Wirt fuhr davon! —

„Darauf fuhr ich mit königlicher Pünktlichkeit beim Fürsten Bismarck vor. Ich trat in ein kleines Zimmer und traf mehrere Herren, die mir Ihre Freude bezeugten, mich zu sehen. Eine junge Dame kam mir entgegen und sagte: ‚Mein Vater ist zum Empfange des Kaisers von Österreich nach dem Schlosse berufen worden, Herr Helmerding, aber er wird bald zurückkehren.‘ Auf dem Tische sah ich einen Ordensschmuck, welchen der Fürst, wie man mir sagte, denselben Tag erhalten hatte. Es war ein großes, sehr schönes mit Brillanten besetztes Kreuz.

„Bald darauf trat der Fürst ein, begrüßte jeden der Gäste mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit, reichte mir die Hand und entschuldigte sein spätes Kommen. ‚Ich habe beim Empfange des Kaisers von Österreich als Dekoration dienen müssen‘, sagte er, ‚aber nun können wir in Ruhe plaudern. — Ah, Sie betrachten meinen neuen Orden. Wen stellt dieser Biedermann in der Mitte vor? —‘

„Es ist der heilige Andreas.“

‚Woher wissen Sie das, Herr Helmerding?‘

„Das sieht man, wenn man das Kreuz umdreht.“

‚Dann werde ich es wohl umgekehrt tragen müssen‘, meinte der Fürst lachend.

Außer den Abordnungen der Berliner und Dresdener Stadtbehörden, welche in jenen Tagen die Ehrenbürgerbriefe dieser Städte überbrachten, empfing der Fürst damals auch ein Mitglied des englischen Parlaments, Arthur Kinnaird, welcher am 5. September eine Adresse überreichte, die, von zahlreichen englischen Parlamentariern, Geistlichen, Juristen und Großkaufleuten unterzeichnet, dem deutschen Reichskanzler den Dank und die Anerkennung der Bürger Großbritanniens für sein mutiges Auftreten im Kampfe gegen Rom aussprach.

Am Weihnachtsheiligabend des genannten Jahres, sandte der Kaiser seinem Kanzler als Geschenk eine Nachbildung des Rauchschen Standbildes Friedrichs des Großen mit einem zweiten huldreichen Schreiben. Bismarck sprach seinen Dank in einem Briefe aus, worin

der geniale Staatsmann von neuem Aufschluß über seine Vorliebe für die militärische Laufbahn gab. Es heißt darin:

„Ich habe jederzeit bedauert, daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtisch meine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und meine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu bethätigen. Auch heut, nachdem Eure Majestät mich zu den höchsten staatsmännischen Ehren erhoben hat, vermag ich das Bedauern, ähnliche Stufen nicht als Soldat mir erstritten zu haben, nicht ganz zu unterdrücken. Verzeihen Eure Majestät am Heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zu blicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eignen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen wie die Generäle, die das Denkmal zieren, als diplomatische Kampagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majestät Gnade habe ich die Aussicht, in Schrift und Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majestät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmanns für seinen Landesherrn, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch dienen kann, werden in keinem Denkmale Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer auf Wegen, wie Friedrich II. und Eure Majestät nach Gottes Ratschluß gegangen sind, in rücksichtsloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letzten Atem Eurer Majestät gehören. v. Bismarck."

Es war um jene Zeit, als der Kulturkampf in seiner ganzen Heftigkeit zum Ausbruch gekommen war, den Bismarck unter dem hartnäckigen Widerstande einer Anzahl seiner Ministerkollegen, sowie unter dem seiner alten Freunde von der konservativen Partei, ja selbst teilweise unter dem Widerstande des Königs zu führen hatte. Infolge dieser Gegnerschaft und mit Rücksicht auf seine schwankende Gesundheit

sah er sich veranlaßt, den König um Enthebung von dem Amte des preußischen Ministerpräsidenten zu bitten. Über die Ursache dieses Entschlusses schrieb er an den alten vertrauten Kampfgenossen Roon am 13. Dezember 1872:

„Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sonden die alten verliert, wenn man es zehn Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt. — Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die Desertation der konservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Überzeugung, nicht mehr lange zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde etwas für diese Welt Entmutigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. — Meine Federn sind durch Überspannung erlahmt. Der König als Reiter im Sattel weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu schanden geritten hat; die Faulen halten es länger aus. — Ich kann des Königs Ministerpräsident nicht bleiben; will mich Se. Majestät als Reichskanzler und Auswärtiger Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Kollegen, auf die ich nur bittweise Einfluß habe, und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht teilen kann, vermag ich in meiner deprimirten Gemütsverfassung nicht durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig. — Mit den Konservativen ist nichts zu machen."

Der Kaiser, dessen Verhältnis zum Kanzler sich immer inniger gestaltete, enthob zwar den Fürsten seinem Wunsche gemäß vom Präsidium des Ministeriums, gab ihm aber zugleich einen erhebenden Beweis seines Vertrauens, indem er ihm am 1. Januar die „brillantenen Insignien" des Schwarzen Adlerordens mit folgendem Begleitschreiben übersandte:

„Sie wissen, mit wie schwerem Herzen Ich Ihren Wunsch erfüllt habe, indem ich Sie von dem Vorsitze Meines Staatsministeriums entband.



Francesco Crispi.

Italienischer Ministerpräsident.

Aber Ich weiß, welche geistige und körperliche Anstrengung die zehn Jahre dieser Stellung von Ihnen verlangten und will deshalb nicht länger anstehen, Ihnen eine Erleichterung zu bewilligen. Zehn inhaltsschwere Jahre liegen hinter uns, seit Sie Meiner Berufung, an die Spitze der preußischen Verwaltung zu treten, Folge leisteten! Schritt für Schritt hat Ihr Rat und Ihre That Mich in den Stand gesetzt, Preußens Kraft zu entwickeln und Deutschland zur Einigung zu führen. Ihr Name steht unauslöschlich in der Geschichte Preußens und Deutschlands verzeichnet, und die höchste Anerkennung ist Ihnen von allen Seiten gerecht zu teil geworden. Wenn Ich genehmige, daß Sie die mit so sicherer Hand geführte Verwaltung Preußens niederlegen, so werden Sie mit derselben doch unter Fortführung der politischen Aufgaben Preußens in Verbindung mit denen der deutschen Reichskanzlerstellung im engsten Zusammenhange bleiben. — Durch die Verleihung der brillantenen Insignien Meines hohen Ordens vom Schwarzen Adler will Ich Ihnen bei diesem Anlasse einen erneuten Beweis Meiner höchsten Anerkennung und nie erlöschenden Dankbarkeit geben! Mögen die Ihnen gewährten geschäftlichen Erleichterungen die Kräftigung Ihrer Gesundheit sichern, die Sie erhoffen, und Ich wünsche, damit Sie lange noch dem engern und dem weitern Vaterlande und Mir Ihre bewährten Dienste leisten können.

Ihr treu ergebener und dankbarer König Wilhelm."

Zu der Verstimmung und Amtsmüdigkeit des Fürsten Bismarck trug auch nicht unwesentlich ein Konflikt bei, den derselbe mit der Unbotmäßigkeit eines der deutschen Vertreter im Auslande zu führen hatte, und der sich um jene Zeit zu einer heftigen Krisis zuspitzte. Es war der Streit mit dem Botschafter des Deutschen Reichs in Paris, Grafen Harry von Arnim. Trotzdem sich dieser Diplomat in der „positiven Kunst" der Politik schon in seiner ersten staatsmännischen Stellung, als Gesandter in Rom während des vatikanischen Konzils, nicht sonderlich bewährt hatte, wurde ihm dennoch durch die hohe Gunst, die er in Hofkreisen besaß, im Jahre 1871 der verantwortungsreichste und schwierigste Posten der deutschen Vertretung durch Ernennung zum Botschafter in Paris übertragen. Auch in dieser Stellung erwies sich

der Graf als durchaus unfähig. Schon während der in Brüssel und Frankfurt stattfindenden Friedensverhandlungen, die durch Arnims Ratlosigkeit über Gebühr verschleppt wurden, mußte Bismarck mehrmals energisch eingreifen. Zu der Unfähigkeit des Diplomaten kam noch ein trotziger Eigenwille und die maßloseste Eitelkeit. Auf die höchste und allerhöchste Gunst am Berliner Hofe gestützt, wagte er gegen die Weisungen seines Chefs eigenmächtige Politik in Frankreich zu treiben, die dahin führte, daß infolge monarchisch-klerikaler Umtriebe Thiers, der maßvolle und weise Präsident der französischen Republik, gestürzt und an dessen Stelle der Marschall Mac Mahon gewählt wurde, der allgemein nur als Platzhalter für den künftigen König der Franzosen, den Grafen Chambord, gehalten wurde.

Wie Bismarck über diese durch Arnim herbeigeführte Wendung der Lage in Frankreich dachte, sprach er dem Grafen Arnim mit den Worten aus: „Ich bin überzeugt, daß kein Franzose jemals auf den Gedanken kommen würde, uns wieder zu den Wohlthaten einer Monarchie zu verhelfen, wenn Gott über uns das Elend einer monarchischen Anarchie verhängt hätte. Die Bethätigung derartiger wohlwollender Teilnahme für die Geschicke feindlicher Nachbarländer ist eine wesentliche deutsche Eigentümlichkeit. — So lange die großen Monarchieen Europas zusammenhalten, ist ihnen keine Republik gefährlich. Dagegen wird die französische Republik sehr schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden. Diese meine Überzeugung macht es mir unmöglich, Sr. Majestät zu einer Aufmunterung der monarchischen Rechte in Frankreich zu raten, welche eine Kräftigung des uns feindlichen ultramontanen Elements einschließen würde."

Trotz energischer Zurechtweisung verharrte Arnim auf seiner Eigenmächtigkeit und ließ es ohne Widerspruch geschehen, daß die französischen Bischöfe förmlich den Kreuzzug gegen Italien und Deutschland predigten, einer derselben, der Bischof von Nancy, sich gar zu groben Beleidigungen des deutschen Kaisers hinreißen ließ. Ja, der unfähige und übereitle deutsche Diplomat, der sich mit Vorliebe in die amtlichen französischen Kreise drängte, ertrug es, ohne Genugthuung zu erhalten, daß ihm die Frau von Rothschild bei einem Diner des Präsidenten moralische Ohr-

feigen verabfolgte, indem sie ihm gröbliche Beleidigungen an den Kopf warf. Damit brachte der Schützling des Berliner Hofes auch beim Kaiser Wilhelm das Maß der Unzufriedenheit zum Überlaufen, so daß sich der Monarch auf Antrag des Kanzlers am 24. Februar 1874 entschloß, den Grafen Arnim von Paris abzuberufen, um ihn nach Konstantinopel zu versetzen, letztres freilich gegen den Willen Bismarcks, der ihn auch für diesen Posten nicht für fähig hielt.

Der eitle Diplomat, der sich für größer hielt als Bismarck, schwur, an diesem Vergeltung zu üben. Diesen Racheburst zu kühlen, erfüllte fortan sein Fühlen und Denken. Er ließ zunächst in der ‚Wiener Presse‘ am 2. April einen Artikel, „Diplomatische Enthüllungen“ betitelt, erscheinen, welcher die Bismarcksche Politik während des vatikanischen Konzils im Jahre 1870 auf das frechste bloßzustellen bestimmt war, und der in den deutschen ultramontanen Zeitungen bald ein lautes Echo weckte. Durch kaiserlichen Erlaß zur Rechenschaft gezogen, leugnete er auf seinen Amtseid die Urheberschaft jenes Artikels dreister Weise, gestand aber in einer spätern Schrift zu, denselben veranlaßt zu haben. — Bei seiner Abreise von Paris hatte er zudem etwa sechzig wichtige amtliche Schriftstücke mitgehen heißen, die er erst nach wiederholter strenger Aufforderung herausgab. Darauf wurde der Herr Graf unverzüglich in den Ruhestand versetzt, zur Disziplinaruntersuchung gezogen und zu neun Monaten Gefängnis und zur Dienstentlassung verurteilt.

Das Rachegefühl ließ indes dem „gekränkten“ Diplomaten keine Ruhe. Im Oktober 1875 ließ er im Verlagsmagazin in Zürich anonym eine Brandschrift gegen Bismarck erscheinen: „Pro Nihilo, Vorgeschichte des Arnimschen Prozesses“. Darin wurde die Arnimsche Staatskunst in das günstigste Licht gestellt, Bismarck aber und selbst der Kaiser auf das gröblichste geschmäht, alle Parteien gegen den unerträglichen Despotismus des „allmächtigsten Ministers seit Stilichows Zeiten, der dem Kaiser nur eine Scheinherrschaft gelassen“, aufhetzte, zur Rettung der von Bismarck mit Füßen getretenen Freiheit.

Abermals zur Rechenschaft gezogen, wurde der Graf des Landesverrats und ehrloser Gesinnung für schuldig befunden und zu fünf Jahren

Zuchthaus verurteilt, welcher Strafe der Schuldige sich allerdings durch die Flucht nach England entzog.

„Und mit solchen Menschen soll man nun höhere Politik machen!“ hatte Bismarck bereits im Jahre 1871 zu dem Grafen Beust über Arnim geäußert, als dieser sich nach seiner Ernennung zum Botschafter in Paris seinem damals in Gastein weilenden Chef vorstellte. Wahrlich, es wurde dem deutschen Kanzler schwer gemacht, den Mut und die Kraft zu bewahren, welche er als Hort und Hüter des Reichs bedurfte. Doch er hielt aus, trotz aller Feindschaft, die ihn umgab, wenn auch sein Riesenkörper zeitweise unter der Last des Amtes und der Wucht der feindlichen Angriffe zu erliegen drohte. Stunden der Freude und Erhebung und das eiserne Pflichtgefühl richteten den Ermatteten immer wieder empor. Sah er doch, daß unter den Schmähungen der Gegner sein Ruhm stetig wuchs und weiter und weiter über den Erdkreis drang.

Im Mai 1873 teilte der Direktor der Nord-Pacific-Eisenbahn-Kompanie in Nordamerika, Herr Jay Took, dem deutschen Reichskanzler den Beschluß der Direktion mit, „daß die Stadt, wo die Bahn den Missuri überschreitet, den Namen ‚Bismarck‘ erhalten solle.“ In seiner Antwort sprach der Fürst dem Amerikaner herzlichen Dank aus für die Ausdrücke, in welchen er von den Verdiensten gesprochen, die Bismarck seinem Vaterlande und „den Interessen habe leisten können, die allen Völkern gemeinsam“ seien.

Derartige völkerverbindende Interessen pflegte Bismarck auch, als er dem durch seine Schriften der Weltlitteratur angehörenden englischen Geschichtsforscher Thomas Carlyle, dem Biographen Friedrichs des Großen und Schillers, zu seinem achtzigsten Geburtstage am 2. Dezember 1875 folgenden Glückwunsch sandte:

„Hochgeehrter Herr! Die Feier Ihres achtzigsten Geburtstages geht auch Deutschland an, und Ihnen darf ich das ja in meiner Muttersprache sagen. Wie Sie bei Ihren Landsleuten Schiller eingeführt, so haben Sie den Deutschen unsern großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebendige Bildsäule hingestellt. Was Sie vor langen Jahren von dem „heldenhaften“ Schriftsteller gesagt, er stehe unter dem

edlen Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich an Ihnen selbst erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle. Empfangen Sie mit meinem herzlichsten Glückwunsche die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung. Fürst v. Bismarck."

Der englische Gelehrte antwortete:

„Sir! Sonnabend morgens, an meinem achtzigsten und höchst wahrscheinlich meinem letzten Geburtstage, wurde ich durch einen Brief geehrt, der bei weitem der merkwürdigste, am wenigsten erwartete und der erfreulichste war von allen, die mich bei der Gelegenheit erreichten. Es ist dies der edle, weise, aufrichtige und großherzige Brief, den Sie die Güte hatten, mir zu schreiben, und den ich mit großer Überraschung und großer und bleibender Freude gelesen habe. Erlauben Sie mir zu sagen, daß mir keine Ehre hätte widerfahren können, die ich höher geschätzt oder die länger und freundlicher in meiner Erinnerung gelebt haben würde, so lange mir in dieser Welt noch zu leben vergönnt ist. Was Sie von meiner bescheidenen Geschichte Ihres großen Königs Friedrich zu sagen belieben, scheint mir die treffendste und schmeichelhafteste Äußerung zu sein, die ich noch irgendwo über diesen Gegenstand vernommen, und sie macht mich aus dem Munde eines solchen Mannes wahrhaft stolz. Ich danke Ihnen aufs herzlichste und aufrichtigste für Ihre Freundlichkeit, und werde fortfahren, Ihnen, wie seit lange, alles Glück und Gedeihen auf Ihrem großen und edlen Lebenswege zu wünschen. Möge Gott Ihnen Jahre und Kraft verleihen, das großartige und glückhafte Unternehmen, in welchem Sie vor den Augen der ganzen Welt bereits so Großes erreicht haben, zu vollenden und wider alle Stürme zu befestigen! Euer Durchlaucht unterthänigster und gehorsamer Diener Th. Carlyle."

Um jene Zeit hatte eine Gesellschaft in Dortmund, an deren Spitze der Oberbürgermeister Becker stand, der ehemalige „Rote Becker", einer der überwundenen Gegner des Kanzlers, einen Wettbewerb um den Preis für eine Bismarckhymne ausgeschrieben. Den Preis erhielt der Leipziger Dichter Rudolf von Gottschall für seine Dichtung, die mit den Worten schloß:

„Von Alpenhöhn zum Meere
Ruft laut das Vaterland:
Der Hort der deutschen Ehre.
Ruht fest in deiner Hand.“

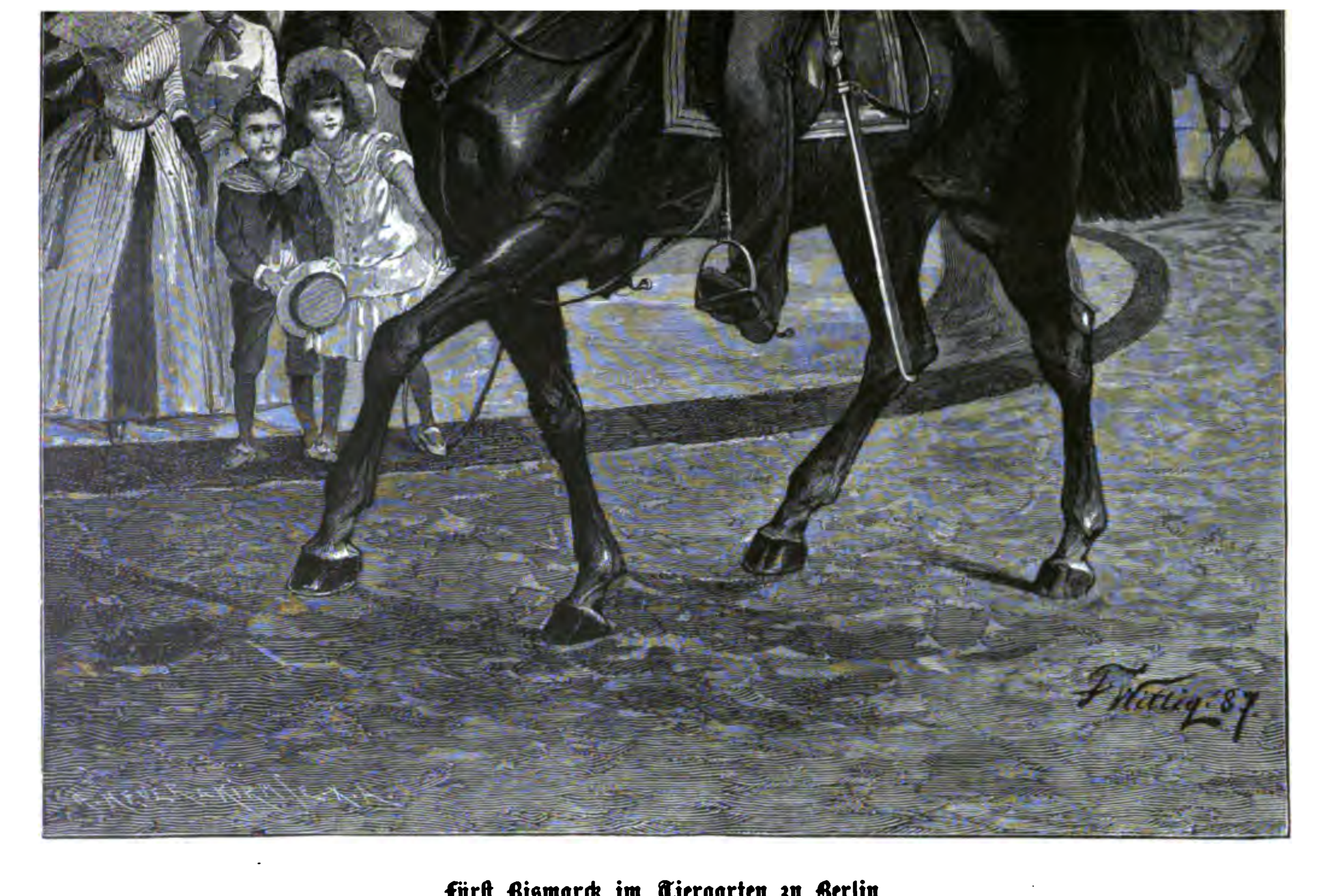
Zu Anfang des Jahres 1875 wurde Bismarck ersucht, die Widmung des Preisliedes anzunehmen. Er antwortete den Dortmundern mit den bescheidenen Worten: „In dem von dem Dortmunder Komitee ausgehenden Gedanken eines Preisausschreibens für eine „Bismarckhymne“ liegt eine so außergewöhnliche und hervorragende Ehrenbezeugung für mich, daß es mich einigermaßen in Verlegenheit setzt, durch ein Eingehen auf diese Idee eine Art von Anschluß an die freundliche Absicht Ihrer Herren Mitbürger auszudrücken. Wenn ich trotzdem dem Wunsche jener Herren folgend, die Widmung der preisgekrönten Komposition annehme, so geschieht es in der Hoffnung, daß das Werk mit vielen andern dem deutschen Volke vertrauten Melodien dazu beitragen möge, die Flamme echter Vaterlandsliebe zu nähren und zu beleben. In diesem Sinne sage ich dem Dortmunder Komitee für sein Unternehmen meinen aufrichtigen Dank.“

Unmittelbar von Bismarck geehrt wurde bald darauf ein andrer deutscher Dichter; es war der Sänger des „Trompeters von Säkkingen“ und so vieler deutscher Lieder voll echt deutschen Humors, Viktor von Scheffel, den der Reichskanzler zu seinem fünfzigsten Geburtstage am 15. Februar 1876 beglückwünschte, und der seinen Dank in folgenden Verszeilen aussprach:

„Ein gutes Blatt Geschichte
Ist mehr als tausend Gedichte.“

Drei Tage später erhielt Bismarck den handgreiflichen Beweis dafür, daß sein Name mit Verehrung und Bewunderung selbst in den Urwäldern Amerikas genannt werde. Ein Deutscher namens Adolf Kitz, Soldat der Vereinigten Staaten, sandte dem deutschen Reichskanzler vom 18. Februar 1876 eine Nummer der in der Stadt Bismarck am Missuri erscheinenden „Bismarckzeitung“ nebst einer Schilderung der Ansiedelung, die den Namen unsres Helden trägt. In seinem Begleitschreiben sagte der Absender: „Auch die deutschen Soldaten der Vereinigten Staaten mitten unter den wilden Indianerstämmen des





Fürst Bismarck im Tiergarten zu Berlin.

Originalzeichnung von F. Wittig.

fernen Westens sehen mit großer Spannung der unter Fürst Bismarcks Leitung sich vollziehenden Neugestaltung des Deutschen Reichs entgegen und wünschen, daß es dem Fürsten vergönnt sein möge, das Ruder des deutschen Staatsschiffes noch viele Jahre mit der bisherigen Kraft und Geschicklichkeit zu lenken, zum Wohle Deutschlands und der Deutschen im Auslande."

Bismarcks Klage darüber, daß es zu seinem Gewerbe gehöre, Feinde zu gewinnen und die alten Freunde zu verlieren, war in mancher Hinsicht doch grundlos. Wie viele von seinen alten Widersachern hatte er durch die Erfolge seiner genialen, wiewohl oft rücksichtslosen Staatskunst in ihn bewundernde Freunde umgewandelt! Zu diesen gehörte seit dem Jahre 1871 der erbittertste Gegner Bismarcks, Graf Beust. Wie tief die Verehrung des großen deutschen Staatsmannes im Herzen des Grafen Wurzel geschlagen hatte, davon gab derselbe in jener Zeit einen schönen Beweis. Es war am 19. Februar 1878, als Bismarck im Reichstage gelegentlich einer Verhandlung über die Folgen des orientalischen Krieges über das Verhältnis Deutschlands zu Österreich sprach, dabei der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit des Grafen Andrassys hohe Anerkennung zollte und am Schlusse sagte: „In frühern Zeiten da war es anders; da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: ‚Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht, ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen."

Bismarck hatte besonders den Herrn von Prokesch im Auge gehabt. Ungenaue Zeitungsberichte stellten die Bemerkung aber so hin, als sei mit derselben Graf Beust gemeint gewesen. Dieser richtete darauf am 26. Februar von London aus, wo er damals österreichischer Botschafter war, an Bismarck folgende Zeilen: „Ew. Durchlaucht erlaube ich mir in Erinnerung an unsern letzten Gasteiner Aufenthalt im Anschlusse eine Alpenblume zu überreichen. In gewohnter Verehrung Beust. Die „Alpenblume" war ein sinniges Gedicht, das also lautete:

„Soll ich das Kompliment auf mich beziehn?
Wenn früher sprachen Österreichs Minister,
So glaubte Deutschlands Kanzler im Kamin
Zu hören nur ein windiges Geflüster.

Ich bin ein Freund des Scherzes, der verträgt
Den Scherz auch dann, wenn um sich selbst sich's handelt,
Denn seht, der Wind, der durch den Schornstein fegt,
Hat manches Feuer schon in Rauch verwandelt.

Und ward der Rauch zum Weihrauch dann für ihn,
Dem Sieger, dem von Herzen ich mich beuge,
Und wünsch' ich nur, daß künftig im Kamin
Kein Wind je einen schlimmern Qualm erzeuge."

Hierauf antwortete Bismarck am 2. März: „Ich bin dem Mißverständnisse dankbar, welches mir ein so freundliches und witziges Autograph, wie das vom 26., verschafft hat. Im Interesse der Wahrheit und des Wertes, den ich auf unsere persönlichen Beziehungen lege, muß ich aber feststellen, daß meine unüberlegte Einschaltung sich auf Prokesch bezog, mit dem ich, und er so gut wie ich, einigemal zu bundesfreundlichen Expektorationen außerhalb der Grenzlinie des diplomatischen Sprachgebrauchs gelangt bin. Der stenograpische Bericht meiner Rede hat die Wendung ‚Kollegen im Bunde'. Jedenfalls ist es eine angenehme Erfahrung für mich, daß der Verdacht einer unüberlegten Äußerung bei einem Manne von Geist mir eine liebenswürdige Erinnerung an Gastein und einem eleganten Versbau als Strafe ins Haus bringt. In Hoffnung auf Wiedersehen in Gastein der Ihrige von Bismarck."

Bisher hatte Bismarck in Berlin, sechzehn Jahre lang, im Auswärtigen Amte gewohnt, dessen Einrichtung noch aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammte und nichts weniger als prunkvoll war. Der Kanzler hatte sich aber wohl und behaglich in diesen bescheidenen Räumen gefühlt und seine Gäste, besonders die der parlamentarischen Abende, nicht minder. „Bei Bismarck klingelt man wie bei andern Sterblichen," hatte der ungarische Dichter Maurus Jókai nach einem Besuche beim deutschen Reichskanzler geäußert. Freilich gab's in dem Hause des echt deutschen Mannes keine Schar betreßter Diener und keinen Pförtner mit hohem goldknöpfigen Stabe in der feierlich ausgestreckten Rechten. Das ganze männliche Dienstpersonal wies nicht mehr als sieben Namen auf. Aber dafür wohnten in den Räumen echt deutsche Gemütlichkeit und wohlige Behaglichkeit,

welche dem vielgeplagten Staatsmanne die Häuslichkeit nach den Stunden harter Arbeit dank der liebevollen Fürsorge der Frau Johanna zum Paradiese machten.

Manches frohe Ereignis in der Familie des Staatsmannes erhöhten das Glück dieser Häuslichkeit. Seine Kinder sah der Fürst aufblühn und gedeihn. Am 20. März bestand der älteste Sohn, Graf Herbert, sein diplomatisches Examen „mit Auszeichnung". Derselbe wurde fortan der treue und tüchtige Gehilfe des Vaters. Am 10. April 1877 trat er, während der Vater einen längern Urlaub bewilligt erhielt, als Kabinettschef bei demselben ein. Die einzige Tochter, Gräfin Marie, verlobte sich am 22. September 1878 mit dem Grafen Kuno von Rantzau; die Vermählung fand am 16. November desselben Jahres statt, und ein Jahr später, am 26. November 1879, wurde in Berlin Bismarcks erster Enkelsohn geboren, Otto (Joh. Heinr. Herbert Wilh. Kuno) von Rantzau. Der Bismarcksänger Gustav Schwetschke in Halle begrüßte den fürstlichen Großvater infolge des glücklichen Ereignisses mit folgendem Gedichte:

„Ave Ave!*)

Ein doppelt Ave dir! eins kommt von aveo.
Von avus kommt das andre froh;
Zum Tage, wo solch Frohes dir geschah,
Ruf ich auf deutsch: Heil dir, o Großpapa!"

Freundliche Glückwünsche wurden dem glücklichen Großvater aus allen Teilen Deutschlands und weiter her zugesandt. Und wie das deutsche Volk herzlichen Anteil nahm an Freud und Leid, die ihm widerfuhren, so gab manches herrliche Fest, welches das Vaterland dank seiner weisen Staatskunst in jener Zeit zu feiern den Anlaß hatte, auch ihm Gelegenheit, zu zeigen, wie innig er mit demselben trotz aller Feindschaft einzelner Elemente dennoch verwachsen war.

Am Sedantage 1873 wohnte er der feierlichen Enthüllung und Einweihung des Siegesdenkmals auf dem Königsplatze in Berlin bei, welches „das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere" errichtet hatte, und das auf den Darstellungen der Ruhmesthaten des deutschen

*) Ave (Heil dir, von aveo) und ve (o Großvater, von avus.)

Schwertes auch ihn, den großen Baumeister des Reichs, verewigte. Ein zweites Nationaldenkmal zur Verherrlichung der großen vaterländischen Errungenschaften wurde am 16. August 1875 auf der Grotenburg bei Detmold feierlich geweiht, das Standbild Hermanns, des ersten Befreiers Deutschlands vom Römerjoche, und zwei Jahre später, am 16. September 1877 wurde der Grundstein zu dem Nationaldenkmal auf dem Niederwalde, der erhabenen Verkörperung der „Wacht am Rhein" durch die wiedererstandene, die Kaiserkrone tragende Germania, gelegt.

Fehlte auch auf keinem dieser Denkmäler deutscher Kraft und Größe die gewaltige Gestalt des Begründers der deutschen Einheit, so ließen es sich einzelne begeisterte Verehrer desselben nicht nehmen, ihn eigens in Stein und Erz schon bei Lebzeiten zu verewigen. Im Jahre 1877 wurde ein Bismarck-Denkmal in den Anlagen des Soolbades in Kissingen errichtet, am 1. April 1879, am vierundsechzigsten Geburtstage des Fürsten, das von dem Kommerzienrate Andreä gestiftete Bismarck-Denkmal auf dem Augustinerplatze in Köln feierlich eingeweiht. Freilich hatte der große Realpolitiker an dieser Art der Huldigung nicht sonderliches Wohlgefallen; er mochte sich selbst gewissermaßen im fossilen Zustande bei Lebzeiten nicht sehen. Was solle er wohl für ein Gesicht machen, meinte er, wenn er in Köln an seinem eignen Standbilde vorüberginge.

Mehr Freude hatte sein praktischer Sinn an der Huldigung einer Schar „Getreuer in Jever", die ihm seit dem 1. April 1871 zu jedem Geburtstage regelmäßig hundertein Kibitzeier mit einem Glückwunsche im ostfriesländischen Plattdeutsch übersandten, und der im Jahre 1879 zur Zeit der Hochflut der Verhandlungen über die neuen Wirtschaftsreformen also lautete:

„Bi all den Striet um Stür und Toll
Hollt wi't doch mit dat Monopol:
De Kiwittseier hunnert un een
Blivet för ‚Dörchläuchting' ganz alleen."

Die neuen Aufgaben, die dem deutschen Reichskanzler und Leiter der preußischen Staatskunst beim Ausblick in das zweite Jahrzehnt des neuen Reichs zunächst entgegentraten, stellten ihm in erster Linie die



Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler.

Von F. Siemenroth.

Mit Genehmigung der Kunstverlags-Anstalt von Otto Troitzsch in Berlin.

Durchführung der Wirtschafts- und Sozialreformen, die Kolonialpolitik und die Wahrung des Völkerfriedens. Daß alle diese Aufgaben nur unter heißem Ringen erfüllt werden konnten, wußte er nur zu gewiß. Aber nach Heldenart fühlte er seine Kampfluft angesichts des bevorstehenden Streits wunderbar wachsen. Die ihn oft anwandelnde Schwäche und Erbitterung, unter welcher er früher mehrmals vom Kampfplatze zu weichen beschlossen, schien völlig überwunden; kühn bot er den Gegnern die Stirne. Dies sprach er in seiner Rede am 4. Februar im Abgeordnetenhause gelegentlich der Verhandlung über das „Verwendungsgesetz" aus, das die Verteilung der Steuer- und Zollüberschüsse zur Erleichterung der Gemeinden, besonders in den Schullasten zu regeln bestimmt war. Hier sagte er: „Die Parteigegensätze, die bei uns noch obwalten, schwinden nur vorübergehend, wenn das Vaterland in hohen Wellen der Gefahr steht, und diese sind, Gott sei Dank! nicht vorhanden, es ist auch keine Aussicht dazu. Ich bin deshalb auf recht lange parlamentarische Kämpfe in diesen Fragen gefaßt. Aber ich werde um kein Haar breit darin schwanken, in keiner Weise umkehren; und ich werde auf der Bresche sterben, so Gott will auf dieser Stelle dermaleinst, wenn ich nicht mehr leben kann. Ein braves Pferd stirbt in den Sielen. Ich habe früher die Absicht, zurückzutreten, unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht leistungsfähig mehr fühlte, die Sache fortzuführen, und weil ich bei meinen Kollegen nicht überall die Unterstützung fand, deren ich bedurfte, und ich halte es für nützlich, festzustellen, daß ich von dieser Velleität ganz zurückgekommen bin, und es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. (Lebhafter Beifall.) Ich sage, ich gedenke so lange im Amte zu bleiben, wie Se. Majestät der Kaiser es für gut befindet. — Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollten, da habe ich mir gesagt: Ich muß dem Vaterlande doch noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, so lange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen." — „Im Dienste des Vaterlandes verbrauche ich meine Kraft — Patriae inserviendo consumor", Bismarcks Wahlspruch, erscheint hier auf erhabene Weise bethätigt.

Den Parteien, welche unter der Losung: „Fort mit Bismarck!“ kämpften, stellte sich eine andere, die bismarcktreue, die Bismarckpartei sans phrase, gegenüber; dieselben befehdeten sich einander auf das heftigste, so daß oft die wichtigsten Interessen des Reichs durch diesen Parteihader beeinträchtigt wurden. Selten ist ein Staatsmann von den Wogen der Parteigunst und des Parteihasses so umbrandet gewesen wie Bismarck. Er fürchtete oft, daß das Reichsschiff in dieser Brandung des Parteikampfs zerschellen und zu Grunde gehen würde. Er sagte im Reichstage: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythus, daß, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein neuer Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respektive niederzustimmen. Unser Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Dann kam, was ich unter dem Begriffe Loki verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader. Der Parteigeist überwuchert uns; und der Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigne Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unsrer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde.“

Er hatte sich gegen die böswilligsten und kleinlichsten Schmähungen und Verdächtigungen zu verteidigen und mußte an sich die Wahrheit des Worts erfahren, welches einst ein Abgeordneter des Parlaments in der Frankfurter Paulskirche sprach:

„Wem vom Kanonenmund
Ein schnelles Ende blitzt,
Der stirbt den Heldentod
Im raschen Lauf der Stunden;
Doch auf wem Liliput
Mit tausend Nadeln sitzt,
Der stirbt millionenmal
An Millionen Wunden.“

Es kamen für den vielgequälten Staatsmann dennoch wieder Stunden, in welchen er sagte: „Ich bin müde, todmüde, und namentlich, wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muß!“ „Ich bin nicht mehr jung, ich habe gelebt und geliebt — gefochten auch. Das einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter gegen seinen Willen nicht habe verlassen können.“

Die unverbrüchliche Treue, die der Kaiser seinem Staatsmanne hielt, hielt der Staatsmann seinem Kaiser. Der Kanzler vertrat die Rechte und Pflichten des Herrscheramtes in einer Weise, daß seine Gegner anfingen, vorwurfsweise von einer Regierung Bismarck, von einer Dynastie Bismarck zu sprechen, ihn den Hausmeier des Kaisers zu nennen. Demgegenüber erklärte er im Reichstage: „Meine Herren, ich habe nie etwas anderes verlangt, als der Diener meines Herrn zu sein. Ich bin der Diener des vorigen Königs gewesen, ich bin der Diener meines jetzigen Herrn, und es giebt keinen Dienst, den er nicht von mir verlangen könnte; das bezeugt die Thatsache, daß ich trotz meines körperlichen Elends noch hier bin und ihm diene, so lange meine Knochen zusammenhalten. Aber von einer Regierung des Königs und des Fürsten Bismarck sprechen, — welche Beleidigung für Seine Majestät den Kaiser liegt darin, welche Beleidigung für meine Ehrlichkeit, für meine Treue, mit der ich diesem Herrn diene als Vasall, als Beamter und als Diener in jeder Beziehung.“

Es gehörte freilich mehr als eine Eisennatur dazu, solche Anstrengungen unter den ewigen Kämpfen und Aufregungen auf die Dauer zu ertragen. Die Kraft Bismarcks war denn auch trotz alledem mehr als einmal nahe daran, solcher Last zu erliegen. Es gab eine Zeit, in welcher seine Nerven ihren Dienst fast gänzlich zu versagen drohten. Er war in einer Weise erregt und gereizt, daß man in ihm die Kraft und Großmut der Löwennatur früherer Jahre kaum noch wiedererkannte. Dies zeigte sich in einer fast kleinlichen Verfolgung seiner Gegner in den zahlreichen Bismarckbeleidigungs-Prozessen. Wenn im Parlament der Abgeordnete Eugen Richter, der hartnäckigste unter seinen Wider-

sachern, sich zum Worte meldete, überfiel ihn ein nervöses Zittern, so daß er den Saal verließ und fern blieb, so lange jener sprach.

Welche dämonischen Gedanken in solchen Augenblicken, wenn Bosheit und hämische Niedertracht seinen Zorn erregten, in seinem Geiste aufstiegen, davon hat er später selbst Kunde gegeben.*) Als im Jahre 1889 ihm wiederum von einem Abgeordneten der Pfuiruf zugeschleudert worden war, und er den Unverschämten in furchtbarem Zorne zurechtgewiesen hatte, sagte er seinen Gästen beim parlamentarischen Frühschoppen am 20. Mai: „Ich bin am vorigen Sonnabend (18. Mai) zu weit gegangen. Ich habe es nachher bedauert; aber ich bin solche Insulten nicht gewohnt; man wird erregt und geht dann zu weit. — Was soll man auch machen, wenn einem jemand sozusagen vor versammeltem Kriegsvolke Pfui zuruft. Es ist doch gerade, als ob mich jemand anspuckt. Es ist mir das früher schon in meinem parlamentarischen Leben vorgekommen. Damals war es ein Herr vom Zentrum, der mir das Wort zurief. Es war die Zeit, wo ich noch immer einen Revolver in der Tasche trug. Als der Zwischenruf erscholl, dachte ich zunächst: ‚Gehst hin und schießt ihn nieder!‘ Nach einer halben Minute Überlegung aber habe ich mir gesagt: „Nein, das ist denn doch nicht dein Metier!“

Bismarck litt seit Jahren an Nervenschmerzen, die ihn oft Tag und Nacht auf das entsetzlichste quälten, dazwischen warf ihn von Zeit zu Zeit noch irgend eine heftige Krankheit aufs Lager. Da wurde ihm, als er am 16. Juni 1883 abermals an Magenkatarrh und Gelbsucht erkrankt war, ein junger Münchener Arzt, Dr. Schwenninger, zugeführt, dem es durch eine glückliche Kur gelang, den Leidenden auf die Dauer zu heilen, so daß dessen Körper bald wie verjüngt erschien und noch einmal in voller Kraft aufblühte. Die Schwenningerkur bestand hauptsächlich in einer peinlich genauen Durchführung einer geregelten Lebensweise in Bezug auf Ernährung und Schlaf. Von der Energie, mit welcher der Arzt seine Kur durchsetzte und von der Gewalt, die er über seinen Pflegebefohlenen, den eisernen Kanzler, gewann, zeugt folgender

*) Vergl. Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier.“ Bd. III. S. 215/16.



Empfang des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm durch P



Papst Leo XIII. im Vatikan zu Rom, am 12. Dezember 1883.

Vorgang: Als Bismarck am dritten Tage nach Schwenningers Eintritt als Hausarzt bei ihm eine von diesem nicht erlaubte Speise essen wollte, nahm derselbe ihm den Teller vor der Nase weg und schüttete den Inhalt durch das Gartenfenster.*) Das unsterbliche Verdienst, das sich Dr. Schwenninger um die Wiederherstellung und Erhaltung der Gesundheit unsres großen deutschen Staatsmanns erworben hat, ist ihm unbestritten anerkannt worden. Selbst Windthorst hat demselben seinen Dank und seine Anerkennung dafür ausgesprochen. Von bedeutsamer Stelle ist dem Lebensretter Bismarcks höchstes Lob zu teil geworden, als der Kultusminister von Goßler dessen Ernennung zum Professor an der Berliner Universität einer Anfrage im Abgeordnetenhause gegenüber am 23. Februar 1885 zu rechtfertigen hatte und sagte: Wie groß das Verdienst des Herrn Dr. Schwenninger ist, ist zu subjektiv zu entscheiden, je nach der Stellung, die man dazu einnimmt, welchen Wert die Erhaltung der Gesundheit und der Kraft unsres leitenden Staatsmanns hat. Daß er das größte Verdienst um die Erhaltung hat, ist bekannt. Der Reichskanzler hat wiederholt Ärzten, deren Weltruf unbestritten ist, Gelegenheit gegeben, ihn zu kurieren. Keiner dieser Ärzte hat es vermocht, und wenn man gesehen hat, in welcher Weise diese Aufgabe gelöst werden mußte, so ist es zu verwundern, daß sich überhaupt noch ein andrer gefunden hat, sich der Arbeit zu unterziehen. Aber wie ein Forscher durch Monate lange Arbeit ein wissenschaftliches Problem löst, so hat jener Arzt diese Aufgabe zur glücklichen Lösung gebracht. Man muß Zeuge gewesen sein dieser unermüdlichen und nüchternen Begleitungen aller Lebensäußerungen des Patienten, um zu wissen, was es heißt, ihn geheilt zu haben. Wenn darauf hingewiesen wird, daß der Kranke selbst andern Ärzten die Heilung erschwert hat, so rechne ich es dem Doktor als das größte Verdienst an, daß er seine Autorität so hoch hat anspannen können, daß auch dieser Kranke sich seinen Anordnungen gefügt. Wenn ein Mann wie dieser Doktor im Besitze eines Allerhöchsten Handschreibens ist, worin ihm in inniger und spontaner Weise dafür gedankt wird, daß er dem Könige und dem

*) Vergl. Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier.“ Bd. III. S. 114.

Vaterlande den unentbehrlichsten Diener erhalten hat, so kann ein Mann über viele Belohnungen hinwegsehn.“ Das Verdienst, den Dr. Schwenninger dem Kanzler zugeführt und bei demselben eingeführt zu haben, gebührt angeblich dem Abgeordneten Dietze=Barby.

Mit voller Kraft konnte der Reichskanzler sich nun wieder seinen hohen Aufgaben widmen, und manchen schönen Erfolg hatte seine Staatskunst noch zu verzeichnen. Mit stets sieghafter Hand lenkte er das Reichsschiff durch alle Klippen und Gefahren auf der bewegten See der äußern Politik. Seine Erfolge auf diesem Gebiete gaben ihm den Grad einer Meisterschaft, vor welcher sich auch seine heftigsten Gegner willig beugten; sie mußte selbst ein Eugen Richter anerkennen, dem es der Reichskanzler sonst in keiner Sache recht machen konnte.

Im Jahre 1884 wurde das deutsch=österreichische Bündnis, welches der letzte Staatsakt des Grafen Andrassy gewesen war, erneuert, nachdem sich zuvor auch Italien demselben angeschlossen hatte und der Zweibund nun zum Dreibund erweitert worden war. In der Förderung dieser Friedenspolitik stand dem Fürsten Bismarck der Graf Kalnoky, der um jene Zeit die österreichische Staatskunst leitete, treu zur Seite. Ohne Wanken fest stand das Bollwerk des Friedens, das durch die Vereinigung der drei mitteleuropäischen Großmächte geschaffen worden war und konnte jedem Angriff von Osten oder Westen her Trotz bieten. Unter solchen Umständen hielten es die feindlichen Nachbarn doch für geraten, die Streitaxt ruhen zu lassen. Ja, der Kaiser von Rußland war sichtlich bemüht, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und Österreich wiederherzustellen, worin er von Herrn von Giers, der nach der Abdankung Gortschakoffs zum Leiter des russischen Kabinetts berufen worden, unterstützt wurde. Die Zusammenkunft der drei Kaiser Europas in Skierniewice im Jahre 1884 war das Ergebnis dieser Bemühungen, durch welche zwar ein Anschluß Rußlands an den Dreibund nicht erfolgte, aber doch die zwischen den Nachbarmächten herrschende Spannung einstweilen wieder ausgeglichen wurde, so daß der Völkerfrieden auf Jahre hinaus gesichert war und der deutsche Kanzler unter dem Schirme desselben an der Lösung der hohen Aufgaben im Innern des Reichs ungehindert weiter arbeiten konnte.



Graf Gustav Siegmund Kalnoky,

Oesterreichisch-Ungarischer Minister des Auswärtigen.

Ein hervorragendes Werk zum innern Ausbau des Reichs und zur Durchführung seiner Wirtschaftsreform war der Einschluß der Freien Städte Hamburg und Bremen in das deutsche Zollgebiet, das Bismarck unter jahrelangem heftigem Widerstreben der Bevölkerung jener Städte und der manchesterlichen Elemente im Reichstage im März 1885 durch Annahme des Reichsgesetzes über den Zollanschluß Bremens zur Vollendung brachte. Das Gesetz über die Einverleibung Hamburgs in das Zollgebiet war bereits am 21. Januar 1882 angenommen worden. Den Vorwürfen seiner Gegner, daß er auch in dieser Frage nach dem Grundsatze „Macht geht vor Recht" handle, begegnete der Kanzler (in der Reichstagssitzung vom 24. Februar 1881) mit den Worten: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: Salus publica! (Das Gemeinwohl.) Ich habe von Anfang meiner Thätigkeit an vielleicht oft zu rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, was ist — so lange ich allein in Preußen war — für meine Dynastie, und heutzutage, was ist für die deutsche Nation das Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige. Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie, in erster Linie kommt die Nation, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei atmen können. — Schaffen wir zuerst einen festen, nach außen gesicherten, im Innern festgefügten, durch das nationale Band verbundenen Bau, und dann fragen Sie mich um meine Meinung, in welcher Weise mit mehr oder weniger liberalen Verfassungseinrichtungen das Haus zu möblieren sei. — Von dem Bau des Deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation, da verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehe und nicht bloß eine passagere Feldbefestigung nach einigen Seiten hin haben soll. Seiner Schöpfung und Konsolidation habe ich meine ganze politische Thätigkeit vom ersten Augenblicke an untergeordnet, und wenn Sie mir einen einzigen Moment zeigen, wo ich nicht nach dieser Richtung der Magnetnadel gesteuert habe, so können Sie mir vielleicht nachweisen, daß ich geirrt habe, aber

nicht nachweisen, daß ich das nationale Ziel einen Augenblick aus den Augen verloren habe. (Beifall rechts.)"

Mit der Durchführung seiner wirtschaftlichen Reformpläne ging die Lösung der sozialpolitischen Aufgaben Hand in Hand. In der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 hieß es: „Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage die Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines innern Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unsern darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellungen."

Es wurde dann die Wiederholung der Vorlage des abgelehnten Arbeiter-Unfallversicherungsgesetzes angekündigt, sowie die „gleichmäßige Organisation des Krankenkassenwesens" und die staatliche Fürsorge der durch Alter und Invalidität erwerbsunfähigen Kräfte der niedern Volksklassen in Aussicht gestellt. Es kostete dem Urheber dieser arbeiterfreundlichen Gesetzgebung noch manch harten Kampf, ehe er dieselbe zur Durchführung brachte. Die Beweggründe zu derselben legte er dem Reichstage wiederholt in längern Reden dar. Am 2. April 1881 sagte er in Bezug auf die erste Vorlage eines Arbeiter-Unfallversicherungsgesetzes:

„Vor dem Verhungern ist der invalide Arbeiter durch unsere heutige Armengesetzgebung geschützt. Das genügt aber nicht, um den Mann mit Zufriedenheit auf sein Alter und seine Zukunft blicken zu lassen, und es liegt in diesem Gesetze auch die Tendenz, das Gefühl

menschlicher Würde, welches auch der ärmste Deutsche meinem Willen nach behalten soll, wach zu erhalten, daß er nicht rechtlos als reiner Almosenempfänger dasteht, sondern daß er ein peculium (freies, eignes Vermögen) an sich trägt, über das niemand außer ihm verfügen kann und das ihm auch nicht entfremdet werden kann und ihm manche Thür leichter öffnet, die ihm sonst verschlossen wird, und ihm in dem Hause, in dem er Aufnahme gefunden hat, eine bessere Behandlung sichert, wenn er den Zuschuß, den er mit hineinbringt, aus dem Hause auch wieder entfernen kann. Wer den Armenverhältnissen in großen Städten selbst prüfend näher getreten, wer auf dem Lande namentlich den Gemeindearmen nachgespürt hat und selbst in den bestverpflegten guten Gemeinden hat beobachten können, wie ein Armer, namentlich wenn er schwach und verkrüppelt ist, unter Umständen behandelt wird im Hause von Stiefmüttern, von Verwandten irgend einer Art, von sehr nahen Verwandten mitunter, der muß eingestehen, daß jeder gesunde Arbeiter, der dies mit ansieht, sich sagt: Es ist doch fürchterlich, daß ein Mensch auf diese Weise durch die Behandlung in dem Hause, das er früher bewohnte, herunterkommt, wo der Hund seines Nachfolgers es nicht schlimmer hat. Das kommt vor! Welche Waffe hat ein schwacher Krüppel dagegen, wenn er in die Ecke gestoßen und hungrig ernährt wird? Er hat gar keine! Hat er aber nur hundert oder zweihundert Mark für sich, so besinnt sich das Haus schon sehr, bevor es ihn drückt. Wir haben es bei den Kriegsinvaliden sehen können, wenn nur sechs oder fünf Thaler monatlich gegeben werden, das ist für einen armen Haushalt auf dem Lande schon etwas Bares, wo die kleinrechnende Frau sich sehr besinnt, daß sie den Kostgänger, der Geld einbringt, nicht verdrießlich macht und los wird. Also sage ich, wir haben das Bedürfnis, in diesem Gesetze auf eine menschenwürdige Behandlung zunächst dieser Armen zu wirken, und ich werde Herrn Richter in den weitern Konsequenzen im nächsten Jahre — mag dies Gesetz abgelehnt werden oder nicht — vollständig befriedigen in Bezug auf die Masse und Ausdehnung der staatlichen Fürsorge für eine bessere und würdigere Behandlung der Erwerbslosen. Aber zunächst ist dieses Gesetz gewissermaßen eine Probe, die wir machen und auch eine Sonde, wie tief das

Wasser finanziell ist, in das wir Staat und Land vorschlagen hineinzutreten . . . Nennen Sie das Sozialismus oder nicht, es ist mir das ziemlich gleichgiltig . . . es ist ein ziemlich wohlfeiles Spiel mit dem Schatten an der Wand, wenn man „sozialistisch" darüber ruft.

„Wenn der Herr Abg. Bamberger, der ja an dem Worte „christlich" keinen Anstoß nahm, für unsre Bestrebungen einen Namen finden wollte, den ich bereitwillig annehme, so ist es der: Praktisches Christentum, aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wo wir ihnen wirklich etwas gewähren wollen. (Beifall rechts.) Aber umsonst ist der Tod. Wenn Sie nicht in die Tasche greifen wollen und in die Staatskasse, so werden Sie nichts fertig bekommen."

Das Unfallversicherungsgesetz wurde, nachdem es zum zweitenmal vom Reichstage abgelehnt, endlich auf eine wiederholte zu rascher Arbeit mahnende Kaiserliche Botschaft am 6. Juli 1884 vom Reichstage angenommen, während ein später eingebrachtes Gesetz über die Krankenkassen bereits am 15. Juni 1883 zustande gekommen war. Die dritte in Aussicht gestellte Gesetzesvorlage, die Invaliditäts- und Altersversorgung betreffend, erforderte noch Jahre der Vorbereitung und Beratung, bis es am 24. Mai 1889 zur Vollendung kam. Letzteres ging mit mancherlei Mängeln aus der Abstimmung hervor, die besonders in dem unbequemen Quittungsmarkensystem, nach dem dasselbe den Namen „Klebegesetz" erhielt, hervortraten. Bismarck, der an diesen Unvollkommenheiten nicht schuld war, hatte das Gesetz und die Urheber jener Mängel später selber scharf getadelt.

Der Segen, den diese sozialpolitische Gesetzgebung den niedern Volksklassen gebracht hat, läßt sich in festen Zahlen handgreiflich nachweisen: In der Unfallversicherung wurden beispielsweise im Jahre 1893 38 163 700 Millionen Mark ohne die Beiträge der Arbeitgeber ausgezahlt. Die Kopfzahl der Entschädigten betrug 277 690. In der Invaliditäts- und Altersversicherung betrugen die im Jahre 1893 gewährten Renten 16 241 402 Mark. Die großartige Bedeutung der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung kennzeichnete im Jahre 1889 der italienische Professor und Senator Luzzatto, der spätere Finanzminister in



Humbert I., König von Italien.

Italien auf dem Pariser internationalen Kongresse der Volkswirte mit den Worten: „Es ist ein riesenhaftes Werk, geschmiedet mit dem Hammer eines Cyklopen.“ Ein Schweizer, Professor v. Zerleeder in Bern, nannte das Werk ein leuchtendes und unerreichtes Vorbild für alle Kulturstaaten, einzig dastehend in der Geschichte der Menschheit und besondern Lobes wert wegen des weiten Spielraums, den das Selbstbestimmungsrecht und die thätige Kontrolle der arbeitenden Bevölkerung dabei fände, doppelt lobenswert, da diese Gesetze ausgegangen seien von einem monarchischen Staate und Volke. —

Die Macht und der geachtete Name des Reichs waren, nachdem eine stattliche Zahl neuerbauter starker deutscher Kriegsschiffe die Weltmeere durchkreuzten, auch wohl im stande, den deutschen Landeskindern, welche sich in fremden Erdteilen niedergelassen hatten, Schutz zu gewähren. Diese Niederlassungen, die dem deutschen Handel unschätzbaren Nutzen zuführten, riefen denn auch bald die Hilfe und den Beistand des Mutterlandes an, die ihnen auch gewährt wurden. Große Gebietserwerbungen in fernen Weltteilen behufs Gründung deutscher Kolonien zu machen, wozu vielfache Anregungen gegeben wurden, lag anfangs nicht in der Absicht des Reichskanzlers. Doch die schnelle Entwicklnng des deutschen Handels in den überseeischen Ländern und die treibende Kraft der deutschen Unternehmer rissen ihn bald mit fort, die vaterländischen Interessen auch auf diesem kolonialen Gebiete mit Nachdruck zu wahren. Es trat an die Reichsregierung die Forderung heran, die Gebiete deutscher Ansiedelungen unter ihren Schutz zu stellen und so gegen die Vergewaltigung deutscher Kaufleute seitens andrer Mächte zu verhindern. So wurden die deutschen Ansiedlungen auf den Fidschiinseln nach langen Verhandlungen am 19. Januar 1885 unter Reichsschutz genommen. Eine Vorlage, die Erwerbung der Samoainseln betreffend, wurde vom Reichstage abgelehnt, dagegen der von dem Bremer Kaufmann Lüderitz an der Südwestküste Afrikas erworbenen Kolonie Angra Pequena am 24. April 1884 der Reichsschutz gesichert. Die Erwerbung größerer Gebiete in West- und Ostafrika folgte.

Zur Beförderung des Verkehrs zwischen den deutschen Kolonialgebieten und dem Mutterlande war es notwendig, daß regelmäßige Post-

schiffsverbindungen nach den überseeischen Ländern eingerichtet und unterhalten wurden. Zu diesem Zwecke brachte der Reichskanzler am 24. Mai 1884 eine Vorlage an den Reichstag, welche ihn ermächtigen sollte, eine Postdampferverbindung zwischen Deutschland über Ostasien nach Australien ins Leben zu rufen, wozu die Kosten auf höchstens vier Millionen Mark während einer Zeit von fünfzehn Jahren veranschlagt wurden. Hierüber entspannen sich lange heftige Kämpfe mit den Gegnern, im Verlaufe derselben entwickelte Bismarck die Entstehung sowie die Ziele und Zwecke seiner Kolonialpolitik, er sagte am 26. Juni 1884:

„Wir sind zuerst durch die Unternehmungen hanseatischer Kaufleute, verbunden mit Landankäufen und gefolgt von Anträgen auf Reichsschutz, dazu veranlaßt worden, die Frage, ob wir diesen Reichsschutz in dem gewünschten Maße versprechen könnten, einer nähern Prüfung zu unterziehen. Ich habe meine frühere Abneigung gegen Kolonieen nach dem System wie die meisten im vorigen Jahrhundert waren, was man jetzt das französische System nennen könnte — die als Unterlage ein Stück Land schaffen und dann Auswanderer herbeizuziehen suchen, Beamte anstellen und Garnisonen errichten — heute noch nicht aufgegeben. Etwas ganz anders ist die Frage, ob es zweckmäßig, und zweitens, ob es die Pflicht des Deutschen Reichs ist, denjenigen seiner Unterthanen, die solchen Unternehmungen im Vertrauen auf des Reiches Schutz sich hingeben, diesen Reichsschutz zu gewähren und ihnen gewisse Beihilfen zu leisten. Und das bejahe ich, allerdings mit weniger Sicherheit vom Standpunkte ihrer Zweckmäßigkeit — ich kann nicht voraussehen, was daraus wird — aber mit unbedingter Sicherheit vom Standpunkte der staatlichen Pflicht. (Sehr richtig! rechts.) Ich kann mich dem nicht entziehen. Ich bin mit einem gewissen Zögern an die Sache herangetreten und habe mich gefragt: „Womit könnte ich es rechtfertigen, wenn ich diesen Unternehmern über deren Mut — ich habe die Herren persönlich gesprochen — über deren Schneidigkeit, über deren Begeisterung für ihre Aufgabe ich mich gefreut habe, sagen wollte: Das ist alles sehr schön, aber das Deutsche Reich ist dazu nicht stark, es würde das Uebelwollen andrer Staaten auf sich ziehen, es würde, wie Herr Dr. Bamberger sehr richtig schilderte, in

unangenehme Berührnng mit andern kommen, es würde „Nasenstüber“ (Hört! hört! rechts) bekommen, für die es keine Vergeltung hätte; dazu ist unsere Flotte nicht stark genug?! — Aber ich muß sagen, daß ich als der erste Kanzler des neugeschaffenen Reichs doch eine gewisse Schüchternheit empfand, eine Abneigung mich so auszusprechen, und selbst, wenn ich an diese unsere Schwäche und Unfähigkeit geglaubt hätte, ich würde mich geniert haben, den Hilfesuchenden offen zu sagen: wir sind zu arm, wir sind zu schwach (Beifall rechts), wir sind zu furchtsam für euern — Anschluß an das Reich euch Hilfe vom Reich zu gewähren. (Beifall rechts.) Ich habe nicht den Mut gehabt, diese Bankerotterklärung der deutschen Nation auf überseeische Unternehmungen den Unternehmern gegenüber als Reichskanzler auszusprechen .... Wir gedenken überhaupt in keine exklusive Kolonialpolitik einzutreten, wie leider andre weniger mächtige Staaten als England sie ausüben und dadurch das Aufblühen und den Handel ihrer Kolonien unterdrücken. Das liegt nicht in unsrer Absicht.... Unsre Absicht ist, nicht Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen, aber in der höchsten Entwicklung, auch solche, die sich eine Souveränität, eine schließlich dem Deutschen Reiche lehnbar bleibende, unter seinem Schutze stehende kaufmännische Souveränität erwerben, zu schützen, in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen die Angriffe aus der unmittelbaren Nachbarschaft als auch gegen die Bedrückung und Schädigung von Seiten andrer europäischen Mächte. Im übrigen hoffen wir, daß der Baum durch die Thätigkeit der Gärtner, die ihn pflanzen, auch im ganzen gedeihen wird, und wenn er es nicht thut, so ist die Pflanze eine verfehlte, und es trifft der Schade weniger das Reich als die Unternehmer, die sich in ihren Unternehmungen vergriffen haben.“ *)

Nach diesen maßvollen Grundsätzen handelte der Reichskanzler und fand für diese weise Politik auch die Unterstützung der Mehrheit des Reichstags, wenn er mit den Gegnern auch noch manchen Strauß zu bestehen hatte. Es wuchs und blühte das Reich unter der Fürsorge seines getreuen Eckart trotz aller Widersacher doch mächtig auf, im Innern gefestigt, nach außen geschützt und geachtet. Unermüdlich war

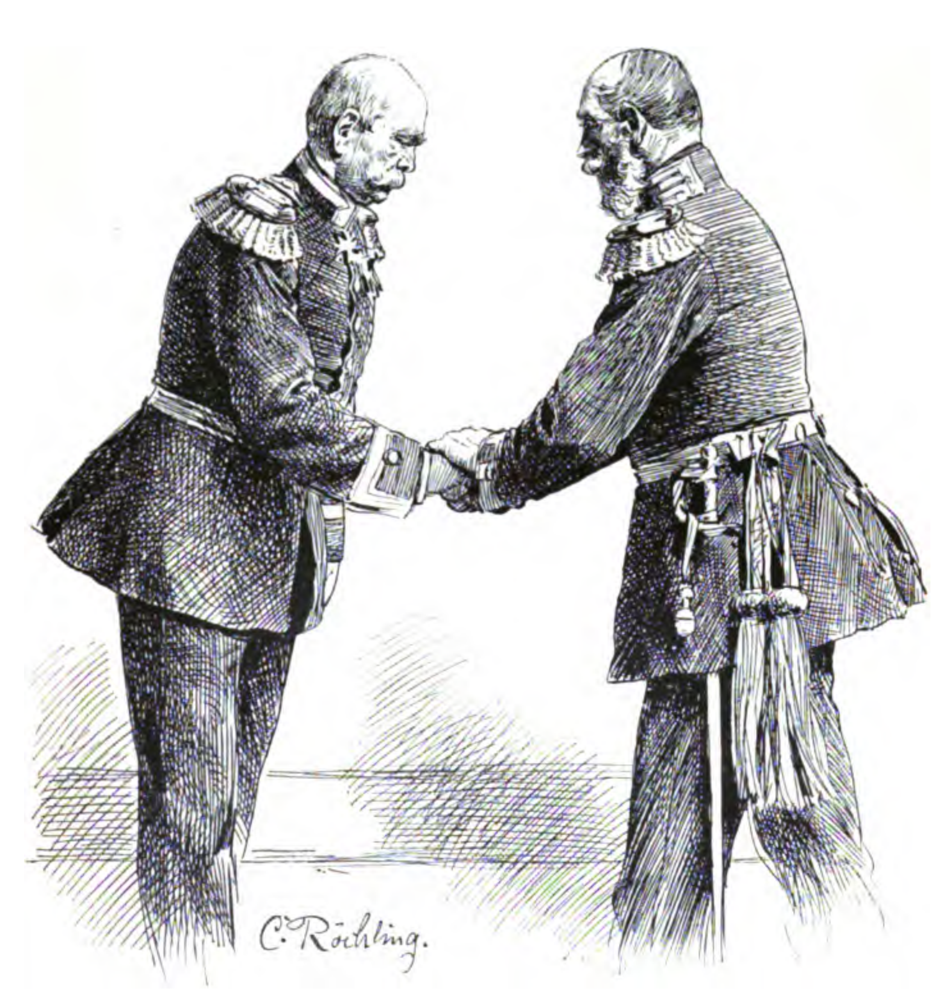
*) Hans Kraemer: „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. III. S. 393.

sein Hort und Hüter thätig, das Gedeihen zu fördern. Seine Arbeit wuchs mit der Fülle seiner Aufgaben, und — seiner Jahre. Trotzdem brachte es der damalige Reichstag im Herbste 1885 zu stande, die von ihm nachgesuchte Einrichtung und mit einem Kostenaufwande von 20000 Mark veranlagte Stelle eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amte — zu streichen. Ein Sturm der Entrüstung aber erhob sich ob dieser Erbärmlichkeit der Reichsboten im deutschen Volke, dem der Hohn des Auslands folgte. „Solche Schäbigkeit ist niemals von einer Körperschaft zur Schau gestellt worden, die sich selbst ein Parlament nennt“, schrieb ein englisches Blatt.

Am 1. April 1885 feierte Fürst Bismarck bei vollem Wohlsein und in rüstiger Kraft seinen siebzigsten Geburtstag. Er hatte an diesem Tage die hohe Befriedigung, daß ihm das deutsche Volk mit seltener Übereinstimmung dankbare Huldigung darbrachte. Glückwünsche und Gaben aller Art und in fast unzählbarer Menge wurden ihm aus allen Gegenden des Vaterlands und aus aller Welt, wo nur immer Deutsche wohnen, dargebracht. Seine „Getreuen in Jever“ sandten ihm mit den gewohnten hundertein Kibitzeiern folgenden plattdeutschen Glückwunsch:

„Säbentig Jahr lewt,
Ümmer dütsch strewt,
Ümmer dütsch dahn:
Lat' wieder so gahn!“

Eine besonders hohe Freude wurde dem greisen Fürsten dadurch bereitet, daß ihm als ein Geschenk des Volks das frühere zu seinem Stammsitze gehörende, im Jahre 1835 an die Gärtnersche Familie übergegangene eigentliche Hauptgut Schönhausen wieder übermittelt wurde. Kurze Zeit darauf machte er in Schönhausen einen Besuch. „Bismarck gehört zu den Männern,“ sagt Bewer, „die niemals aus Schwäche, wohl aber aus Zorn oder Freude weinen können.“ Augenzeugen berichten, daß dem Fürsten die Thränen über die Wangen gestürzt seien, als er den ersten Rundgang durch sein wiedergewonnenes Schönhausen antrat, und er nun wieder das ungeteilte Erbe seiner Väter sein eigen nennen durfte. Und welch eine erhebende Symbolik lag in diesem Nationalgeschenk! Er hatte nach unsäglichen Mühen seinen Mitbürgern die deutsche



Kaiser Wilhelm I. gratuliert dem Fürsten Bismarck
zu seinem 70. Geburtstag.

Erde, das alte kaiserliche Vaterland zurückgegeben, und dankbar gaben ihm die deutschen Bürger dafür die verlorene Stammscholle zurück. Konnte es für den Mann, der so unendlich tief mit der deutschen Erde und allem heimatlichem Wesen verwachsen ist, einen schönern Tag, eine reinere Seelenfreude geben? Freilich fehlte es damals in der allgemeinen Begeisterung für den Nationalhelden an solchen nicht, die wie die losen Leute bei Sauls Königswahl scheelsüchtig abseits standen, die da sagten: „Er hätte das Geschenk nicht annehmen sollen; er hätte sich Schönhausen selber kaufen können; Geld hat er ja genug dazu." — „Hätte Bismarck," fügt Bewer hinzu, „den niedrigsten Angriffen zuvorkommen wollen, so hätte er das Stammgut seiner Väter in Arbeiterwohnungen parzellieren und seine Söhne ein Handwerk lernen lassen müssen."

Von seinem kaiserlichen Herrn wurde der Fürst Bismarck an seinem siebzigsten Geburtstage durch das Geschenk eines großartigen Gemäldes von Anton von Werner, die Verkündigung des Kaiserreichs zu Versailles darstellend, erfreut. In dem die Gabe begleitenden Glückwunschschreiben hieß es: „Sie, Mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird. Ihnen sage Ich daher mit diesem nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren spätern Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und Sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was Wir Ihnen zu danken haben! Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige Ich diese Zeilen, als über das Grab hinausdauernd Ihr dankbarer treuergebener Kaiser und König Wilhelm."

Solche Stunden und Tage entschädigten den großen deutschen Staatsmann für seine Mühen und Kämpfe und stärkten ihn zu neuen Thaten. Neben seinen Gegnern hat es im Vaterlande zu allen Zeiten als größere Mehrzahl auch Dankbare und Getreue gegeben, die nie vergessen, was Bismarck dem deutschen Volke geleistet hat, und dies offen zum Ausdrucke gebracht haben.

Wenige Monate nach seinem siebzigsten Geburtstage, am 4. Juni 1885, beging Fürst Bismarck die fünfzigjährige Jubelfeier seines Eintritts in den Staatsdienst. Um diese Zeit war es, da der Fürst einen

entscheidenden Schritt zur Beilegung des Kirchenstreits that und so sein Wort, welches er den Führern des Zentrums, das ihm in den Kämpfen der innern Politik treu zur Seite gestanden, gegeben hatte, einlöste. Eine diplomatische Verwicklung mit der spanischen Regierung wegen der Besetzung der im Großen Ozean gelegnen Karolineninseln benutzte der Reichskanzler, um dem mildgesinnten Papste Leo XIII. einen Beweis seiner versöhnlichen Gesinnung zu geben, indem er ihn als Schiedsrichter in dieser Streitsache anrief. Der Spruch des Friedensvermittlers fiel, wie Bismarck bei ungenügender Begründung der deutschen Ansprüche vorausgesehen hatte, zu gunsten Spaniens aus. Die deutsche Regierung erklärte sich bereit, sich der Entscheidung zu fügen. Leo XIII., durch die ihm übertragene Ehre geschmeichelt, dankte dem Manne, den sein Vorgänger verflucht hatte, durch Verleihung seines höchsten Ehrenzeichens, des Christusordens mit Brillanten. Gleichzeitig erließ der Papst aufs neue Weisungen an die deutschen Bischöfe, sich den Staatsgesetzen unterzuordnen, wogegen der Reichskanzler die Milderung der Maigesetze in den preußischen Kammern beantragte und erlangte. Es ist leicht erklärlich, daß auch diese Schritte des Fürsten Bismarck je nach dem Parteistandpunkte verschieden beurteilt wurden.

Mit dem Gefühle stolzer Freude aber mußte es jeden Deutschen erfüllen, wenn er auf die hohe Stellung blickte, die sein Vaterland zu jener Zeit schon im Rate der Völker einnahm. Wie in keiner Zeit zuvor war der deutsche Name in der Welt zu Ehren und Ansehen gekommen. Stolze Kriegsschiffe, auf deren Masten die schwarz-weiß-rote Flagge wehte, durchfurchten die Fluten der Weltmeere, deren Bestimmung aber jetzt einzig auf den Schutz des deutschen Handels sich richtete, der unter der Macht des Reichs zu hoher Blüte gelangt war und umfassende Ansiedelungen in fremden überseeischen Gebieten gegründet hatte. „Das Kaiserreich ist der Friede!“ Dies Wort, durch Napoleon in Bezug auf Frankreich einst zum Spott geworden, war jetzt, auf Deutschland angewendet, durch die Bestrebungen deutscher Staatskunst zu einem Wahrspruch von hoher Bedeutung geworden. Welches Ansehen unser Vaterland durch seine Friedensbestrebungen unter den Völkern gewonnen, bezeugt der Ruf, den ein englisches Blatt

an den Minister Gladstone richtete: „Sine Germania nulla salus!“ Ohne Deutschland kein Heil!

> Unvergleichlich hehr und mächtig,
> Hort des Friedens, stehst du da:
> Stolzes Glück, dein Sohn zu heißen,
> Herrliche Germania!

Die schönen Worte, welche der greise König Wilhelm bei Errichtung des Kaiserthrons einst als Wunsch ausgesprochen, waren in Erfüllung gegangen. Gott hatte ihm verliehen, ein „Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Um jedoch dem Reiche diese Weltstellung zu erhalten, mußte die deutsche Staatskunst das Schwert allezeit stark und schneidig bereithalten, um es gegen die Störer des Völkerfriedens, die im Osten und Westen, neidvoll auf Deutschland blickend, fortdauernd zum Streite rüsteten, im entscheidenden Augenblicke in die Wagschale werfen zu können. Da die deutschfeindlichen Elemente in Rußland fort und fort wuchsen und mit Erfolg zum Kriege gegen Deutschland trieben, so war die Gefahr eines Angriffs seitens der mit den Russen förmlich verbündeten Franzosen immer drohender geworden, und die Reichsregierung legte im Jahre 1886 dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, der eine bedeutende Verstärkung des Heeres zum Zwecke hatte. Als aber die Annahme dieser Vorlage an dem Widerspruche des Zentrums, der Sozialdemokraten und der Deutschfreisinnigen scheiterte, so wurde der Reichstag aufgelöst. Die aus den Neuwahlen hervorgegangene Volksvertretung hatte zu Anfang des Jahres 1888 abermals über diese Heeresvorlage zu beraten. Nun trat Bismarck mit seiner vollen Kraft für das Gesetz ein. Am 6. Februar war es, als er im Reichstage jene denkwürdige Rede hielt, welche die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte, und nach welcher ihm die Herzen seines Volks in freudiger Begeisterung entgegenschlugen. Der Fürst bezeichnet den Zweck des Gesetzes als den „der vollen Herstellung der Verwendbarkeit jener gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat,

für den Fall, daß wir sie brauchen". In der starken Heeresmacht des Deutschen Reichs liegt, so führt der gewaltige Redner weiter aus, die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens, den Deutschland niemals brechen wird, das sich aber auch durch keine Drohung schrecken lassen wolle. Denn schnöde herausgefordert, wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit dem furchtbaren Kampfesmut der Deutschen, diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriffe entwickelt, es aufzunehmen. „Wir Deutsche," so schließt der Fürst seine Rede, „fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußens unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!"

„Die unvergeßliche Weltrede," so urteilt Bewer, welche Fürst Bismarck am 6. Februar 1888 im Reichstage hielt, entwickelt sich rhetorisch ganz nach dem Schema der preußischen Kriegstaktik. Zuerst sucht der Fürst mit dem Vorredner, wie durch ‚eine vorausgeschickte Spitze', Fühlung zu gewinnen; sobald er dann auf den feindlichen Gedanken, daß ein europäischer Krieg im Anzuge sei, gestoßen ist und Gegenstellung genommen hat, richtet er von den Höhen der Geschichte auf den Feind zunächst eine stundenlange, mörderische Kanonade. Jedes Argument aus der preußischen, der polnischen, der russischen, der österreichischen und französischen Geschichte schlägt krachend als ein Beweis dafür ein, daß Deutschland weder selbst jemals mit Krieg gedroht hat, noch jetzt drohen wird. Dann, als die Stellung des Feindes durch dies Bombardement aus der historischen Ferne erschüttert ist, schickt der Fürst erst die preußischen Bataillone zum Sturmangriffe vor, alle übrigen deutschen Armeekorps drängen in imposanter Fülle



Fürst Bismarck empfängt die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I., den 8. März 1888.

Von P. Beckert.

nach, und unter einem wahren ‚furor teutonicus‘ wird nun die feindliche Position in ihrer ganzen Breite genommen. Ja, in diesem prächtigen Schlachtenbilde fehlt auch der Marketender nicht ganz, der — Humor. Die schwarzen Kriegsgedanken fliegen in wilder Flucht von dannen, unter dem herrlichen Schlachtruf ‚Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt‘ errichtet Bismarck auf dem gewonnenen Terrain vor den Augen aller Nationen ein deutsches Weltfriedenszeichen zur Beruhigung der Völker. Da jubelten Millionen deutsche Herzen ihm zu, Könige und Fürsten dankten ihm für seine wundervollen Worte, aus allen Erdteilen stürzten Telegramme in sein Haus, zum Beweise dafür, daß seine deutschen Friedensworte in allen Winkeln der Erde ein tiefbewegtes Echo gefunden habe.“

Eine wunderbare Erhebung durchzog die deutschen Herzen nach dieser gewaltigen That des großen Staatsmannes, ein stärkender Trost in jener trüben Zeit, da Deutschland um seinen allgeliebten Kaisersohn, Unsern Fritz, der, an einem Krebsleiden zum Tode krank, fern in San Remo weilte, Thränen weinte und bald darauf auch um das Leben des verehrten neunzigjährigen Kaisers Wilhelm bangen mußte.

Am 8. März stand Fürst Bismarck am letzten Krankenlager seines kaiserlichen Herrn und unterbreitete ihm die Verfügung des Reichstagsschlusses zur Unterschrift, seiner letzten, welche der scheidende Kaiser wenige Stunden vor seinem Heimgange mit schon erkaltender Hand vollzog. Tags darauf, in der Mittagsstunde des 9. März 1888, erschien der treue Paladin, vom Totenbette seines Kaisers kommend, im Reichstage und erbat sich zu einer Botschaft das Wort, welche nach amtlichem Berichte also lautete:

„Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits thatsächlich wissen werden, daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um 1/29 Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende

Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird. Ich hatte (Fürst Bismarck wischt sich die Thränen von den Augen) von dem hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, d. h. also heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur mit dem Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen, Se. Majestät hatten mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch schreiben zu können; infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück Sr. Majestät des Kaisers noch vollständig unterzeichnet vor mir. Nach den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstags ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach dem Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers. Ich mache deshalb von dieser Allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Bestimmungen und Überzeugungen des Reichstags entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

„Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Abscheiden, das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unsrer Mitte. Es ist dazu kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen — die leben in dem Herzen eines jeden Deutschen! Aber eines glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen, nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen, daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war diejenige, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unsres jetzigen regierenden Herrn, in der ganzen Welt, nicht bloß in Deutschland, sondern über alle Weltteile hinaus große

Teilnahme hervorgerufen haben. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, was des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Die zweite Richtung, in der Se. Majestät Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war diejenige, daß der Kaiser auf die Entwickelung seiner Lebensaufgabe, der Herstellung und Befestigung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hat, daß der Kaiser auf die Entwickelung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat.

„Meine Herren! Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlands und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert war — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, das der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! (Fürst Bismarck macht, von hörbarem Schluchzen unterbrochen, wiederholt und besonders am Schlusse seiner Rede oft sekundenlange Pausen.) Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlands mitzuwirken haben, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt wird!" Tiefes Schweigen, lange Pause; der Reichskanzler, die Hand vor das Gesicht haltend, lehnt sich in seinen Sessel zurück. Nachdem der Präsident die Sitzung geschlossen hatte, schritt der Reichskanzler in den Raum des Saales hinab; Graf Moltke trat auf ihn zu, und die beiden greisen Paladine standen sich eine Weile Hand in Hand und Auge in Auge gegenüber. Die Thränen, welche ihnen die Wangen herabliefen, sprachen beredt von dem, was ihre Herzen in diesem Augenblicke fühlten. Der Händedruck der beiden war die Besiegelung eines Gelöbnisses. Fürst Bismarck faßte es in die Worte: „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise."

Am 16. März geleitete Fürst Bismarck seinen alten Kaiser zur letzten Ruhestätte in dem stillen Grabtempel des Schloßgartens zu Charlottenburg. Das Band der Treue, welches die beiden größten Männer ihrer Zeit so fest miteinander verknüpft hatte, vermochte der Tod nicht zu zerreißen; es dauerte, wie es Kaiser Wilhelm einst aus-

gesprochen, über das Grab hinaus. Ein Verhältnis, wie es zwischen Kaiser Wilhelm I. und seinen großen Ratgebern bestanden hat, steht wohl beispiellos in der Geschichte da. Der Kaiser ist ein Genie des Charakters genannt worden. Darin liegt seine Größe. Er war zu groß, um die Größe andrer zu beneiden. Fürst Bismarck bewies seine Treue durch die That, indem er seine Kraft nun dem Sohne des heimgegangenen Herrschers widmete.

Kaiser Friedrich III. war am 11. März aus Italien heimgekehrt. Auf dem Bahnhofe in Leipzig hatte der Reichskanzler seinen neuen kaiserlichen Herrn begrüßt und ihn von dort in das zunächst zu seiner Residenz gewählte Charlottenburger Schloß geleitet. Mit Spannung hatte man im deutschen Volke auf diesen Augenblick gesehen. Wie wird sich der neue Kaiser zu dem Fürsten Bismarck stellen? Wird die Hoffnung, welche die Gegner des Reichskanzlers auf den Thronwechsel gesetzt haben, sich erfüllen? Kaiser Friedrich bestieg als ein dem sichern, nahen Tode Verfallener den Hohenzollernthron; er bedurfte eines treubewährten Ratgebers mehr als jeder andre Fürst. Er hatte trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, die ihn oft von dem Leiter der preußischen und deutschen Staatskunst getrennt haben mochten, nicht vergessen, was derselbe seinem Hause und dem Vaterlande geleistet. Er wollte deshalb seiner Kraft nicht entraten. Die Hoffnung der Bismarckgegner sank tief herab, als der Kaiser in einem im herzlichsten Tone gehaltnen Schreiben an den Fürsten Reichskanzler seinen Entschluß zugleich mit seinen Regierungsgrundsätzen kundgab. Das kaiserliche Schreiben an den Reichskanzler lautete:

„Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritte Meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfnis, Mich an Sie, den langjährigen, vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und mutvolle Ratgeber gewesen, der den Zielen seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat. Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Danke verpflichtet. Sie haben ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sind. —



Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Nach einer Originalaufnahme von Reichard & Lindner in Berlin.

Zur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne ich auf Ihre so oft bewiesene Hingabe und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung. Ihr wohlgeneigter Friedrich."

Die dem Erlasse beigefügten Regierungsgrundsätze zeigten, daß der Kurs des Reichsschiffes unter der Führung des neuen Kapitäns fast unverändert der alte bleiben sollte. „Einig mit den Anschauungen meines kaiserlichen Herrn Vaters," hieß es darin, „werde ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen 'zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen."

Nur neunundneunzig Tage währte die Regierung Kaiser Friedrichs, des edlen Dulders auf dem Throne. So kurz die Zeit war, hat sie doch wohl nicht zu der leichtesten im Leben des Fürsten Bismarck gehört. Galt es doch, fest und wachsam auf der Kommandobrücke zu stehen, damit der Kurs des Fahrzeugs derselbe bleibe! Das Getriebe gewisser oben bezeichneter Parteien im Volke wie andrer in den Hofkreisen suchte die Stellung des Kanzlers zu erschüttern und die Staatskunst in ein andres Fahrwasser zu leiten. Dies geschah besonders in der sogenannten „bulgarischen Frage", die damals in der äußern Politik wiederum auftauchte. Schon mehrmals zuvor hatte der Reichskanzler erklärt, daß Deutschland um des entlegnen Fürstentums Bulgarien willen sich nicht in verhängnisvolle Verwicklungen bringen dürfe. Zu Gunsten verwandtschaftlicher Verhältnisse zwischen dem deutschen und dem englischen Hofe sollte dieser Grundsatz jetzt aufgegeben werden. Fürst Bismarck aber setzte sich dem entschieden entgegen, indem er erklärte, daß „das Gewicht der Dynastie des Kaisers jederzeit auf seiten der nationalen Interessen und niemals auf seiten der fürstlichen Verwandtschaft in die Wagschale geworfen würde." Aus demselben Grunde widerriet er den jetzt abermals hervortretenden Plan der Verbindung einer preußischen Prinzeß mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien, dem Prinzen Alexander von Battenberg, bezüglich dessen der verstorbene Kaiser Wilhelm gesagt

hatte, „eine Prinzeß seines Hauses sei zu schade für das bulgarische Abenteuer". Alle Angriffe auf die Stellung des Reichskanzlers scheiterten an dem festen Vertrauen des Kaisers Friedrich zu seinem bewährten Ratgeber, dem wiederholt rührende Beweise kaiserlicher Huld und Zuneigung in jenen trauervollen Tagen zu teil wurden. Die Vorträge des Kanzlers bei seinem kranken Herrn wurden in hohem Grade dadurch erschwert, daß derselbe, durch sein Leiden bereits der Sprache beraubt, seine Antworten nur schriftlich, gewöhnlich mit Bleistift auf einem Blatte Papier, gab. Als der edle Kaiser eines Tages bemerkte, daß sein Kanzler, der Vortrag haltend vor ihm saß, infolge seines alten Nervenübels von heftigen Schmerzen gepeinigt wurde, stand er auf, holte einen zweiten Sessel herbei, legte die Füße des Kanzlers darauf und umhüllte sie mit einer warmen Decke. Der älteste Sohn des Fürsten, Graf Herbert Bismarck, welcher in seiner diplomatischen Laufbahn bis zum Amte eines Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Ministerium aufgerückt war, wurde in jenen neunundneunzig Tagen der Regierung Kaiser Friedrichs, am 22. April 1888, zum Staatsminister ernannt; der erste Fall in der preußischen Geschichte, daß Vater und Sohn zugleich Mitglieder des Staatsministeriums waren. Mit treffenden, begeisterten Worten bezeichnete kurz zuvor der Kronprinz Wilhelm, der in jener Zeit durch den Grafen Herbert Bismarck in die Geschäfte des Auswärtigen Ministeriums eingeführt wurde, die Stellung des Kanzlers zu seinem Kaiser und zum Vaterlande. Am dreiundsiebzigsten Geburtstage des Fürsten brachte der Kronprinz beim Festmahle im Hause desselben folgenden Trinkspruch aus: „Eure Durchlaucht! Unter den vierzig Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keins so ernst und schwerwiegend gewesen, als das jetzige: Der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie siebenundzwanzig Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserem jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe des jetzigen Vaterlandes ist. Ew. Durchlaucht werden ihm wie wir alle mit derselben altdeutschen Mannestreue dienen wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an, wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im

Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Ew. Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unsrem geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten! Gott segne und schütze denselben und Ew. Durchlaucht!"

Im Schlosse Friedrichs-Kron bei Potsdam verlebte Kaiser Friedrich seine letzten leidensvollen Tage. Am 14. Juni weilte der Fürst Bismarck an seinem Sterbebette und empfing den letzten Händedruck und den letzten Dankesblick aus seinen milden Augen. Tags darauf, am 15. Juni 1888, trug der elektrische Draht die Trauerkunde durch die Welt, daß der edle Dulder durch einen sanften Tod von seinen unsäglichen Leiden erlöst worden sei. An demselben Tage hatte der Fürst Bismarck eine längere Unterredung mit dem neuen Herrn des Reichs, Kaiser Wilhelm II., dem er nun als drittem Herrscher aus dem Hohenzollernhause auf kurze Zeit seine Kräfte widmen sollte, um dann aber aus seiner gewaltigen, weltbewegenden amtlichen Wirksamkeit zu scheiden.



XXXV.

Fürst Bismarck unter Kaiser Wilhelm II.

„Sie wollen uns glauben machen,
Er sei schon altersmatt.
O, dreimal Heil dem Lande,
Das solche Greise hat!
Wie er die Zügel führet,
Wie er den Frieden wahrt,
Wie er den Feinden trutzet,
Das ist nicht Greisenart.

Gott möge ihn erhalten
Dem jungen Reich zum Schutz,
Dem jungen Kaiser zur Stütze,
Den Feinden allen zum Trutz.
Stolz blickt sein Auge nieder
Auf Haß und Neid und Spott.
Fürwahr, der fürchtet keinen
Als seinen Herrn und Gott.“

Georg Oertel.

Mit Bangen hatte das deutsche Volk der Zeit entgegengesehen, da der erste Kaiser, unter dessen weiser Führung sich die Errichtung und der Ausbau des neuen Reichs vollzogen hatte, aus der Welt scheiden würde. Und doch hatten die Vaterlandsfreunde noch den trost-vollen Ausblick, daß dem geschiedenen großen Sieges- und Friedens-fürsten der Sohn in der Regierung folgen werde, ein Mann und Held, der die Tugenden und Gaben, welche das hohe Amt eines Herrschers



Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Nach einer Originalaufnahme von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

fordert, im reichen Maße besaß. Nun hatte ein unerwartetes, schweres Schicksal auch diesen Edlen dahingerafft. Ein noch jugendlicher Kaiser, noch nicht in der Schule der Erfahrung so lange erprobt und bewährt wie jener, bestieg den Thron. Welchen Schicksalen wird das neuerbaute, noch nicht allzufest gegründete Reich unter seiner Regierung entgegengehen? —

Diese sorgenvolle Frage lag den Vaterlandsfreunden um so schwerer auf den Herzen, als das Charakterbild, in welchem der junge dritte deutsche Kaiser bei seiner Thronbesteigung dem Volke vor Augen stand, ein schwankendes, durch falsche, aus bösem Willen oder Unkenntnis hervorgegangene Beurteilung vielfach entstelltes war. Wie eine Erlösung wirkte es daher, als ein Berufener das Bild des bisherigen Lebensganges und der Charakterentwicklung des neuen Herrschers vor den gespannten Blicken der Welt entwarf. Es war der Erzieher des Hohenzollernprinzen, Dr. Hinzpeter, der, wie er selbst sagte, „mehr als zwanzig Jahre hindurch die Entwicklung dieser Individualität zu verfolgen im stande und während mehr als der Hälfte dieser Zeit ihr Wesen zum Gegenstande eifrigsten Studiums zu machen berufen war", und welcher in seiner Schrift „Kaiser Wilhelm II., eine Skizze nach der Natur gezeichnet" die Ergebnisse seiner Beobachtung zur öffentlichen Kenntnis brachte und also das Bild seines fürstlichen Zöglings in das rechte Licht stellte.

„Aus der Verbindung von welfischem, leicht in Energie umgesetztem Starrsinn und hohenzollernschem, mit Idealismus gepaartem Eigenwillen", heißt es in der genannten Schrift, „wurde am 27. Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigentümlich stark ausgeprägter Individualität, welche durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußern Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat. Das Wesen des heranwachsenden Prinzen entwickelte sich seiner Natur gemäß stetig fort, von den äußern Einflüssen berührt, berichtigt geleitet, aber niemals wesentlich verändert oder verschoben . . . Diese kräftige, eigenartige Pflanze sog aus allem ihr Gebotnen das für ihre besondre Entwicklung Brauchbare und nahm es auf zu fröhlichem Wachstume. Die Kirchenlehre beispielsweise wurde dem Prinzen geraume Zeit von

einem liberalen und dann nach plötzlichem Wechsel von einem orthodoxen Geistlichen vorgetragen. Die gefürchtete Verwirrung der Begriffe trat keineswegs ein. . . Den Anschauungen der Eltern gemäß war der Erziehung die Aufgabe gestellt, im Gegensatze zur Ueberlieferung dem Interesse für das bürgerliche Leben den Vorrang vor dem militärischen in dem heranwachsenden Prinzen zu verschaffen. Die ungewöhnliche Verpflanzung des Prinzen in das Gymnasium zu Kassel geschah zum guten Teil auch von diesem Gesichtspunkte aus. Museen und Fabriken, Werkstätten und Bergwerke wurden eifrigst besucht und studiert; aber neben der regen Teilnahme an dem Schul-, Studenten- und Volksleben wuchs das angeborne militärische Interesse kräftig empor, bis es sich einen breiten Platz im Träumen, Denken und Handeln erworben.“ . .

Von der politischen Entwicklung des deutschen Thronerben sagt die Hinzpetersche Schrift:

„Nie ist eine menschliche Seele stärker ergriffen gewesen von den erhebenden Gefühlen der Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit wie die des jungen Prinzen, als er reifer geworden, nach greifbarer, politischer Nahrung verlangend, seinem Großvater, seinem Vater und dem gewaltigen Kanzler sich näherte, und diese sich herbeiließen, ihn einzuweihen in ihre Ideen und Pläne oder gar ihn bei deren Ausführung zu verwenden. Auch ein weniger der Begeisterung zugängliches Gemüt hätte von dem vertrauten Umgang mit diesen drei Hohenpriestern praktischer Weltweisheit hingerissen und bezaubert werden müssen. Aber selbst in dieser Feuerprobe hat sein selbständiges Wesen sich bewährt; es ist selbst durch dieses gewaltige Gewicht nicht in eine fremde Form gepreßt worden, sondern hat sich erhalten in eignem, nur kräftiger geklärtem Denken und geläutertem Wollen. — Parteibestrebungen und Parteiinteressen widerstreben seiner Natur; denn diese ist im eigentlichsten Sinne des Worts eine souveräne, da das Wesen der Souveränität in der Unabhängigkeit von jeder fremden Gewalt, Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung liegt. — In unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung suchte er aus allem, was ihm widerfuhr an Glück oder Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem zu nehmen, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit

in ihm fördern und entwickeln konnte. Nur ein Gefühl beherrscht ihn, das ist das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seines Geschlechts. Es läßt ihn ohne Zittern der Hand die Zügel der Regierung ergreifen und, unerdrückt von der unermeßlichen Verantwortung, thun, was seines Amtes ist."

Zur Ergänzung der Hinzpeterschen Ausführung über die Entwicklung der politischen Anschauungen des Prinzen ist es notwendig, sich einer Mitteilung zu vergegenwärtigen, welche der Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, Dr. Wilhelm Maurenbrecher, über seinen fürstlichen Zögling gemacht hat. Derselbe erzählt, daß er förmlich erschrocken gewesen sei über die Ansichten, welche der Prinz Wilhelm, als er die Bonner Universität bezogen, ihm über die Vorgänge in der neuesten Geschichte und die Politik Deutschlands, insbesondere aber über den Fürsten Bismarck offenbart habe. Er habe den Prinzen zu bestimmen vermocht, neben dem öffentlichen Kolleg noch ein Privatissimum in der neuesten deutschen Geschichte bei ihm zu hören. Welche Früchte diese Sondervorträge des wackern deutschen Gelehrten in dem jungen Fürstensohne gezeitigt, geht aus folgendem Bekenntnisse Maurenbrechers hervor:

„Als Prinz Wilhelm von mir und von Bonn schied, war er ein glühender Bewunderer des Fürsten Bismarck und des geschichtlichen Lebenswerks dieses Mannes geworden. Daß es mir vergönnt war, das zu erreichen, soll immerdar der größte Stolz meines Wirkens bleiben. Wenn ich selbst kein Werk geschrieben hätte, keine Schüler zu Geschichtsforschern gebildet, nicht in jeder meiner Vorlesungen hunderte erwärmt, begeistert und belehrt hätte, so bliebe mir doch immer das schöne Bewußtsein: Du hast den künftigen deutschen Kaiser mit der wirklichen gegenwärtigen Geschichte seines Volks, seiner Größe und Herrlichkeit vertraut gemacht, ihn erfüllt mit deutschem Sinne und Streben und vor allem mit herzlicher Verehrung für den Gründer und Wächter des deutschen Reichs, den Fürsten Bismarck."

Jene ungünstige Meinung des Prinzen über die Vorgänge der neuesten Geschichte seines Hauses und seines Vaterlands stammte aber aus der Zeit seiner Knabenjahre, da der Gräfin Reventlow, einer von glühendem Preußenhaß erfüllten Schleswig-Holsteinerin, die Vorbildung

einem liberalen und dann nach plötzlichem Wechsel von einem orthodoxen Geistlichen vorgetragen. Die gefürchtete Verwirrung der Begriffe trat keineswegs ein. . . Den Anschauungen der Eltern gemäß war der Erziehung die Aufgabe gestellt, im Gegensatze zur Ueberlieferung dem Interesse für das bürgerliche Leben den Vorrang vor dem militärischen in dem heranwachsenden Prinzen zu verschaffen. Die ungewöhnliche Verpflanzung des Prinzen in das Gymnasium zu Kassel geschah zum guten Teil auch von diesem Gesichtspunkte aus. Museen und Fabriken, Werkstätten und Bergwerke wurden eifrigst besucht und studiert; aber neben der regen Teilnahme an dem Schul-, Studenten- und Volksleben wuchs das angeborne militärische Interesse kräftig empor, bis es sich einen breiten Platz im Träumen, Denken und Handeln erworben." . .

Von der politischen Entwicklung des deutschen Thronerben sagt die Hinzpetersche Schrift:

„Nie ist eine menschliche Seele stärker ergriffen gewesen von den erhebenden Gefühlen der Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit wie die des jungen Prinzen, als er reifer geworden, nach greifbarer, politischer Nahrung verlangend, seinem Großvater, seinem Vater und dem gewaltigen Kanzler sich näherte, und diese sich herbeiließen, ihn einzuweihen in ihre Ideen und Pläne oder gar ihn bei deren Ausführung zu verwenden. Auch ein weniger der Begeisterung zugängliches Gemüt hätte von dem vertrauten Umgang mit diesen drei Hohenpriestern praktischer Weltweisheit hingerissen und bezaubert werden müssen. Aber selbst in dieser Feuerprobe hat sein selbständiges Wesen sich bewährt; es ist selbst durch dieses gewaltige Gewicht nicht in eine fremde Form gepreßt worden, sondern hat sich erhalten in eignem, nur kräftiger geklärtem Denken und geläutertem Wollen. — Parteibestrebungen und Parteiinteressen widerstreben seiner Natur; denn diese ist im eigentlichsten Sinne des Worts eine souveräne, da das Wesen der Souveränität in der Unabhängigkeit von jeder fremden Gewalt, Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung liegt. — In unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung suchte er aus allem, was ihm widerfuhr an Glück oder Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem zu nehmen, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit

in ihm fördern und entwickeln konnte. Nur ein Gefühl beherrscht ihn, das ist das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seines Geschlechts. Es läßt ihn ohne Zittern der Hand die Zügel der Regierung ergreifen und, unerdrückt von der unermeßlichen Verantwortung, thun, was seines Amtes ist."

Zur Ergänzung der Hinzpeterschen Ausführung über die Entwicklung der politischen Anschauungen des Prinzen ist es notwendig, sich einer Mitteilung zu vergegenwärtigen, welche der Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, Dr. Wilhelm Maurenbrecher, über seinen fürstlichen Zögling gemacht hat. Derselbe erzählt, daß er förmlich erschrocken gewesen sei über die Ansichten, welche der Prinz Wilhelm, als er die Bonner Universität bezogen, ihm über die Vorgänge in der neuesten Geschichte und die Politik Deutschlands, insbesondere aber über den Fürsten Bismarck offenbart habe. Er habe den Prinzen zu bestimmen vermocht, neben dem öffentlichen Kolleg noch ein Privatissimum in der neuesten deutschen Geschichte bei ihm zu hören. Welche Früchte diese Sondervorträge des wackern deutschen Gelehrten in dem jungen Fürstensohne gezeitigt, geht aus folgendem Bekenntnisse Maurenbrechers hervor:

„Als Prinz Wilhelm von mir und von Bonn schied, war er ein glühender Bewunderer des Fürsten Bismarck und des geschichtlichen Lebenswerks dieses Mannes geworden. Daß es mir vergönnt war, das zu erreichen, soll immerdar der größte Stolz meines Wirkens bleiben. Wenn ich selbst kein Werk geschrieben hätte, keine Schüler zu Geschichtsforschern gebildet, nicht in jeder meiner Vorlesungen hunderte erwärmt, begeistert und belehrt hätte, so bliebe mir doch immer das schöne Bewußtsein: Du hast den künftigen deutschen Kaiser mit der wirklichen gegenwärtigen Geschichte seines Volks, seiner Größe und Herrlichkeit vertraut gemacht, ihn erfüllt mit deutschem Sinne und Streben und vor allem mit herzlicher Verehrung für den Gründer und Wächter des deutschen Reichs, den Fürsten Bismarck."

Jene ungünstige Meinung des Prinzen über die Vorgänge der neuesten Geschichte seines Hauses und seines Vaterlands stammte aber aus der Zeit seiner Knabenjahre, da der Gräfin Reventlow, einer von glühendem Preußenhaß erfüllten Schleswig-Holsteinerin, die Vorbildung

desselben in dem so wichtigen Unterrichtsgegenstande anvertraut war, welche die preußischen Erwerbungen von 1866 stets nur als einen „Räuberstreich“ zu bezeichnen pflegte. Daß der eigenartige Hohenzollernsproß sich erst so spät zu einer andern Auffassung der erwähnten Vorgänge durchgerungen, bestätigt das Urteil Hinzpeters über den Charakter desselben, daß dies aber gelungen, giebt zugleich einen erfreulichen Beweis dafür, daß der Prinz bei aller Selbständigkeit des Willens doch wohl fähig war, seine Seele einem fremden wohlthätigen Einflusse zu öffnen.

Zu einer Persönlichkeit, wie sie in dem Charakterbilde des jungen Kaisers von seinem Erzieher geschildert wird, dürfte das deutsche Volk schon mit Vertrauen aufschauen, um so mehr, als unter den Erschütterungen des letzten großen Trauerjahrs der Charakter des jungen Fürsten weit über sein Alter hinaus sich entwickelt hatte. Alle Befürchtungen schwanden bald, als der neue Kaiser die ersten Schritte seiner Regierung that. Seine Erlasse beim Antritte seines Herrscheramts zeigten von Einsicht und Mäßigung.

In der Thronrede, womit Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888 in Gegenwart aller einmütig um seinen Thron versammelten deutschen Bundesfürsten den Reichstag eröffnete, wurde betont, daß er ein Schirmherr des Völkerfriedens und ein Förderer der Bestrebungen sein wolle, welche auf die Lösung der großen Kulturaufgaben der Zeit gerichtet seien. Insbesondere habe er das Gebiet zum Felde seiner Regierungsthätigkeit ausersehen, daß sein Großvater durch den Erlaß der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 eröffnet habe, die staatliche Fürsorge für die arbeitenden Volksklassen, um so die Wohlfahrt des Vaterlands auf den Grundlagen eines sittlichen und christlichen Volkslebens mit allen Kräften zu fördern.

Mit beruhigender Zuversicht erfüllte die weiten Kreise des Volks auch der Gedanke, daß dem jungen Kaiser ein Ratgeber zur Seite stand, dessen Treue und hohe Staatsweisheit durch fast drei Jahrzehnte im Dienste des Vaterlands unter den beiden heimgegangnen Kaisern erprobt war. Die herzliche Zuneigung, welche zwischen dem genialen Staatsmanne und dem Thronerben schon seit Jahren bestand, gewährte die



Graf Herbert von Bismarck.

Nach einer Photographie.

hoffnungsvolle Aussicht, daß dies Verhältnis zum Segen des Vaterlands bestehen und der eiserne Kanzler als getreuer Eckart auch dem dritten deutschen Kaiser dienen werde.

Bismarck stand dem Throne des Kaisers zunächst, als die glänzende Versammlung von Fürsten, Würdenträgern und Volksvertretern die Worte der oben erwähnten Thronrede mit freudiger Zustimmung vernahm; er trat am Schlusse derselben hinzu, um das Aktenstück aus den Händen des Kaisers zurückzuempfangen. Der junge Herrscher benutzte diesen Augenblick, um unter dem lauten Beifalle aller Anwesenden die Hand seines Kanzlers zu ergreifen und in echt deutscher Weise herzlich zu drücken. Dieser Händedruck wurde nicht nur in gleicher Herzlichkeit erwidert, sondern der greise Staatsmann beugte sich herab und küßte die Hand seines jungen kaiserlichen Herrn.

Ein besonders freundliches Verhältnis bestand zwischen dem Sohne des Kanzlers, Grafen Herbert von Bismarck, und dem Kaiser. Durch zahlreiche Beweise gab der Kaiser dem Vater wie dem Sohne die Dauer seines vollen Vertrauens und seiner Huld im Laufe der nächsten Zeit zu erkennen. Als er im Juli desselben Jahrs seine Friedensfahrt an die nördlichen Höfe beendet hatte, stattete er auf der Rückreise nach Berlin seinem Kanzler in Friedrichsruh einen Besuch ab, um ihm von den Erlebnissen und den Erfolgen seiner Reise zu erzählen und mit ihm, unter den Bäumen des alten Sachsenwalds vertraulich lustwandelnd, weitere Schritte zur Wohlfahrt des Reichs zu beraten. Graf Herbert begleitete den Kaiser auf seinen Reisen und war Zeuge des jubelnden Empfanges in Süddeutschland, in Österreich und Italien, in welchen Ländern der deutsche Herrscher das durch die Staatskunst des Fürsten Bismarck geschaffene Freundschaftsband aufs neue befestigte.

In erhebender Weise wurde dies durch den italienischen Ministerpräsidenten Crispi während der jubelvollen römischen Kaisertage in einem Telegramme an den Fürsten Bismarck, dem Begründer des Dreibundes, zum Ausdruck gebracht. Der Gruß lautete: „Inmitten der Begeisterung, mit welcher Ihr erhabener Herrscher, der Freund unsres Königs und das Haupt der unserm Lande verbündeten großen Nation, in der Hauptstadt Italiens empfangen worden ist, und welcher Ihn

umgiebt, wenden sich meine Gedanken bewegt an Ew. Durchlaucht. Ich wünschte, daß das Echo des Jubels, wovon Rom wiederhallt, bis zu Ihnen gelangte, um Ihnen zu sagen, wie sehr das italienische Volk Deutschland liebt und die Freundschaft dieses Landes hochschätzt, welches durch Ratschläge Ew. Durchlaucht zu solchem Ruhme und zu solcher Größe gelangte. Möge unser Bündnis stets ein so herzliches und intimes bleiben zum Ruhme der beiden Völker, zum Besten des Friedens von Europa."

Von seinem stillen Landsitze Friedrichsruh aus antwortete der Fürst: „Ich danke Ew. Excellenz aus vollem Herzen, daß Sie in dem Augenblicke, wo Sie der Begegnung unsrer Herrscher beiwohnten, welche der feierliche Ausdruck der herzlichen Freundschaft der beiden Nationen ist, an mich gedacht haben. Das Bewußtsein, gemeinsam an der Befestigung dieser gegenseitigen Freundschaft unsrer Herrscher und unsrer Länder gearbeitet zu haben, und unser fester Wille, diese Freundschaft aufrecht zu erhalten, und sie immer intimer zu gestalten, bilden eine meinem Herzen teure Verbindung inmitten der glänzenden Feste, welche in Rom gefeiert werden wie in dem einsamen Walde, den Ew. Excellenz vor zwei Monaten mit mir zu durchwandern die Freundlichkeit hatten."

Am Schlusse des verhängnisvollen Jahres 1888 ehrte und erfreute der Kaiser seinen Kanzler mit nachfolgendem Glückwunschschreiben:

„Lieber Fürst!

Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt Mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe Ich für Sie Glück, Segen und vor allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es Mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unsres Vaterlandes zu wirken.

Berlin, den 31. Dezember 1888.

Wilhelm, I. R."

Neben Vorgängen erhebender Genugthuung für unsern Helden fehlte es auch nicht an solchen, die ihm die Bürde seiner Würde so recht

fühlbar machten. Seine alten Feinde wurden nicht müde, den Sturm gegen seine Stellung in der Presse und in den Versammlungen der Parteien immer wieder zu erneuern. Und zu den alten Widersachern kamen neue, die anfangs noch nach Maulwurfsart ihr Wesen im geheimen trieben, um ihm den Boden, darauf er stand, zu unterwühlen. Von fast verhängnisvoller Bedeutung war in jener Zeit eine Veröffentlichung, welche, obwohl sie die beiden heimgegangenen Heldenkaiser und mehrere deutsche Fürsten auf das empfindlichste mit traf, in erster Linie gegen Bismarck gerichtet war und auch seine größte Schöpfung, die Einigung der deutschen Stämme, im hohen Grade zu gefährden drohte.

Kurze Zeit nach der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. erschien in der Monatsschrift „Deutsche Rundschau" ein Auszug aus dem Tagebuch Kaiser Friedrichs, wodurch ungeheures Aufsehen erregt wurde. Wie ein schriller Mißton fuhr die Erörterung dieser Veröffentlichung seitens der Presse in die gehobene Stimmung des deutschen Volks, welche die Berichte über die begeisterten Huldigungen, womit der junge Kaiser überall auf seinen Reisen im Norden und Süden Europas begrüßt wurde, hervorgebracht hatten.

Mit roher Hand wurden durch die Veröffentlichung Aufzeichnungen eines edlen Hohenzollern an das Licht gezerrt, welche, in stillen Stunden gemacht, nie für das Auge der Welt bestimmt gewesen waren. Hochpolitische Vorgänge, die sich hinter den Kulissen der weltgeschichtlichen Bühne während des großen Kriegsdramas von 1870/71 abgespielt hatten, waren von dem ehemaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm den verschwiegenen Blättern seines Tagebuchs anvertraut worden. Feurige Begeisterung für den großdeutschen Gedanken, hoher Geistesflug einer idealen Natur sind es, welche diese Tagebuchblätter offenbaren. Besonders bemerkenswert tritt das Verhalten hervor, welches der Kronprinz von Preußen gegenüber den schwierigen Verhandlungen über die Gründung des Deutschen Reichs und der Errichtung des Kaiserthrones während des oben genannten Krieges zeigte. Wie bereits an einschlägiger Stelle bemerkt worden, erschien seiner Feuerseele das, was sein königlicher Vater und dessen leitender Staatsmann unter weiser

Erwägung der wirklichen Verhältnisse zu erstreben für gut befanden, nicht weit, nicht groß genug. Ihm bangte, daß unter den Verhandlungen, die durch allerlei Rücksichten auf die vielfach engherzige Meinung mancher Beteiligten oft einen langwierigen Verlauf nahmen, das Ergebnis des blutigen Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volks nicht entsprechen werde, und er suchte seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die leitenden Staatsmänner zu weitergehenden Schritten zu bewegen.

Augenscheinlich war die Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter in erster Linie gegen den Fürsten Bismarck gerichtet, dessen Verdienste um die Errichtung des Deutschen Reichs in den Augen der Welt geschmälert werden sollten, eine Absicht, welche die dem Reichskanzler feindlich gesinnte Presse auf das eifrigste unterstützte. Da außer dem heimtückischen Schlage, der gegen den Fürsten Bismarck geführt wurde, die Veröffentlichung auch wichtige Staatsinteressen im hohen Grade zu gefährden geeignet war, so sah sich derselbe veranlaßt, Gegenwehr zu üben. Mit weiten Kreisen des Volks nahm der Fürst an, daß es sich hier um eine arglistige Fälschung handle, und in dieser Voraussetzung schrieb er unter dem 23. September 1888 einen Immediatbericht an den Kaiser, worin er die in der veröffentlichten Schrift enthaltenen Irrtümer aufklärte und seinen kaiserlichen Herrn um die Ermächtigung bat, das Strafverfahren gegen die ungenannten Urheber der Veröffentlichung der „Deutschen Rundschau" zu veranlassen.

Die gerichtliche Untersuchung der Angelegenheit ergab die staunenerregende Enthüllung, daß der veröffentlichte Tagebuchauszug nicht gefälscht und der Urheber der schnöden That ein hanseatischer Staatsmann konservativer und streng kirchlicher Richtung, der Geheime Justizrat und Professor a. D. Dr. Heinrich Geffken war. Derselbe war während seiner Studienzeit in Bonn und später als hanseatischer Minister-Resident in Berlin mit dem damaligen preußischen Kronprinzen von Preußen vielfach in Verkehr getreten und hatte so Gelegenheit gehabt, Einblick in das Tagebuch des leutseligen Fürsten zu thun. Fanatischer Haß gegen den Reichskanzler hatte ihn getrieben, den schändlichen Vertrauensbruch gegen seinen dahingeschiedenen hohen Gönner zu begehen.

Die erbitterten Feinde Bismarcks fanden in dieser unseligen Tagebuchangelegenheit willkommenen Anlaß, ihren Kampf gegen den ihnen Verhaßten fortzusetzen. Man machte ihm besonders zum Vorwurfe, daß er mit der Veröffentlichung des Immediatberichtes, in dem unter anderm auch gesagt wird, daß während des französischen Krieges der damalige preußische Kronprinz außerhalb aller geschäftlichen Verhandlungen gestanden, das Andenken des Kaisers Friedrich verunglimpft habe. Da aber der Kanzler in dem festen Glauben gehandelt hatte, daß der Tagebuchauszug gefälscht sei, so war für alle Einsichtigen dieser Vorwurf hinfällig, und die in dem Tagebuch geschilderten politischen Vorgänge kennzeichneten den Begründer des deutschen Kaiserreichs als den doppelt bewundernswerten Staatsmann, der sich seines Ziels jederzeit voll bewußt war und mit klarer Einsicht und sicherm Griffe die Mittel zu wählen wußte, welche auch unter den schwierigsten Verhältnissen den Erfolg sicherten. Bismarck hatte sich — das trat der Welt aufs neue klar vor Augen — in jener großen Zeit wieder recht als der Mann von Eisen erwiesen, dessen Festigkeit und Kraft allen Stürmen, welche den Bau der deutschen Einheit nahe vor seiner Vollendung noch zu stürzen drohten, getrotzt hatte. Die Art und Weise aber, wie er in der leidigen Tagebuchangelegenheit handelte, zeigte, daß der alternde Staatsmann von seiner schneidigen Rüstigkeit nichts eingebüßt hatte. Dem Übelthäter wurde der Prozeß gemacht, und die Richter verurteilten ihn zu längerer Haft.

Angesichts seiner zahlreichen Gegner, die den Kampf gegen ihn nicht aufgaben, bedurfte er der Kraft auch im höchsten Maße. Frieden, ja selbst Waffenstillstand gab es für ihn kaum. Er mußte bei jedem Werke seiner Staatskunst auch die Waffen der Abwehr in der Hand führen. Jeder Schritt, den er that, wurde verdächtigt und auf das schärfste bekritelt. Wehe ihm, wenn er je eine Blöße zeigte!

Einige Verwicklungen der auswärtigen Politik Deutschlands, die anfangs zu wirklichen Mißerfolgen zu führen schienen, nahmen Bismarcks Feinde zum willkommenen Anlasse, die Hetze gegen ihn fortzusetzen.

Auf den Samoainseln im Stillen Ozean war zu Ende des Jahres 1888 ein heftiger Parteikampf ausgebrochen, der auch die Interessen der

deutschen Niederlassungen daselbst zu gefährden drohte. Angestachelt durch Amerikaner und Engländer, die auf die Handelserfolge der deutschen Ansiedler eifersüchtig waren, hatte der samoanische Häuptling Mataafa gegen den König Malietoa, mit welchem die deutsche Regierung einen Vertrag zum Schutze der deutschen Ansiedlungen und zur Errichtung eines Forts auf der Insel Upolu abgeschlossen, sich zu einem blutigen Aufstande erhoben und ein Deutsch-Amerikaner namens Klein sich zum Führer der kriegerischen Unternehmungen des Empörers aufgeworfen. Die deutschen Interessen vertrat daselbst zu jener Zeit der Konsul Knappe, welcher durch sein taktloses, durchaus eigenmächtiges Eingreifen es dahin brachte, daß die Mannschaft des deutschen Kriegsschiffs „Olga", das im Hafen von Apia vor Anker lag, mit in den blutigen Streit verwickelt wurde. Dieselbe wurde am 18. Dezember 1888 durch eine starke Übermacht der Aufständischen überfallen, und wenngleich die tapfern deutschen Krieger der Angreifer alsbald Herr wurden und sie siegreich aus dem Felde schlugen, so wurde doch in dem Kampfe eine nicht unbedeutende Zahl von Offizieren und Seesoldaten verwundet und getötet. Ein schweres Unglück, das durch ein Naturereignis herbeigeführt wurde, forderte nicht lange darauf an jener Stätte noch mehr der Opfer an deutschen Menschenleben. Zum Schutze der deutschen Ansiedlungen hatte die deutsche Regierung sogleich nach Bekanntwerden des ausgebrochenen Streits auf den Samoainseln noch zwei weitere Kriegsschiffe, den „Adler" und den „Eber" dorthin gesandt, welche nebst der „Olga" bei Apia vor Anker lagen. Am 16. März 1889 brach ein furchtbarer Sturm aus, welcher die Schiffe auf ein Felsenriff trieb, so daß „Adler" und „Eber" zerschellten und neunzig Mann und fünf Offiziere in den Fluten des Ozeans ihren Tod fanden.

Fürst Bismarck that sogleich die erforderlichen Schritte, um die Verwicklung zu lösen, in welche die deutsche Regierung ohne Verschulden geraten war. Er berief den Konsul Knappe nach Berlin und zog ihn wegen seines ungeschickten Verhaltens zur Rechenschaft; die an der Samoastreitfrage beteiligten Mächte England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas lud er zu einer Konferenz ein, welche am 27. April 1889 in Berlin zusammentrat. Am 14. Juni unterzeichneten

die Vertreter der drei Mächte eine Generalakte, welche den Frieden auf Samoa unter den Eingebornen und Ansiedlern fortan zu sichern bestimmt war, indem das Inselgebiet für unabhängig und neutral erklärt und den Angehörigen der drei Vertragsmächte völlige Gleichheit des Ansiedlungs- und Handelsrechts gewährleistet wurde.

Trotzdem die deutsche Politik mit Ehren aus diesem Handel hervorging, mußte der Leiter derselben doch die heftigsten Angriffe seitens seiner Gegner erfahren, welche ihm die Schuld beimaßen, daß deutsches Menschenleben für die Sache geopfert worden war. Erst später hat sich gezeigt, daß diese Opfer nicht umsonst gefallen, da die deutschen Ansiedlungen auf Samoa fortan kräftig aufblühten und der Einfluß des deutschen Handels daselbst jeden fremden Wettbewerb siegreich aus dem Felde geschlagen hat.

In gleicher Weise erfuhr der deutsche Reichskanzler harte Vorwürfe von seinen Gegnern infolge eines Streits mit der Schweiz, der um jene Zeit ausbrach.

Gegen die Zentralbehörde dieses Landes hatte in den Kreisen der deutschen Regierung schon seit langem eine gewisse Mißstimmung geherrscht, weil dieselbe den von der Strenge des 1878 erlassenen deutschen Sozialistengesetzen betroffenen oder bedrohten sozialdemokratischen und anarchistischen Agitatoren, die sich nach der Schweiz geflüchtet, eine allzu nachsichtige Behandlung widerfahren, so es beispielsweise ungehindert geschehen ließ, daß das Organ der sozialistischen Partei, „Der Sozialdemokrat“, in Zürich redigiert und gedruckt wurde, um dann in Tausenden von Exemplaren nebst andern aufreizenden sozialistischen Schriften nach Deutschland eingeschmuggelt und im geheimen unter den Parteigenossen verbreitet zu werden. Die politische Polizei in Deutschland hatte, nachdem sie die Unterstützung der Schweizer Behörden vergeblich zu erlangen gesucht, endlich zu einem Mittel der Selbsthilfe gegriffen, indem sie Angehörige der sozialistischen Partei in der Schweiz als geheime Agenten in ihren Dienst genommen, durch welche sie die Thätigkeit der Umsturzapostel überwachen ließ. Diese geheimen Agenten, als welche sich, wie natürlich, nicht die lautersten Elemente werben ließen, mögen vielfach wohl in gewinnsüchtigem Übereifer gegen die

Anweisungen ihrer Auftraggeber nicht allzu sorgfältig in der Wahl ihrer Mittel gewesen sein, so daß sie mit dem Namen „Lockspitzel“, den man ihnen bald beilegte, nicht unverdient gebrandmarkt wurden. Hatte diese Einrichtung der deutschen politischen Polizei schon die Entrüstung der Schweizer Sozialisten und Anarchisten hervorgerufen, so wurden dieselben zu schnaubender Wut aufgestachelt, als im April 1889 der eidgenössische Bundesrat sich zu einem kühnen Streich gegen die Umsturzparteien aufraffte, indem er sämtliche an dem Züricher „Sozialdemokrat“ beschäftigten Personen aus der Schweiz verweisen ließ, so daß das Blatt zu erscheinen aufhören mußte, bis es später in London einen neuen Unterschlupf fand. Man hielt in den Kreisen der Sozialdemokratie für selbstverständlich, daß der Schweizer Bundesrat bei Ausführung dieser Maßregel nur dem Andringen der deutschen Regierung gefolgt sei, und sann nun darauf, an dieser Rache zu nehmen. Wirklich gelang es, einem der in der Schweiz thätigen deutschen Polizeiorgane durch einen heimtückisch gelegten Hinterhalt in die peinlichste Lage zu bringen und dadurch auch der deutschen Politik nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu bereiten.

Der deutsche Polizeiinspektor Wohlgemuth in Mühlhausen im Elsaß hatte einen Baseler Sozialdemokraten, den Schneider Lutz, als geheimen politischen Agenten in Sold genommen. Lutz trieb aber ein schnödes Doppelspiel, indem er zugleich mit dem Führer der Baseler Sozialdemokraten, dem Großrat Wullschläger, in Verbindung stand und diesem Mitteilung von seinem Verhältnisse zu dem deutschen Polizeiinspektor machte. Nun erhielt der Baseler Schneider von Wohlgemuth ein Schreiben, worin ihm Anweisungen für die geheime Thätigkeit gegen seine Gesinnungsgenossen erteilt wurden. Als Wullschläger Kenntnis von diesem Schreiben, in dem unter anderm auch die Worte: „Wühlen Sie nur tüchtig darauf los!“ gebraucht waren, erhielt, glaubte er ein Mittel in Händen zu haben, der verhaßten deutschen Polizei einen schwer zu verwindenden Schlag zu versetzen. Er besaß in dem Bezirksamtmann Baumer zu Rheinfelden im Kanton Aargau einen Vertrauten, der, wenn er auch nicht Anhänger der sozialistischen Partei war, so doch mit derselben stark sympathisierte. Mit diesem verständigte er sich.

Er ließ nun den Mühlhausener Polizeiinspektor durch Lutz unter falschen Vorspiegelungen nach Rheinfelden locken, und kaum war Wohlgemuth daselbst angekommen, so wurde er durch Baumers Polizeiorgane verhaftet und auf Grund des an den Schneider Lutz geschriebenen Briefes wie ein gemeiner Verbrecher ins Gefängnis gelegt. Erst nach zehn Tagen wurde er aus seiner Haft entlassen, zugleich aber auf Beschluß des Schweizer Bundesrats in entehrender Weise des Landes verwiesen, wobei man ihm selbst seine amtlichen Legitimationspapiere vorenthielt.

Dieser Fall erregte das peinlichste Aufsehen, und die deutsche Regierung sah sich zu einer strengen Untersuchung der Angelegenheit veranlaßt. Der Polizeiinspektor Wohlgemuth wurde durch das Auswärtige Amt sofort nach Berlin berufen und wegen seines ungebührlichen Handelns zur Verantwortung gezogen. Fürst Bismarck ließ es damit aber nicht bewenden; er nahm aus diesem Zwischenfalle den Anlaß, den Schweizer Behörden ernste Vorstellungen bezüglich ihres Verhaltens den Wühlereien der deutschen Sozialisten in der Schweiz gegenüber zu machen. In einer scharfen Note, welche er am 5. Juni 1889 durch den deutschen Gesandten von Bülow in Bern dem eidgenössischen Bundesrate überreichen ließ, hieß es am Schlusse: „Dem Schutze der schweizerischen Neutralität durch die Mächte steht seitens der Eidgenossenschaft die Verbindlichkeit gegenüber, nicht zu dulden, daß von der Schweiz aus der Friede und die Sicherheit andrer Mächte bedroht werden.“ Sodann setzte er sich mit der russischen Regierung zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Schweiz in Verbindung. Am 13. Juni 1889 eröffneten die Geschäftsträger beider Großmächte dem Vertreter der auswärtigen Politik der Eidgenossenschaft ernste Beschwerden darüber, daß diese die mit dem Rechte auf Neutralität verbundenen Pflichten ihren Regierungen gegenüber nicht erfüllt habe. In einem weitern Schriftwechsel setzte sich Fürst Bismarck mit dem Schweizer Bundesrate darüber auseinander, daß in dem Artikel II des 1876 mit Deutschland abgeschlossenen Niederlassungsvertrags, wonach Staatsangehörige des einen Landes, welche in dem andern Wohnung nehmen oder sich in demselben ansiedeln wollten, mit einem Leumunds-

zeugnisse versehen sein müßten, wohl die gesetzliche Handhabe geboten hätte, gegen die aus Deutschland eingewanderten Umsturzmänner schärfer, als geschehen, vorzugehen. Und am 20. Juli kündigte er diesen Niederlassungsvertrag überhaupt.

Die also fest und thatkräftig geführten Verhandlungen führten in vollkommner Weise zu dem beabsichtigten Zwecke, der deutscherseits allein darauf gerichtet war, die Schweiz in dem Kampfe gegen die Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie zu gewinnen und die feste Macht der deutschen Sozialdemokratie in der Schweiz zu brechen. Der Schweizer Bundesrat zeigte sich den Forderungen der deutschen Regierung schließlich auch durchaus willfährig. Er beantragte bei der eidgenössischen Bundesversammlung die Einsetzung eines Bundesanwalts, dem obliegen sollte, „die Fremdenpolizei in Beziehung auf Handlungen, welche die innere oder äußere Sicherheit der Schweiz gefährden, dauernd zu überwachen, sowie die etwa daraus erwachsenden strafgerichtlichen Untersuchungen zu führen.“ Trotz heftiger Gegenwehr der Sozialdemokratie wurde der Antrag angenommen und erlangte im Oktober desselben Jahres Gesetzeskraft. Der Niederlassungsvertrag wurde mit Abänderung der streitigen Punkte von neuem abgeschlossen, und so war der Streitfall im Einverständnisse beider beteiligten Parteien erledigt. Am 22. November konnte Graf Herbert von Bismarck als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dem Reichstage erklären, „daß Deutschland mit der Schweiz wieder in den besten Beziehungen stehe“.

Die bismarckfeindliche Parteipresse hatte bei Beginn des Samoa- wie des Schweizer Streitfalles ein noch lauteres Geschrei erhoben, als die des Auslandes. Für Fehler und Ausschreitungen untergeordneter Organe wurde der Leiter der auswärtigen Politik verantwortlich gemacht und deshalb arg befehdet. Bismarck mußte hören, daß er das „Lockspitzeltum“ in der Schweiz großgezogen, daß er die kleine friedliche Schweiz vergewaltigt habe. Jeder Schritt seiner Politik wurde schon verurteilt, ehe man noch wußte, worauf er hinausgehe.

„Es gelingt nichts mehr!“ gab die ultramontane Zeitung ‚Germania‘ als Parole zu einer neuen Bismarckfehde aus. „Bismarck wird alt,“ „dem Bären fallen die Zähne aus.“ So klang es bald spöttisch,

bald gehässig aus den Reihen der Feinde. Der Bär zeigte jedoch, daß seine Zähne noch scharf, seine Pranken noch kraftvoll genug waren, um sich der Kläffer zu erwehren. Dies geschah besonders in den Reichstagsverhandlungen über die geschilderten politischen Zwischenfälle. Hier kämpfte er mit so schneidigen Waffen wie einst in dem Verfassungsstreite. Gegen die Vorwürfe der freisinnigen Volksvertreter und ihrer Presse, die in den Schweizer Händeln eifrig die Partei des Auslands nahmen, verwahrte er sich und parierte die gegen ihn geführten Streiche, indem er ihnen zurief: „Wo man irgend etwas ausfindig machen kann, einen Stein, den man in den Garten des Reichs werfen kann, wo man irgend einen fremden Intriganten oder Reichsfeind bemerkt, den man unterstützen kann, so greift man mit beiden Händen zu und ist begeistert, wenn man einen Vorwurf findet, dem eignen Vaterlande irgendwie Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten." Dem Abgeordneten Bamberger, der als Gegner der deutschen Kolonialbestrebungen eine Rückkehr auf diesem Gebiete verlangte, trat er also entgegen:

„Er hat außerdem in Aussicht gestellt, daß unsere ganzen kolonialen Unternehmungen überhaupt so gut wie mißlungen wären, daß wir das Fiasko gemacht hätten, das er vorausgesagt hätte. Ja, meine Herren, so leicht einzuschüchtern ist, Gott sei Dank, der deutsche Nationalcharakter im ganzen nicht, daß er durch einzelne Mißgriffe, Irrungen, Opfer in den einmal begonnenen Kolonialbestrebungen sich abschrecken läßt. Aber es ist doch nicht nützlich, den Ausländern einzureden, daß wir so leicht abzuschrecken wären, und daß wir nun ermüdet und abgeschreckt wären durch das, was wir seit vier Jahren überhaupt unternommen haben. Ich halte es nicht für nützlich, das in der Öffentlichkeit und namentlich England gegenüber zu behaupten.

„Denken Sie doch an die Geschichte der holländischen Kolonieen. Wie groß sind die gewesen! Welche ups and downs*) haben die gehabt! Sie haben Ostindien gehabt, sie haben Brasilien gehabt und haben es verloren; sie haben auch heute noch eine Kolonialmacht, die viel schwerer wiegt an Einwohnerzahl und an Ausdehnung als das ganze Königreich der Niederlande. Da sehen Sie, daß germanische

*) Auf und nieder, wechselvolle Schicksale.

Zähigkeit schließlich doch zum richtigen Ziele kommt, auch wenn sie inzwischen Ceylon, Ostindien und Brasilien und die Kapstadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei erschossen und erschlagen worden von den Wilden sowie von den ausländischen Feinden, mit denen sie zu kämpfen hatten.

„Ich bin weit entfernt, meine persönliche Ansicht, meine Neigung, unter Umständen an den Degen zu greifen, als eine Aufforderung für das Reich und die Gesamtheit zu betrachten; ich ordne mich der Mehrheit meiner Nation und deren berechtigten Vertretern absolut unter in diesen Fragen, so lange ich nicht die Angst und das Gefühl habe, daß sie auf einem abschüssigen Wege ihrem Schaden entgegeneilt; dann würde mein Widerstand nur mit meinem Leben endigen: hier aber liegen Fragen derart ja nicht vor. Hat der Reichstag das Gefühl, daß die Interessen des Deutschen Reichs, seine Ehre — ich mag kaum so hoch greifen, wie dieser Ausdruck trägt, — seine Flagge, will ich sagen —, hierbei uninteressiert sind, und dispensiert er mich von der weitern Verfolgung, so ist das ja für mich eine außerordentliche Erleichterung meiner Geschäfte, unter deren Last ich beinahe erliege."

Fürst Bismarck ging in sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr; vier Jahrzehnte lang hatte er im politischen Kampfe in den vordersten Reihen gestanden, dreißig Jahre lang war er unter unendlicher Mühe und Arbeit und mit Erfolgen ohnegleichen Leiter der preußischen und deutschen Staatskunst gewesen. Mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung hatte er die Titanenlast, die auf seinen Schultern ruhte, getragen, stets genötigt, in der einen Hand das Arbeitsgerät, in der andern die Waffe zur Abwehr der Feinde zu führen. Daß dem Riesen mit zunehmendem Alter zuweilen, wenn die Arbeitslast allzuschwer und der Sturm der Feinde allzuheftig wurde, das Gefühl überkam, seine Kraft, die er im Dienste des Vaterlandes aufgerieben, beginne zu erlahmen, war nur zu natürlich. Er hat sich denn auch, wie er später selbst geäußert, in den Tagen kurz nach dem Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. eine zeitlang allen Ernstes mit dem Gedanken seines Rücktritts beschäftigt. Wohl hatte er einmal zu der Zeit, als er den jungen Hohenzollern in

die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht, von diesem gesagt, daß derselbe dereinst als Kaiser sein eigner Kanzler sein werde; aber für jetzt hielt ihn die schwere Verantwortung noch fest auf seinem Posten, an den er sich mit tausend Banden gekettet fühlte. Seinen jungen kaiserlichen Herrn in der schweren Zeit des Übergangs zu verlassen, das vermochte sein treues Herz nicht über sich zu gewinnen, so lange er die Überzeugung hatte, das Vertrauen desselben zu besitzen. Dieser Überzeugung gab der Kanzler im Herbste des Jahres 1889 noch dem russischen Kaiser gegenüber lebhaften Ausdruck, als er in Berlin mit demselben eine Unterredung über hochpolitische Vorgänge hatte. Gefälschte Briefe, angeblich zwischen dem Fürsten von Bulgarien und der Fürstin von Flandern gewechselt, hatten am kaiserlichen Hofe zu St. Petersburg den Verdacht erweckt, daß die deutsche Regierung Rußland gegenüber ein schnödes Doppelspiel treibe. Bismarck nahm, als der Zar den Besuch des deutschen Kaisers im Oktober 1889 am Berliner Hofe erwiderte, Gelegenheit, den russischen Selbstherrscher von der Fälschung der erwähnten Schriftstücke und von der Aufrichtigkeit der rußlandfreundlichen Politik Deutschlands zu überzeugen. Von dieser Unterredung erzählte Fürst Bismarck später: „Meiner mündlichen Versicherung, daß jene Briefe gefälscht seien, schenkte der Zar sofort das vollste Vertrauen. Ich war darüber sehr gerührt. Die guten Beziehungen zu Rußland beruhten lediglich auf dem Vertrauen, das ich bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland hatte. Er sagte damals noch: Ihnen schenke ich vollstes Vertrauen, wenn ich nur die Garantie hätte, daß Sie auch immer Minister blieben. Ich sagte: Ich denke wohl, Majestät, daß ich bis zum Ende meiner Tage die Geschäfte führen werde, da ich keinen Grund hatte, andrer Meinung zu sein.“

Wenige Wochen nach diesem Vorgange, am 1. November 1889, erhielt der Fürst von seinem kaiserlichen Herrn, der auf seiner Reise nach Griechenland und der Türkei begriffen war, folgendes Telegramm:

„Nach berauschend schöner Fahrt hier im alten, schönen Athen angelangt. Nach herrlichem Empfange von Fürst und Volk war Ihr Telegramm der erste Gruß von der Heimat; herzlichen Dank dafür; sowie Mein erstes Wort ins Vaterland ein Gruß an Sie von der

Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon her, dessen erhabener Anblick Mir tiefen Eindruck macht."

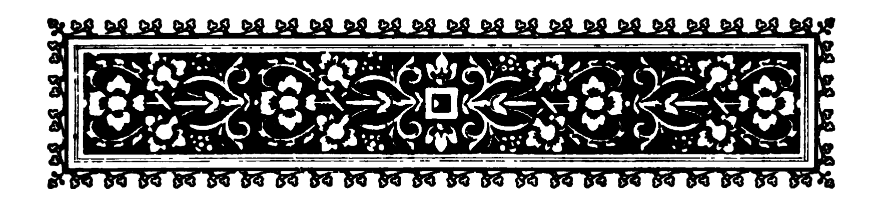
Fünf Tage später telegraphierte der Kaiser von Konstantinopel aus an den Fürsten:

„Im Begriffe abzureisen, spreche ich Eurer Durchlaucht aus, daß Mein hiesiger Aufenthalt in jeder Beziehung zu Meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen ist. Sowohl der Sultan als auch die gesamte Bevölkerung jeden Standes und Glaubens haben sich in freundlichster Weise bemüht, Mir ihre volle Sympathie kundzugeben."

Dem Gefühle dankvoller Anerkennung gab der Kaiser ferner in seinem Neujahrsschreiben an den Fürsten Bismarck Ausdruck, das da lautete:

„Zum bevorstehenden Jahreswechsel sende Ich Ihnen, lieber Fürst, Meinen herzlichsten und wärmsten Glückwunsch. Voll innigen Dankes gegen Gott blicke ich zurück auf das zu Ende gehende Jahr, in welchem es uns beschieden war, nicht nur unserm teuren Vaterlande den äußern Frieden zu erhalten, sondern auch die Bürgschaften für Aufrechterhaltung des Friedens zu verstärken. Mit hoher Befriedigung hat es Mich auch erfüllt, daß es unter der vertrauensvollen Mitwirkung der Vertretung des Reichs gelungen ist, das Gesetz über die Alters- und Invaliditätsversicherung zu stande zu bringen und dadurch einen wesentlichen Schritt auf dem Mir besonders am Herzen liegenden Gebiete der Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung vorwärts zu thun. Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten."

Wer konnte damals ahnen, daß schon nach zwei Monaten der junge Kaiser auf diesen treuen und erprobten Rat freiwillig verzichten und ihn aus seinem verantwortungsvollen Amte scheiden lassen werde!



XXXVI.

Fürst Bismarcks Abschied.

„Ein Märzsturm kam, und dein Wipfel zerbrach,
Mein Deutschland, du schwellende Eiche!
Kühn hat er so manchen Sturmestag
Getrotzt dem vernichtenden Streiche.
Weit ragt' er, schattend ringsum das Land,
Empor, dem Lichte entgegen;
Gewehrt hat er dem sengenden Brand,
Es träuften die Zweige vom Segen.
Stolz standest du, Eichbaum, herrlich belaubt,
In dräuenden Ungewittern.
Nun bist du deiner Krone beraubt.
Und Äste und Stamm erzittern."

Wohl mochte der Einwurf des russischen Kaisers, welcher die Festigkeit der Stellung des ersten Leiters der deutschen Staatskunst bezweifelte, diesen auf den ersten Augenblick stutzig gemacht haben; aber die wiederholten herzlichen Beweise der Huld seines kaiserlichen Herrn mußten jeden aufkeimenden Zweifel in seiner Seele ersticken. In der Zuversicht, das volle Vertrauen seines Kaisers zu besitzen, hatte sich der Kanzler auf seinen Landsitz im Sachsenwalde zurückgezogen, und er blieb dort monatelang, um neue Kraft zur Arbeit und zu neuem Kampfe zu sammeln. Die Lösung schwerer Aufgaben stand bevor; das Ziel, welches er sich als Steuermann des Reichsschiffes gesetzt hatte, war bei weitem nicht erreicht. Die Verantwortlichkeit, welche sein Platz am

Steuerruder ihm auferlegte, wuchs mehr und mehr. Es galt, das Fahrzeug noch durch gefährliche Strudel und über drohende Klippen zu lenken.

Vor allem war es die soziale Frage, welche sich immer drohender gestaltete und die höchsten Anforderungen an die Kraft und Weisheit der Staatsleitung stellte. Die Zeit, für welche das Sozialistengesetz Gültigkeit erhalten hatte, lief ab. Im Oktober 1889 war dem Reichstage eine Vorlage seitens der Regierung unterbreitet worden, welche unter Verschärfung der Abwehrmaßregeln die dauernde Geltung des Gesetzes forderte. In einer durch die Reichstagskommission gemilderten Form wurde die Vorlage am 23. Januar 1890 in zweiter Lesung von der Mehrheit des Reichstags, dem aus den Konservativen und Nationalliberalen bestehenden „Kartell,“ auf das sich Bismarck seit Jahren gestützt, angenommen. Für die dritte Lesung, welche am 25. Januar stattfinden sollte, nahmen die Mehrheitsparteien noch die Einbringung verschärfender Abänderungen in Aussicht, welche den Forderungen der Regierung weit entgegenkamen. So hoffte man bestimmt, zu einer Verständigung mit derselben zu gelangen. Der erwartete Schritt seitens der Staatsleitung hierzu aber blieb aus.

Fürst Bismarck war bis zu dieser Zeit in Friedrichsruh geblieben, und während seiner Abwesenheit hatten sich Dinge vollzogen, welche sein Verhältnis zum Kaiser und seine Amtsstellung ernstlich zu gefährden drohten. Es hatten Elemente aus Hofkreisen und den Spitzen politischer und kirchlicher Parteien, der christlich-sozialen und der Kreuzzeitungs-Partei das Vertrauen des jungen Herrschers, dessen Feuerseele mehr und mehr nach selbständiger Bethätigung ihrer Kraft strebte, zu gewinnen verstanden, denen der eiserne Kanzler lange schon ein Hindernis auf ihrem Wege zu Ehre und Einfluß gewesen war.

Über das verräterische Spiel, das jene Elemente damals mit dem Kaiser und seinem leitenden Staatsmanne trieben, verbreitet ein Brief des Hofpredigers Stöcker, den das sozialdemokratische Parteiorgan „Vorwärts“ anfangs September 1895 zu veröffentlichen in der Lage war, ein grelles Licht. Der Brief lautet:

„X (Name eines konservativen Abgeordneten) sagte mir, daß Sie einige Artikel, welche das schnöde Spiel von Bismarck und Genossen mit

dem Kaiser aufdecken, für zeitgemäß hielten. Darf ich Ihnen dagegen meine Anschauungen über das, was ich für richtig halte, darlegen? Ich glaube, daß im Augenblick B. den Kaiser vollkommen eingenommen hat, ganz besonders in Bezug auf das Kartell, das nun einmal Bismarck für die Grundlage seiner Politik und für ein ungemein großes Ereignis ansieht. Will man dagegen die B.schen Intrigen ausspielen, und zwar mit mehr oder weniger Gegenüberstellung von B. und dem Kaiser, so verliert man das Spiel und reizt den letztern. Ich hörte noch gestern, daß er ganz für die Kartellpolitik gewonnen ist. Was man nun meines Erachtens thun kann und muß, ist folgendes: Prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfrage, Matineen, Harnack, Reichstagswahl im sechsten Wahlkreise, die gewiß mit einem Fiasko der antisozialdemokratischen Elemente schließt, muß man, ohne B. zu nennen, in der allerschärfsten Weise benutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in dieser Angelegenheit nicht gut beraten ist, und ihm den Schluß auf B. überlassen. Man muß also *rings um das politische Zentrum resp. das Kartell Scheiterhaufen anzünden* und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. — Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und B. Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: Sechs Monate will ich den Alten — B. — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. B. selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch behutsam sein. . . .

Herzliche Grüße Ihr getreuer Stöcker."

Unverantwortliche Ratgeber gelangten also zum Ohr des Kaisers, welche denselben in seinen vielfach von denen des Reichskanzlers abweichenden Ansichten bestärkten. Besonders in den Fragen der Sozialpolitik stimmten die Anschauungen des Kaisers und des Kanzlers nicht überall zusammen.

Als im Mai des Jahres 1889 der große Bergarbeiterstreik ausgebrochen war und Hunderttausende von deutschen Bergleuten mit Not

und Elend, einen blühenden Zweig vaterländischer Industrie mit Vernichtung drohte, hatte sich Deutschlands junger Kaiser durch seine menschenfreundliche Huld, eingedenk des Gelöbnisses, welches er in seinen ersten Erlassen an sein Volk gethan, bewegen lassen, durch sein persönliches Eingreifen den Streit schlichten zu helfen. Seine versöhnenden Herrscherworte, welche er an die im Schlosse zu Berlin empfangenen Abordnungen von Arbeitern und Arbeitgebern gerichtet, hatten zu einer schnellen Verständigung der Parteien und Beilegung des Ausstandes geführt.

Die drei Führer der ausständigen Bergleute im Ruhrkohlengebiet, Schröder, Bunte und Siegel, welche bei ihrem Empfange am Berliner Hofe dem Kaiser ihrer vaterländischen Gesinnung und Treue versichert hatten, täuschten das Vertrauen des Herrschers in schnödester Weise; denn als sie zu ihren feiernden Genossen zurückkehrten, bekannten sie offen ihre Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei und rühmten sich später gar ihres schändlichen Verrats, den sie an ihrem Landesherrn verübt hatten. Trotz dieser bittern Erfahrung, welche der Kaiser sogleich beim ersten Schritte seiner arbeiterfreundlichen Handlungen hatte machen müssen, ließ sich derselbe nicht abhalten, auf der betretenen Bahn weiter zu gehen.

Mit lebhaftem Interesse hatte der Kaiser die Verhandlungen über das neue Sozialistengesetz verfolgt, und er berief am 24. Januar 1890, dem Tage vor der endgiltigen Abstimmung über dasselbe, einen Kronrat, um die Ansichten einer Anzahl bedeutender Männer aus verschiedenen Schichten des Volks über diese so hochwichtige Angelegenheit zu vernehmen. Im Reichstage wurde die Kundgebung der Beschlüsse dieses unter höchsteignem Vorsitze des Herrschers tagenden Kronrats mit Spannung erwartet, aber über dieselben wie über die Verhandlungen drang nichts in die Öffentlichkeit; nun verbreitete sich in den Reihen der Volksvertreter das Gerücht, daß in der Sitzung des Kronrats über die Fortdauer des Sozialistengesetzes bedeutende Meinungsverschiedenheiten zu Tage getreten seien. Der Kaiser habe in Übereinstimmung mit dem Minister von Bötticher erklärt, daß es der Regierung möglich sein müsse, ohne diese „Krücke“ mit den Umtrieben der Sozialdemokratie

fertig zu werden, wenn dieselbe nur mit den Waffen des allgemeinen Strafrechts und der bestehenden Reichs- und Landesgesetze thatkräftig bekämpft würde. Die Wahrheit dieses Gerüchts fand Bestätigung darin, daß seitens der Regierung jeder Schritt zur Durchbringung des Sozialistengesetzes unterblieb, das dann auch am folgenden Tage mit hundertneunundsechzig gegen achtundneunzig Stimmen abgelehnt wurde.

Der Kaiser, welcher mit seiner Meinung über die Wirksamkeit des abgelehnten Gesetzentwurfs augenscheinlich in den Verhandlungen des Kronrats durchgedrungen war, hatte bereits weitere Schritte zur Lösung der sozialen Frage in Vorbereitung. Eine Reihe tief in das Staatsleben eingreifender kaiserlicher Erlasse, welche die Einberufung einer internationalen Konferenz zur Regelung des Arbeiterschutzes und die Vorberatungen einer Gesetzgebung behufs Festsetzung des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber seitens des preußischen Staatsrats zum Gegenstand hatten, stand in naher Aussicht.

Mit Verwunderung sah Fürst Bismarck, der erste, verantwortliche Leiter deutscher und preußischer Politik, als er am 24. Januar von Friedrichsruh nach Berlin zurückkehrte, die veränderte Lage im kaiserlichen Kabinette. Ihm ward alsbald klar, daß inzwischen drohende Wolken gegen seine Stellung herangezogen seien, und daß es seiner ganzen Festigkeit bedürfe, denselben standzuhalten. Seine Ansicht war, daß das Reich ohne feste gesetzliche Handhabe gegen die Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie auf die Dauer nicht auskommen werde. Weitere Schritte auf dem Gebiete der sozialpolitischen Gesetzgebung hielt er, nachdem dieselbe durch Inkrafttreten des Altersversorgungsgesetzes zu einem gewissen Abschlusse gekommen, noch für verfrüht. Als der Fürst in der Sitzung des Kronrats seine Meinung nicht durchzusetzen vermochte, erklärte er in Bezug auf die weitern Pläne des Kaisers demselben unumwunden, daß er „diese Politik nicht mitmachen könne“. Die Zugeständnisse, welche die geplanten kaiserlichen Erlasse den Forderungen der Sozialdemokratie machten, erschienen dem erfahrenen Staatsmanne unzweckmäßig, als ein Zeichen von Schwäche der Staatsgewalt gegenüber den Umstürzlern. Und die Folge zeigte, daß

er damit recht hatte. Denn bald darauf verkündeten die sozialdemokratischen Führer: „Der Kaiser nimmt in seinen Erlassen das sozialdemokratische Programm auf, er streicht seine Flagge vor der Sozialdemokratie und pflanzt das Banner unsrer Partei auf!"

Bismarcks Einwände gegen die Pläne des Kaisers blieben erfolglos. Der von Thatendrang erfüllte junge Herrscher war entschlossen, seine eignen Ideen zur Durchführung zu bringen, selbst auch ohne die Mithilfe seines ersten Ratgebers. Ein Aufeinanderstoßen zweier so festgeprägter Charaktere war unausbleiblich.

Der junge Kaiser erwies sich als echter Schüler des eisernen Kanzlers, der ihn in das Gebiet der Staatskunst eingeführt hatte. Und wie dieser einst in den Tagen der Konfliktszeit den Volksvertretern im preußischen Abgeordnetenhause erklärt hatte: „Wenn wir Krieg führen wollen, so werden wir ihn führen mit Ihrer oder ohne Ihre Zustimmung," so entgegnete nun der Jünger seinem Meister: „Ich werde in der Arbeiterfrage meinen Weg gehen, mit Ihnen oder ohne Sie!"

Am 4. Februar erschienen die Erlasse des Kaisers, welche die verfassungsmäßige Gegenzeichnung des Reichskanzlers nicht trugen. Dieser hatte, gemäß seinem Entschlusse, „diese Politik nicht mitzumachen", die Unterschrift nicht gegeben, und der Kaiser, auf diese verzichtend, die Erlasse dennoch veröffentlicht.

Das Zerwürfnis zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler war da. Der Rücktritt des Fürsten Bismarck von seinen Ämtern schien unvermeidlich; doch der weitschauende Staatsmann zögerte, den verhängnisvollen Schritt, sein Entlassungsgesuch einzureichen, in einer Zeit zu thun, da die politische Lage sich zu einer außerordentlich kritischen zu gestalten begann. In den Arbeitermassen herrschte noch immer die gefahrdrohende Gährung, wie sie sich in umfangreichen Ausständen bereits geltend gemacht hatte. Die reichsfeindlichen Elemente der Polen, der Französlinge im Elsaß, der Welfen erhoben sich unter diesen Verhältnissen kühner denn je; die Römlinge der Zentrumspartei machten Miene, einen neuen Kulturkampf heraufzubeschwören. Es lag eine Gewitterschwüle in der Luft, welche dem Leiter der Reichspolitik ähnlich der Stimmung vor den Aufständen von 1830 und 1848 erschien.

In solcher Lage plötzlich seinen verantwortungsvollen Posten zu verlassen, das kam dem Schöpfer des Deutschen Reichs wie Vaterlandsverrat vor. Er wirkte auf ein allmähliches, stufenweises Ausscheiden aus seinen Ämtern hin. Schon früher einmal hatte er mit dem Kaiser in einem vertraulichen Gespräche erwogen, wie ein etwaiger Ersatz seiner Person am besten zu schaffen sei. Der Fürst berichtet darüber: „Zu einer Zeit, da ich nicht entfernt daran denken konnte, daß der Kaiser mich je entlassen werde, sprach ich einmal mit Sr. Majestät von der Möglichkeit, die vielleicht zum erstenmale dann sich wieder einstellen würde, wenn ich tot wäre. Damals sagte ich dem Kaiser, für diesen Fall würde ich ihm raten, an die Spitze des preußischen Ministeriums einen schneidigen General zu stellen. — Beispielsweise nannte ich, weil der mir gerade zuerst einfiel, den Namen Caprivi; aber mein Vorschlag galt nicht dieser Persönlichkeit, sondern nur dem Generalsrange und der Schneidigkeit derselben."

Auf eine ähnliche Regelung der Dinge nahm Bismarck jetzt nach Ausbruch des Zerwürfnisses mit dem Kaiser bedacht. Sein Plan ging dahin, daß er selbst das Reichskanzleramt weiterführen, sein Sohn Herbert Minister des Auswärtigen bleiben, Herr von Caprivi, auf den das Augenmerk des Kaisers schon von andrer Seite gelenkt worden war, als Vorsitzender des preußischen Kabinetts in Vorschlag gebracht werden sollte. Letzteres sollte nach des Fürsten eignen Worten in Rücksicht darauf geschehen, daß man erwarten durfte, ein Mann wie der General Caprivi werde in einer Zeit, da ein innerer Kampf im Staatsinteresse unvermeidlich schien, den liberalisierenden und zivilistischen Einflüssen im Ministerium die Spitze bieten.*)

Die kritischen Ereignisse nahmen indessen so raschen Verlauf, daß Bismarcks Plan nicht zur Ausführung kam. Ein verhältnismäßig geringer Anlaß brachte die Krisis zu einer unerwartet schnellen Entscheidung. Der Kaiser hatte in der Zeit, da Bismarck von Berlin abwesend war, begonnen, in einer bisher nicht dagewesenen Weise die Zügel der Staatsleitung mehr und mehr selbständig zu führen. Mit Übergehung

*) Gespräch Bismarcks mit einem Gaste in Friedrichsruh im Sommer 1892, Tägliche Rundschau vom 28. Juni 1892.

des Ministerpräsidenten hatte er die einzelnen Minister unmittelbar zum Vortrag ins Kabinett befohlen. Um eine einheitliche Geschäftsleitung zu ermöglichen, suchte Bismarck als erster verantwortlicher Leiter der Reichs- und preußischen Politik diese Maßnahmen zu verhindern. Er stützte sich dabei auf eine im Jahre 1852 vom Könige Friedrich Wilhelm IV. unter dem Ministerium Manteuffel erlassene Kabinettsordre, worin es heißt: „Ich finde es nötig, daß dem Ministerpräsidenten mehr als bisher eine allgemeine Übersicht über die verschiedenen Zweige der innern Verwaltung und dadurch die Möglichkeit gewährt werde, die notwendige Einheit darin seiner Stellung gemäß aufrecht zu erhalten und Mir über alle wichtigen Verwaltungsmaßregeln auf Mein Erfordern Auskunft zu geben. Zu dem Ende bestimme Ich folgendes: Über alle Verwaltungsmaßregeln von Wichtigkeit hat sich der betreffende Departementschef vorher mündlich oder schriftlich mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen. — Wenn ein Verwaltungschef sich bewogen findet, Mir in Angelegenheiten seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten, so hat er den Ministerpräsidenten davon zeitig vorher in Kenntnis zu setzen, damit derselbe, wenn er es nötig findet, solchen Vorträgen beiwohnen kann."

Bismarck brachte den ihm unterstellten Ministern diese Kabinettsordre in Erinnerung und forderte die strenge Befolgung der darin enthaltenen Bestimmungen. Infolgedessen kam es zwischen dem Kaiser und dem Leiter der Staatsgeschäfte zu Auseinandersetzungen. Der eine verlangte, daß die Kabinettsordre als nicht mehr zeitgemäß aus der Welt geschafft werde; der andere erklärte, die Verantwortlichkeit seiner Stellung erheische die Aufrechterhaltung derselben. Die Verhandlungen brachten eine Stimmung zwischen den Beteiligten hervor, welche ein gedeihliches Zusammenwirken derselben unmöglich machte und den völligen Bruch herbeiführen mußte. Dieser erfolgte denn auch unmittelbar darauf.

Es war um die Mitte des Märzmonats 1890, als der Führer der Zentrumspartei, Dr. Windthorst, den Reichskanzler durch einen Vertrauensmann, Baron von Bleichröder, um eine Audienz in Sachen der Vermögensverwaltung des Herzogs von Cumberland bitten ließ. Der schlaue Welfe begleitete seinen Vermittler zum Reichskanzlerpalast, und war so

alsbald zur Hand, als sich Bismarck zur Gewährung der Audienz bereit erklärte. Es war in vorgerückter Abendstunde, als Windthorst im Familienzimmer des Fürsten empfangen wurde und die geheime Unterredung der beiden Staatsmänner, welche manchen harten Strauß miteinander ausgefochten hatten, stattfand. Es zeigte sich, daß der Zentrumsführer die Cumberlandsche Vermögensfrage nur zum Vorwande genommen hatte; in Wahrheit war er gekommen, dem Leiter der Staatsgeschäfte ein Handelsgeschäft, die Unterstützung seiner Politik seitens des Zentrums gegen Gewährung gewisser Zugeständnisse anzutragen. Die verlangten Zugeständnisse sollten nach spätern Äußerungen Bismarcks so „exorbitant" gewesen sein, daß an einen Pakt der Regierung mit dem Zentrum nicht zu denken war.

Der Kaiser erhielt schon früh am nächsten Morgen durch geschäftige Zwischenträger Kunde von dem stattgehabten Besuch Windthorsts beim Reichskanzler. Augenscheinlich sind ihm die Verhandlungen zwischen den beiden Staatsmännern in falschem Lichte dargestellt worden, so, als habe Fürst Bismarck den Zentrumsführer zu sich förmlich einladen lassen und die Verbindung mit der ultramontanen Partei gesucht, um seine Politik in betreff der sozialen Frage gegen die kaiserliche durchzusetzen, Der Kaiser sandte sogleich den Chef des Zivilkabinetts, von Lucanus, zum Fürsten Bismarck mit dem Befehl, daß derselbe fortan dem Kaiser zuvor Bericht erstatten sollte, wenn er Abgeordnete von der Bedeutung Windthorsts bei sich empfangen und politische Verhandlungen mit ihnen pflegen wolle. Der Kanzler ließ dem Kaiser darauf erwidern, er könne niemand über die Schwelle seines Hauses verfügen lassen. Darauf entschloß sich der Kaiser, sich selbst zum Fürsten Bismarck zu begeben, um Rechenschaft über die Unterhandlungen desselben mit Windthorst zu fordern. Am 15. März fuhr der Kaiser zum Kanzlerpalast. Es war früh am Tage und der Fürst lag noch zu Bette, als ihm der Besuch des Kaisers gemeldet wurde. Er stand sofort auf und eilte, vor seinem Herrn zu erscheinen. Dieser fragte ihn alsbald, was die Unterredung mit dem Führer der Zentrumspartei zu bedeuten gehabt habe. Der Fürst antwortete ausweichend, daß dieselbe von politischer Tragweite nicht gewesen sei. Und auf die Bemerkung des Kaisers, daß er über

Verhandlungen seines Kanzlers mit Parteiführern wie Windthorst künftig rechtzeitig Bericht erwarte, erwiderte Bismarck, er könne und wolle seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Kontrolle unterwerfen.

„Auch nicht, wenn Ich, Ihr Souverän, es Ihnen befehle?“ rief der Kaiser.

„Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau“, lautete die Antwort.

Der eiserne Kanzler reckte sich in der ganzen Höhe seiner gewaltigen Persönlichkeit empor und hielt dem zornerregten Blicke des Kaisers fest und ungebeugt stand. Es war ein Moment von großer weltgeschichtlicher Bedeutung, als sich die beiden mächtigsten Männer des Deutschen Reichs so Aug' in Auge gegenüberstanden. Mit der unwiderstehlichen Gewalt seines Blickes hatte der geniale Schmied der deutschen Einheit schon manche gewichtige Persönlichkeit gebannt, auch der junge deutsche Kaiser beugte sich jetzt dem Bismarckblicke. Er brach das Gespräch plötzlich ab und beschied den Fürsten zur weitern Verhandlung für den kommenden Abend aufs Schloß.

„Bei meinem Alter und mit Rücksicht auf meine Gesundheit bin ich außer stande,“ erwiderte der Kanzler, „mir am späten Abend über die vielen Stufen, welche zur Wohnung meines Kaiserlichen Herrn hinanführen, meine Entlassung selbst zu holen.“

Der Kaiser wandte sich um und verließ den Reichskanzlerpalast. Kurze Zeit darauf kam der Kaiserliche General-Adjutant von Hahncke zum Fürsten Bismarck mit dem Auftrage, der Kaiser erwarte die sofortige Einreichung des Entlassungsgesuchs des Reichskanzlers. Dieser erwiderte dem General, der den Befehl des Kaisers nicht als einen direkten hingestellt hatte, er würde es aus rein politischen Erwägungen für eine Gewissenlosigkeit gegenüber dem Kaiser wie dem Vaterlande halten, unter den gegebenen Verhältnissen fahnenflüchtig zu werden. Wolle der Kaiser ihn absetzen, so bedürfe es nicht des Abschiedsgesuchs. Der Kaiser habe dazu das unumschränkte Recht, aber ihm sei es unmöglich, seine politische Laufbahn mit einem Akte zu beschließen, dessen Folgen er für das größte Unglück halten müsse, von welchem zur Zeit unser Volk betroffen werden könne.

Nachdem General von Hahncke also beschieden worden war, erschien noch am selbigen Tage der Chef des Zivilkabinetts, von Lucanus, im Reichskanzleramt mit dem direkten Befehl des Kaisers an den Fürsten Bismarck, bis zu einer bestimmten Stunde dem Kaiser sein Entlassungsgesuch zu unterbreiten. Zugleich ließ der Kaiser dem Fürsten antragen, ihn zum Herzog von Lauenburg zu machen, worauf Bismarck erwiderte, diese Würde hätte er schon lange erlangen können, wenn sein Streben danach gestanden hätte. Der Abgesandte des Kaisers meinte dem Fürsten die Versicherung geben zu können, Se. Majestät mache sich verbindlich, daß dem Fürsten zur Ermöglichung der würdigen Repräsentation des Herzogsranges eine Dotation bewilligt werde. Der Fürst wies auch dies in der bestimmtesten Form zurück, indem er sagte, er habe doch eine solche Laufbahn hinter sich, daß man ihm nicht zumuten könne, dieselbe dadurch zu beschließen, daß er einer Gratifikation nachlaufe. Dem durch Herrn von Lucanus überbrachten bestimmten Befehl des Kaisers konnte der Fürst nichts mehr entgegen halten als die Erklärung, daß er in der ihm vorgeschriebenen, so kurz bemessenen Zeit ein Schriftstück von solcher Tragweite unmöglich abfertigen könne. Er sei bereit, seine schlichte Absetzung sofort zu unterzeichnen. Zu einem Abschiedsgesuch, welches das letzte amtliche Schriftstück eines um die Krone von Preußen einigermaßen verdienten Ministers bilden müsse, bedürfe er längerer Zeit. Das sei er sich und der Geschichte schuldig.

Mit diesem Bescheide kehrte der Abgesandte in das Kabinett des Kaisers zurück. Des neuen Deutschen Reichs erster Kanzler schrieb darauf am 18. März eine eigenhändige Eingabe*) an des Kaisers Majestät, worin er die politische Lage und die Gründe erörterte, welche ihm den Rücktritt trotz seiner Jahre und seiner Gesundheitsverhältnisse als im Staatsinteresse allein nicht erlaubt erscheinen ließen. Erst gegen Mittag des 20. März erhielt der Kaiser dies Schriftstück zu Händen. Wenige Stunden nachher überbrachten die Herren von Lucanus und von Hahncke dem Fürsten Bismarck seine Entlassung.

---

*) Diese denkwürdige Schrift ist bisher nicht veröffentlicht worden.

Das Kaiserliche Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuch vom 18. d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Ämtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei Unsern Lebzeiten nicht näher treten zu müssen. Wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgeschweren Tragweite Ihres Rücktritts jetzt genötigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuchs dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten.

„Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrags zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Ämtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werden.

„Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berater zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Überzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwertig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlands unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes

verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildnis zugehen lassen.

„Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters.

„In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm, I. R.

An den Fürsten von Bismarck."

In einem zweiten, dem ersten angefügten Schreiben von demselben Tage würdigte der Kaiser unter huldreichster Verleihung entsprechender militärischer Rangerhöhung die Verdienste, welche sich Fürst Bismarck um das preußische und deutsche Heerwesen erworben hat. Das Schreiben lautet:

„Ich kann Sie nicht aus der Stellung scheiden sehen, in der Sie so lange Jahre hindurch für Mein Haus, wie für die Größe und Wohlfahrt des Vaterlands gewirkt, ohne auch als Kriegsherr in inniger Dankbarkeit der unauslöschlichen Verdienste zu gedenken, die Sie sich um Meine Armee erworben haben. Mit weitblickender Umsicht und eiserner Festigkeit haben Sie Meinem in Gott ruhenden Herrn Großvater zur Seite gestanden, als es galt, in schweren Zeiten die für nötig erkannte Reorganisation unsrer Streitkräfte zur Durchführung zu bringen. Sie haben die Wege bahnen helfen, auf welchen die Armee mit Gottes Hilfe von Sieg zu Sieg geführt werden konnte. Heldenmütigen Sinnes haben Sie in den großen Kriegen Ihre Schuldigkeit als Soldat gethan. Und seitdem, bis auf diesen Tag, sind Sie mit nie rastender Sorgfalt und Aufopferung bereit gewesen, einzutreten, um unserm Volke die von den Vätern ererbte Wehrhaftigkeit zu bewahren und damit eine Gewähr für die Erhaltung der Wohlthaten des Friedens zu schaffen. Ich weiß Mich eins mit Meiner Armee, wenn Ich den Wunsch hege, den Mann, der so Großes geleistet, auch fernerhin in der höchsten Rangstellung ihn erhalten zu sehen. Ich ernenne Sie daher zum General-Obersten der Kavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls und hoffe zu

Gott, daß Sie Mir noch viele Jahre in dieser Ehrenstellung erhalten bleiben mögen.

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm, I. R.

An

den General der Kavallerie Fürsten von Bismarck à la suite des Kürassier-Regiments von Seydlitz (Magdeburgischen) Nr. 7 und des 2. Garde-Landwehr-Regiments."

So war es denn geschehen! — Der Lenker der sieggewohnten, ruhmgekrönten Staatskunst Preußens und des Deutschen Reichs in voller Frische und Kraft aus allen seinen Ämtern entlassen! — Mit Staunen und Bangen vernahmen die Völker die Kunde von dem weltgeschichtlichen Ereignisse, das eine Erregung heraufrief, wie es in jüngster Zeit nur der Tod Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III. vermocht hatten.

Die deutschen Fürsten, der Kaiser von Österreich, sowie die leitenden Minister der Deutschland verbündeten Länder gaben dem verabschiedeten deutschen Reichskanzler auf telegraphischem Wege ihre Teilnahme an dessen Geschicke und ihren Dank für sein segensreiches Wirken kund. Der Bundesrat ließ seinem Schöpfer und langjährigen Vorsitzenden eine von sämtlichen Mitgliedern unterzeichnete Abschiedsadresse überreichen. — Die Liebesbeweise und Dankesbezeugungen, welche dem Entlassnen aus allen Teilen Deutschlands und der Erde zugingen, waren kaum zu zählen. In der Presse wie in öffentlichen Versammlungen war die Verabschiedung Bismarcks fast ausschließlich der Gegenstand der Erörterungen.

Selbst die Gegner des großen eisernen Kanzlers hielten in drückender Beklemmung auf einige Zeit den Atem an und legten die Waffen, welche sie in so mancher Fehde gegen ihn geführt, beiseite. Es gab auch sogar deren, welche groß genug dachten, dem Scheidenden den schuldigen Tribut der Achtung und Anerkennung nicht vorzuenthalten, wie es freilich auch an solchen nicht fehlte, die den bekannten Eselsfußtritt gegen den Löwen in Bereitschaft hatten.

Bemerkenswert war das Verhalten des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses jenem welterschütternden Ereignisse

gegenüber. Der Präsident des Reichstags, von Levetzow, schien dasselbe nicht einmal für wichtig genug zu halten, um es öffentlich dem hohen Hause bekannt zu geben; Minister von Boetticher machte zwar im Abgeordnetenhause Mitteilung davon, aber von irgend einer Gemütserregung zeigte derselbe keine Spur, wie denn die also im gleichmütigen Geschäftsstile abgegebene Bekanntmachung von den Volksvertretern auch ohne ein Zeichen innerer Bewegung schweigend aufgenommen wurde. —

Staunend richtete die Welt ihre Blicke auf den jungen deutschen Kaiser, welcher den kühnen Mut zeigte, die ganze Schwere der Verantwortung eines solchen Schrittes wie die Entlassung Bismarcks, auf sich zu nehmen. Wie tief der Herrscher diese Last selbst gefühlt und in welcher Stimmung er sich in jenen Tagen befunden hat, geht aus einer telegraphischen Kundgebung hervor, welche er unter dem 22. März 1890 an den Großherzog von Weimar richtete. Dieselbe lautet:

„Besten Dank für Ihren freundlichen Brief. Ich habe in der That bittere Erfahrungen und sehr schmerzliche Stunden durchgemacht. Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich meinen Großvater noch einmal verloren. Es ist Mir aber von Gott einmal so bestimmt, also habe Ich es zu tragen, wenn Ich darüber auch zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiffe ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte, und nun ‚Volldampf voraus!'"

Wilhelm II., R.

Offen sprach es der Kaiser hier aus, daß er fortan sein eigner Kanzler sein wolle. Die so vielfach erörterte Frage, wer einmal Bismarcks ersatzfähiger Nachfolger sein werde, war auf diese Weise leicht und einfach gelöst. Die Stelle des Reichskanzleramts neu zu besetzen, war unter obwaltenden Umständen nicht allzuschwer. Der frühere Hinweis Bismarcks auf den General von Caprivi machte die Wahl um so leichter, und so brachte denn dieselbe Nummer des ‚Reichsanzeigers', welche die Verabschiedung Bismarcks bekannt gegeben, zugleich die Ernennung des neuen deutschen Reichskanzlers in der folgenden Bekanntmachung:

„Se. Majestät der Kaiser haben allergnädigst geruht: den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von dem Amte als

Reichskanzler zu entbinden und den kommandierenden General des X. Armee-Korps General der Infanterie von Caprivi zum Reichskanzler zu ernennen."

Georg Leo von Caprivi de Caprera de Montecuculli, welcher ausersehen war, der Nachfolger des genialen, ruhmgekrönten ersten deutschen Reichskanzlers Fürsten Bismarck zu werden, hatte, als er sein verantwortliches Amt übernahm, soeben das neunundfünfzigste Lebensjahr vollendet. Er wurde am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg geboren. Sein Vater, einer altitalienischen Familie entstammend, war der am 25. Dezember 1865 verstorbene preußische Obertribunalrat und Kronsyndikus Leopold von Caprivi, seine am 16. Januar 1871 verstorbene Mutter eine geborne Köpke. Wie also der erste, so war auch der zweite deutsche Reichskanzler mütterlicherseits von bürgerlicher Abkunft. Die stattliche Gestalt desselben, der spärlich behaarte Kopf, das frische Gesicht mit dem großen weißen Schnurrbart, den buschigen Brauen, unter denen ein Paar lebhaft blickende Augen hervorleuchteten, gaben dem Herrn von Caprivi eine äußerliche Ähnlichkeit mit Bismarck.

Vorgebildet auf dem Werderschen Gymnasium in Berlin, das damals unter der Leitung des alten, biedern Bismarck-Erziehers Bonnell stand, hatte Leo von Caprivi die Militärlaufbahn eingeschlagen, war als Avantageur bei dem Kaiser Franz-Regiment eingetreten, um nach einigen Jahren die Kriegsakademie zu beziehen. Niemals die goldne Mittelstraße verlassend, hatte er sich schon in seinen jungen Jahren stets peinlicher Ordnung und musterhaften Betragens befleißigt. Von tollen Streichen, wie Jung-Bismarcks urwüchsige Kraft sie ausgeführt, wird uns in der Lebensgeschichte Jung-Caprivis nichts berichtet. „Er gehörte zu den Schülern," also schilderte ihn ein Jugendgenosse, der freisinnige Abgeordnete Alexander Meyer, „die sich mit der Versetzung niemals ein halbes Jahr verspäten, aber ebensowenig eine Klasse um ein halbes Jahr schneller absolvieren, als der Kursus mit sich bringt, die niemals eine Arbeit, die ihnen aufgegebem wird, ungethan lassen, aber ebensowenig eine Arbeit freiwillig machen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die, wenn sie gefragt werden, meist richtige Antwort geben, aber ungefragt nicht mit ihrem Wissen zu glänzen suchen." —

Nach seiner militärischen Ausbildung brachte Caprivi es durch schnelles Aufrücken bald zum Hauptmann, als welcher er im Jahre 1861 in den Generalstab versetzt wurde, wo er nach kurzer Zeit zu den besten Schülern Moltkes gehörte. Nach dem Kriege von 1866, den er im Stabe der Ersten Armee mitmachte, rückte er im Jahre 1870 zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes des X. Armeekorps auf. In dieser Stellung nahm er an den Kämpfen vor Metz und Orleans, sowie an dem Loire-Feldzuge teil. Zum Generallieutenaut und Kommandeur der 30. Division in Metz befördert, wurde er im Jahre 1883 als Nachfolger des Herrn von Stosch zum Chef der Admiralität ernannt. In diesem Amte erwarb sich der General durch sein organisatorisches Talent um die Ausbildung des deutschen Flottenwesens bleibende Verdienste. Im Jahre 1888 auf seinen Wunsch aus dem Marinedienste entlassen und der Armee in dem Verhältnis à la suite wieder zugeteilt, zollte ihm der Kaiser in einem huldvollen Schreiben vom 5. Juli d. J. hohe Anerkennung: „Sie haben," heißt es darin, „in den fünf Jahren Ihrer Kommandoführung die Entwicklung der Marine in hohem Grade gefördert. Sie haben Ihre Organisation mit nicht genug anzuerkennender persönlicher Hingabe durch Instruktionen und Bestimmungen vervollständigt, die ein dauernder Schatz für die Marine bleiben werden, wobei Ich Ihrer hohen Verdienste für die Förderung des zu immer höherer Bedeutung gelangenden Torpedowesens noch besonders gedenke. Sie haben es verstanden, Ihr militärisches Wissen und Können dem Offizierkorps der Marine in hohem Grade nutzbar zu machen. — Das sichert Ihrem Namen für alle Zeiten eine Ehrenstelle in der Geschichte der Marine."

Das war der Mann, den der Kaiser neben sich an das Steuerruder des Reichsschiffs berief. Fürst Bismarck äußerte über seinen Nachfolger: „Caprivi war mir bis dahin immer eine sympathische Persönlichkeit gewesen. Er war stramm und aufrecht, kurz im Reden und schweigsam."

Mit dem Fürsten Bismarck schied zugleich dessen Sohn, Graf Herbert von Bismarck, aus seinem Amte als preußischer Minister des Auswärtigen. Die Bemühungen des Kaisers, denselben in seinem Amte

zu erhalten, blieben ohne Erfolg. An seiner Stelle wurde dem badischen Gesandten, Herrn von Marschall, die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übertragen.

Die Nachfolger der beiden Bismarcks traten ihre Ämter alsbald an. Der neue Reichskanzler betrieb den Einzug in das Palais Wilhelmstr. 77, welchem Fürst Bismarck zu einer Weltberühmtheit verholfen, wie sie kaum einer zweiten Stätte im Deutschen Reiche je zu teil geworden, mit solcher Eile, daß sein bisheriger Bewohner nicht einmal Zeit fand, seinen Auszug ordnungsgemäß zu bewirken. Der Fürst äußerte sich darüber später, daß er bei dem überstürzten Umzuge eine Menge Eigentum verloren und er sich mit den Seinen vorgekommen, wie etwa eine deutsche Familie, die im Jahre 1870 aus Paris ausgewiesen wurde.

Am 26. März beschied der Kaiser seinen Altreichskanzler zu der von diesem erbetenen Abschiedsaudienz auf das Königliche Schloß. Es war vormittags zehneinhalb Uhr, als der Fürst, mit der Uniform des Kürassier-Regiments von Seydlitz angethan und dem Bande des Schwarzen Adlerordens geschmückt, im leichten, von vier berittenen Schutzleuten begleiteten Kabriolett die Linden entlang dem Schlosse zufuhr. Und hier war's, wo die Berliner Bevölkerung, welche sich dem regierenden strengen, eisernen Kanzler gegenüber oft genug gar spröde gezeigt, zum erstenmal die in vielen tausend Herzen schlummernden Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit dem scheidenden Erbauer des Reichs zu einem Ausdruck brachte, wie er stürmischer, gewaltiger nicht zu denken ist. Dicht gedrängt stand die Menge zu beiden Seiten der stolzen Siegesstraße und von allen Zugängen strömten immer neue Scharen herzu, die den scheidenden Kanzler mit brausenden Huldigungsrufen empfingen und ihn und seinen Wagen förmlich mit Blumen überschütteten. Ein Triumphzug ohne gleichen war die Fahrt des Fürsten, und erst, als derselbe im Schloßportal am Lustgarten den Blicken der Menge entschwunden war, legten sich allmählich die Wogen der Begeisterung.

Der Kaiser war, als sein verabschiedeter Kanzler zur festgesetzten Stunde im Schlosse eintraf, von seiner Ausfahrt noch nicht zurück.

So empfing die Kaiserin mit den Prinzen zunächst den Fürsten, mit dem sie sich längere Zeit huldvollst unterhielt. Das Herz der Kaiserin war just wie das ihres hohen Gemahls, in ihrer Kindheit von Verehrung des gewaltigen Staatsmanns, durch dessen Politik die Hoffnungen ihres Vaters, des Herzogs Friedrich von Augustenburg, auf den Besitz des vom Dänenjoche befreiten Schleswig-Holstein einst zerstört worden waren, nicht erfüllt gewesen. Die Erzieherin der kleinen Prinzeß Auguste Viktoria, eine Dame aus der französischen Schweiz, hatte sogar den Ausruf „Bismarck kommt!“ als Schreckmittel für ihren fürstlichen Zögling gebraucht. Später aber hatte sich mit der entwickelten Einsicht der Geist der erwachsenen Prinzeß vor der strengen Staatsweisheit des deutschen Reichskanzlers beugen gelernt. Seine Versöhnungspolitik hatte ihr den Weg zum deutschen Kaiserthron gebahnt. Bei ihrer Verlobung mit dem Prinzen Wilhelm war Fürst Bismarck persönlich erschienen, um der glücklichen Braut seine Segenswünsche darzubringen und, wie er selbst sagte, „dem freudigen Schlußakte eines konfliktreichen Dramas beizuwohnen.“ Der Ausruf: „Bismarck kommt!“ war der Prinzeß zu einem gar willkommenen geworden, welcher in ihrem Herzen nur noch das Gefühl der Freude erweckte. In ihrer Bewunderung des hohen Staatsmannes konnte die hohe Frau es nicht fassen, daß derselbe in der öffentlichen Meinung oft die bittersten Schmähungen erfahren mußte. Diesem Gefühle gab sie einst in einem Gespräche mit einem Reichstagsabgeordneten Ausdruck, indem sie sagte:

„Möge das deutsche Volk seine stolze Geschichte nie vergessen. Noch lebt sein großer Kaiser, noch lebt sein großer Kanzler; wenn es sich stets der Liebe und Verehrung erinnerte, die es dem erstern schuldet, und der Dankbarkeit, auf die der letztere so berechtigten Anspruch hat, dann stände es besser um uns und unsre Zukunft. Die Zeit wird kommen, da jenes stolze, aber wahre Wort eines englischen Königs: ‚Jetzt lästern sie mich, doch wenn ich einst nicht mehr lebe, werden sie mich mit ihren Fingernägeln aus der Erde scharren wollen‘, auch auf Bismarck Anwendung finden wird. Komme sie spät!“

Nun hieß es: „Bismarck geht!“ Er war gekommen, um Abschied zu nehmen. Als der Kaiser eintrat, reichte sie dem Scheidenden die

Hand und sagte ihm tief bewegt Lebewohl, die Prinzen folgten ihrem Beispiele. Was zwischen dem Kaiser und seinem scheidenden Kanzler gesprochen worden ist, darüber ist bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Die Volksmenge draußen in den Straßen war noch gewachsen, als Fürst Bismarck aus dem Schlosse zurückkehrte. Der Andrang und das Brausen der Huldigungsrufe wurde so gewaltig, daß das Sattelpferd des Fürsten, als der Wagen eben die Schloßbrücke verlassen hatte, scheute und über die Stränge schlug. Während das Gefährt hielt und das Hindernis beseitigt wurde, stieg der Fürst aus und stand nun plötzlich im Gewoge der Menge, dieselbe um Haupteslänge überragend, von den Beweisen der Liebe und Dankbarkeit seiner Getreuen fast erdrückt. Auf dem ganzen Heimwege das gleiche ergreifende Schauspiel, überall Hurrarufe, Tücherwehen, Hüteschwenken, Blumenregen, wodurch die Berliner dem überquellenden Gefühle ihres Herzens Luft machten! —

Zwei Tage später fuhr der verabschiedete Reichskanzler nach Charlottenburg hinaus, um allda in der weihevollen Königsgruft Abschied zu nehmen von seinem alten heimgegangenen Kaiser Wilhelm. Die Abendstunde nahte bereits, als sein Wagen am Seitenportale des Charlottenburger Schlosses vorfuhr. Er stieg aus und entnahm vom Schloßgärtner drei rote Rosen. Welche Gefühle und Gedanken mögen den Geist des Fürsten durchwogt haben, als er am Sarkophage seines einstigen Herrn und Genossen seiner großen Thaten die drei Rosen als letzten Scheidegruß niederlegte! —

„In der Hand die roten Rosen
Als Symbole herber Schmerzen,
Die in seiner Seele tosen,
Als Symbole treuster Liebe,
Die sich übet im Verzeihen,
Will er scheidend sie dem Toten,
Seinem Herrn und Kaiser weihen;
Ach, ihr schlichten Dankesblüten
Auf den Marmorsarkophagen,
Ihr nur wißt von seinem Ringen,
Seinem Seelenkampf zu sagen!“

Welch eine Bahn von der Stunde an, da er im Schlosse Babelsberg seinem Könige jenen folgenreichen Entschluß, die Führung

des umbrandeten Staatsschiffs zu übernehmen, mitteilte, hatte der gewaltige Mann bis zu diesem Augenblicke durchmessen!

„Entführt ihn sein Gedankengang von hinnen
In jene große Zeit, die stolz erregt
Im Deutschen Reich der Freude Jubelwogen,
Als sieggekrönt die Heere heimwärts zogen?
Wohl sieht von seinem Geist er sich beleben
Fast drei Jahrzehnte der Vergangenheit,
Wohl sieht er frisch nnd klar vorüberschweben
Die Bilder jener thatengroßen Zeit,
Der er mit aller Kraft sich hingegeben,
Der all sein Denken freudig er geweiht.
Doch dies allein ist's nicht, was ihn erfüllet,
Was mit der Wehmut Schein sein Aug' umhüllet.
Ein greises Kaiserantlitz, fromm und bieder,
Von Lieb' und Güte wunderbar durchwebt,
Aus jedem Bilde schaut es auf ihn nieder,
Das sich aus jener Zeit vor ihm erhebt.
Wohl jede Stunde kehrt im Geist ihm wieder,
Die mit dem greisen Helden er durchlebt.
Und jedes Wort aus des Verblichnen Munde,
Es klingt ihm wieder tief im Herzeusgrunde."

Mehr als zehn Minuten weilte der Fürst im Mausoleum. Noch lag die Weihe des großen Augenblicks auf seinem Angesicht, als er zurückkehrte und im Schloßportal wieder seinen Wagen bestieg. Die Kunde von seiner Anwesenheit hatte sich schnell verbreitet und eine zahlreiche Menschenschar herbeigezogen, welche teilnahmsvoll in ehrerbietigem Schweigen, entblößten Hauptes dem Schmerzerfüllten ihre Huldigung erwies:

„Stille lagert auf der Menge,
Jedes Hoffen wird zur Lüge:
Weh, es ist, es ist geschehen!
Doch nicht einer kann sie fassen
Jene herbe Trauerkunde:
Unser Bismarck ist entlassen!"

Am folgenden Tage verließ Fürst Bismarck mit seiner Familie Berlin, um sich nach seinem Landsitze Friedrichsruh zu begeben. Die Ehren, welche der Kaiser seinem Kanzler beim Scheiden von der Reichshauptstadt erweisen ließ, waren erhebend und von denkbar größtem Glanze, und die Berliner Bevölkerung wetteiferte mit dem Herrscher,

dem Scheidenden durch ihre Huldigungen Ehre zu erweisen und Freude zu bereiten.

Schon am Morgen des Abschiedstags war das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße von einer dichten Menschenmenge umlagert, welche den Scheidenden noch ein letztes Mal sehen, ihm einen letzten Abschiedsgruß zuwinken wollte. Am Nachmittage wuchs die Menge so bedeutend an, daß der Wagenverkehr in der Wilhelmstraße unterbrochen werden mußte. Gegen fünf Uhr nachmittags erschien Fürst Bismarck mit seiner Familie, um die Wagen zu besteigen, welche ihn und die Seinen nach dem Bahnhofe fahren sollten. Ein brausendes, sich immer wieder erneuerndes Hoch erschütterte die Luft, und von allen Seiten wurden dem scheidenden Kanzler Blumengaben dargereicht.

Die Fahrt nach dem Lehrter Bahnhofe wurde zu einem wahren Triumphzuge. Alle Straßen, durch welche der Fürst seinen Weg nahm, waren von dichten Menschenmassen besetzt, so daß der Wagen nur langsam vorwärts kommen konnte. Berlins Bürgerschaft war ausgezogen, um dem getreuen Eckart, der allezeit auf der Wacht gestanden für Deutschlands Ehre und Preußens Ruhm, die Ehren zu erweisen, die dem ersten Kanzler des neu erstandnen Reichs gebührten. Alle Stände waren vertreten, keiner war zurückgeblieben, heute war jeder Unterschied gefallen, heute einte alle ein gemeinsames Gefühl, der Schmerz um des Kanzlers Scheiden aus Berlin. Und so golden klar, so siegesgewiß und wonnespendend die Sonne vom Himmel herniederschaute auf das Menschengetümmel, heute wollte das Herz sich nicht der Freude des wiedererwachten Lenzes hingeben. Nur stumme Trauer und stilles Weh lag in den Augen all der Tausende, die in den Straßen und auf den Plätzen harrten. Jetzt dröhnt's dumpf aus der Ferne an das gespannt lauschende Ohr. Immer mächtiger, immer voller dringt der Ton heran. Jetzt braust's empor zum Himmel, rollendem Donner gleich. Unaufhaltsam stürmt und flutet und wogt und brandet die Menschenwoge um den Wagen des Fürsten. Da giebt's kein Halten, kein Stillestehn. Nur vorwärts drängen die Massen, die Schutzmannsketten sind im Nu hinweggedrängt. Tücher wehen, der Wagen füllt sich mit Blumen, wie Sturmesbrausen hallt der Zuruf des Volks und

sagt's dem Fürsten, daß in des Volks Herzen sein Andenken nimmer erlöschen wird. Durch die Wilhelmstraße geht die Fahrt, über den Pariser Platz, und

„Das du im Siegeszug so oft durchritten, —
Du schiedest durch das Brandenburger Thor
Im herrlichsten Triumph. Nur langsam schritten
Die Rosse über reichen Blütenflor.
Ach, jenes ,Vale senex imperator!'
Das vor zwei Jahren diesen Bau geschmückt,
Als einst der große Kaiser ward entrückt,
Fand nun sein Echo: ,Vale, triumphator!'
Den Ausgang, welchen er zuletzt genommen,
Nahmst du nun auch im gleichen Monat März.
Von bangem Weh ist jede Brust beklommen,
Als stünde jetzt erst still das Kaiserherz. —
Stiegst du doch tags zuvor zur Gruft des Helden
Allein hinab beim Abendsonnenschein,
Um rote Rosen seinem Sarg zu weihn,
Und von dem toten Herrn dich abzumelden —
Vorbei — vorüber! — Mag der Jubel schallen!
Du prangst in Lebenskraft, du bleibst uns doch:
„Ließ deine Hand auch jetzt die Zügel fallen,
Dein Geist regiert sie auch in Zukunft noch.
Das sei's, was uns den Abschied leichter macht. —

Weiter fährt der Wagen des Fürsten über den Königsplatz, an der Siegessäule, dem hohen Denkmal der Großthaten des preußischen und deutschen, durch Bismarcks Geist geleiteten Heeres, vorüber. Jetzt biegt er über die Moltkebrücke zum Lehrter Bahnhofe ein. Hier ballt sich der tausendstimmige Abschiedsgruß des Volks zu einem einzigen gewaltigen „Fahre wohl!" zusammen.

In des Fürsten Augen schimmert's feucht auf. Der kühlen Muts auch in den schlimmsten Wettern stand, heute wird das Herz ihm weich, und tiefe Erregung ergreift die Brust. An dem Eingange zu den kaiserlichen Zimmern fährt der Wagen vor. Mit Aufbietung der letzten Kraft ermöglichen es die Bahnbeamten und Schutzleute dem Fürsten, auszusteigen und die Vorhalle zu betreten. Noch einmal wendet er sich zurück. Die mächtigen Glieder recken sich. Kerzengerade, das Haupt erhoben, so steht der Fürst da, die Linke ruht auf dem Pallasch der Seydlitz-Kürassiere, deren Uniform er heute trägt, die Rechte winkt noch einmal

allen Erschienenen den Dank zu. So hat er Jahrzehnte lang das Steuer geführt, ob die See glatt lag in friedlicher Stille oder, bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlt, die Planken in wildem Toben bestürmte. Der Ferge führte das Schiff sicher hindurch zum wirtlichen Hafen. Nicht die Jahre, nicht der Kampf haben ihn niedergezwungen. Und wie so oft ihn unsre Augen geschaut, einem Heros gleich, so scheidet er von uns.

Was nun geschah auf dem Bahnhofe, wer will's getreu schildern! Das muß erlebt sein. — Wie aus Stein gemeißelt stehen die beiden Garde-Kürassiere rechts und links vom Eingange zum Bahnhofe, und wie aus Stein gemeißelt die Ehrenschwadron auf dem rechten Bahnsteige, von dem der Fürst Berlin verlassen will. Ueber den weichen Teppich, der bis zum Wagen des Fürsten hinabführt, gleitet sein Schritt. Die Botschafter mit ihren Damen, Preußens Minister und General von Caprivi, Deutschlands neuer Kanzler, der Kommandant des Gardekorps, Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem, Graf Lehndorff mit Gemahlin, Generalleutnant von Hahncke, der Chef des Militärkabinetts des Kaisers: wer zählt sie alle, die hier des Fürsten warten, um noch einmal ihm „Lebewohl“ zu sagen und die edle Gestalt noch einmal zu schauen, ihr Bild fest dem Geiste einzuprägen. Blumen und Blumen in entzückender Pracht, in fast überreicher Fülle reichen ihm zarte Hände. Die Männer, mit denen er viele Jahre für des Vaterlands Wohl gesorgt, drücken ihm noch einmal die Rechte.

Als der Fürst die Treppe herabschreitet zum Bahnsteig, geht ein junges Mädchen ihm voran, mit Blumen seinen Weg bestreuend. Jetzt schmettern die Trompeten den Präsentiermarsch durch die weite Halle. Regungslos stehen die Kürassiere, als der Fürst die Front abschreitet. Da klirrt's und jubelt's und jauchzt's in den Bahnhof hinein. Die Fenster der Wartesäle öffnen sich. In Scharen schwingen die Menschen sich heraus. Da hilft kein Halten, kein Befehl. Sie wollen ihren Kanzler nicht verlassen, bis der Wagen ihn von dannen führt. Jetzt kehrt er um und wendet sich zu den Offizieren des Regiments, die auf dem rechten Flügel stehen. Freudiger Stolz strahlt in ihrem Antlitze, daß es ihnen vergönnt ist, dem Kanzler das Ehrengeleite zu geben. Er sagt ihnen allen Lebewohl. Die Rechte schließt sich um die Rechte,

und wieder flüstern ihm Blumen die Grüße des Volks zu. Im Salonwagen des Fürsten ist kein Platz fast mehr für sie. Aus all der Pracht aber und dem Reichtume edler Formen und zierlicher Gewinde ragen zwei Gaben hervor, die unwillkürlich jedes Auge fesseln: es ist ein Kissen mit Veilchen bedeckt, die einen Lorbeerkranz umgeben, während an den vier Ecken Theerosen ihr mattes Gelb von dem dunklen Blau der Veilchen abheben. Schwarz-weiß-rote Bänder halten den Lorbeerkranz zusammen. Der Kaiser hat diese Blumenspende seinem Kanzler gesandt. Von der Kaiserin kam jener mit duftendem Flieder gefüllte Korb, dessen Henkel mit den schönsten Rosen verziert ist. Und noch immer tragen die Diener Blumen in den Wagen.

Doch der Augenblick der Abfahrt ist gekommen; als wollte ihn das Volk nicht scheiden lassen, so umdrängt es den Kanzler und stürmt ihm nach bis zum Wagen. Da ertönt plötzlich der Ruf: „Wiederkommen!“ Und in hundertfachem Echo pflanzt sich dieser Ruf, bis die ganze Bahnhalle von ihm wiederhallt. Den Fürsten scheint dieser Ruf nicht angenehm zu berühren; er legt den Zeigefinger an den Mund und zieht sich für einen Augenblick ein wenig vom Fenster zurück, aber gleich darauf erscheint wieder sein gewaltiger Kopf in dem Rahmen des Fensters und verschwindet nicht mehr, als der Ruf „Wiederkommen!“ einmal über das andre Mal wiederholt wird. Dann wird von schöner, kräftiger Männerstimme die „Wacht am Rhein“ angestimmt, alles fällt ein und im tausendstimmigen Chor ertönt die mächtige Melodie. Die Bewegung des Fürsten steigert sich ersichtlich, und es zuckt wieder gewaltig um seinen ausdrucksvollen Mund. Nach der „Wacht am Rhein“ tönt auch das „Heil dir im Siegerkranz“, und dann, genau um fünf Uhr vierzig Minuten wird das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Kommandorufe ertönen, das Musikkorps der Kürassiere spielt einen Marsch, es wird präsentiert, und unter nicht endenwollenden Hochrufen bewegt sich aus der Bahnhalle der Zug, der den scheidenden Staatsmann und seine Familie, mit Ausnahme des Grafen Herbert, der noch in Berlin bleibt, seinem Heim im Sachsenwalde zuführt.

Ehrenvolle Huldigungen wie beim Abschiede von Berlin wurden dem Fürsten bei seiner Ankunft in Friedrichsruh zu teil. Eine Ehren-

kompanie, die auf Befehl des Kaisers das Hamburger erste Bataillon entsandt hatte, empfing ihn auf dem Bahnhofe, während er durch den kommandierenden General des IX. Armeekorps, von Leszczynski, in feierlicher Weise begrüßt wurde. „Ich bin überrascht," sagte der Fürst, „durch die Ehre, die mir der Kaiser angethan hat; denn ich habe ja alle Ehrenämter niedergelegt, bin ja nur ein General außer Diensten."

Der Bahnhof war glänzend erleuchtet; die Feuerwehrmannschaften der umliegenden Ortschaften geleiteten den Ankommenden mit Fackeln durch die ihn mit brausenden Hochrufen begrüßende Volksmenge, welche aus Hamburg und der Umgegend herbeigeströmt war, bis zu seinem Heim. Am Abend des 31. März brachten Hamburger Bürger dem Fürsten einen Fackelzug, an dem dreitausendfünfhundert Personen teilnahmen. In Erwiderung einer Ansprache sagte der Fürst: „Wer achtundzwanzig Jahre Minister war, pflegt viele Feinde zurückzulassen; daß ich aber auch viele Freunde besitze, beweisen die Kundgebungen in Berlin und die in Friedrichsruh. Ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen. Ich werde mit Hamburg gute Nachbarschaft halten. So viele Hurra hörte Friedrichsruh noch nie. Ich hoffe auf ein Wiedersehen, wenn nicht in dieser, so in der andern Welt."

Diese Huldigung war gleichzeitig die Vorfeier des fünfundsiebzigsten Geburtstags des Kanzlers. Über sechstausend Telegramme und Glückwunschschreiben unter andern Ehrengaben aller Art bekundeten an diesem Tage, daß im deutschen Volke die alte Treue und Dankbarkeit noch nicht erloschen ist. Der vaterländische Dichter Ernst von Wildenbruch widmete dem Fürsten auf den Bändern eines Lorbeerkranzes folgenden Abschiedsgruß:

„Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland.
Du warst, drum wurden wir.
Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt."



XXXVII.

Fürst Bismarck und sein Nachfolger.

„Du fehlst uns, Siegfried, deine Heldengröße,
Dein Wort, dein Rat, dein lichtes Augenpaar,
Der Geist, der scharf erspäht der Feinde Blöße,
Du deutscher Mann fehlst, ernst und schlicht und wahr.
So lang du lebst, kann Deutschland dich nicht missen,
So lang du lebst, lebst du dem Vaterland.
Du bist sein Herzschlag und bist sein Gewissen."
Adolf Graf von Westarp.

Über die Wipfel der Waldbäume ragt eine gewaltige Eiche empor. Weithin breitet sie ihre mächtigen Äste und ihr Gezweige über die andern Bäume aus, Segen verbreitend, Schutz gewährend, selbst dem Horste des Königsadlers. Da fährt ein Wetter über den Wald dahin, ein Blitzstrahl trifft den Eichenstamm ins Mark, der Sturm entwurzelt ihn, und mit donnerndem Krachen stürzt er zu Boden. Viel Buschwerk und Gestrüpp reißt er in seinem Sturz mit fort und begräbt es unter sich. Eine weite Lücke klafft, wo der Baumriese gestanden hat; nun erst zeigt sich die ganze Größe des Gefallenen. Wie ringsumher das kleine Gehölz auch sein Geäste bläht und spreitet, lange, lange nicht will es gelingen, den klaffenden Riß auszufüllen. — — —

Das Heim, welches den Fürsten Bismarck mit den Seinen in die traulichen Räume nun dauernd aufnahm, ist eine Ehrendotation des deutschen Volks und seines heimgegangenen Kaisers Wilhelm, der ihm

dasselbe am 24. Juni 1871 durch einen Erlaß verlieh, worin es heißt: „Ich habe Mich veranlaßt gefunden, den zu dem Dominium des Herzogtums Lauenburg gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbeck mit allen daraus resultierenden Privatrechten und Verbindlichkeiten dem Kanzler des Deutschen Reichs, Fürsten Bismarck, in Anerkennung seiner Verdienste als eine Dotation zum Eigentum zu übereignen."

Das von den Baumriesen des alten Sachsenwaldes umrauschte Besitztum, das, von der Berlin-Hamburger Eisenbahn durchschnitten, einige Meilen von Hamburg entfernt gelegen ist und einen Flächenraum von siebentausendfünfhundert Hektar umfaßt, ist einer der anmutigsten Flecken Erde im deutschen Vaterlande. Bismarck, der große Naturfreund, hat dem stillen Friedrichsruh sein charakteristisches Gepräge gegeben und ihm, indem er dasselbe in den letzten Jahrzehnten seines Lebens zum Lieblingsaufenthalt erwählte, eine dauernde Berühmtheit verliehen. Seinen Namen trägt der entlegene Landsitz nach einem frühern Eigentümer, dem Grafen Friedrich zur Lippe, der einem im Jahre 1767 von ihm erbauten Jagdhause die Bezeichnung Friedrichsruh beilegte. Als der Fürst Bismarck am 1. Januar 1872 von der Herrschaft Friedrichsruh Besitz nahm, sah es in derselben recht wüst aus. Weite Sumpfflächen durchzogen den urwüchsigen Wald. Das Wort des Kanzlers aber schuf bald Wandel auf dem unwirtlichen Gebiete. „Wenn ich das nächste Mal wieder komme," sagte er zu dem Oberförster bei seinem ersten Besuch in Friedrichsruh, „dann will ich hier klares Wasser und grünende Wiesen sehen!" Das schwierige Werk wurde in denkbar kürzester Zeit vollbracht. Schon nach einem Jahre waren die Moräste trocken gelegt. Das frühere Sumpfgebiet durchzogen rieselnde Wasserläufe, welche liebliche Eilande umspülten. Das klare Wasser lieferte die Aue, ein Bach, welcher durch das Waldrevier der Elbe zufließt. Baumanpflanzungen im großen Maßstabe wurden vorgenommen, das dem Herrenhause zunächstliegende Gebiet nach außen hin gegen die herrschende Windrichtung nach Westen hin abgeschlossen und zu einem weiten Park umgeschaffen, in welchem jetzt der Spaziergänger ansehnliche Strecken lustwandeln kann, ohne den Stürmen oder sonstigen Unbilden des Wetters ausgesetzt zu sein. Außer unserer



Schloß Friedrichsruh, Heim des Fü

Nach der Natur gezeic



n Bismarck, Herzogs von Lauenburg.
: von Robert Geißler.

deutschen Fichte kamen die schönsten ausländischen Nadelhölzer zur Anpflanzung, insbesondere die kaukasische Edeltanne, die Douglas-Fichte, eine amerikanische Cypresse und eine japanische Lärchenart. Ein künstlicher Wasserfall wurde zur Belebung der Scenerie geschaffen, und dem Schutze der Singvögel wurde eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; mehr als tausend Nistkästen sind im Park und in der Nähe von Friedrichsruh zu finden. In dem trefflichen Oberförster Lange erhielt der Sachsenwald einen treuen und sachkundigen Pfleger, der in der Liebe zu diesem Stückchen Gotteserde mit seinem Herrn wetteifert.

Auf seinen Sachsenwald hat der Fürst seine ganze Liebe, die er von jeher für Gottes schöne, freie Natur gehegt, übertragen. Er weiß genau den Standpunkt, wo jeder Baum, der sich durch Eigenart, Schönheit oder Alter auszeichnet, zu finden ist. Jede Gelegenheit benutzt er, einem Gaste über diese seine Lieblinge, von denen viele ein Alter von drei bis vierhundert Jahren und mehr erreicht haben, zu erzählen. „Es thut mir immer leid," äußerte er einem Besucher einst, „wenn Anordnung gegeben werden muß, einen Baum zu fällen. Ich rette, was zu retten ist. Einmal kam ein Förster, ein Däne, den ich in meinen Dienst genommen, auf einem Spazierritte zu mir gestürzt und rief mir in seinem dänischen Accent zu: ‚Ich muß ein Geständnis machen; ich habe einen Baum unterslagen; er war gezeichnet, um gefällt zu werden, aber er war zu zön, und da hab' ich ihn stehen lassen'. Nun, habe ich ihm geantwortet, wenn er zu zön ist, lassen Sie ihn ruhig stehn."

Das Fürstenhaus Friedrichsruh ist aus den Gebäuden eines Gasthauses entstanden, das früher ein beliebtes Ausflugsziel der Hamburger war und, in seinem Gebiete gelegen, von dem Fürsten käuflich erworben wurde. Der auf das einfache und zweckmäßige gerichtete Sinn des Käufers begnügte sich mit der vorhandenen Bauart und ließ das Gebäude nur erweitern. Obwohl es das Heim eines Fürsten ist, trägt es in seiner jetzigen Gestalt trotz seiner sechzig Zimmer die Bezeichnung „Schloß" mit wenig Berechtigung. Der Baustil desselben ist ein schwer zu beschreibender; es ist teils zwei-, teils dreistöckig und macht äußerlich einen recht bescheidenen Eindruck. Wer aber in den geräumigen Bau eintritt, dessen Bedenken gegen die

äußerliche Bescheidenheit desselben werden bald überwunden von der Behaglichkeit, die das Innere atmet. Nicht als ob in den Gemächern ein besonderer Luxus entfaltet wäre, im Gegenteil ist jede Überladung in der Ausschmückung sorglich vermieden, und die Zimmer machen durchweg den Eindruck, daß sie für den täglichen Gebrauch bestimmt sind. Für Prunkgemächer hat das Wohnhaus des Fürsten Bismarck keinen Raum; aber eine behagliche Ausstattung und ein geläuterter Geschmack walten überall vor. Im Erdgeschosse liegen die Wohnzimmer und Schlafgemächer des fürstlichen Paares, das Arbeitszimmer des Fürsten und die Empfangsräume, während die obern Stockwerke als Fremdenzimmer und Wohnräume für die Umgebung des Fürsten dienen. Die Fenster gewähren einen reizvollen Ausblick über den Park, auf die schimmernden Wasserflächen, die Riesen des herrlichen Baumstandes und die jungen Anpflanzungen, ein Bild, das für das Auge wahrhaft erquickend wirkt.

Zahlreiche Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, aus allen Teilen der Welt dem Fürsten Bismarck verehrt, sind in Friedrichsruh gesammelt worden und schmücken, mit großem Geschick verteilt, die Gemächer. Kostbare Uhren und Vasen, Bilder und Gobelins, welche fremde Fürsten dem Leiter der deutschen Staatskunst zueigneten, eine große Zahl der kostbaren Geschenke, mit welchem Kaiser Wilhelm I. seinen treuen Freund und Diener auszeichnete, sind hier aufgestellt; die Ehrengeschenke aber, welche die Liebe und Verehrung von Männern und Frauen aus dem deutschen Volke dem großen Erbauer des Reichs widmeten, nehmen den breitesten Raum in dieser Sammlung ein. Da hängen Jagdtrophäen aus aller Herren Länder; neben dem Bildnisse des Fürsten von Lenbachs Meisterhand die Ahnenreihe Bismarcks. Bilder von Crispi, Beaconsfield, Andrassy und andern großen zeitgenössischen Staatsmännern schmücken die Wände des fürstlichen Arbeitszimmers. Ein alter Kartentisch fesselt die Aufmerksamkeit in diesem Raume, sein grünes Tuch ist arg zerschlissen; aber keine ausbessernde Hand darf das geschichtliche Wertstück berühren; denn auf dem Tischchen in dieser Gestalt sind 1871 zu Versailles die Präliminarien des Friedensvertrags unterzeichnet worden. Da ist ferner eine bildliche Darstellung der Enthüllungs-



Das Arbeitszimmer des Fürst

Nach der Natur gezeichnet



n Bismarck in Friedrichsruh.

: von Robert Geißler.

feier des Denkmals auf dem Niederwalde und an demselben auf einem Papierstreifen die Worte Kaiser Wilhelms I.: „Die Krönung Ihres Gebäudes, der Sie leider verhindert waren durch im aufreibenden Dienste für das Vaterland heraufbeschworene Krankheit beizuwohnen!“ Geschichtlichen Denkwürdigkeiten, sowie den verschiedensten Zeichen dankbarer Liebe und Verehrung, begegnet in diesen Räumen das Auge auf jeden Blick. Hier im Wohnzimmer der Riesenschrank mit Papier und Briefumschlägen in allen Formen und Farben, den die deutschen Papierfabrikanten gestiftet haben, eine überreiche Schenkung, welche der Fürst in seinem Leben kaum aufbrauchen kann. Dort irgend eine Neuheit oder Merkwürdigkeit auf dem Gebiete der Zimmereinrichtung und des hauswirtschaftlichen Bedarfs, wovon dem Fürsten und der Fürstin fast täglich aus allen Gegenden der Welt, wo immer Deutsche wohnen, Proben zugesandt werden. Zarte Damenhände arbeiten und verehren Schlummerkissen und ähnliche Dinge, die geeignet sind, das Haupt, das für Deutschlands Wohl in mancher schlaflosen Nacht gesorgt und gewacht hat, jetzt im Alter warm und weich zu betten. Nach Tausenden zählen die Geschenke und Widmungen, welche das fürstliche Paar alljährlich am 1. und 11. April zu den Geburtstagen erhält, und Dr. Chrysander, des Fürsten treuer Gehilfe, hat monatelang zu thun, dieselben auszupacken, zu ordnen, und, soweit sie nicht in Gebrauch genommen werden, nach Schönhausen in das dort errichtete Bismarckmuseum zu senden. Einen Ehrenplatz im Wohnzimmer hat das Bild Kaiser Wilhelms II. erhalten, das der Fürst zur ersten Geburtstagsfeier nach seinem Scheiden von Berlin als Zeichen fortdauernder kaiserlicher Huld geschenkt erhielt. Im Schlafgemach des Fürsten steht als Merkwürdigkeit die riesenhafte, aus Buchenholz gearbeitete Bettstelle, eine Ruhestätte, für einen Leib bestimmt, dessen Maß schier über das menschliche hinausgeht. Das gleiche Maß hält auch das Schlafsofa und die Badewanne, zu welch letzterer eine Eiche des Sachsenwaldes ihr Holz hergegeben hat.

Einzelne Verehrungen an den Fürsten haben im Hause selbst nicht untergebracht werden können, so der „Sandsteinblock von der Grotenburg, dem Standorte des Hermannsdenkmals im Teutoburgerwalde,

dem Fürsten Bismarck gewidmet von einem dankbaren Deutschen." Der Stein in Obeliskenform hat an der Straße vor dem Thor, das zum Herrenhause hineinführt, Aufstellung erhalten; derselbe trägt als Inschrift die Worte, welche am Hermannsdenkmal unter dem Bilde Kaiser Wilhelms I. stehen:

„Der langgetrennte Stämme vereint mit starker Hand,
Der welsche Macht und Tücke siegreich überwand,
Der längstverlorne Söhne einführte zum Deutschen Reiche,
Armin dem Retter gleich."

Der Frühling war mit dem Fürsten Bismarck zugleich in Friedrichsruh eingezogen. Bäume und Büsche knospeten, grünten und blühten. Der Gesang der Vögel begrüßte ihn, wenn er auf den stillen Wegen des Sachsenwalds lustwandelnd dahinschritt. Überall strömte ihm der schöpferische Lenzesodem, der frische, fruchtbare Erdhauch entgegen. Alles schien sich im Wetteifer zu regen, dem Naturfreunde den Aufenthalt in seinem stillen Landsitze zu verschönen und zu verklären. Wie oft hatte sich der Vielbeschäftigte und Vielgeplagte nach einem solchen ungestörten Stillleben auf dem Lande gesehnt. Er wollte einst am liebsten dort verweilen, wo der Specht allein ist, in Wald und Feld als Jägersmann umherschweifen oder ruhig im Grase liegen und die Kirschen reifen sehen.

Nun war der Wunsch seiner Jugend erfüllt. Doch konnte er jetzt dieser Erfüllung froh werden? — Kaiser Wilhelm I. war mit dreiundsiebzig, Moltke mit siebzig Jahren in den französischen Krieg gezogen. Wer wollte die Lebenskraft solcher Gewaltigen mit der gewöhnlicher Sterblicher messen? — Bismarcks, des Recken Lebenskraft war mit fünfundsiebzig Jahren nicht erschöpft; seine Augen waren nicht dunkel geworden, seine Kraft war nicht verfallen. In voller Lebensfrische blickte er wie Moses einst von dem Nebo seines Lebens auf die fast vierzig Jahre lange Bahn zurück, auf welcher er sein Volk geführt. Auch sein Lebenswerk war nicht vollendet, auch für ihn galt's noch, das gelobte Land des wahren und dauernden Völkerfriedens zu erobern, als er von einem Höheren abberufen wurde und die Vollendung seines Werkes seinem Josua überlassen mußte.



Fürst Bismarck und Oberförster Lange.

Originalzeichnung von Richard Knötel.

Bismarcks Lebenselement war durch Jahrzehnte die rastlose Arbeit, der riesenhafte Kampf und das nie ermattete Ringen und Streben nach höchsten Zielen gewesen. Jetzt sah er sich jäh aus diesem Element herausgerissen, wider seinen Willen zu einem müßigen Dasein bestimmt. Ein beängstigendes Gefühl ergriff seine Seele, wenn er des Morgens erwachte und, wie er in seiner schlichten treffenden Weise sagte, „nichts zu thun hatte, als seine Uhr aufzuziehen.“ Von dem, was in der Welt vorging, erfuhr er, der bisher auf den Gang der Weltuhr maßgebend gewirkt hatte, erst durch die Zeitungen. Allen den Freuden, welche ihm einst so verlockend erschienen waren, die er leidenschaftlich gesucht, vermochte er jetzt keinen Geschmack abzugewinnen. „Mit den Leidenschaften,“ äußerte er zu seinem Jugendfreude Kayserling, „verhält es sich, wie mit meinen Forellen im Teiche: eine frißt die andre auf, bis noch eine einzige dicke übrig bleibt. Bei mir hat im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle andern Leidenschaften aufgefressen. Die Jagd! — Ich glaube nicht, daß ich noch ein Gewehr in die Hand nehmen werde; es thäte mir leid, auf Wild zu schießen.“ Und die Leidenschaft, die seine ganze Seele erfüllte, die Staatskunst? — „O es ist ganz aus!“ rief er anfangs Mai 1890 de Houx, dem Berichterstatter des Pariser ‚Matin‘, auf die Frage nach seiner fernern amtlichen Wirksamkeit zu, „mehr als Sie glauben, mehr als Sie jemals ahnen können!“ Seinen Abschied von Berlin mit allen den begeisterten Huldigungen nannte er ein feierliches Begräbnis, wenn auch eins erster Klasse. — Unthätig zu sein, während im vaterländischen Leben noch so riesengroße Aufgaben zu lösen waren! Welche Tragik für den noch lebenskräftigen Staatsmann, der durch drei Jahrzehnte die Geschicke seines Volks fast allein in seiner starken Hand gehalten hat! —

Freilich fehlte es auch an freundlichen Lichtblicken nicht, welche die düstern Schatten seines Geistes erhellten. Die Verehrung, Liebe und Dankbarkeit in Millionen treuer deutscher Herzen, die sich schon bei seinem Abschied von Berlin in so erhebender Weise kundgegeben hatte, folgte ihm auch in die Verbannung des stillen Sachsenwaldes nach und begegnete ihm dort auf Schritt und Tritt. Hunderte von Getreuen kamen täglich aus allen Teilen des Vaterlands, um den Geschiednen

zu sehen, ihn auf seinen Spaziergängen zu begrüßen. Welche herzerfreuende Scene war es, als der Fürst eines Tages seinen Wald verließ, um den Bahnhof zu betreten, wo er sogleich von einer Menschenmenge jubelnd empfangen wurde! — „Ein Gruß aus Nassau!" — „Ein Gruß aus Würzburg!" — „Ein Gruß aus Posen!" — „Gruß aus Sachsen!" — „Gruß aus Oldenburg!" u. s. w. tönte es ihm entgegen. „Nun, dann ist wohl ganz Deutschland hier versammelt?" erwiderte der Fürst lächelnd. Seine Frage hätte wohl mit vollem Ja beantwortet werden können.

„Denn wo du bist, ist Deutschland."

Nah und fern gab es Herzen, die ihm in treuer Liebe und Verehrung schlugen, auch unter den Hohen und Gewaltigen dieser Erde. König Oskar von Schweden äußerte damals zu dem Berichterstatter einer deutschen Zeitung: „Es ist mir wahrhaft leid, nicht einmal einen halben Tag beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh verleben zu können. Menschen, die ich so hoch schätze und verehre wie Bismarck, kommen meinem Herzen doppelt nahe, wenn sie für den großen Teil der übrigen Welt beiseite treten."

Und welche Freude war dem Fürsten beschieden, wenn er auf den Kreis seiner Familie blickte! — Einen unermeßlichen Schatz besaß er in der edlen Gattin, die zu ihrer höchsten Ehre in allen Wandlungen des Lebens an der Seite des genialen großen Mannes trotz Gräfin, trotz Fürstin, trotz Herzogin doch immer nur die stille, liebevoll sorgsame Hausfrau blieb. Welch Glück für ihn, daß ihm diese treue Gefährtin am Leben erhalten geblieben war. In ihrer beseligenden Nähe und in dem Kranze der Söhne, Tochter und Enkelkinder kehrte dem Unruhvollen die Ruhe wieder. — Goldner Glanz leuchtete in seinen stillen Feierabendfrieden hinein, und ihn erfüllte jene Seelenstimmung, welche Schiller in seinem Gedichte „die Ideale" malt:

„Von all' dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus? —
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus? —



Fürst Bismarck und Graf Herbert Bismarck im Park zu Friedrichsruh.

Nach dem Leben gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürde liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.
Und sie, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört:
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Wenn freilich eine Rückkehr in eine seiner Bedeutung angemessene amtliche Wirksamkeit für den Fürsten wie für jeden Einsichtigen im Bereiche der Unmöglichkeit lag, so war es doch nicht ausgeschlossen, daß er seine Kräfte, seine Weisheit und Erfahrung auch jetzt noch dem Dienste des Vaterlands widmete, indem er auf seinem einsamen Posten als Hüter und Warner der getreue Eckart seines Volks blieb und über das Werk, das er geschaffen, wachte. Er war wohl berechtigt, anzunehmen, daß seine Stimme auch an der leitenden Stelle des Reichs jetzt noch gehört werden würde. Und diese Stimme ließ sich als die eines Beraters des Vaterlands auch alsbald vernehmen.

Als Sprachrohr dem geschiednen Staatsmanne zu dienen, erbot sich eine große, einflußreiche Zeitung der benachbarten Hansastadt, die „Hamburger Nachrichten', welche sich dieses Ehrenamtes als durchaus würdig erwies. Das bisherige Organ des Fürsten Bismarck, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", zog es vor, sich dem Nachfolger desselben zu verdingen und so das „Kanzlerblatt" zu bleiben, welches es durch mehr als zwei Jahrzehnte gewesen war.

Mit Spannung lauschten die Völker auf die Offenbarungen, welche der große Staatskünstler in Friedrichsruh jetzt nach seiner Entlassung als Privatmann, wie er sich selbst nannte, der Welt kundgeben werde; besonders begierig war man zu erfahren, welche Stellung er dem Manne gegenüber einnehmen werde, welcher an seine Stelle berufen worden war. In den Kreisen der gehässigen Feinde Bismarcks meinte man, daß derselbe dem neuen Reichskanzler Schwierigkeiten bereiten werde. Dieser

Bismarcks Lebenselement war durch Jahrzehnte die rastlose Arbeit, der riesenhafte Kampf und das nie ermattete Ringen und Streben nach höchsten Zielen gewesen. Jetzt sah er sich jäh aus diesem Element herausgerissen, wider seinen Willen zu einem müßigen Dasein bestimmt. Ein beängstigendes Gefühl ergriff seine Seele, wenn er des Morgens erwachte und, wie er in seiner schlichten treffenden Weise sagte, „nichts zu thun hatte, als seine Uhr aufzuziehen.“ Von dem, was in der Welt vorging, erfuhr er, der bisher auf den Gang der Weltuhr maßgebend gewirkt hatte, erst durch die Zeitungen. Allen den Freuden, welche ihm einst so verlockend erschienen waren, die er leidenschaftlich gesucht, vermochte er jetzt keinen Geschmack abzugewinnen. „Mit den Leidenschaften,“ äußerte er zu seinem Jugendfreude Keyserling, „verhält es sich, wie mit meinen Forellen im Teiche: eine frißt die andre auf, bis noch eine einzige dicke übrig bleibt. Bei mir hat im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle andern Leidenschaften aufgefressen. Die Jagd! — Ich glaube nicht, daß ich noch ein Gewehr in die Hand nehmen werde; es thäte mir leid, auf Wild zu schießen.“ Und die Leidenschaft, die seine ganze Seele erfüllte, die Staatskunst? — „O es ist ganz aus!“ rief er anfangs Mai 1890 de Houx, dem Berichterstatter des Pariser ‚Matin‘, auf die Frage nach seiner fernern amtlichen Wirksamkeit zu, „mehr als Sie glauben, mehr als Sie jemals ahnen können!“ Seinen Abschied von Berlin mit allen den begeisterten Huldigungen nannte er ein feierliches Begräbnis, wenn auch eins erster Klasse. — Unthätig zu sein, während im vaterländischen Leben noch so riesengroße Aufgaben zu lösen waren! Welche Tragik für den noch lebenskräftigen Staatsmann, der durch drei Jahrzehnte die Geschicke seines Volks fast allein in seiner starken Hand gehalten hat! —

Freilich fehlte es auch an freundlichen Lichtblicken nicht, welche die düstern Schatten seines Geistes erhellten. Die Verehrung, Liebe und Dankbarkeit in Millionen treuer deutscher Herzen, die sich schon bei seinem Abschied von Berlin in so erhebender Weise kundgegeben hatte, folgte ihm auch in die Verbannung des stillen Sachsenwaldes nach und begegnete ihm dort auf Schritt und Tritt. Hunderte von Getreuen kamen täglich aus allen Teilen des Vaterlands, um den Geschiednen

zu sehen, ihn auf seinen Spaziergängen zu begrüßen. Welche herzerfreuende Scene war es, als der Fürst eines Tages seinen Wald verließ, um den Bahnhof zu betreten, wo er sogleich von einer Menschenmenge jubelnd empfangen wurde! — „Ein Gruß aus Nassau!" — „Ein Gruß aus Würzburg!" — „Ein Gruß aus Posen!" — „Gruß aus Sachsen!" — „Gruß aus Oldenburg!" u. s. w. tönte es ihm entgegen. „Nun, dann ist wohl ganz Deutschland hier versammelt?" erwiderte der Fürst lächelnd. Seine Frage hätte wohl mit vollem Ja beantwortet werden können.

„Denn wo du bist, ist Deutschland."

Nah und fern gab es Herzen, die ihm in treuer Liebe und Verehrung schlugen, auch unter den Hohen und Gewaltigen dieser Erde. König Oskar von Schweden äußerte damals zu dem Berichterstatter einer deutschen Zeitung: „Es ist mir wahrhaft leid, nicht einmal einen halben Tag beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh verleben zu können. Menschen, die ich so hoch schätze und verehre wie Bismarck, kommen meinem Herzen doppelt nahe, wenn sie für den großen Teil der übrigen Welt beiseite treten."

Und welche Freude war dem Fürsten beschieden, wenn er auf den Kreis seiner Familie blickte! — Einen unermeßlichen Schatz besaß er in der edlen Gattin, die zu ihrer höchsten Ehre in allen Wandlungen des Lebens an der Seite des genialen großen Mannes trotz Gräfin, trotz Fürstin, trotz Herzogin doch immer nur die stille, liebevoll sorgsame Hausfrau blieb. Welch Glück für ihn, daß ihm diese treue Gefährtin am Leben erhalten geblieben war. In ihrer beseligenden Nähe und in dem Kranze der Söhne, Tochter und Enkelkinder kehrte dem Unruhvollen die Ruhe wieder. — Goldner Glanz leuchtete in seinen stillen Feierabendfrieden hinein, und ihn erfüllte jene Seelenstimmung, welche Schiller in seinem Gedichte „die Ideale" malt:

„Von all' dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus? —
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus? —



Fürst Bismarck und Graf Herbert Bismarck im Park zu Friedrichsruh.

Nach dem Leben gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürde liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.
Und sie, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört:
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Wenn freilich eine Rückkehr in eine seiner Bedeutung angemessene amtliche Wirksamkeit für den Fürsten wie für jeden Einsichtigen im Bereiche der Unmöglichkeit lag, so war es doch nicht ausgeschlossen, daß er seine Kräfte, seine Weisheit und Erfahrung auch jetzt noch dem Dienste des Vaterlands widmete, indem er auf seinem einsamen Posten als Hüter und Warner der getreue Eckart seines Volks blieb und über das Werk, das er geschaffen, wachte. Er war wohl berechtigt, anzunehmen, daß seine Stimme auch an der leitenden Stelle des Reichs jetzt noch gehört werden würde. Und diese Stimme ließ sich als die eines Beraters des Vaterlands auch alsbald vernehmen.

Als Sprachrohr dem geschiednen Staatsmanne zu dienen, erbot sich eine große, einflußreiche Zeitung der benachbarten Hansastadt, die ‚Hamburger Nachrichten‘, welche sich dieses Ehrenamtes als durchaus würdig erwies. Das bisherige Organ des Fürsten Bismarck, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", zog es vor, sich dem Nachfolger desselben zu verdingen und so das „Kanzlerblatt" zu bleiben, welches es durch mehr als zwei Jahrzehnte gewesen war.

Mit Spannung lauschten die Völker auf die Offenbarungen, welche der große Staatskünstler in Friedrichsruh jetzt nach seiner Entlassung als Privatmann, wie er sich selbst nannte, der Welt kundgeben werde; besonders begierig war man zu erfahren, welche Stellung er dem Manne gegenüber einnehmen werde, welcher an seine Stelle berufen worden war. In den Kreisen der gehässigen Feinde Bismarcks meinte man, daß derselbe dem neuen Reichskanzler Schwierigkeiten bereiten werde. Dieser

Meinungsäußerung der bismarckfeindlichen Presse gegenüber erklärten die „Hamburger Nachrichten' am 24. April 1890:

„Wir stellen fest, daß der Fürst uns direkt den Wunsch ausgedrückt hat, Herr von Caprivi, den er wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, möge seinem Charakter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe entsprechend, mit Rücksicht behandelt werden. Der Fürst sei mit Herrn von Caprivi befreundet und wünsche es zu bleiben."

Auch später, anfangs Juni desselben Jahres, sprach Bismarck einem Besucher in Friedrichsruh, dem Engländer Kingston, gegenüber in gleich wohlwollender Weise von seinem Nachfolger. Er nannte denselben einen trefflichen Soldaten, einen Mann von bemerkenswerter Intelligenz und mannigfachem Wissen, vor allem einen vollendeten Gentleman und fuhr dann fort: „Er hat einen klaren Kopf, ein gutes Herz, eine großmütige Natur und eine große Arbeitskraft. Alles in allem ein Mann ersten Ranges."

Die vaterländischen Bismarckfreunde entnahmen hieraus die freudige Zuversicht, daß sich zwischen den neuen Leitern der Reichspolitik und dem Altmeister deutscher Staatskunst trotz mancher leidiger Vorkommnisse bei der Entlassung desselben dennoch ein freundliches Verhältnis bilden werde, welches es diesem ermöglichte, seinen Rat und seine Weisheit auch ferner im Dienste der Volkswohlfahrt ungehindert zu bethätigen. Diese Hoffnung jedoch sollte sich leider nicht erfüllen.

Es war anfangs Mai, als Fürst Bismarck den Berichterstatter der russischen Zeitung ‚Nowoje Wremja' Lwow in Friedrichsruh empfing und mit demselben über sein Verhältnis zu Rußland im Amte und nach seiner Entlassung sprach. In ausführlicher Weise wurde am 10. Mai in der genannten Zeitung über das Gespräch Bismarcks mit dem Russen berichtet, in demselben habe der Fürst sein gutes Einvernehmen mit Rußland während seiner Amtsdauer hervorgehoben und versichert, daß er das Bündnis mit Österreich erst geschlossen habe, als Rußland 1879 Deutschland mit Krieg bedroht habe. Es sei ihm ein Angriffskrieg gegen Rußland niemals in den Sinn gekommen. Den Besuch des deutschen Kaisers am Hofe zu Konstantinopel habe er nicht gutgeheißen,

weil er nach seiner Ansicht zu falschen Gerüchten über die deutsche Orientpolitik habe Veranlassung geben müssen.

In ähnlicher Weise sprach der Fürst zu dem Berichterstatter einer französischen Zeitung, dem schon erwähnten Herrn de Houx vom ‚Matin‘, welchen er wenige Tage später in Friedrichsruh empfing. In dem am 18. Mai erschienenen Berichte über die Unterredung wurde gesagt: Bismarck habe über seine Absichten bei den Friedensverhandlungen 1870/71 geäußert, daß er in Versailles Jules Favre gegenüber von Frankreich nur das Elsaß zum Schutze gegen Süddeutschland gefordert habe. Der hartnäckige Widerstand Frankreichs hätte ihn aber schließlich gezwungen, den militärischen Kreisen durch Mehrforderungen Zugeständnisse zu machen. An einen weitern Krieg habe er niemals gedacht, und auch nach seinem Rücktritte werde sich die deutsche Politik hierin nicht ändern.

Es war augenscheinlich, daß der Fürst Bismarck nur die Absicht haben konnte, die Erhaltung des Friedens zu fördern; bedauerlicherweise aber wurde dieser Zweck von den neuen Männern der deutschen Regierung gänzlich verkannt. Man glaubte an höchster Stelle, der entlassene Staatsmann wolle durch dieselben seinen Einfluß auf den Gang der Politik nach wie vor geltend machen, und empfand dies als einen Eingriff in die Befugnisse der gegenwärtigen Staatsleitung und eine Beeinträchtigung der Ehre und des Ansehens derselben. Die Erklärung des Fürsten Bismarck, daß er seinen Nachfolger mit Hochachtung und Rücksicht zu behandeln gewillt sei, rief an dem Orte, wohin sie gerichtet war, ein seltsames Echo hervor. Der neue Reichskanzler nahm aus den Unterredungen des Fürsten Bismarck mit seinen ausländischen Gästen in Friedrichsruh Veranlassung, am 23. Mai 1890 an sämtliche kaiserlich deutschen und preußischen Gesandtschaften im Auslande folgenden Erlaß zu richten:

„Ew. . . . wird nicht entgangen sein, daß die gegenwärtigen Stimmungen und Anschauungen des Fürsten von Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Sr. Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange jene Äußerungen sich auf persönliche

Verhältnisse und die innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob eine solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Se. Majestät der Kaiser sind indes der Überzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der thatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder wenig richtig aufgefaßter, hier und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Teil zu Personen von anerkannter Freundschaft gegen Deutschland gethaner Äußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Se. Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchster Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmanns zu trüben. Indem ich Ew. . . . hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie kreditiert sind, den Äußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden. v. Caprivi."

Die Öffentlichkeit erfuhr von dem Erlasse des deutschen Reichskanzlers am 4. Juni durch einen Bericht der Wiener ‚Neuen Freien Presse'. Das Staunen darüber war so groß, daß man die Mitteilung, obgleich dieselbe offiziösen Charakter trug, einfach für das Phantasiegebilde eines überreizten Zeitungsschreibers hielt. Die Blicke richteten sich nach Friedrichsruh; mit Spannung erwartete man, was der Mann, den die Sache zunächst anging, dazu sagen werde. Fürst Bismarck hatte sofort von dem Inhalt des Rundschreibens Kenntnis erhalten, und gewiß hat sich seine Seele in furchtbarem Ingrimme dagegen aufgebäumt; doch er hatte es ja durch all die Jahre seines schweren Amts gelernt, seine persönlichen Empfindungen zu bemeistern, wenn es galt, dem Allgemeinwohle zu dienen. Er verstand, die große Kunst der Selbstverleugnung auch jetzt zu üben. Um dem Ausbruche des Sturms,



Fürst Otto von Bismarck.

In Friedrichsruh nach dem Leben gezeichnet von Reinh. Hoberg
am 27. Juli 1890.

den das Bekanntwerden jenes Erlasses sicherlich erregt hätte, vorzubeugen, verwies er die Mitteilung des Wiener Blattes in das Reich der Fabel, indem er durch sein Organ, die „Hamburger Nachrichten‘, erklären ließ, daß

„die Regierung eines großen Reichs es für nötig halten sollte, ihre Vertreter im Auslande über solche Fragen zu instruieren, ist nicht anzunehmen.“

Die weitern Ausführungen des Hamburger Blattes schrieben die Entstehung des Gerüchts von dem Caprivischen Erlasse den Gegnern Bismarcks zu, welche in ihrer Presse die Unterredungen des Fürsten mit den Berichterstattern ausländischer Zeitungen hart verurteilten und die Meinung aussprachen, es gezieme dem verabschiedeten Staatsmanne nur noch das Schweigen in politischen Angelegenheiten. In feinen Wendungen mit zweischneidiger Schärfe wurde dies Gebahren der feindlichen Presse gegeißelt: „Giebt es Leute, deren Bestreben dem frühern Kanzler gegenüber dahin gerichtet ist,“ hieß es, „diesem, nachdem er nichts als Privatmann ist, jede Aussprache über Politik zu verbieten, so entspringen diese krankhaften Bemühungen teilweise schlechtem Gewissen, teilweise der Angst, daß der Mann, den sie hassen, irgend welchen Einfluß in der Politik gewinnen oder üben könnte. In ihren Augen ist es ein Unrecht, daß der Begründer des Deutschen Reichs überhaupt noch lebt, und wenn er lebt, daß er nicht den Toten spielt. Eine gesetzliche oder Anstandspflicht für ihn, letzteres zu thun, vermögen wir in der That nicht zu erkennen, zumal er auf Vertretung durch seine ehemaligen politischen Freunde den Angriffen seiner Feinde gegenüber erfahrungsgemäß nicht zu rechnen hat. Im übrigen haben wir ein Menschenalter hindurch die Erfahrung gemacht, daß sein Rat in unserer Politik wichtiger war als der seiner Gegner; wir halten an der Überzeugung fest, daß es auch noch heute der Fall ist.“

Die Männer an der Spitze der deutschen Regierung fühlten sich nicht veranlaßt, die vermeintlichen Irrtümer aufzuklären, und so schien denn die Angelegenheit erledigt zu sein. Der Sturm aber, der für jetzt beschworen worden war, brach später mit so größerer Heftigkeit aus.

Der Fürst ließ sich das Recht, seine Meinung frei zu äußern, das die Verfassung selbst dem geringsten Staatsbürger sichert, nicht verkürzen; wo er es im Interesse des Vaterlands für gut hielt, seine Stimme zu erheben, da schwieg er nicht. Ruhe und Gleichmut walteten zumeist in seinen Reden, wenn er seine „Anschauungen" einem Besucher in Friedrichsruh gegenüber aussprach; nur bisweilen loderte die Glut, welche auf dem Grunde seines Herzens glimmte, zur hellen Flamme des Zornes empor. Einer Berliner Abordnung äußerte er am 22. Juni 1890:

„Ich bin, wie Fürst Metternich von sich sagte, von der Bühne in das Paterre hinabgestiegen, und jeder, der ein Parterrebillet gelöst hat, hat doch das Recht der Kritik. Er muß dasselbe nur mit Anstand gebrauchen und nicht mit der schrillenden Pfeife. Es bleibt eine Pflicht für mich, meine Meinung zu sagen für die vielen, welche dieselbe hören wollen im In- und Auslande, und nicht zu schweigen. Ein altes Sprichwort sagt: ‚Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand', und dieses Sprichwort möchte man heute umdrehen und sagen: ‚Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand.' — Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei herauszusagen. Ich kann mich nicht wie ein stummer Hund verhalten. Was ich rede und thue, das thue ich im Interesse der Dynastie und des Friedens."

Dem Vorstande des Kieler Konservativen Vereins erklärte er: „Man hat von mir verlangt, ich solle mich um Politik nicht mehr kümmern. Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen als diese unerhörte Forderung. Sachverständige haben bei Behandlung von Fragen, die in ihr Fach schlagen, das größte Recht und die Pflicht, mitzureden, und ich glaube, nach meiner langen Amtsführung nicht ganz ohne Sachkenntnis zu sein. Einer Maßregel gegenüber, die ich für schädlich halte, mein fachmännisches Urteil auszusprechen, werde ich mir von niemandem verbieten lassen. Das ist, glaube ich, auch konservativ, nicht ministeriell, sondern erhaltend. — Die Pflicht zu reden, welche sich gerade aus meiner Sachkenntnis ergiebt, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich."

So ließ sich denn Fürst Bismarck durch keinerlei Stimmen, woher sie auch immer kommen mochten, beirren in dem, was er zum Wohle seines Volks zu thun für Recht und Pflicht hielt. Und manche Gelegenheit bot sich ihm, seine Sachkenntnis im Dienste des Vaterlands zu bethätigen.

Mit einem stolzen Worte: „Der Kurs bleibt der alte; Volldampf voraus!" hatte der hohe Kapitän des Reichsfahrzeugs, Kaiser Wilhelm II., dem neuen Steuermanne seinen Willen in Bezug auf die Einhaltung der Richtung der deutschen Politik kundgethan. Und Herr von Caprivi war fest entschlossen, diesen Kommandoruf mit militärischem Gehorsam auszuführen. Dies hatte er in seiner Antrittsrede am 15. April 1890 öffentlich vor den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses also ausgesprochen:

„Ich bin überzeugt, daß das Gebäude, welches unter der hervorragenden Mitwirkung des Fürsten Bismarck entstanden ist, fest genug gefügt ist, um auch, nachdem seine schützende Hand ihm fehlt, Wind und Wetter überstehen zu können. Ich halte es für eine gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unsers jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, diese Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten. Sie werden das Wort Sr. Majestät gelesen haben, daß der Kurs der alte bleiben soll."

In der That war der Bau des Fahrzeugs, an dessen Steuerruder Otto von Bismarck so lange Jahre treuen Dienst gethan hatte, auch fest genug gefügt, um dem Sturme und Wogendrange Trotz zu bieten, und wohlberechtigt war das Dichterwort, welches Richard Schmidt-Cabanis dem entlassenen Steuermanne beim Abschiede gewidmet hatte:

„O habe Dank, der Du mit festem Griff
Das Fahrzeug lenktest durch der Wogen Schwere;
Ob wild der Sturm aus Nord, aus Süden pfiff,
Du steurtest kräftigen Armes „Deutschlands Ehre"
Um manch gefährlich drohend Felsenriff . . .
Du that'st Dein Werk und schaust mit stolzem Blick
Der Segel Schwellen und der Flagge Wehn
Und wünschest väterlichen Herzens Glück
Dem hoffnungsvollen jungen Kapitän."

Getrosten Mutes trat der neue Steuermann auf den von seinem genialen Vorgänger verlassenen Posten, obwohl er in der oben erwähnten Rede bekennen mußte:

„Den politischen Angelegenheiten bisher fremd, bin ich vor einen Wirkungskreis gestellt, den auch nur im allgemeinen zu übersehen mir bis heute" — fast vier Wochen nach seinem Amtsantritte — „nicht möglich gewesen ist. Wenn ich aber trotzdem unverzagt mein neues Amt angetreten habe, so geschah es in der Erwartung, daß andere Momente es mir möglich machen werden, wenn auch nicht in dem Maße wie mein großer Vorgänger, aber in bescheidener Weise, die Geschäfte zum Segen des Landes zu führen."

Klug und verständig hätte Herr von Caprivi gehandelt, wenn er den erfahrenen Rat seines großen Vorgängers nicht hartnäckig verschmäht, wenn er, als Steuermann des Fahrwassers unkundig, den bewährten Meister deutscher Staatskunst als kundigen Lotsen am Bort des Reichsschiffes erhalten hätte. Statt dessen aber richtete er an die deutschen Geschäftsträger im Auslande jenen Erlaß, worin er nachdrücklich betonte, „daß den Äußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beizulegen sei."

Sein vaterländisches Gewissen trieb den Altreichskanzler nun, diesen Dienst dennoch zu übernehmen. Er errichtete auf seinem Ruhesitze freiwillig eine Lotsenstation, von wo aus er den Kurs der deutschen Politik mit scharfem Auge beobachtete und seine Leit- und Warnrufe mit eindringlicher, weithin vernehmlicher Stimme erschallen ließ, wenn das Fahrzeug sich gefährlicher Klippen und Untiefen näherte oder wenn sein Leiter einen falschen Kurs einschlug.

Die erste bedeutende Handlung, welche Herr von Caprivi auf dem Gebiete der auswärtigen Politik vollzog, war der am 1. Juli 1890 erfolgte Abschluß eines Vertrags mit England über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Ostafrika. Nach diesem Abkommen überließ der deutsche Staatsmann den Engländern die ausgedehnten und ergiebigen Gebiete von Witu und Uganda, sowie die überaus wichtige Insel Sansibar, um dagegen die unumschränkte Herrschaft über das ostafrikanische Festland zwischen dem Kilimandscharo im Norden, dem Revumaflusse im Süden und den großen Seeen im Westen, dazu das Felseninselchen Helgoland in der Nordsee zu erhalten. Verschiedene Dinge, welche Anlaß zu Streitigkeiten zwischen Deutschen

und Engländern in den afrikanischen Kolonialgebieten gegeben hatten, fanden, wie man erwarten durfte, in dem Vertrage keineswegs endgiltige Erledigung, sondern sollten „weiterer freundschaftlicher Verständigung“ vorbehalten bleiben.

Dieser deutsch-englische Vertrag rief im deutschen Volke eine allgemeine, aber durchaus nicht freudige Überraschung hervor. Die Blicke Tausender richteten sich nach Friedrichsruh; man war gespannt, was der Altmeister deutscher Politik zu dem seltsamen politischen Meisterstück sagen werde. Fürst Bismarck hielt denn auch mit seiner Meinung nicht zurück. Er erklärte, daß er einen solchen Vertrag, bei dem die deutsche Regierung sich von der englischen in hohem Maße habe übervorteilen lassen, nie würde abgeschlossen haben. Sansibar, der wichtigste Punkt an der ostafrikanischen Küste, auf dem der Handel schon zu drei Vierteilen in den Händen der Deutschen gewesen, hätte unter keinen Umständen England preisgegeben werden dürfen; Helgoland, dessen Wiedererlangung wohl im Wunsche vieler deutscher Patrioten und besonders des Kaisers gelegen, sei mit einem viel zu hohen Opfer erkauft worden. Es trat offen an den Tag, daß Herr von Caprivi die deutsche Kolonialpolitik in ein andres Fahrwasser lenkte. Für die großen Ziele einer thatkräftigen Kolonialpolitik, durch Erwerbung ausgedehnter überseeischer Besitzungen Deutschland im Laufe der Zeit von einer kontinentalen Großmacht zu einer Weltmacht mit politischen Interessen in allen Teilen der bewohnten und bewohnbaren Erde zu erheben, fehlten dem neuen Reichskanzler der gute Wille und die weiten Gesichtspunkte. Während Fürst Bismarck die Bewilligung der zur Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes und zur Förderung einer gedeihlichen Entwicklung desselben notwendigen Mittel oftmals von seinen Gegnern im Reichstage durch hartnäckigen Kampf hatte ertrotzen müssen, erklärte sein Nachfolger öffentlich vor den Reichsvertretern, wir hätten an dem, was wir an Kolonialgebieten in fremden Erdteilen besäßen, überreichlich genug; ja, das Schlimmste, was uns widerfahren könnte, wäre, wenn uns ganz Afrika geschenkt würde. Schon als Herr von Caprivi an der Spitze der Marineverwaltung stand, hatte er keinen Hehl daraus gemacht, daß ihm die sich im Volke geltend machenden begeisterten Kolonial-

bestrebuugen geradezu widerwärtig seien. Daß er als Reichskanzler diesen kolonialen Angelegenheiten nur die Förderung zu teil werden ließ, welche ihm sein Amt notwendig zur Pflicht machte, zeigte sich bald in verschiedenen Dingen. Die laue, schwächliche Führung unsrer Kolonialpolitik und die bureaukratische Verwaltung der deutschen Schutzgebiete, welche sich überall geltend machte, zeitigte naturgemäß üble Folgen.

Das Ansehen und die Macht der deutschen Regierung in den überseeischen Kolonieen schwanden, die Häuptlinge wurden frech und traten dem deutschen Schutzherrn in offner Feindschaft gegenüber. In den Kämpfen gegen die aufständischen Wahehe, dem Häuptling Meli am Kilimandscharo und den Häuptling Siki bei Tabora erlitt unsre afrikanische Schutztruppe empfindliche Niederlagen, so wurde am 17. August 1891 die große Expedition unter dem Leutnant Zelewski von den Wahehe überfallen, ihr Führer und ein großer Teil der Mannschaft getötet. In den westafrikanischen Besitzungen, in Togoland und Kamerun, erlitt die deutsche Kolonialpolitik unter der neuen Leitung nicht minder folgenschwere Niederlagen.

Auch auf andern Gebieten der auswärtigen Politik zeigte es sich bald genug, daß das deutsche Reichsschiff trotz aller Versicherung des Gegenteils einen neuen Kurs steuerte. So lange Fürst Bismarck am Ruder gestanden, hatte er mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit zu verhindern gewußt, daß ein allzufreundliches Hinneigen des deutschen Kaiserhofes zu der verwandten englischen Fürstenfamilie Einfluß auf die Politik übe und dadurch Anlaß biete, die guten Beziehungen zum russischen Kabinette zu beeinträchtigen. Dies änderte sich jetzt. Das Einlenken der deutschen Politik zu einer engern Befreundung mit England zog bald folgenschwere Ereignisse nach sich: es wurde die hauptsächliche Ursache zu dem französisch-russischen Freundschaftsbündnisse.

Daß der politische Kurs in Deutschland nicht mehr der alte, zielbewußte und erfolgreiche sei, zeigte sich auch gelegentlich der Handelsverträge, welche zunächst mit dem Genossen des Dreibundes, später auch mit der Schweiz, Belgien, Rumänien, Spanien und Rußland abgeschlossen wurden. Das Bestreben der Reichsregierung, dem Handels-

verkehr durch Herabminderung der gesteigerten Schutzzölle freiere Bahnen zu schaffen, wurde allgemein als verdienstlich und zeitgemäß anerkannt. Aber die Art und Weise, wie seitens der Vertreter unsrer Politik die Verhandlungen bei Vereinbarung der Handelsverträge geführt wurden, ließ eine schwächliche Nachgiebigkeit erkennen, welche der Würde und der Machtstellung Deutschlands wenig entsprach. Schon als über den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn verhandelt wurde, ließ der Pilot von Friedrichsruh seinen Weckruf durch die „Hamburger Nachrichten‘ erschallen. Dieselben schrieben unter dem 5. Februar 1891:

„Die Haltung, welche Österreich-Ungarn in den handelspolitischen Dingen einnimmt, beweist vollkommen den Umschwung, der gegen die frühere, dem Verhältnisse beider Staaten zu einander entsprechenden Lage stattgefunden hat. Österreich erscheint nicht mehr als der wartende, sondern als der gewährende Teil, dem man Opfer bringen muß, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Das Abkommen, welches bezüglich Afrikas mit England getroffen worden ist, macht eben Schule und ermutigt das Ausland zu Ansprüchen, die zu stellen es früher nicht gewagt hätte, weil die deutsche Politik, souverän und gänzlich unbeeinflußt durch irgend welche Nebenrücksichten, lediglich nach Maßgabe der deutschen Interessen entschied und durch energisches, seiner Macht entsprechendes Auftreten sich stets heilsamen Respekt zu sichern wußte.“

Nach heftigen Kämpfen wurden die Handelsverträge mit Österreich-Ungarn, Italien und Belgien am 18. Dezember 1891 vom deutschen Reichstage mit zweihundertdreiundvierzig gegen achtundvierzig Stimmen genehmigt. Dieselben gewährten den Ländern, mit denen sie abgeschlossen worden, ähnliche Vorteile, wie sie England auf kolonialem Gebiete uns gegenüber erzielt hatte. Schwer geschädigt wurde die deutsche Landwirtschaft durch diese Verträge, welche die Schutzzölle auf Getreide bedeutend herabsetzten.

Die große Stimmenmehrheit, welche die Handelsverträge im Reichstage fanden, bewies keineswegs deren Vortrefflichkeit. Viele Abgeordnete, welche dieselben hart bekämpft hatten, stimmten schließlich dafür, weil sie in die Zwangslage versetzt wurden, die Vorlage im ganzen entweder abzulehnen oder anzunehmen. Eine Beseitigung der von der Regierung

begangenen Fehler war nicht möglich, die Ablehnung aber hätte einen verhängnisvollen Zollkrieg mit den beteiligten Ländern heraufbeschworen.

Wie einst Otto von Bismarck nach Abschluß des Gasteiner Vertrages mit Österreich, so wurde Leo von Caprivi jetzt nach dem Zustandekommen der Handelsverträge in den Grafenstand erhoben.

In Bezug auf die Führung der innern Politik Deutschlands hatte der neue Reichskanzler bei seinem Amtsantritte verkündet, daß er das Gute nehmen wolle, von welcher Seite man es ihm auch darbieten werde, daß er auch lange zurückgehaltene Wünsche einzelner Parteien zu berücksichtigen gewillt sei. Diese Erklärung, welche eine milde Versöhnungspolitik der Reichsleitung in Aussicht stellte, rief in weiten Kreisen der Volksvertretung lebhafte Freude hervor; leider mußten die Parteien, als diese Verheißungen verwirklicht wurden, bald genug erkennen, daß eine solche Politik des Friedens um jeden Preis nur Verwirrung anrichten könne.

Die Führung unsrer deutschen Politik nach dem neuen Kurs erfüllte weite Kreise des Volks je länger, je mehr mit Besorgnis. Da die Warnrufe von Friedrichsruh an leitender Stelle ungehört verhallten, so glaubte man, denselben größere Geltung verschaffen zu können, wenn man dem Warner einen Platz verschaffte, wovon aus seine Worte volltönender in das Ohr der Staatsleitung dringen mußte. Man stellte im Frühjahre 1891 den Fürsten Bismarck bei einer Ersatzwahl im neunzehnten hannoverschen Reichstagswahlkreise als Kandidaten auf. Ein heißer Kampf entbrannte hier, den die Anhänger Bismarcks, die Nationalliberalen, gegen die Welfen, die Deutschfreisinnigen und die Sozialdemokraten zu führen hatten. Am 18. April, dem Gedenktage von Düppel, fand die Wahlschlacht statt, die indessen noch keine Entscheidung brachte. Das Ergebnis war die Stichwahl zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Kandidaten der Sozialdemokraten, dem Zigarrenarbeiter Schmalfeld. Noch einmal setzten die Gegner Bismarcks, die Deutschfreisinnigen mit den Sozialdemokraten und Welfen im Bunde, alle ihre Kräfte ein, den Sieg zu erringen, doch vergebens, Bismarck wurde am 30. April gewählt. Welch schmachvolles Schauspiel die Feinde des Altreichskanzlers in dem Wahlkampfe

der Welt geboten, mußten sich dieselben von den Franzosen sagen lassen. Paul de Cassagnac schrieb in der ‚Autorité‘:

„Bismarck, der große Bismarck, Bismarck, Herzog, der noch vor kurzem Herr der Welt war, unterliegt einer schmählichen Stichwahl. Welche Freude birgt für uns dieser Niedergang! Er entschleiert die Erbärmlichkeit dieser deutschen Rasse, die trotzdem Anspruch macht auf die Überlegenheit aller übrigen Rassen. Deutschland verdankt diesem Manne alles, alles; er hat für es mehr gethan, als Cromwell für England, als Richelieu für Frankreich und ebensoviel wie Peter für Rußland. Als nun dieser Greis, nachdem er infolge höfischer Umtriebe in Ungnade gefallen war, als letzte Belohnung vor seinem Tode einen armseligen Reichstagssitz erbat, verweigerten ihn ihm seine Landsleute! In einigen Jahren wird man ihm Standbilder und Denkmäler errichten, aber es wird für den Namen des Herrschers und für die Ehre Deutschlands zu spät sein. Nein, die Deutschen sind kein großes Volk. Das Pantheon, das Himmelszelt wären uns nicht hoch genug, um diesen Mann hineinzusetzen. Sicherlich, Frankreich ist besser als Deutschland, bei uns ist die Seele schöner, edler, ritterlicher, und wenn die Seele eines Volks über die eines andern gesiegt hat, so folgt der Arm früher oder später nach.“

Lepelletier sagte im ‚Paris‘: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich mich über die unglaubliche Niederlage entrüsten, als Franzose kann ich mich über die Demütigung unseres Besiegers nur freuen. Für uns liegt der Vorteil darin, daß alle Männer von Wert in Deutschland von der Bühne verschwanden: Deutschland ist enthauptet. Den allzulange vom Geschicke begünstigten Spielern entfallen die Trümpfe, und das Glück scheint endlich zu uns zurückzukehren.“

Es waren gottlob nur einzelne Parteien, welche dem schadenfrohen Auslande ein so entehrendes Beispiel gaben. Daß das deutsche Volk aber in seinem besten, nationalen Kerne die edle Tugend der Dankbarkeit noch nicht verlernt hatte, das zeigte es ein Jahr später, als es seinem größten Sohne eine Huldigung bereitete, wie sie in solcher Innigkeit und Erhabenheit kaum jemals erhört gewesen sind.



XXXVIII.

Fürst Bismarck und das deutsche Volk.

„Sei gegrüßt im Sturm der Lieder
Deutscher Größe treue Wacht!
Der zu eines Volkes Brüder
Uns vereint im Sturm der Schlacht,
Der, was alt und morsch geworden,
Kühn zerschlug mit starker Hand,
Der den Süden und den Norden
Fest in Einigkeit verband.

Glücklich, wer im Herbst des Lebens
Ernten kann, was er gesät,
Wer am Ziel gewalt'gen Strebens
Seines Ruhmes Garben mäht.
Du, ob Sturm und Ungewitter
Auch gedroht aus Ost und West,
Feierst mit dem Volk der Schnitter
Nun ein herrlich Erntefest!"

Mehr denn je zuvor wandte der Kern des deutschen Volks dem Erbauer des Reichs und Begründer vaterländischer Größe und Macht seine Liebe und Verehrung zu, nachdem derselbe, aller seiner Staatsämter entkleidet, nach Friedrichsruh übergesiedelt war, um dort als einfacher Privatmann, als Bürger unter seinen Mitbürgern — die Tage des Alters zu verleben. Um so gewaltiger wuchs die Flamme der allgemeinen Volksbegeisterung für den greisen Fürsten, je eifriger seine neuen und alten Widersacher bemüht waren, seinen Ruhm zu schmälern und sein Verdienst zu verkleinern. Nun erst gehört er ganz seinem

Volke, das durch ihn ein Volk geworden, nun erst ist er unser Bismarck, da er durch keine Fessel mehr gebunden, keinerlei Rücksicht mehr beengt ist. Ungehindert darf sich nun die sorgende Liebe zu Volk und Vaterland des getreuen Eckart und die Verehrung und Dankbarkeit seiner Treuen von Herzen zu Herzen ergießen! Das war der leitende Gedanke, der all' die Hunderte und Tausende der Deutschen in den heimischen Gauen wie draußen auf fremdem Boden beseelte, welche dem Fürsten Bismarck fort und fort ihre Huldigungen darbrachten, sei es in Glückwunschschreiben und Widmungen zu besondern festlichen Gelegenheiten, sei es in begeisterten Kundgebungen auf eignen Pilgerfahrten nach Friedrichsruh, welche Vereine, Körperschaften, ganze Volksstämme unternahmen. So wurde das auch auf die Gesinnung des deutschen Volks so vielfach angewendete Shakespeare-Wort zu schanden gemacht:

„Die Zeit trägt einen Ranzen auf dem Rücken,
Daraus sie Brocken hinwirft dem Vergessen,
Dem großen Scheusal der Undankbarkeit.“

Nach Millionen zählten in dieser Zeit die Deutschen, welche die vielgerühmte Treue ihrer Altvordern nicht verlernt hatten, denen aus dem Herzen gesprochen war, was die Getreuen in Jewer alljährlich zum Ausdruck zu bringen pflegten, und welche im Jahre 1892, zum siebenundsiebzigsten Geburtstage Bismarcks, ihre und des Volks Gesinnung also kundgaben:

„In't junge Holt een Ekboom stark —
Mit faste Wuttels (Wurzeln) vull Saft un Mark,
Een Marksteen bist Du ut grote Tied,
Alldütschlands Trö steihst Di to Sied.“

Hatten die Geburtstage des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte immer größere und herzlichere Kundgebungen der Liebe und Dankbarkeit veranlaßt, so gestaltete sich der 1. April 1892 zu einem wahrhaft nationalen Festtage. Nach Tausenden und Abertausenden zählten die Glückwunsch- und Huldigungsbriefe, Telegramme und Adressen, die Blumenspenden und Ehrengeschenke, durch welche die Deutschen in allen Teilen des Reichs, ja allen Teilen der Erde, wo immer auch Angehörige des Vaterlands weilen, ihre Liebe und Dankbarkeit ihrem Bismarck zu erkennen gaben. Alle Stände und jedes Alter war unter den Glück-

wünschenden und Spendern vertreten; in erhebenden und rührenden Kundgebungen kam die Begeisterung für den Einzigen zum Ausdruck. So sandten vier Geschwister im Alter von fünf bis zwölf Jahren eine Blumenspende mit einem sinnigen Begleitgedichte und der kindlich treuherzigen Nachschrift: „Wir bitten Dich, lieber Fürst, Du mögest uns recht bald Dein Bild schicken“. Der große Saal und die geräumigen Zimmer des Erdgeschosses im Schlosse Friedrichsruh vermochten alle die Blumengrüße und Festgeschenke kaum zu fassen. Tausende von Bismarckverehrern kamen aus allen Teilen des Reichs zu diesem Tage nach Friedrichsruh, um ihre Glückwünsche und Huldigungen persönlich darzubringen. Den ganzen Tag hindurch war das Fürstenhaus von einer dichtgedrängten Menge umlagert. Ein unvergeßlicher Anblick für alle Anwesenden war es, als der Fürst, welcher bereits mehrmals auf dem Balkon erschienen war, um für die huldigenden Kundgebungen zu danken, am Nachmittage in Begleitung seines ältesten Sohnes, des Grafen Herbert Bismarck, im offnen Wagen von einer Ausfahrt zurückkehrte. Die Menge durchbrach die Kette der Gensdarmen und drängte sich unter gewaltigem Jubel an das sich langsam fortbewegende Gefährt. Vielen gelang es, die Hand des Fürsten zu erfassen, die sie mit Küssen bedeckten. Vergebens suchte der Gefeierte, sich den allzustürmischen Huldigungen zu entziehen, und mit einem Blick auf den in der Menschenmenge festgekeilten Wagen sagte er scherzend: „Aber, meine Herrschaften, Sie lassen sich ja überfahren!“

Den Höhepunkt erreichte das Fest, als sich abends um sieben Uhr der große Fackelzug, an dem über viertausend Personen teilnahmen, geordnet hatte und der Fürst in der Uniform der Seydlitz-Kürassiere, den Helm auf dem schneeweißen Haupte, hochaufgerichtet aus dem Hauptportal des Schlosses trat. Mit elementarer Gewalt brach der Jubel der Menge hervor, und die glühende Begeisterung machte sich in vaterländischen Liedern Luft. Da war nichts Gekünsteltes oder gar Vorbereitetes. Eine gleiche patriotische Begeisterung hatte Deutschland nur in den Zeiten der großen Siegestage von 1870 und 1871 erlebt. Ein erhebender Anblick war es, als die zahlreich erschienene deutsche Jugend, die sich nun nicht mehr wie in frühern Zeiten nur an den gewaltigen



Verlag von Paul Kittel, Berlin. Photographiedruck W. Sommer, Berlin-Schöneberg.

Nr. 322.

Graf von Waldersee

General der Kavallerie.

Nach einer Original-Aufnahme von W. Höffert in Berlin.

Helden der Griechen und Römer begeistert, an dem großen Einiger und Erbauer des Reichs vorüberschritten und die jugendlichen Gestalten mit blitzenden Augen und pochender Brust voll Bewunderung zu dem Heldengreise aufschauten und ihm zujubelten. Im feuchten Glanze der Rührung leuchtete da dessen Augenpaar unter den buschigen weißen Brauen.

Auf die huldigende Ansprache des Herrn Ruperti aus Hamburg, der den Zug führte, erwiderte der Fürst:

„Ich danke Ihnen für die beredten Worte, die ich soeben aus Ihrem Munde gehört habe. Wenn ich einen Rückblick werfe auf die Kundgebungen, die mir heute von einem großen Teile der Bevölkerung zu teil geworden sind, so schließe ich daraus, daß des deutschen Volkes Beifall eine Quittung sein soll für die meine ganze Lebenszeit seiner Geschichte geleisteten Dienste. Ich schöpfe daraus die Überzeugung, weil es einer so großen Zahl der Bevölkerung wohlgefällig ist, daß Sie alles daransetzen werden, um das gegen alle Feinde zu erhalten. Ich frage Sie, meine Landsleute, ob der Anteil, den ich immer an Ihrem Geschick genommen habe, Sie befriedigt?“ —

Ein tausendfaches brausendes Ja! bekräftigte die allgemeine Zustimmung, worauf der Fürst fortfuhr:

„Befriedigt es Sie, so habe ich die Zuversicht, daß Sie es festhalten werden. Thun wir das, so können die Feinde kommen von allen Seiten, von Osten und Westen zugleich, sie können nicht gegen uns aufkommen. Wir werden nicht angreifen, und die andern werden es sich auch noch überlegen. Kommen sie aber doch, dann sollen sie mal sehen!“.

Nach Beendigung des Fackelzuges, der über eine Stunde währte, äußerte der Fürst, dem die volle Gesundheit und die heiterste Stimmung aus dem Antlitz strahlte, er habe schon viele Vorbeimärsche gesehen, jedoch noch niemals so viele fröhliche Gesichter dabei.

Bei der Festtafel erhob sich der Fürst, um nach alter reichskanzlerischer Gewohnheit in einem Trinkspruch seiner unverbrüchlichen Treue zu Kaiser und Reich Ausdruck zu geben.

Die Leiter des neuen Kurses aber hatten es nicht für thunlich erachtet, dem greisen, langjährig bewährten Führer des Reichsschiffes

ihre Glückwünsche zu übermitteln. Das amtliche Organ des neuen Reichskanzlers, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, begnügte sich damit, in einigen Zeilen der Geburtstagsfeier ihres ehemaligen Herrn und Gebieters zu gedenken. Der halbamtliche Wolffsche Telegraph, obwohl sonst redselig genug, hielt es überhaupt nicht für nötig, die Feier auch nur im geringsten zu erwähnen, welche allerorten in Stadt und Land gleich allgemein und erhebend war. Besonders waren es die Hansastädte Hamburg und Lübeck, Süddeutschland und Österreich, welche ihre Verehrung für den alten eisernen Kanzler in glänzenden Festlichkeiten bezeugten; in Hamburg sah man die Bilder und Büsten des Gefeierten, von Blumen und Lorbeer und Lichterglanz umgeben, in allen Schaufenstern, die Schiffe im Hafen prangten im vollen Flaggenschmucke. Einige Tage nach dem Feste erließ der Fürst folgende öffentliche Danksagung:

Friedrichsruh, den 7. April 1892.

Zu meinem Geburtstage habe ich in diesem Jahre eine größere Anzahl von Glückwünschen, Begrüßungen und Geschenken erhalten als in frühern Jahren. Je wärmer sich in denselben das Wohlwollen ausspricht, dessen ich mich bei einer großen Zahl meiner Landsleute im Reiche und in fernen Ländern erfreue, um so mehr bedrückt mich die Thatsache, daß meine und der Meinigen Kräfte nicht ausreichen, den Gefühlen der Dankbarkeit, welche mich erfüllen, einen meinem Herzensbedürfnisse entsprechenden Ausdruck jedem meiner Freunde gegenüber zu geben. Auch die Anerkennungen, die mir am 1. April an so vielen Orten Deutschlands, wo Deutsche wohnen, durch öffentliche Feste und Reden zu teil geworden sind, freuen und ehren mich, mehren aber auch meine ungelöste Dankesschuld für so viel Liebe.

Es macht mich glücklich, am Abende meines Lebens auf die Arbeiten und Kämpfe desselben zurückzublicken, wenn ich mir sagen darf, daß ich mir durch dieselben zwar manchen unversöhnlichen Gegner, aber in der Heimat doch auch viele Freunde erworben habe, unter denen die warmen wieder zahlreicher sind als die lauen. Ich danke von Herzen allen, die mich bei meiner Jahreswende durch Kundgebung ihres Wohlwollens in diesem befriedigenden Bewußtsein bestärkt haben. von Bismarck.

Wie glänzend und herzlich die Huldigungen, welche das deutsche Volk seinem großen Helden an dessen 77. Geburtstage in Friedrichsruh bei beginnendem Frühling darbrachte, auch waren, dieselben sollten noch überboten werden durch die fast beispiellos in der Geschichte des Vaterlands dastehenden Kundgebungen einer nationalen Begeisterung, welche denselben wenige Monate darauf auf seiner Fahrt durch die deutschen Gauen und Österreich umbrausten.

Es war zur Zeit der Sommersonnenwende des obenbezeichneten Jahres, als sich Fürst Bismarck von Friedrichsruh aus auf die Reise nach Wien begab, um dort der Feier der Vermählung seines ältesten Sohnes, Grafen Herbert, beizuwohnen. Diese Reise ist durch die äußern Umstände, welche sie begleiteten, zu einem bedeutungsvollen politischen Ereignis geworden. Die Fahrt, welche über Berlin und Dresden nach Wien und von dort über München, Augsburg, Kissingen, Jena, durch die Altmark und durch Pommern nach Varzin ging, gestaltete sich zu einem Triumphzuge des Fürsten, wie er in solcher Weise wohl noch nie einem Staatsmanne zu teil geworden ist.

In der Mittagsstunde des 18. Juni bestieg der Fürst mit seiner Gemahlin auf dem Bahnhofe von Friedrichsruh den Schnellzug, der ihn zunächst nach Berlin führen sollte. Obwohl durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die falsche Nachricht verbreitet worden war, daß der Fürst hier auf dem Lehrter, statt, wie es der Wahrheit entsprach, auf dem Anhalter Bahnhofe eintreffen werde, war daselbst, als der Zug in die Halle einfuhr, das Gedränge der zum Empfange des Fürsten anwesenden Berliner doch fast lebensgefährlich. Ein Jubelsturm erbrauste, als der Fürst am Fenster seines Wagens sichtbar wurde. Als sich das Tosen der Zurufe gelegt hatte und die Menge in der Erwartung, daß der Fürst reden werde, in Stille verharrte, äußerte derselbe: „Meine Aufgabe ist Schweigen!“ „Wenn Sie schweigen, werden die Steine reden!“ erscholl es da, und: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ fiel eine andere Stimme ein, die Menge stimmte das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Ein Kind, das Rosen in den Wagen reichte, hob der Fürst zu sich empor und küßte es. Als sich bald darauf der Zug zur Fahrt nach Dresden in Be-

wegung setzte, stürmte, wer nur konnte, an den Wagen, um dem Scheidenden die Hand zu drücken. „Wenn ich hundert Hände hätte, ich gäbe sie alle her, aber ich habe ja nur zwei!“ sagte dieser, unter Thränen lächelnd.

Die Weiterfahrt nach Dresden war von einer fast ununterbrochenen Kette von Huldigungsbezeugungen an den Fürsten begleitet. Von dem Gebiete des Anhalter Bahnhofes in Berlin an, wo von den Eisenbahnwagen auf den Rangiergeleisen, von den angrenzenden Häusern, von Dächern und Balkons herab der Jubel des Volks erscholl, wurde der eiserne Kanzler auf jeder Station, selbst von den Landleuten auf den Feldern, an denen der Zug vorüberbrauste, stürmisch begrüßt. In Falkenberg und Röderau, wo der Zug auf kurze Minuten hielt, waren Tausende zusammengeströmt, welche ihrem Bismarck ihre Liebe und Dankbarkeit bekunden wollten; Vereine kamen mit Musik, Fahnen, Blumen und Kränzen. Und der Sturm der Begeisterung wuchs, je mehr sich der Zug der Hauptstadt des Sachsenlandes näherte.

Die „hellen“ Sachsen hatten lange erkannt, welche unschätzbaren Güter ihnen die Einigung Deutschlands gebracht hatte. Es waren nur noch Vereinzelte, die dem eisernen Recken, dessen Hand man einst schwer gefühlt, noch grollten. Allgemein war der ehemalige Bismarckhaß des Sachsenvolks in dankbare Verehrung umgeschlagen, seitdem man durch klare Erwägung der geschichtlichen Ereignisse zu der Einsicht gelangt war, daß der geniale Staatsmann das Land trotz seiner gefürchteten eisernen Strenge doch mit mildester Schonung behandelt hatte. Und was er dem großen Vaterlande als Führer der Reichspolitik gewesen, das zeigte sich ihnen erst ganz klar, als seine gewaltige Hand das Steuerruder nicht mehr lenkte. Die mancherlei Verunglimpfungen, welche der Fürst seit seinem Scheiden aus dem Amte hatte über sich ergehen lassen müssen, hatte hier die Flammen der Liebe und Verehrung nur noch mehr entfacht. Die Reise desselben durch ihr Land bot den Sachsen nun die willkommene Gelegenheit, ihren Dank und ihre Liebe im höchsten Maße zum Ausdruck zu bringen.

In Dresden wollte der Fürst nach seinem Reiseplan einen längern Aufenthalt nehmen. Sobald dies bekannt wurde, fuhr ein reger Geist

in alles Volk der Stadt, welche schon längst den großen ersten Kanzler des neuen Deutschen Reichs zu ihrem Ehrenbürger ernannt hatte. Der Rat und die Bürgerschaft des schönen Elbflorenz wetteiferten nun in dem Streben, demselben einen würdigen Empfang zu bereiten, seinen Aufenthalt in ihren Mauern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verschönen. Der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, den Gast durch die Gesamtheit des städtischen Kollegiums zu begrüßen, ihm also eine Ehre erweisen, wie sie dem Herkommen gemäß sonst nur dem Landesherrn und dem Kaiser zu teil wurden. Die Häuser, Straßen und Plätze wurden in herrlichster Weise geschmückt; das Gasthaus, welches den Fürsten und sein Geleit aufnehmen sollte, wurde durch besondern Blumenschmuck ausgezeichnet. Und damit die Nachtruhe des Gastes hier in dem an der Elbe gelegenen Absteigequartier, dem Hotel Bellevue, durch die Heulsignale und das Kettengerassel der Schleppdampfer nicht gestört werde, ließ die Direktion der Sächsisch-böhmischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft die Fahrten ihrer Schiffe für die Zeit einstellen.

Abends gegen neun Uhr lief der Zug mit den erlauchten Gästen auf dem Leipziger Bahnhofe in Dresden ein. Oberbürgermeister Dr. Stübel brachte dem fürstlichen Paar im Namen der städtischen Körperschaften herzlichen Willkommengruß, worin es hieß: „Unauslöschlich ist unsere Dankbarkeit. — Wir sind hocherfreut, Eure Durchlaucht und Sie, gnädigste Fürstin, gerade jetzt hier begrüßen zu dürfen, da Sie, um Zeugen zu werden von der Erfüllung längst gehegter heißer Wünsche für das Haus Bismarck, auf der Reise nach dem Süden sich befinden. Unsere herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf allen Ihren Lebenswegen.“

In seinem Danke auf die Begrüßung sprach der Fürst die schönen Worte:

„Glücklich, daß es gelungen ist, beider Interessen zu versöhnen, die man vor dreißig Jahren für unversöhnlich hielt. Es ist ein Verdienst, nicht mein Verdienst, sondern das der Thatsachen, daß wir uns näher kennen gelernt haben. Ich war ja schon hier und kam damals über Leipzig. Damals war das eine lange Strecke, — und in welcher kurzen

Zeit bin ich heute nach Dresden gekommen! Wie lokal, so sind sich auch die Herzen näher gerückt, wir haben uns kennen gelernt und erfahren, daß mancher nicht so böse war, wie er früher gehalten wurde; wir sind ehrlich national, und darum kann ich auf meine Thätigkeit mit Freude zurückblicken. Dies ist mir eine Genugthuung für manchen Verdruß, den ich habe erleben müssen.

„Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, daß Sie mich so feierlich und herzlich begrüßt haben. Ich freue mich, so viel Freunde hier zu haben. Ich nehme Sie nicht nach Zahl, sondern nach Ihrer Qualität."

Nachdem der Oberbürgermeister und der Stadtverordneten-Vorsteher die Mitglieder der städtischen Abordnung vorgestellt hatten, äußerte der Fürst vor dem Heraustreten aus dem Hauptsalon:

„Gott sei Dank, daß wir so zufrieden miteinander stehen; sehr viel Mißverständnisse und viel Mißtrauen hat geherrscht, jetzt stören keine Mißverständnisse das Vertrauen mehr. Es war eine schwere Arbeit, uns zusammen zu bringen, schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen."

Ein Jubelsturm begleitete die Fahrt der Gäste vom Bahnhofe nach dem Hotel Bellevue, wo dieselben im Namen der Dresdner Bürgerschaft durch den Hofrat Osterloh herzlich begrüßt wurden. Der Redner schloß mit den Worten:

„Durchlaucht sind auf der Reise zu einem Familienfeste begriffen, bei welchem die Liebe Ihnen eine willkommene, holdselige Tochter zuführt. Nehmen Sie, Durchlaucht, am heutigen Abend als Hochzeitsgabe der Dresdner Bürgerschaft die Liebe und Dankbarkeit und Anhänglichkeit unsrer gesamten Bevölkerung entgegen. Die Liebe höret nimmer auf, Gott segne und schütze Euer Durchlaucht!"

Bei hereinbrechender Dunkelheit hatte sich vor dem Platze des Hotels eine vieltausendköpfige Volksmenge versammelt, darunter über dreizehntausend Fackelträger und sechshundert Sänger mit Lampions und achtzehn Musikkorps, um dem fürstlichen Paare glänzende und klangvolle Huldigung darzubringen.

„Wie könnt' ich Dein vergessen! Ich weiß, was Du mir bist," ertönte es aus der Sängerschar als erster Gruß.

Dann folgte als zweiter Gesangschor: „Das treue deutsche Herz“, und zuletzt erbrauste von den Lippen der ganzen Menge „Die Wacht am Rhein“.

Nach dem letzten Liede erhob sich Fürst Bismarck unbedeckten Hauptes von seinem schon vor dem Hotel bereiteten erhöhten Sitze und sagte allenthalben weithin vernehmbar:

„Ich danke Ihnen ganz besonders für das letzte Lied, das Sie gesungen haben; denn es entstammt einer großen Zeit, die wir durchlebt haben. Dieses Lied hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die deutsche Einheit zu erringen. Diese Einheit ist unverbrüchlich, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß diese Einheit zu stören noch viel schwerer sein und noch viel mehr Blut kosten würde, als damals, wo wir sie geschaffen.

„Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste der deutschen Nation gewidmet, und wenn ich Erfolge erzielte, so ist das in meinen alten Tagen ein Beweis, daß ich nicht umsonst gelebt habe. Das gegenseitige Wohlwollen der deutschen Stämme war früher nicht; es ist das Ergebnis der Politik der letzten Jahrzehnte! Gott erhalte es! Wir wollen sein und bleiben — ein einig Volk von Brüdern, wie wir im Kampfe geworden sind!“

Ein vieltausendstimmiges Hurra folgte diesen Worten. Es entwickelte sich nun vor den Augen des Fürsten der überaus imposante Fackelzug, dessen Vorbeimarsch nahezu zwei Stunden in Anspruch nahm. Ganz überwältigend war der Huldigungsjubel, welcher dem Fürsten und seiner Gattin entgegengebracht wurde, und der erst gegen einhalbzwölf Uhr verstummte.

Ein gleicher Sturm der Begeisterung geleitete die Ehrengäste Dresdens am andern Tage, Sonntag den 19. Juni, auf ihrer Fahrt durch die Stadt nach dem Bahnhofe und pflanzte sich fort, durch alle sächsischen Stationen auf der Weiterreise nach Böhmen hinein. Die Bewohner des anmutigen Elbbadeorts Schandau waren noch ganz erfüllt von dem Eindrucke, den die Begrüßung des Fürsten Bismarck ihnen hinterlassen, als Verfasser vier Wochen später daselbst als Gast eines glühenden Bismarckverehrers, des Herrn Holzhändlers Noack, weilte, der,

wie später berichtet werden wird, auf ebenso drastische wie originelle Weise seinem Enthusiasmus Luft machte.

Auf dem „bekannten Eisenstrange“, der Bismarck und seine junge Gattin im Jahre 1847 auf ihrer Hochzeitsreise getragen, ging die Fahrt weiter über Prag nach Wien. Auch hier wurden dem Fürsten auf verschiedenen Stationen von den Deutschen des Kaiserstaats freundliche Huldigungen dargebracht. In Wien war der Empfang seitens der Bevölkerung kaum minder enthusiastisch als in Dresden. Trotzdem der Eisenbahnzug zu später Abendstunde in Wien ankam, hatten sich doch Tausende von Menschen eingefunden, welche das fürstliche Paar mit stürmischen Hochrufen schon auf dem Bahnhofe willkommen hießen. Die Hochzeitsfeier sollte im Hause des Grafen Palffy, einem Anverwandten der Braut des Sohnes, stattfinden, dieses nahm auch das fürstliche Schwiegerelternpaar gastlich auf. Ein glänzendes Fest am Abende des folgenden Tages leitete die Hochzeitsfeierlichkeiten ein. Zu den Herren des Akademischen Gesangvereins, der dem Fürsten ein Fackelständchen brachte, sagte derselbe: „Ich danke Ihnen herzlich für die schöne melodiöse Begrüßung, die aus Freundesherzen kommt und zum Herzen bringt. Wir werden die alte Stammesgenossenschaft immer, zu allen Zeiten pflegen. — Gott schütze unsre Freundschaft! — Es ist eine um so höhere Ehre für Sie, daß Sie neben der Wissenschaft auch die Kunst pflegen. Gerade die Kunst und die Wissenschaft sind das, was uns Deutsche verschiedener Länder zusammenhält.“

Die Braut des Grafen Herbert Bismarck war aus altungarischem Geschlechte, Gräfin Marguerite Hoyos, eine junge Dame von hoher Anmut und Schönheit. Die Trauung fand am 21. Juni statt; als der fürstliche Schwiegervater gegen elf Uhr im glänzenden Harnisch und Waffenkleide seiner Kürassiere, den strahlenden Helm auf dem Haupte zur Kirche fuhr, umbrauste ihn wieder unbeschreiblicher Jubel, wie es überall geschah, wo der Fürst während seines dreitägigen Aufenthalts in Wien dem Volke sichtbar wurde.

Doch mitten in die Festfreude fiel für den Fürsten und die Seinen ein so schriller Mißton, der, als er weiterhin vernommen wurde, überall die heftigste Erregung hervorrief. Der deutsche Altreichskanzler hatte,

wie es die höfliche Sitte ihm vorschrieb, die Genehmigung eines Besuchs bei dem Kaiser Franz Joseph, der ihm seit langem ein so wohl gesinnter Herr war, nachgesucht; dieser Besuch aber wurde abgewiesen. Die Männer des neuen deutschen Kurses waren in ihrer Erbitterung gegen Bismarck so weit gegangen, daß sie denselben in den Wiener Hofkreisen als förmlich geächtet hingestellt hatten. Herr von Caprivi hatte sich nicht entblödet, seinem großen Vorgänger eine Art von Uriasbrief nach Wien vorauszusenden, indem er unter dem 9. Juni an den deutschen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß, folgende Depesche hatte ergehen lassen:

„Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich nach Vortrag bei Sr. Majestät folgendes ergebenst mit: Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Se. Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schritts seitens des frühern Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Haus nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Se. Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilungen zu machen. Graf v. Caprivi.“

Infolge dieses Erlasses ließen nicht nur Prinz Reuß, der dem Fürsten seit Jahren persönlich befreundet, sondern auch die hohe Witwe des verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Österreich, welche gleich dem deutschen Botschafter eine Einladung zur Hochzeit des Grafen Herbert angenommen, plötzlich unter Ausflüchtsgründen absagen.

Der Altreichskanzler hatte schon zuvor in Friedrichsruh Besuchern gegenüber geklagt, daß ihn gewisse hohe Kreise im eignen Vaterlande

mieden, wie „einen Pestkranken". Daß seine Ächtung aber sich so weit erstrecken könne, wie es hier geschehen, das hätte er wohl nimmer geglaubt. Es läßt sich denken, welcher Zorn ihn erfaßte. Dem ganzen, lange verhaltenen Ingrimme seines Herzens gegen seinen Nachfolger machte er jetzt Luft, als er am 23. Juni in Wien einem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" gegenüber der Politik des neuen Kurses das vernichtende Urteil sprach.

Er bewies mit überzeugenden Worten, daß die Männer am Steuerruder des deutschen Reichsschiffs politische Stümper seien, unfruchtbar in ihren Ideen, unfähig in der Ausführung. Als geradezu verhängnisvoll für die deutsche Politik stellte er es hin, daß unter seinem Nachfolger das freundliche Verhältnis zu Rußland, das seine Staatskunst und sein persönlicher Einfluß nach der Krisis von 1879 wieder angeknüpft, jetzt zerstört, „der Draht zwischen Rußland und Deutschland abgeschnitten" sei. Was der Fürst dem Zaren gegolten und noch galt, bekundeten die herzlichen Grüße, die er demselben durch den Grafen Waldersee von Kiel aus, wo durch eine Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser dessen zweimaliger Besuch in St. Petersburg in kühler Weise am 7. Juni erwidert worden war, hatte entbieten lassen. Und fast wie eine Demonstration gegen die leitenden deutschen Staatsmänner erschien es, daß der russische Botschafter der Einladung zur Hochzeitsfeier im Palais Palffy gefolgt war, während der deutsche und der österreichische Kollege sich fern gehalten.

Die Veröffentlichung der Gespräche Bismarcks mit dem Wiener Zeitungsberichterstatter machten gewaltiges Aufsehen, das sich noch steigerte, als sich später in Kissingen der Fürst auch noch zu einem Mitarbeiter der Münchener „Allgemeinen Zeitung" über die Caprivische Politik in schärfster Weise aussprach. In dem Berichte darüber hieß es:

„Dann nahm der Fürst mehrere Zeitungen in die Hand, in welchen mit Blaustift einige Artikel gezeichnet waren, und las folgendes vor:

‚Aber ein Mann von der historischen Größe Bismarcks sollte an denen, die ihm wehe gethan haben, edlere Rache nehmen und nicht den blitzenden Strahlenkranz seines Ruhms selbsteigner Hand mit düstern Schleiern umhüllen.' Der Fürst fügte mit überzeugungsvollem Aus-

drucke hinzu: ‚Rache zu nehmen ist nicht mein Zweck und nicht meine Absicht, das liegt mir ganz fern. Wozu sollte ich mich denn rächen und an wem? Am allerwenigsten an meinem Nachfolger, der mir ja nie etwas zu leide gethan hat. Rachsüchtig bin ich durchaus nicht. Man sagt zwar: ‚Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande‘. Aber wenn ich doch hie und da meine Stimme vernehmen lasse, so thue ich das zum Besten des Vaterlands. Ich will, so weit meine Erfahrung reicht und meine Autorität noch Geltung hat — und nach dem Lärme und dem Aufheben, das man in der ganzen Welt über jede meiner Äußerungen macht, scheine ich sie noch zu besitzen —, jede Handlungen der jetzigen Regierung, die ich für eine gedeihliche Entwicklung des Landes nicht zuträglich finde, beeinflussen und sie, der Ausdruck ist wohl nicht anmaßend, korrigieren. Dies allein ist meine Absicht."

Die Handelsverträge und den vielumstrittenen Gesetzentwurf zu einem preußischen Volksschulgesetze bezeichnete der Fürst als unsern Interessen widersprechend. „Das Volksschulgesetz," meinte er, „hätte einen ‚Kulturkampf mit andrer Front‘ heraufbeschworen."

„Im weitern Gange der Unterhaltung," fährt der Bericht fort, „äußerte sich der Fürst auf meine Anfrage auch über die vom ganzen deutschen Volke so sehr gewünschte und jüngst wieder in Aussicht gestellte Versöhnung zwischen dem Altreichskanzler und dem Kaiser. Der Fürst entgegnete mit sichtlicher Rührung: „Ich bin bei dem Kaiser in Ungnade gefallen und ich weiß heute noch nicht warum. Von einer Versöhnung kann man doch nicht sprechen. Der Kaiser ist ja nicht," meinte der Fürst lächelnd, „bei mir in Ungnade gefallen. Wenn Se. Majestät die Ungnade aufhebt, wäre das Verhältnis ja das alte. Ich glaube gewiß, daß Intrigen mit untergelaufen sind. Der Kaiser hätte ja gewiß sein eigner Kanzler sein können, das Ausscheiden aus meinem Amte hätte mich nicht geschmerzt, aber tief schmerzt mich die Form, in der es geschehen ist. Ich habe zwar immer gedacht," fuhr der Fürst gerührt fort, „daß ich die Geschäfte erst niederlege, wenn mich Krankheit zwingen oder der letzte Seufzer dieser Brust sich entringen werde."

Die beabsichtigte Ächtung Bismarcks erzielte das gerade Gegenteil: einen Sturm der Begeisterung, womit er überall auf seiner Weiterreise begrüßt wurde. Von Wien aus begab sich der Fürst und seine Gemahlin zunächst nach München, wo dieselben vom 24. bis 26. Juni weilten und in der Villa des Malers Lenbach wohnten. Der Zug des Fürsten war früh um zwei Uhr angekommen; am Vormittage brachte der Akademische Gesangverein den hohen Gästen ein Begrüßungsständchen. Der Fürst äußerte dem Vorstande: „Ich freue mich, daß mir hier in München ein solcher Empfang zu teil geworden ist. Um die frühe Morgenstunde, zu der ich angekommen bin, hätte ich nur noch Nachtwächter auf der Straße erwartet.“ — Zu einer Abordnung der städtischen Behörden, die ihn zu einem Besuche des Rathauses einlud, sagte er in Bezug auf die wohlwollenden Begrüßungen, die ihm entgegengebracht wurden, humoristisch: „Es ist mir, ich möchte sagen, als wenn ich Absolution von meinen politischen Sünden erhielte, die ich ja begangen habe wie jeder andre, der so lange wie ich am Ruder geblieben ist. Es ist das ein Zeugnis, daß die bessern Eindrücke meiner Amtsführung die überwiegenden geblieben sind, und ich habe das Gefühl eines Primaners, der mit einem guten Abgangszeugnisse abgeht.“ — „Ich werde in den heimischen Wald befriedigter zurückkehren, als ich ihn verließ.“

Auf einer Ausfahrt während der Abendstunde kam der Fürst an dem berühmten Münchner Hofbräuhause vorüber, wo er mit so lautem Jubel begrüßt und so umdrängt wurde, daß der Wagen notgedrungen halten mußte. Der Fürst stieg aus, um einen „Stein“ zu leeren. Auf ein Hoch, das dem seltenen Gaste stürmisch ausgebracht wurde, sagte dieser: „Ich trinke alle Tage Münchner Bier; aber das im Hofbräuhause nur alle fünfzig Jahre einmal; das letzte 1842.“ Zum Lobe des Münchner Bieres that er beim Besuche des bekannten Kneipzimmers der Künstler-Gesellschaft „Allotria“ noch einen bemerkenswerten Ausspruch: „Wir haben im Norden auch ein Bier, es ist zwar naß, aber nicht das!“

Später am selbigen Abend wurde dem fürstlichen Paare von der Studentenschaft Münchens ein großartiger Fackelzug gebracht. Bei dieser Gelegenheit sagte der Altreichskanzler: „Früher war mein ganzes



Fürst Bismarck. Von Fr. v. Lenbach.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bestreben dahin gerichtet, das monarchische Gefühl im Volke zu heben. An den Höfen und in der offiziellen Welt wurde ich gefeiert und mit Dankbarkeit überhäuft. Das Volk wollte mich steinigen. Heute jubelt mir das Volk dafür zu, während die andern Kreise mich ängstlich meiden. Ich glaube, das nennt man Ironie des Schicksals."

Erhebenden Verlauf hatte am 25. Juni der Besuch des Fürsten im Münchener Rathause. Auf einen inhaltreichen Willkommengruß des ersten Bürgermeisters sagte derselbe u. a. folgendes: „Ich bin aus meiner Heimat ausgefahren, um meinem Hause eine neue Tochter zu werben. Daß ich bei dieser Gelegenheit tausend und abertausend Freunden und, nachdem ich nicht in Amt und Würden, darf ich wohl sagen, persönlichen Freunden begegnet und sie begrüßt habe, erhöht ja im besondern Maße die Genugthuung und Freude, mit der ich von meiner Sommerreise wieder in die Heimat zurückkehren werde."

In der Kunstausstellung, die der Fürst am selben Tage besuchte, sagte er mit Bezug auf ein neues Bismarckbildnis Lenbachs: „Es freut mich, durch den Pinsel Lenbachs hier mich so verewigt zu sehen, wie ich der Nachwelt gern erhalten bleiben möchte."

Eine großartige musikalische Huldigung brachten die vereinigten Sängerchöre, über achthundert Sänger stark, im Anschluß an den glänzenden Aufzug der Turnerschaft und der Studierenden des Polytechnikums, der tierärztlichen Hochschule und andrer Körperschaften am Abende des 25. Juni dar. Die Turnerschaft begrüßte den Fürsten mit dem Rufe: „Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, dem Herkules der deutschen Einheit, ein dreifaches Gut Heil!" In der Begrüßung der Sänger durch den Dr. Dürck hieß es: „Fürst Bismarck hat das Wort ‚Lied wird That' zur Wahrheit gemacht. Der Dank ist tief in aller Herzen gegraben. Nie lassen wir von Bismarck!" Der Fürst erwiderte mit bewegtem Herzen die herrlichen Worte: „Ich erkenne mit dem Herrn Vorredner die Macht und die Gewalt des deutschen Liedes in seinem vollen Werte an. Im Kriege wie im Frieden hat es sich bewährt. Unsre deutschen Bürger wie unsre Soldaten sind empfänglich für die Macht der Töne, sie haben die Soldaten fortreißen helfen zu großen Thaten. Für mich ist es eine große Gnade von Gott,

daß die Arbeit meiner Vergangenheit in der Richtung gelegen hat, die das deutsche Lied den deutschen Geist seit langem hat fortschreiten lassen.

„Es ist für mich ein hohes Glück und eine hohe Ehre, daß mein Name und meine Vergangenheit identifiziert worden ist mit den nationalen Gefühlen meiner Landsleute. Es ist mir vergönnt gewesen, meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden zu dauernder Erinnerung. Daß dem so ist, dafür danke ich Gott, und darauf bin ich stolz, so lange ich auf Erden lebe."

Die Abreise des Fürsten erfolgte unter unbeschreiblich erhebenden Kundgebungen am Sonntage, den 26. Juni; die Fahrt ging zunächst nach Augsburg, zur Heimat des verstorbenen Bismarckfreundes und mutigen Mitkämpfers für die deutsche Einheit, Dr. Völks. Die wackren Schwaben blieben in ihren Huldigungen, die sie dem Wiedererwecker des deutschen Frühlings erwiesen, hinter den andern deutschen Stämmen nicht zurück. In seinem Danke auf das Willkommen des Augsburger Oberbürgermeisters von Fischer sagte der Fürst: „Es ist mir die freundliche Begrüßung, die ich hier fand, ein neuer Beweis, daß Gottes Gnade mich von dem Fluche des Alters, der Vereinsamung, fern gehalten hat."

Von Augsburg ging der Triumphzug Bismarcks weiter durch Schwaben und Franken nach Kissingen, wo der Fürst längere Zeit zu verweilen gedachte, um eine Kur des dortigen Soolbades zu gebrauchen. Eine Woche, reich an unvergleichlich erhebenden Erlebnissen, lag hinter ihm. Über diese große „Bismarck-Woche" schrieb der Schwäbische Merkur:

„Fürst Bismarck ist nun am Kissinger Heilquell angelangt; seine Reise ist damit zu Ende, und die Thatsache steht fest: er ist heute noch der populärste oder vielmehr der einzig wirklich populäre Mann Deutschlands; es giebt keinen andern, dessen Ankunft ein Ereignis von so durchschlagender und lange nachzitternder Wirkung ist; keinen, bei dessen Nahen es heißt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los." Da wird der Wunsch immer inniger und dringlicher, daß der unleidliche und geradezu gefährliche Zustand, der jetzt besteht, endlich beseitigt

werde, daß endlich ein Ausgleich zwischen dem Kaiser und seinem früher von ihm selbst so hochgehaltenen Kanzler folgen möge."

Doch bis zu der vom deutschen Volke so heiß ersehnten Aussöhnung sollte noch mehr als ein volles Jahr vergehen. Zunächst wurde die Kluft, die zwischen dem Kaiser und seinem großen Kanzler gähnte, noch tiefer gerissen. Auf die politischen Aussprüche, die der Fürst den oben erwähnten Zeitungsberichterstattern gegenüber gethan hatte, kam, nachdem die bismarckfeindliche Presse einen wahren Sturm von Angriffen gegen denselben losgelassen, auch von hoher Stelle in Berlin ein Echo. Zunächst erschien in dem Kanzlerblatt des neuen Kurses, der „Nordd. Allgem. Zeitung", der Bismarck einst Leben und Gedeihen gegeben, ein heftiger Artikel gegen den Altreichskanzler, der denselben auf das heftigste angriff. Es wurde darin behauptet, die Äußerungen Bismarcks verletzten das monarchische Gefühl und die Ehrfurcht vor dem Kaiser. Einige Behauptungen desselben seien so unrichtig, daß alle, die den politischen Dingen nahe gestanden, mit Schrecken erkennen mußten, die *Erinnerungen des Fürsten fängen bereits an, sich völlig zu verwirren.*

„Es ist ein Anblick ohne Beispiel," hieß es weiter, „daß ein Staatsmann und Held den größten Beitrag leistet zur Erfüllung der teuersten, aber für unerreichbar gehaltenen Wünsche seines Volks, daß er dann aber, weil er nicht der Führer seines Werks geblieben, alles thut, um die Führung zu vereiteln und das Werk der Zerstörung auszusetzen. So stehen *die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zu teil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor allem zu schützen vor dem Manne, dessen Schöpfung sie erhalten sollen.* Es ist eine peinliche Wahl für einen Zugführer, entweder den Zug über die Hindernisse brausen zu lassen, die von dem frühern Führer auf die Schienen geworfen werden, damit aber den Zug der Zerschellung auszusetzen, oder die Hindernisse fortzuschleudern, und damit einen Mann zu treffen, der die lenkbare Kraft erst geschaffen. Diese Wahl zu vermeiden, ist der Selbstbeherrschung der leitenden Männer bis jetzt gelungen. Es scheint, daß der Fürst durch eine immer weiter getriebene Rücksichtslosigkeit die

leitenden Männer dazu zwingen will, den Kampf gegen ihn aufzunehmen. Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eignen Vaterlande zuzufügen willens ist. Niemand kennt die Waffen, die er glauben mag, bereit zu haben; aber die Pflicht, die höchsten Güter der deutschen Nation auch gegen den Mann zu verteidigen, der diese Güter einst am meisten gefördert, darf von den Führern des Staats weder verkannt, noch zurückgewiesen werden." In andern Blättern wurde daraufhin bald laut nach dem Staatsanwalt geschrien, der Bismarck des Landesverrats und der Majestätsbeleidigung anklagen sollte.

„Dor lach ik äwer!" sagte Bismarck zu diesen drohenden Kundgebungen. Den Schlußsätzen des offiziösen Artikels gegenüber aber ließ er durch die „Hamburger Nachrichten" erklären: „Fürst Bismarck ist der Ansicht, daß die heutigen Minister sein Werk nicht fortsetzen und alles andre eher betreiben als sein Werk; er verwahrt sich gegen die Mitverantwortlichkeit, die darin läge, daß dies sein Werk sei."

Ein wahres Meisterstück diplomatischer Kunst aber vollbrachte das Ministerium des neuen Kurses, als es nach fünfstündiger Beratung den Beschluß faßte, die Capriviſchen Erlasse vom 23. Mai 1890 und 9. Juni 1892, welche die Achterklärung des Altreichskanzlers aussprachen, nunmehr zu veröffentlichen. Als dieselben am 7. Juli im Reichsanzeiger erschienen und nun die guten Gründe zu Bismarcks Zorn über eine solche Regierung vor aller Welt darlegten, da bemächtigte sich der weitesten Kreise des Vaterlandes und darüber hinaus eine wahre Empörung. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los." Dies Wort des Freiheitssängers Theodor Körner, das der Schwäbische Merkur in Bezug auf die Bismarck-Huldigungen angewendet hatte, galt jetzt mit noch größerer Berechtigung auch für die gewaltige Bewegung, die im Volke und in der Presse zur Verteidigung der Ehre Bismarcks ausbrach.

Die „Hamburger Nachrichten" urteilten über die Veröffentlichung der Erlasse, der „Uriasbriefe", wie Bismarck verächtlich sie nannte, mit den vernichtenden Worten: „Wir sind der Ansicht, daß die Kontrolle privater Geselligkeit im Auslande und die Einwirkung auf private

Dinereinladung nicht zu den Aufgaben gehören, zu deren Lösung hochgestellte Staatsmänner berufen und Botschaftsgehälter bewilligt werden. Wir glauben nicht, daß die auswärtigen Akten einer andern Großmacht, wenn sie veröffentlicht würden, ein Gegenstück dieses deutschen Vorgangs aufzuweisen hätten."

Die New-Yorker Staatszeitung schrieb in jenen Tagen:

„Ein tieftrauriges Schauspiel vollzieht sich in der alten Heimat. Es bewegt das Herz eines jeden guten Deutschen auf das schmerzlichste. Den Mann, welcher mit übermenschlicher Energie und Kraft die kühnsten Träume der deutschen Patrioten früherer Generationen verwirklichte, offiziös als Landesverräter gebrandmarkt zu sehen, ist wahrlich kein Ding, dessen irgend ein Deutscher froh werden könnte. Daß es gerade zu einer Zeit geschieht, in welcher die großartigsten Kundgebungen des Volksgeistes eine tiefempfundene Dankbarkeit für unvergängliches Verdienst bezeugten, verleiht der ganzen, an sich höchst bedauernswerten Erscheinung einen um so kläglichern, niedrigern Charakter. Es sieht thatsächlich wie eine jener erbärmlichen Alltagserfahrungen aus, in welchen der Erfolg eines einzelnen sofort alle kleinen, niedern Geister zu hämisch-neidischer Begeiferung anreizt. — Was hat denn eigentlich Bismarck gethan, um eine solche Behandlung zu verdienen? Wie oft müßte schon ein Gladstone, ein Crispi oder ein Ferry des Landesverrats für schuldig erkannt worden sein, wenn jede Kritik, die sie an der Politik ihrer Nachfolger und Gegner übten, wirklich Landesverrat wäre? —

„Man mag über den Fürsten Bismarck und seine innere Politik welcher Ansicht immer huldigen, so ist und bleibt es unbestreitbar, daß er, wie seinerzeit Moltke, selbst nach seinem Rücktritte vom Amte ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor für das Deutsche Reich dem ganzen Auslande gegenüber geblieben ist. Wer dazu beiträgt, diese Säule des deutschen Ansehens zu zerschmettern, schädigt dessen stolzen, mit so ungeheuren Opfern errichteten Bau. Aus diesem Grunde war die Einwirkung auf fremde Höfe zur Ächtung Bismarcks ein schwerer, schwerer Fehler; die gegenwärtige von oben angefachte Bismarckhetze aber ist ein noch schwererer Fehler. Im Aus-

lande schädigt er nur das Ansehen Deutschlands, im Innern aber erreicht er weit eher den entgegengesetzten, als den gewünschten Zweck. Wie groß auch die Fehler Bismarcks und seine tragische Schuld gewesen sein mögen, als leidender Held einer Tragödie wird der Recke dem Herzen seines Volkes nur noch teurer."

Das deutsche Volk begnügte sich nicht damit, daß es in Tausenden von Briefen und Depeschen dem Helden der vaterländischen Tragödie seine Liebe und Verehrung versicherte, es machten sich auch Scharen zu Tausenden auf, um dem in seiner Ehre so tief gekränkten Gründer des Reichs persönlich, Aug' in Auge zu sagen, was er ihnen sei und ewig bleiben werde. Diese begeisterten Wallfahrten, welche in jener Zeit und Jahre hindurch weiter alle deutschen Stämme und Stände zu Bismarck, wo er auch weilen mochte, in Kissingen, in Friedrichsruh, Varzin oder an andern Orten führten, verwandelten die Bismarcktragödie in eins der schönsten und erhebendsten Schauspiele, die unser Volk jemals erlebt hat. Und die großen Worte, welche der Gefeierte bei diesen Gelegenheiten gesprochen, bilden in ihrer Gesamtheit einen unerschöpflichen Born tiefer Weisheit, aus dem die Nachwelt noch lange, lange Erquickung und Stärkung ihrer vaterländischen Gesinnung trinken wird.

Den schönen Reigen eröffneten in den nächsten Tagen nach der Veröffentlichung der Caprivischen Erlasse achthundert Württemberger, die am 10. Juli in Kissingen dem Fürsten Bismarck begeisterte Huldigung darbrachten. Zu ihnen sagte er im Anschluß an eine Darlegung der Entwicklung des Einigungswerks und seiner Friedenspolitik:

„Was ist nun der Grund des Wertes der Einheit? Die Möglichkeit der vollen Entwicklungsfähigkeit im Innern. Wir können das Leben eines großen Volkes leben. Ein Herr aus Weimar hat mir erst heute noch erzählt, daß er früher auf einer Reise von Berlin nach Köln viermal Gepäckrevision und viermal Geldwechsel gehabt habe. Der Hauptgrund ist aber die Sicherung des Friedens. Wenn wir einig bleiben, so wird das Ausland uns nicht mit der Leichtfertigkeit angreifen, wie das 1870 und früher hundertmal geschah. Bleiben wir einig, so bilden wir einen harten und schweren Klotz in

der Mitte von Europa, den keiner anfaßt, ohne sich die Finger zu quetschen. So ist der Friede gesichert. Das Gesamtergebnis unsres siebziger Kriegs und unsres ganzen Wegs durch die Wüste, den wir vorher geführt worden sind, wird uns keine Macht wieder entreißen." Und zum Schlusse sagte er:

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Besuch und den wohlthuenden Eindruck, den er auf mich haben muß zur Bewahrung einer heitern Ruhe. Die Freude meiner Gegner, daß sie mir die Laune verderben, ist irrtümlich. Mit der Ruhe des Naturforschers, der die Menschen und ihre Leidenschaften beobachtet und seit einem halben Jahrhundert beobachtet hat, registriere ich diese Erscheinungen ohne Zorn."

In ähnlichem Sinne wie oben sprach sich der Fürst über das deutsche Einigungswerk aus zu den Verehrern, die, fünftausend an der Zahl, am 24. Juli aus Baden, Hessen, Rheinpfalz und Thüringen nach Kissingen gekommen waren, um sich zu einer Huldigung zu vereinigen, wie sie, nach Bismarcks Worten, „von solcher Großartigkeit noch keinem Minister zu teil geworden ist".

„Gott hat es so eingerichtet, daß alle deutschen Völker den Hammer nach dem Amboß geschwungen haben, auf dem die deutsche Einheit geschmiedet wurde. Der französische Krieg mußte geführt werden. . . .

„Ich beabsichtigte, darzulegen, was notwendig für die Herstellung des Deutschen Reichs war, und wie die Einigung herbeigeführt wurde. Es giebt einen alten Spruch, der lautet: wenn man Eierkuchen backen will, muß man Eier zerschlagen. Das geht nicht immer ohne Verstimmung ab, es ist nicht möglich, alle Interessen und alle Wünsche zu schonen, es ist das bedauerlich, aber unvermeidlich. Ich bin infolgedessen in die Notwendigkeit versetzt worden, mir noch mehr, wie das jedem leitenden Minister geschieht, Feinde zu schaffen, im Auslande wie im Vaterlande. Die Interessen sind so verschieden, abgesehen von der politischen Meinungsverschiedenheit, die dem deutschen Volke mehr eigen ist als andern Nationen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, in meinem Vortrage so weitläufig gewesen zu sein, aber wovon das Herz voll ist, geht der Mund

über. Ich kann mich von der Politik, die ich vierzig Jahre getrieben, nicht lossagen, und ich werde mich auch nicht lossagen. Ich werde mir den Mund nicht verbieten lassen und ich werde den Mund nicht halten, wenn man es auch noch so sehr von mir verlangt. Die offiziösen Blätter behandeln mich als einen gefährlichen und verdächtigen Menschen, vor dem gewarnt werden müsse. Wenn sie das schon gethan haben, nachdem ich kurz zuvor erst aus dem Dienste geschieden war, so finde ich, daß damit dem Reiche ein schlechter Dienst erwiesen wird. Es ist unvermeidlich, daß das Amt, welches ich kurz vorher verlassen hatte, mitverdächtigt wird. Es schadet dem Buche, wenn man seinen Verfasser schlecht macht. Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es thun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebnis unsrer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich. Wenn sie den thätigsten Mitarbeiter an der Herstellung des Reichs und seiner innern Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und alle, die an demselben mitgearbeitet haben. Das ist eine bedauerliche Thatsache, die ich aber nicht ändern kann. — Ich möchte meine Wünsche für die Zukunft zusammenfassen, indem ich vorschlage, unsere Zusammenkunft zu schließen mit einem Hoch auf Kaiser und Reich."

„Der in Not uns und Gefahr
Thatenbringer, Führer war,
Bismarck bleibt sich immer gleich
Allezeit und immerdar
Für den Kaiser, für das Reich."

Diesen Sinnspruch trug ein bekränzter Schild, der über der Ausgangspforte des Fürstenzimmers auf dem Bahnhofe in Kissingen hing, als der Altreichskanzler am 30. Juli das freundliche, heilspendende Bad verließ, um einen neuen Triumphzug nach der Heimat anzutreten. Auch jetzt wurde er auf allen größern Stationen von Tausenden begrüßt und mit Blumen förmlich überschüttet. In Plauen in Thüringen sprach der evangelische Geistliche, auf die Menge weisend, die von nah und fern herzugeströmt war, und nun im stürmischen Jubel sich kaum genugthun konnte, zu dem Fürsten: „Das ist das Denkmal, das

Ew. Durchlaucht sich durch Thaten gesetzt haben, die einzig in der Geschichte sein werden, die uns das Deutsche Reich gebracht haben. Ew. Durchlaucht Wort hat es geschmiedet."

Den Gipfelpunkt erreichte Bismarcks Triumphzug in Jena, wo das fürstliche Paar samt dem neuvermählten gräflichen Paare, das sich nach der Hochzeitsreise den Eltern zugesellt, am Abend des genannten Tags, unter den Entladungen eines heftigen Gewitters, eintrafen. „Der Himmel schießt Salut zu unsern Siegen", an das Wort von 1866 wurde der Fürst mit den Donnerstimmen erinnert, die sich mit dem brausenden Jubel des Volks mischten, das zu Tausenden trotz Regens und Ungewitters die ankommenden Gäste auf dem Bahnhofe und auf dem Wege zum Gasthause begrüßte. Bismarck kehrte im „Bären" zu Jena ein, demselben Gasthause, das durch die Einkehr Luthers auf der Reise nach Worms geschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Er wurde am selben Abende noch durch eine Abordnung der Stadtbehörden und des akademischen Senats feierlich bewillkommnet.

„In demselben Hause," hieß es in der Ansprache Prof. Dr. Brockhaus,' „in welchem einst der Reformator der Kirche, Dr. Martin Luther, gewohnt, dürfen wir heute den Reformator des Vaterlands, Fürsten Otto von Bismarck, begrüßen."

In langer, hochbedeutsamer Rede sprach der Fürst seinen Dank aus. Auch er verwies auf Jenas klassischen Boden der Geschichte, indem er an die unglückliche Schlacht im Jahre 1807 anknüpfte, um daran den Faden unsres vaterländischen Lebens seit jener Zeit zu entwickeln und dann fortzufahren:

„Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staats, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung entsprechend leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Überhebung und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht.

„Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Moments ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schusse kam. Ich möchte von mir nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nehme, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu thun habe, um meinem Vaterlande, und ich muß auch sagen meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I., richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblicke dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Windungen in der Politik stattgefunden; aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht jeder. Meine Vorgänger im Amte, im Dienste des preußischen Staats, haben es nicht so gehabt. Ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen, wenn er nach Jena gekommen wäre, den Empfang gehabt hätte, wie er mir heute zu teil geworden ist. Ich will wünschen, daß ihn mein Nachfolger hat, daß sie ihm in derselben freudigen und spontanen Begeisterung dermaleinst entgegenjauchzen mögen, wie ich es heute, nachdem ich nichts mehr in der Politik zu thun habe, als Quittung erlebt habe. — —

„Es ist das ein gefährliches Experiment, heutzutage im Zentrum von Europa absolutistischen Velleitäten zuzustreben, mögen sie priesterlich unterstützt sein oder nicht. Die Gefahr ist immer die gleich große

und im ersten Falle eine noch größere, weil man sich täuscht über die einfache Situation der Sache, und glaubt Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimen Rat gehorcht. Wir haben ja die Ansicht gehört, daß ein Unteroffizier den Soldaten gegenüber an Gottes Stelle stehe, warum also nicht auch ein gebildeter Geheimrat? Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tage werden. — Ich habe als Reichskanzler nach meinem Gewissen gehandelt, bin auch fest entschlossen, als Privatmann nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, was auch immer die Folgen für mich sein könnten. Diese sind mir völlig gleichgiltig."

Nach dieser vielfach durch lauten Beifall und lebhafte Heiterkeit unterbrochenen Rede, deren Wirkung auf alle Anwesenden eine mächtige war, unterhielt sich der Fürst mit den einzelnen Mitgliedern der Deputation, wobei ihm auch der Senior der Universität, Geheimrat Stickel, vorgestellt wurde. Dieser redete den Fürsten mit wenigen, aber inhaltschweren Worten an, die das Verdienst desselben in scharfer Beleuchtung zeigen: „Ich habe Napoleon I. noch gesehn, Deutschland im Zustande tiefster Erniedrigung. Ich habe Goethe gekannt und damit Deutschland auf der Höhe der litterarischen Entwicklung. Nun sehe ich in Ew. Durchlaucht den, der unser Vaterland auf den Gipfel politischer Entwicklung gehoben hat!"

Wie am Sedanstage und am Johannisabende leuchteten auch an diesem Freudenabende Jenas die Feuer auf den umliegenden Bergen von Dornburg bis nach der Leuchtenburg hin. Von den Höhen herab bewegten sich in Schlangenlinien fackeltragende Züge, auf dem Forst glänzte das Kriegerdenkmal in Rotfeuer, die Lobedaburg, der Fuchsturm und die Leuchtenburg strahlten vom Wiederschein. Fürst Bismarck und seine Familie konnten erst gegen $^1/_2$10 Uhr zur Besichtigung der Feuer und der Illumination der Straßen aufbrechen. Überall bildeten die Studenten Spalier, hinter denen Unmassen von Menschen standen. Wo man des Fürsten und der andern hohen Gäste ansichtig wurde, wiederholten sich dieselben mächtigen Huldigungen wie zwei Stunden zuvor, und die Hochrufe pflanzten sich die Straßen entlang fort.

An die Beleuchtung schloß sich nach der Rückkehr der fürstlichen Familie ein großartiger Fackelzug. Nach demselben dankte der Fürst noch einmal von Herzen und sagte dann: „Wenn Sie erst einmal achtundsiebenzig Jahre alt sind, werden Sie nach einem so aufregenden Tage auch das Bedürfnis nach Ruhe haben."

„Gute Nacht, Durchlaucht!" klang es da in dumpfem Brausen aus der Menge, und nach wenigen Minuten herrschte ringsum tiefe Stille. Bismarck ruhte, bis ihn der Morgengruß der Getreuen von Jena wieder weckte.

Der folgende Tag, Sonntag, der 31. Juli, brachte den Bismarck-Kommers auf dem zu einer herrlich geschmückten Festhalle umgewandelten Marktplatze. Dieser überbot an Großartigkeit und feierlicher Erhebung alles bisher Dagewesene. Mehr als zwanzigtausend deutsche Männer und Frauen, jung und alt, die Studentenschaft in ihren bunten Farben, unter freiem Himmel versammelt, aus allen Fenstern schauend, von allen Dächern, und mitten unter ihnen der ruhmgekrönte Held, der Baumeister, der getreue Eckart des Reichs, der große Lehrer Deutschlands, in gewaltigen Worten unsterbliche Aussprüche der Weisheit redend, unverbrüchliche Treue zu Kaiser und Reich von neuem gelobend: „Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an!" Und neben dem Gewaltigen die milde, sorgliche Fürstin, die echt deutsche Frau, die ihrem greisen Gatten während der langen Rede zu öfteren Malen den Schweiß von der Stirne trocknet! Welch ein Bild!

„Frei und unerschütterlich stehen unsre Eichen", erklang es zum Schlusse, worauf sich der Fürst und die Seinen zur Abfahrt nach dem „Bären" erhoben. Die Abreise erfolgte am Nachmittage.

Eine sinnige Huldigung brachten die Frauen und Jungfrauen Jenas der Fürstin als Scheidegruß auf dem Bahnhofe durch Überreichung herrlicher Blumen. In der poetischen Ansprache hieß es:

„Gegrüßt auch du, die du manch bange Stunde
Geharret sein mit sehnlichem Verlangen
Und liebend ihn am trauten Herd empfangen!
Laß diese Blumen unsrer Liebe Kunde
Der Fraue bringen, die zum Sieg ihn schmückte
Und ihn für uns, für Deutschlands Glück beglückte!"

Der Fürst und seine Familie hatten den Salonwagen bestiegen, alles drängte heran, um noch einen Blick, noch ein Wort zu erhaschen. Zurufe: „Hoch Bismarck! Wiederkommen! Wir vergessen Dich nie! Auf Wiedersehen!", der Gesang von Liedern hallten durcheinander, der Fürst dankte und grüßte vom Fenster aus, bis der festlich geschmückte Sonderzug sich in Bewegung setzte. Sein letzter Gruß galt den Kindern: „Grüßen Sie mir die Kleinen, namentlich die Mädchen mit den grünen Kränzen: sie sollen mich nicht vergessen!"

Über der Eingangsthür zum „Bären" prangen jetzt neben jener Inschrift, die an Luthers Besuch erinnert, in goldnen Lettern die Worte: „Hier wohnte Fürst Bismarck am 30. und 31. Juli 1892."

Weiter ging die Fahrt, zunächst nach Schönhausen, wo der Fürst mehrere Tage weilte, um sich dann mit den Seinen über Berlin, Stettin und Naugard, Treptow, Kolberg nach dem pommerschen Heim Varzin zu begeben. Auf der vorletzten Station sagte der Fürst zu den ihn Begrüßenden: „Mir bleibt am Abend meines Lebens nur übrig zu sagen: Halten wir unzertrennlich zusammen, vom Fels zum Meer!"*)

Ein herrliches, goldenes Abendrot hatte den greisen Fürsten umleuchtet; doch es sollte noch nicht der letzte Schein desselben sein. In wunderbarer Pracht schien es ihm noch die folgenden Jahre hindurch, in denen er, getragen von der Liebe seines Volks, im Kreise der Seinen den schönsten Feierabend genoß, der je einem Erdenbürger zu teil geworden ist.

Freilich, dunkle, an die Nacht mahnende Schatten blieben auch ihm nicht erspart. Nicht lange nach seiner Ankunft in Varzin, am 12. Oktober, traf ihn die Trauerbotschaft, daß sein wackrer Freund und treuer langjähriger Mitarbeiter Lothar Bucher in Glion am Genfer See gestorben sei. Was der bedeutende Realpolitiker Bismarck gewesen, hat dieser selbst nach Buchers Tode bekundet, indem er von ihm sagte: „Er war mein Zensor, mein vertrautester Berater und treuester Mitarbeiter an allem, was Herzblut, gesunden Menschenverstand, klares,

*) Über die große Hochzeitsreise hat der wackere Bismarckfreund Graf Westarp ein Buch veröffentlicht: „Fürst Bismarck und das deutsche Volk", München 1893, auf das hinzuweisen wir nicht unterlassen wollen.

scharfes Denken erforderte. Für alles, was etwa Phrasen erheischte, war er nicht zu haben. Denn er verstand sich nicht bloß nicht auf Phrasen, er haßte sie geradezu.*)

Schon während der politischen Kämpfe im Jahre 1849 hatte Bismarck den pommerschen Landsmann im Vereinigten Landtage kennen und, obwohl derselbe unter den Radikalen sein entschiedener Gegner,



Lothar Bucher.

doch schätzen gelernt. Wegen Beteiligung an dem Steuerverweigerungs-beschlusse politisch verfolgt, begab sich Bucher nach England. Als er nach erfolgter Amnestie zurückgekehrt war und keinen würdigen Platz im Vaterlande finden konnte, berief ihn Bismarck 1864 ins Auswärtige Amt, wo er bis zum Jahre 1890 als vortragender Rat und treuer Berater Bismarcks thätig war.

*) Vergl. „Hans Blum, Fürst Bismarck" I. S. 176.

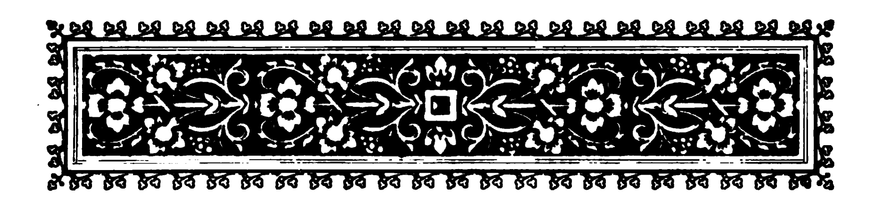
Eine unvergleichlich düstere Wolke trübte des greisen Fürsten Feierabend, als er zwei Jahre später wiederum in Varzin weilte. Seine treue Lebensgefährtin war durch einen heftigen Anfall von Influenza während des vorhergegangenen Winters in ihrer Gesundheit tief erschüttert worden. Seit der Zeit leidend, erkrankte die Fürstin im November 1894 in bedenklicher Weise. Die Besorgnis um das Leben der Teuren rief Kinder und Enkel an das Krankenlager derselben. Am Abend des 26. November schien sich der Zustand der Kranken ein wenig zu bessern; der Fürst, welcher in rührender Hingebung und Sorge unablässig bei seiner lieben Johanna geweilt hatte, suchte in später Nacht sein Lager zu kurzer Ruhe auf. — Als er in der Dämmerung des anbrechenden Tages mit leisen Schritten wieder dem Krankenbette nahte, da sah er Kinder und Enkelkinder an demselben knien und hörte sie laut schluchzen. Seine Johanna war entschlafen, ihr treues Herz hatte aufgehört zu schlagen. Vom Schmerze überwältigt, sank der Fürst am Bette nieder und umschlang unter Stöhnen und Schluchzen die entseelte Hülle der Verklärten.

Wenige Tage später wurde die Fürstin im Pavillon hinter dem Varziner Herrenhause beigesetzt. Der Fürst brach eine Rose aus einem der Kränze, die den Sarg schmückten, und nahm die Blume der Liebe als letztes Andenken an seine Johanna mit heim. An seiner tiefen Trauer nahm das ganze deutsche Volk und seine Fürsten den innigsten Anteil. Die so sehnlich erwünschte Versöhnung des kaiserlichen Herrn mit ihrem Gemahl war der Entschlafenen als ein letztes großes Glück noch zu erleben vergönnt gewesen.

Folgender, bisher noch nicht veröffentlichter Charakterzug des Fürsten, den Verfasser in Friedrichsruh aus sichrer Quelle erfuhr, kennzeichnet die innige Liebe und zarte Fürsorge, welche Bismarck seiner Johanna widmete, in rührender Weise: Als vor einigen Jahren der Westflügel des Fürstenhauses in Friedrichsruh angebaut werden sollte, war eines Tags der Fürst mit dem Baumeister und dem Oberförster Lange beschäftigt, die Grundrisse für das Gebäude abzustecken. Die Fürstin sah vom Fenster ihres Zimmers der Arbeit zu und fragte: „Otto, was macht ihr denn da?“ Der Fürst erklärte seiner Gemahlin,

was geschehen sollte. „O," sagte dieselbe bedauernd, „dann geht mir das letzte bißchen Abendsonne für mein Zimmer auch noch verloren!"

Der Fürst zuckte zusammen, sah den Baumeister an und fragte: „Sind Sie verheiratet?" „Jawohl, Durchlaucht." — „Nun, dann wissen Sie Bescheid." Sofort wurde die Arbeit eingestellt. Der Oberförster Lange, ein praktischer Mann, fand später einen Ausweg, daß der Bau, ohne daß er das Abendsonnenlicht im Zimmer der Fürstin beeinträchtigte, doch ausgeführt werden konnte, indem man die eine Kante des Giebels abrundete, wie sie der Besucher jetzt sieht.



XXXIX.

Fürst Bismarck.

„Nun hab ich dich gesehen,
Du teurer Helde mein,
Nun tauchte in dein Auge
Mein Auge tief hinein.

Nun sog von deinen Lippen
Ich höchster Weisheit Born;
Du hast dein Weh begraben,
Dich führt nicht Haß noch Zorn. —

Es sprangen rings die Pforten,
Wie Lenz in Lüften kreist:
Zu laut aus deinen Worten
Sprach wieder deutscher Geist."

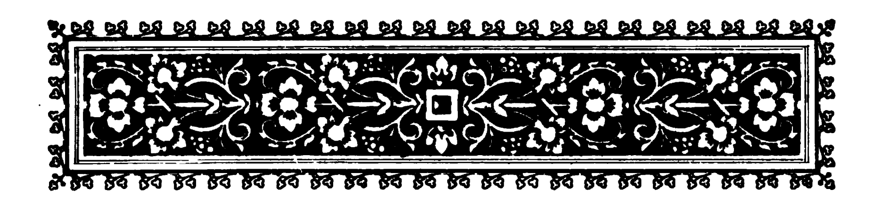
Adolf Graf von Westarp.

Im Sommer des Jahres 1893 weilte der Fürst Bismarck wieder in Kissingen, um die dortige Heilquelle zu gebrauchen. Wie er auf seiner vorjährigen Reise überall freudig begrüßt worden war, so auch jetzt, und wieder wallfahrteten Tausende nach der alten Saalestadt der Franken, um dem großen Deutschen ihre Huldigung darzubringen, ihn zu sehen und sein Wort zu hören.

Am 11. August wurde der Zug eröffnet durch eine Abordnung des bayrischen Volksschullehrervereins. In seiner Erwiderung auf die Begrüßungsrede hob der Fürst die nationale Bedeutung der Volksschule hervor, indem er sagte: „Die Zukunft liegt zu einem großen Teile in den Händen der deutschen Lehrerschaft. Die deutsche Schule hat an

was geschehen sollte. „O," sagte dieselbe bedauernd, „dann geht mir das letzte bißchen Abendsonne für mein Zimmer auch noch verloren!"

Der Fürst zuckte zusammen, sah den Baumeister an und fragte: „Sind Sie verheiratet?" „Jawohl, Durchlaucht." — „Nun, dann wissen Sie Bescheid." Sofort wurde die Arbeit eingestellt. Der Oberförster Lange, ein praktischer Mann, fand später einen Ausweg, daß der Bau, ohne daß er das Abendsonnenlicht im Zimmer der Fürstin beeinträchtigte, doch ausgeführt werden konnte, indem man die eine Kante des Giebels abrundete, wie sie der Besucher jetzt sieht.



XXXIX.

Fürst Bismarck.

„Nun hab ich dich gesehen,
Du teurer Helde mein,
Nun tauchte in dein Auge
Mein Auge tief hinein.

Nun sog von deinen Lippen
Ich höchster Weisheit Born;
Du hast dein Weh begraben,
Dich führt nicht Haß noch Zorn. —

Es sprangen rings die Pforten,
Wie Lenz in Lüften kreist:
Zu laut aus deinen Worten
Sprach wieder deutscher Geist.“

Adolf Graf von Westarp.

Im Sommer des Jahres 1893 weilte der Fürst Bismarck wieder in Kissingen, um die dortige Heilquelle zu gebrauchen. Wie er auf seiner vorjährigen Reise überall freudig begrüßt worden war, so auch jetzt, und wieder wallfahrteten Tausende nach der alten Saalestadt der Franken, um dem großen Deutschen ihre Huldigung darzubringen, ihn zu sehen und sein Wort zu hören.

Am 11. August wurde der Zug eröffnet durch eine Abordnung des bayrischen Volksschullehrervereins. In seiner Erwiderung auf die Begrüßungsrede hob der Fürst die nationale Bedeutung der Volksschule hervor, indem er sagte: „Die Zukunft liegt zu einem großen Teile in den Händen der deutschen Lehrerschaft. Die deutsche Schule hat an

unsern nationalen Institutionen einen sehr erheblichen Anteil. Die deutsche Schule kann uns das Ausland, um das uns dieselbe beneidet, ebenso wenig nachmachen wie das deutsche Offizierkorps, wenigstens so rasch nicht. Der mächtige Einfluß, den jeder Lehrer auf unser nationales Leben hat, beruht darauf, daß ihm die Seele des Kindes wie ein unbeschriebenes Blatt übergeben wird, und was er zuerst darauf schreibt, das bleibt fast mit unzerstörbarer Schrift das ganze Leben des Kindes darauf haften. Wer die Schule hat in Deutschland, der hat die Zukunft."

Die Bismarckhuldigung des bayrischen Volksschullehrers ist um so bemerkenswerter, als die preußischen Standesgenossen derselben in ihrer Gesamtheit bisher zu einer solchen Kundgebung sich nicht hat entschließen können. Ein großer Teil der Volksschullehrer Preußens grollt dem Staatsmanne wegen des unter seiner Mitwirkung 1887 erlassenen sogenannten Schulleistunggesetzes, wodurch allerdings die preußische Volksschule in ihrer gedeihlichen Entwicklung auf Jahre hinaus gehemmt worden ist. Freilich fehlt es unter Preußens Volkslehrern an begeisterten Bismarckfreunden nicht, die in dem Staatsmanne vor allem den großen Schöpfer und Erhalter des Deutschen Reichs erblicken.

Am 23. August empfing der Fürst die Thüringer und am 27. die Frankfurter; zu letztern sagte er unter jubelndem Beifall: „Ich bin zuletzt nach Frankfurt gekommen 1871, um dort den Frieden mit Frankreich abzuschließen, und da erlaubte ich mir, dem regierenden Bürgermeister zu sagen, daß ich wünschte, den Frieden nicht nur in Frankfurt, sondern auch mit Frankfurt nach Hause zu bringen."

Schon während der Rede an die Frankfurter hatte sich der „Besuch alter Gäste", seine neuralgischen Schmerzen, sehr ungestüm bei dem Fürsten gemeldet. Wenige Tage darauf, am 31. August, erkrankte er an schwerer Lungenentzündung und Gürtelrose, so daß sein Leben im höchsten Grade bedroht war. Erst als die Gefahr beseitigt war, hielt des Fürsten weiser Arzt und sorglicher Pfleger für thunlich, der Welt Kunde von dem Geschehenen zu geben.

Durch das deutsche Volk lief eine gewaltige Bewegung, schmerz- und freudvoll zugleich. Aller Blicke richteten sich jetzt mehr als je auf



Verlag von Paul Kittel, Berlin. Photographiedruck W. Sommer, Berlin-Schöneberg.

Nr. 302.

Albert, König von Sachsen.

Nach einer Original-Photographie von Otto Mayer, Dresden.

den jungen Kaiser. Wenn Deutschlands großer Kanzler gestorben wäre, ohne daß sich sein kaiserlicher Herr mit ihm ausgesöhnt! Der Gedanke durchzuckte mit schneidendem Schmerze die Herzen. Was wird nun geschehen? so fragte man mit stockendem Atem.

Da tönte es plötzlich wie ein einziger Jubelschrei durch die deutschen Gauen vom Fels zum Meer. Der elektrische Draht verkündete die Botschaft, der deutsche Kaiser habe von Günz in Ungarn, wo er an der Seite des Kaisers Franz Joseph und des Königs von Sachsen den Manövern beiwohnte, am 19. September sogleich, als er die Erkrankung seines alten Kanzlers erfahren, an denselben ein huld- und teilnahmvolles Telegramm nach Kissingen gesandt. Dasselbe von einer ursprünglichen Regung des edlen kaiserlichen Herzens diktiert, lautete: „Ich habe zu Meinem Bedauern erst jetzt erfahren, daß Ew. Durchlaucht eine nicht unerhebliche Krankheit durchgemacht haben. Da Mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche Ich Meine wärmste Freude hierüber aus. In dem Wunsche, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte ich Ew. Durchlaucht bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeiten in einem Meiner in Mitteldeutschland gelegenen Schlösser Ihr Quartier aufzuschlagen."

Bismarck antwortete umgehend durch folgendes Telegramm: „Eurer Majestät danke ich in tiefster Ehrfurcht für Allerhöchstdero huldreichen Ausdruck der Teilnahme an meiner Erkrankung und neuerlich eingetretene Besserung und nicht minder für die Absicht gnädiger Fürsorge für die Förderung meiner Genesung durch Gewährung eines klimatisch günstigen Wohnsitzes. Meine Ehrfurchtsvolle Dankbarkeit für diese huldreiche Intension wird durch die Überzeugung nicht abgeschwächt, daß ich meine Herstellung, wenn sie mir nach Gottes Willen überhaupt in Aussicht steht, am wahrscheinlichsten in der altgewohnten Häuslichkeit und deren Zubehör und Einrichtung zu finden glaube."

Der junge Kaiser Wilhelm ließ diesem ersten huldreichen Schritte der Versöhnung, welcher die Herzen seines Volks mit so hoher Freude erfüllte, bald weitere folgen. Schon im April 1890 hatte er dem

Leibarzt des Fürsten nicht nur den zur Pflege desselben nötigen Urlaub gewährt, sondern ihn auch angewiesen, von Zeit zu Zeit über den Gesundheitszustand seines Pflegebefohlenen dem Kaiser Bericht zu erstatten. Dann, nachdem der alte Kanzler wieder nach Friedrichsruh übergesiedelt war und dort auch einen Anfall von Influenza glücklich überwunden hatte, entsandte der Kaiser am 22. Januar 1894 seinen Flügeladjutanten Grafen v. Moltke mit einer Flasche auserlesenen Weins, „Steinberger Kabinett", nebst einem gnädigen Handschreiben nach dem Sachsenwalde. Das kaiserliche Schreiben enthielt neben einem Glückwunsche zu der neuen Genesung eine Einladung an den Fürsten Bismarck, am 27. Januar nach Berlin zu kommen und an der Feier des Kaiserlichen Geburtstags und Militärjubiläums teilzunehmen.

Der Fürst sagte zu und folgte der Einladung am 26. Januar, begleitet von seinem Sohne, dem Grafen Herbert, Professor Schwenninger und Dr. Chrysander. Unter unbeschreiblichem Jubel des Volks und glänzenden kaiserlichen Ehren zog der Altreichskanzler in Berlin ein. Im ganzen deutschen Lande weckte der Berliner Freudenruf lautes Echo. Mit begeistertem Herzen feierten die Dichter das erhebende Ereignis der völligen Aussöhnung zwischen Kaiser und Kanzler. Ernst Scherenberg sang:

„Heißen Dank Euch, Fürst und Kaiser,
Die Ihr uns den Tag geschenkt,
Der in einem Meer von Jubel
Jede Bitternis ertränkt!

Nur die größten Werdetage
Unsres Volks sind diesem gleich:
Das in Schmerzen einst errungen,
Neugeboren strahlt das Reich.

Was noch dräut uns, steht Ihr beide
Wieder Hand in Hand gesellt?"
Stärke, die sich selbst bezwungen,
Trotzt dem Ansturm einer Welt."

Bald darauf, am 19. Februar, fuhr der Kaiser nach Friedrichsruh, um den Besuch seines alten Kanzlers zu erwidern. Und dem Beispiele des kaiserlichen Herrn folgte das Volk, indem es die Pilgerfahrt zu seinem Heiligtume im Sachsenwalde von neuem begann. Zur Vorfeier des neunundsiebzigsten Geburtstags des Fürsten erschien am 30. März



Prinz Heinrich geleitet den Fürsten Bismarck zum Schlosse.

Originalzeichnung von Carl Röchling.

in Friedrichsruh eine Schar von Damen aus Baden, Hessen und der Pfalz, die Gattinnen und Töchter namhafter Vorkämpfer des deutschen Einigungswerks, um dem großen Kanzler eine reiche Spende deutscher Edelweine und eine mit achthundert Unterschriften bedeckte Glückwunschadresse süddeutscher Frauen zu überreichen.

Der Fürst war über diese Frauenhuldigung freudig überrascht und sagte zu den Überbringerinnen: „Eine Auszeichnung, wie ich sie erfahre, ist meines Wissens noch niemals einem deutschen Minister widerfahren. — Der Orden, welchen Sie mir bringen, meine Damen, ist ein Orden mit Eichenlaub und Brillanten, möchte ich sagen, zugleich aber eine Bürgschaft für unsre politische Zukunft. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben. Ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsre politische Zukunft, als in irgend einer Bastion unsrer Festungen. — Mir fehlen die Worte, um meinen Dank voll auszudrücken. Ich kann nur sagen: Es ist so etwas noch gar nicht dagewesen.“

Zu den Bismarckpilgern aus den deutschen Gauen und Ländern gesellten sich nun auch die Bürger des engern Vaterlands des Fürsten, die Preußen, die sich bisher spröde zurückgehalten hatten. Den großartigsten Verlauf hatte der Besuch der zweitausendzweihundert deutscher Männer der Provinz Posen, die im Herbste 1894 bei dem Altreichskanzler in Varzin erschienen, um sich dort neuen Mut und neue Kraft für ihren Kampf zu holen, den sie mit dem durch die übelangebrachte Versöhnungspolitik Caprivis übermütig gewordenen Polentume zu führen hatten. Die große Rede, welche der Fürst am 16. September an die Vorkämpfer des Deutschtums in der Ostmark richtete, machte gewaltigen Eindruck und war von weittragenden segensreichen Folgen.

Die Reden an die deutsche Nation, welche Otto von Bismarck in der Zeit nach seiner Verabschiedung gehalten, sind ein Vermächtnis an das Vaterland, dessen segenspendende Kraft nachwirken wird auf die fernsten Geschlechter. Die Tausende und Abertausende aber, welche den Weisen, den großen Lehrer Deutschlands in diesen Tagen von Angesicht zu Angesicht zu schauen das Glück hatten, werden den Eindruck nie ver-

gessen fürs ganze Leben, begeistert wird ihr Lob Bismarcks, des größten Deutschen, der Krone der Menschheit von ihrem Munde sich forterben auf Kind und Kindeskind. Auch dem Verfasser ist dieses Glück widerfahren.

Es war am 23. Februar 1895, als ich mich auf die Reise nach Friedrichsruh begab, um dem Fürsten Bismarck das letzte, unverkaufte dreißigtausendste Exemplar der ersten Ausgabe meines Bismarckwerks zu überreichen und den Helden desselben zu bitten, die Widmung der im Erscheinen begriffenen neuen Jubiläumsausgabe anzunehmen. In Friedrichsruh angekommen, suchte ich für den folgenden Tag eine Audienz beim Fürsten nach. Die Aussicht auf Gewährung einer solchen war nicht groß, da man mir sagte, der Fürst habe seit Monaten keinen Besuch empfangen. Als ich mich Sonntag den 24. Februar vormittags nach dem Fürstenhause begab, um mich nach dem Schicksale meines Gesuchs zu erkundigen, traf ich im Pförtnerhause vier Herren aus Leipzig, die sich mir als eine Abordnung des dortigen Vaterländischen Vereins bekanntgaben und mit mir in gleicher Verdammnis waren, indem sie ebenfalls denselben Bescheid vom Schlosse her erwarteten. Es waren die Herren Oberlehrer Dr. Otto Geyer und Dr. Hans Voigt, Rechtsanwalt Kretschmer und Steinsetzermeister Schmölling, welche im Auftrage ihres Vereins die Erlaubnis zu einer Huldigungsfahrt von Leipziger Bismarckverehrern beim Fürsten nachzusuchen gekommen waren. Wir wurden nach unserm nahen Absteigequartier, dem „Landhause“ verwiesen, wo uns der ersehnte Bescheid zugehen werde. In nicht gerade hoffnungsvoller Stimmung kehrten wir nach dem Landhause zurück. Das trübe Wetter, das Schneegestöber paßten zu unsrer Gemütsverfassung. Da öffnete sich dem Landhause gegenüber ein Pförtchen in der Parkmauer, ein Livréediener trat zu uns in das Landhaus und sagte zu uns: „Der Fürst läßt die Herren für zwölf Uhr zum Frühstück bitten.“ Die Wirkung dieser Einladung auf uns läßt sich schwer beschreiben. Uns war zu Mute, wie wenn im Fidelio der erlösende Trompetenstoß ertönt! Nun ging's wieder zum Pförtnerhause, diesmal erhobenen Hauptes.

*) Man vergleiche zur folgenden Schilderung: Dr. phil. Otto Geyer, Eine Bismarckfahrt. Festschrift 2c. Leipzig, F. Cavael.

Das Zauberwort: „Wir sind zum Frühstück bei Durchlaucht befohlen“, öffnete nun auch das innere Thor. Wir schritten aus dem schmalen Vorhofe durch den Vorgarten nach dem Herrenhause.

In dem Garderobezimmer empfing uns Dr. Chrysander in zuvorkommendster Weise. Als er sich zum Fürsten begeben hatte, um ihm kurzen Bericht zu erstatten, trat Graf Rantzau ein, der uns in liebenswürdiger Weise begrüßte und, auf unser Festgewand deutend, meinte, das sei gar nicht Sitte in Friedrichsruh, da müsse er sich ja verstecken in seinem Jagdanzuge. Dann sagte er: „Nun will ich die Herren zu meinem Schwiegervater führen.“

Jetzt kam der bedeutungsvolle Augenblick. Wir traten in das anstoßende Zimmer, wo der Fürst uns im Kreise seiner Familie erwartete. Hoch aufgerichtet trat er uns entgegen, die Hünengestalt, ungebeugt von der Bürde der Jahre, das prachtvolle Auge, dessen Blick niemand je vergessen wird, der einmal hat hineinschauen dürfen, fest und wohlwollend auf uns gerichtet. So stand er vor uns — vor mir, und nun mußte, nachdem ein Leipziger gesprochen hatte, auch ich reden. Aber zum zweitenmale erfuhr ich es an diesem Tage: Mit Mutigen ist das Glück. Die Worte fügten sich auf meinen Lippen zu brauchbaren Sätzen. Der Fürst erwiderte sofort. Es ist bekannt, daß er anfangs immer etwas stockend redet, aber er prägt jedes Wort, bevor er es ausspricht, als vollwichtige Münze von hohem Feingehalt aus. Er dankte für unsern Besuch, und wir hatten das angenehme Gefühl, daß wir ihm und den Seinen willkommen waren. Den unzweifelhaften Vorteil hatte ja die Jahreszeit, daß Besuche etwas Seltenes waren.

Während des Empfanges blieb der Fürst stehen, und wir hatten Gelegenheit, seine äußere Erscheinung zu betrachten. Die Gesichtsfarbe war fast blühend, die Wangen sind voller, als man nach dem jüngsten Bilde annehmen sollte. Er trug schlichte bürgerliche Kleidung: einfache, weiße Kravatte und schwarzen Gehrock; ein Flor um den Arm erinnert an den schmerzlichen Verlust, den ihm das vorige Jahr zugefügt hat. Trotz der alten Gesichtsschmerzen, an denen er zuweilen litt, zeigte er sich während der ganzen Unterhaltung mit uns von einer erstaunlichen Frische des Geistes und sehr aufgeräumt. Sein Gedächtnis

gessen fürs ganze Leben, begeistert wird ihr Lob Bismarcks, des größten Deutschen, der Krone der Menschheit von ihrem Munde sich forterben auf Kind und Kindeskind. Auch dem Verfasser ist dieses Glück widerfahren.

Es war am 23. Februar 1895, als ich mich auf die Reise nach Friedrichsruh begab, um dem Fürsten Bismarck das letzte, unverkaufte dreißigtausendste Exemplar der ersten Ausgabe meines Bismarckwerks zu überreichen und den Helden desselben zu bitten, die Widmung der im Erscheinen begriffenen neuen Jubiläumsausgabe anzunehmen. In Friedrichsruh angekommen, suchte ich für den folgenden Tag eine Audienz beim Fürsten nach. Die Aussicht auf Gewährung einer solchen war nicht groß, da man mir sagte, der Fürst habe seit Monaten keinen Besuch empfangen. Als ich mich Sonntag den 24. Februar vormittags nach dem Fürstenhause begab, um mich nach dem Schicksale meines Gesuchs zu erkundigen, traf ich im Pförtnerhause vier Herren aus Leipzig, die sich mir als eine Abordnung des dortigen Vaterländischen Vereins bekanntgaben und mit mir in gleicher Verdammnis waren, indem sie ebenfalls denselben Bescheid vom Schlosse her erwarteten. Es waren die Herren Oberlehrer Dr. Otto Geyer und Dr. Hans Voigt, Rechtsanwalt Kretschmer und Steinsetzermeister Schmölling, welche im Auftrage ihres Vereins die Erlaubnis zu einer Huldigungsfahrt von Leipziger Bismarckverehrern beim Fürsten nachzusuchen gekommen waren. Wir wurden nach unserm nahen Absteigequartier, dem „Landhause“ verwiesen, wo uns der ersehnte Bescheid zugehen werde. In nicht gerade hoffnungsvoller Stimmung kehrten wir nach dem Landhause zurück. Das trübe Wetter, das Schneegestöber paßten zu unsrer Gemütsverfassung. Da öffnete sich dem Landhause gegenüber ein Pförtchen in der Parkmauer, ein Livréediener trat zu uns in das Landhaus und sagte zu uns: „Der Fürst läßt die Herren für zwölf Uhr zum Frühstück bitten.“ Die Wirkung dieser Einladung auf uns läßt sich schwer beschreiben. Uns war zu Mute, wie wenn im Fidelio der erlösende Trompetenstoß ertönt! Nun ging's wieder zum Pförtnerhause, diesmal erhobenen Hauptes.

---

*) Man vergleiche zur folgenden Schilderung: Dr. phil. Otto Geyer, Eine Bismarckfahrt. Festschrift rc. Leipzig, F. Cavael.

Das Zauberwort: „Wir sind zum Frühstück bei Durchlaucht befohlen", öffnete nun auch das innere Thor. Wir schritten aus dem schmalen Vorhofe durch den Vorgarten nach dem Herrenhause.

In dem Garderobezimmer empfing uns Dr. Chrysander in zuvorkommendster Weise. Als er sich zum Fürsten begeben hatte, um ihm kurzen Bericht zu erstatten, trat Graf Rantzau ein, der uns in liebenswürdiger Weise begrüßte und, auf unser Festgewand deutend, meinte, das sei gar nicht Sitte in Friedrichsruh, da müsse er sich ja verstecken in seinem Jagdanzuge. Dann sagte er: „Nun will ich die Herren zu meinem Schwiegervater führen."

Jetzt kam der bedeutungsvolle Augenblick. Wir traten in das anstoßende Zimmer, wo der Fürst uns im Kreise seiner Familie erwartete. Hoch aufgerichtet trat er uns entgegen, die Hünengestalt, ungebeugt von der Bürde der Jahre, das prachtvolle Auge, dessen Blick niemand je vergessen wird, der einmal hat hineinschauen dürfen, fest und wohlwollend auf uns gerichtet. So stand er vor uns — vor mir, und nun mußte, nachdem ein Leipziger gesprochen hatte, auch ich reden. Aber zum zweitenmale erfuhr ich es an diesem Tage: Mit Mutigen ist das Glück. Die Worte fügten sich auf meinen Lippen zu brauchbaren Sätzen. Der Fürst erwiderte sofort. Es ist bekannt, daß er anfangs immer etwas stockend redet, aber er prägt jedes Wort, bevor er es ausspricht, als vollwichtige Münze von hohem Feingehalt aus. Er dankte für unsern Besuch, und wir hatten das angenehme Gefühl, daß wir ihm und den Seinen willkommen waren. Den unzweifelhaften Vorteil hatte ja die Jahreszeit, daß Besuche etwas Seltenes waren.

Während des Empfanges blieb der Fürst stehen, und wir hatten Gelegenheit, seine äußere Erscheinung zu betrachten. Die Gesichtsfarbe war fast blühend, die Wangen sind voller, als man nach dem jüngsten Bilde annehmen sollte. Er trug schlichte bürgerliche Kleidung: einfache, weiße Kravatte und schwarzen Gehrock; ein Flor um den Arm erinnert an den schmerzlichen Verlust, den ihm das vorige Jahr zugefügt hat. Trotz der alten Gesichtsschmerzen, an denen er zuweilen litt, zeigte er sich während der ganzen Unterhaltung mit uns von einer erstaunlichen Frische des Geistes und sehr aufgeräumt. Sein Gedächtnis

erwies sich so treu und dienstbar, sein Urteil so scharf und besonnen, sein Gemüt so tief und warm, daß man einen rüstigen Sechziger vor sich zu haben glaubte.

Nun lud der Fürst zur Tafel ein. Oberlehrer Dr. Voigt hatte die Ehre, die Frau Gräfin Rantzau zu führen. Ich hatte die hohe Dame als Gegenüber, ihren Gatten zur Linken; der Fürst saß mir schräg gegenüber auf dem Ehrensitz an der Tafel, ihm zur Linken Dr. Geyer. Am untern Ende saßen Dr. Chrysander, die beiden jungen Grafen Rantzau, zwei prächtige, lebensfrische Knaben, zwischen ihnen ihr Lehrer, Herr Lindow. So verlebten wir zwei unvergeßliche Stunden mit Bismarck. Was der Fürst während dieser Zeit sprach, gehört zu dem Schönsten und Interessantesten, was er jemals gesagt hat. Er war besonders guter Stimmung; auf seinem Antlitze, in seinen Augen lag ein milder, freundlicher Glanz; von dem ernsten Ausdruck des ehemaligen eisernen Kanzlers war keine Spur zu merken.

Als von unsrer Seite die Äußerung fiel, der Fürst sei ein glücklicher Mann, erwiderte er: „Ein glücklicher Mensch bin ich in meinem Leben nur selten gewesen. Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glückes zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als vierundzwanzig Stunden im ganzen heraus." Wir ließen natürlich diese Äußerung nicht unwidersprochen. Es war höchst charakteristisch, zu vernehmen, was er als Augenblicke ungetrübten Glückes bezeichnete: zum erstenmale habe er sich glücklich gefühlt, da er als Knabe den ersten Hasen geschossen habe, das seien aber nur wenige Sekunden gewesen: — dann, als er seine Liebeserklärung gemacht habe. Die innige Liebe, die ihn mit seiner heimgegangenen Gattin verbunden, kam hierbei zu ergreifendem Ausdrucke. Als wir anführten, daß auch sein eheliches Leben vorbildlich für das Volk gewesen sei, sagte er: „Dazu gehört aber die rechte Frau."

Von besonderem Interesse waren natürlich die Äußerungen über seine politische Thätigkeit. Er betonte mit großem Nachdrucke die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf dem Staatsmanne laste. Er verglich ihn mit dem Börsenspieler, der auch niemals in Ruhe sich seines Erfolges freuen könne. Wenn ihm eine Unternehmung geglückt sei,

käme sofort die Sorge, wie der Erfolg festzuhalten und auszunutzen sei. Nur wirtschafte der Staatsmann immer mit fremdem Vermögen. Und das falle um so schwerer ins Gewicht, je mehr man Ehrgefühl im Leibe habe. Viel glücklicher, als der Staatsmann, sei beispielsweise der Landmann, der Forstmann, jener, wenn er seine Felder und Rieselwiesen, dieser, wenn er seine Forstkulturen und den Wildstand gedeihen sehe. —

Ich bemerkte, derselbe Gedanke von der Spärlichkeit menschlichen Glücks, den der Fürst geäußert, finde sich in dem Seidlschen Gedicht „Das Glöcklein des Glücks" ausgesprochen. Ein junger König läßt auf seinem Hause ein Glöcklein anbringen, das jedesmal geläutet werden soll, wenn der König sich recht von Herzen glücklich fühlt. Das Glöcklein wird zum erstenmal geläutet in der Sterbestunde des Königs, denn

„Nach Eimern zählt das Unglück
Nach Tropfen zählt das Glück."

Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs strömt sein treues Volk in Scharen herbei, in Klagen und Thränen seine Liebe zu bekunden. Darüber ist der König so glücklich, daß er das Glöcklein zu läuten befiehlt. — Dieses große Glück, von einem ganzen Volke geliebt, verehrt und teilnehmend, huldigend begrüßt zu werden, fuhr ich fort, genießen Durchlaucht nun doch seit Jahren. — „Ja," sagte der Fürst in sichtlicher Rührung, „in dem Sinne bin ich ein Glücklicher. Was sind Sie denn übrigens außer Ihrem Schriftstellerberufe?" fragte mich der Fürst darauf. „Durchlaucht, ich bin Volksschullehrer", antwortete ich. „Nun," sagte er, „Volkslehrer zu sein ist eben auch wohl kein Glück?" — „O doch, Durchlaucht, ich fühle mich wirklich glücklich in meinem Lehrerberufe, ich unterrichte Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, die mir große Freude bereiten." — „Ah," rief der Fürst, „Mädchen! — Ja, vom vierzehnten Jahre bis zur Verheiratung, da sind sie nett — später kommt auch bei ihnen das Oppositionsgelüste." —

Noch einmal kam das Gespräch auf das Glück; da sagte der Fürst: „Zur Glücksempfindung gehört Naturanlage, das rechte Temperament.

Das hatte mein alter seliger Herr." Und nun folgten die schönen Worte, womit er den großen Kaiser charakterisierte, wie sie an gegebener Stelle (im ersten Bande) wiedergegeben worden sind. „Übrigens," fuhr er dann nach einigem Sinnen fort, „auch er hat das Unglück gekostet. Was hat der hohe Herr nicht in den bösen Konfliktsjahren gelitten!" — „Ew. Durchlaucht aber nicht minder," wurde eingeworfen. — „Ich?" versetzte der Fürst fast erstaunt, „ich war dazu da!"

Interessant war, was der Fürst über seine politische Entwicklung sagte. Auch von seinen Anfängen gelte: „Rechberger war ein Junker keck." Wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter gesprungen, das sei auf ihn nicht anwendbar. In Frankfurt erst habe er kennen gelernt, wie eine amtliche Depesche aussehe, hier auch zuerst Blicke hinter die Koulissen gethan; als er jedoch von da geschieden, sei er politisch fertig gewesen. Wenn er heute auf sein Lebenswerk zurückblicke, könne er sich großer Sorge nicht erwehren. Auch früher — im Mittelalter — sei ja Deutschland groß gewesen. Aber wie lange habe dann — wohl sechs Jahrhunderte — der nationale Gedanke geschlummert. „Nicht so ganz, Durchlaucht", wurde hier eingeworfen. „Friedrich der Große war in gewissem Sinne ein Nationalheld." — „Ja," sagte der Fürst, „der hatte Rückgrat, Geist, Nachdruck, obschon er sittlich nicht einwandfrei war. Wie rasch aber folgte dann wieder der Niedergang. Der Rausch der Befreiungskriege war bald vorüber; an seine Stelle trat die traurige Reaktion. „Durchlaucht sollten zuversichtlicher sein, die Jugend ist für Deutschlands Größe, für Ew. Durchlaucht begeistert und namentlich — auch die Frauen." — „Ja, das ist mein Trost," meinte der Fürst; was bis zum Frauenherzen vorgedrungen ist, das haftet. Die Frauen sind konservativ. Sie wirken auf das heranwachsende Geschlecht und ziehen es in ihrem Geiste groß. Sie sind mir die guten Bürgen für den Bestand meines Lebenswerkes. — Übrigens, meine Herren, ich habe vier Sachsen am Tische und höre keine Spur von Dialekt, das giebt doch auch zu denken. Mein Bruder, der nur ein Semester in Leipzig studiert hatte, sprach das schönste Sächsisch noch ein halbes Jahr

weiter. Wie sagt doch Goethe: „Mein Leipzig lob' ich mir; es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ Nur wie das „seine“ zu beziehen ist, war mir nie ganz klar. — Ich freue mich, daß sich Ihre Stadt im Wahlkampfe immer so wacker gehalten hat — schenken Sie doch Sekt ein, ich muß mit den Herren doch auf Ihre gute Stadt Leipzig anstoßen. — Nun sprach der Fürst über die Sozialdemokratie. „Daß die Leute ihre Lage verbessern wollen, ist ganz natürlich. Indessen weiß ich unter den Millionären, die ich kenne, auch keinen glücklichen Menschen. Der Staat hat die Pflicht, zu helfen, wo er kann. Allein paktieren kann man mit den Führern nicht. Die streben nach der Macht. Wenn man sich mit ihnen auf Unterhandlungen einläßt, so kommt mir das vor, als ob man den anmarschierenden französischen Regimentern einen Notar entgegenschicken wolle, der sie von der Unrechtmäßigkeit ihres Vorgehens überzeugen soll. Nein, so kommt man hier nicht zum Ziele. Ich habe seiner Zeit den Fürsten gesagt, wenn sie mit den Sozialdemokraten aneinander gerieten, so sei das eine akute Krankheit; versagten sie aber dem Mittelstande ihre Fürsorge, so beschwörten sie eine chronische Krankheit herauf, die sich schwer heilen lasse.“

Bei Erörterung der patriotischen Gesinnung der Leipziger fühlte ich mich berufen, Zeugnis abzulegen von der Reichstreue und der Bismarckbegeisterung der Sachsen überhaupt und erzählte dabei, was ich mit einem Bürger. Schandaus, dem Holzhändler Noack, erlebt. Derselbe schilderte wie 1872 bald nach der Durchreise des Fürsten nach Wien mit Begeisterung, welchen Eindruck derselbe auf ihn gemacht und brach dann zuletzt in die enthusiastischen im Dialekt gesprochenen Worte aus: „Na, här'n Se, der Färst Bismarck is Se doch ä zu lieber Herre, glei fräßen könnt'n mer!“ Alles lachte, und der Fürst aus Herzensgrunde mit. „Der Mann hat ja kannibalische Gelüste!“ sagte er.

Dr. Chrysander hatte uns schon durch Blicke zu verstehen gegeben, daß es Zeit sei, abzubrechen. Der Fürst, der es merkte, sagte aber: „Ihr Zug geht noch lange nicht, ich lasse anspannen und Sie zur Bahn fahren!“ — Später brachte Dr. Chrysander, der besorgte Hüter der Gesundheit Bismarcks in Abwesenheit Dr. Schwenningers, ein Pack

Zeitungen und legte es mit bedeutsamem Blicke auf die Uhr vor dem Fürsten auf den Tisch. „Ach, lassen Sie doch die Zeitungen, die habe ich den ganzen Tag, aber nicht lebendige Menschen.“ Und die Unterhaltung floß weiter. Endlich nach zwei Stunden meldete der Diener, daß die Wagen vorgefahren seien. Die Leipziger Herren fuhren von dannen; ich blieb noch eine Weile, um durch Vermittlung des Herrn Grafen Rantzau die Erlaubnis vom Fürsten zu erhalten, ihm mein Buch widmen zu dürfen. Dann verabschiedete auch ich mich.

Draußen in Stadt und Land rüstete sich das deutsche Volk zur Feier des größten vaterländischen Festtags, der in neuer Zeit begangen worden ist: Fürst Bismarcks achtzigster Geburtstag. Am 1. April 1895 zog derselbe mit dem wiederkehrenden Frühlinge herauf. Das Morgenrot desselben warf seine goldnen Strahlen schon lange vorauf. Es fuhr ein mehr als reger Geist in alles Volk; die helllodernste Begeisterung trieb die Herzen der Deutschen, dem greisen Begründer seiner Einheit und Größe zu seinem Ehrentage Glück und Heil zu wünschen, ihm Liebe und Dank zu erweisen. An verschiedenen Orten war man beschäftigt, Bismarck-Ehrensäulen zu errichten: auf der Rudelsburg bei Kösen, auf dem Hainberg bei Göttingen, auf der Alenburg bei Sondershausen, in Katzhütte bei Rudolstadt, auf dem Mittagsstein im Riesengebirge.

Hoch gingen die Wogen der Festtagsfreude. Was verschlug es, daß einzelne querköpfige Parteien und Körperschaften die Flut einzudämmen suchten. Sie brauste über sie hinweg. Der schmachvolle Beschluß der Väter unsrer Reichshauptstadt, dem großen Kanzler, dem Ehrenbürger Berlins die Ehrung und Beglückwünschung, welche der Magistrat beantragt, zu versagen, wurde durch die tiefste Entrüstung der öffentlichen Meinung gebührend gebrandmarkt, eine gleiche Entschließung der Mehrheit des Reichstags ließ Kaiser Wilhelm die geziemende Kennzeichnung zu teil werden, indem der Monarch am 23. März dem Fürsten Bismarck telegraphierte: „Ew. Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung aus über den eben gefaßten Beschluß des Reichstags. Derselbe steht im Gegensatze zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und

Ihrer Völker.“ In Wort und Lied wurde der allgemeine Zorn zum Ausdrucke gebracht. Der Dichter Julius Wolf sang:

„Der Reichstag hat — o Schimpf und Schand'!
Uns diese Schmach beschert.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt! —
Wo wäret ihr, wenn er nicht war
Mit seines Geistes Schwert?
Ihr, vaterländischen Sinnes bar,
Seid keinen Bismarck wert.“

Ein treffend Sinnbild dieser Kläffer gegen den Gewaltigen wurde in der prächtigen Bronzegruppe, einen mächtigen, über eine feige Meute jagenden Hirsch darstellend, von den Anhaltern auf einer Anhöhe dem Fürstenhause von Friedrichsruh gegenüber errichtet.

Zwei Tage nach dem schmachvollen Beschlusse des Reichstags, am 25. März, führte ein Sonderzug eine Schar von vierhundertneunundsiebzig Abgeordneten des preußischen Landtags und des Reichstags zu einer großartigen Huldigung des Altreichskanzlers nach Friedrichsruh. Den folgenden Tag erschien der Kaiser in Friedrichsruh, um den Fürsten zu beglückwünschen und ihm wahrhaft königliche Ehren zu teil werden zu lassen. Er brachte „als Symbol jener großen, gewaltigen Bauzeit, deren Kitt Blut und Eisen war“, einen herrlichen Palasch mit reicher Verzierung und den Wappen Elsaß-Lothringens und des Bismarckgeschlechts und überreichte denselben dem Fürsten auf freiem Platze bei Friedrichsruh in Gegenwart einer salutierenden Schar aus den drei verschiedenen Waffengattungen des deutschen Heeres. Tief bewegt von dieser kaiserlichen Huld sprach der Fürst die Worte: „Ew. Majestät wollen gestatten, Ihnen meinen unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen. Meine militärische Stellung Ew. Majestät gegenüber gestattet mir nicht, Ew. Majestät meine Gefühle weiter auszusprechen. Ich danke Ew. Majestät.“ Der junge Kronprinz, welcher den kaiserlichen Vater begleitete, überreichte dem Altkanzler eine köstliche Blumenspende. — „Von Mama!“ sagte er. Am folgenden Tage erschienen zur Beglückwünschung der Prinz Heinrich mit seinem sechsjährigen Sohne, dem Prinzen Waldemar, unangemeldet, als schlichter Privatmann. Gleich darauf traf auch der Groß-

herzog von Baden und der Reichskanzler Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst ein, letzterer mit den Glückwünschen des Bundesrats und des preußischen Staatsministeriums. Den Kanzler des neuen Kurses, Grafen von Caprivi, hat der Sturm der Bismarckbegeisterung vor Monaten hinweggefegt.

Es kam der erste April; im hellsten Frühlingsglanze zog der Festtag herauf, der dem achtzigjährigen Geburtstagskinde eine Fülle von Heils- und Segenswünschen ins Haus brachte, wie sie wohl noch keinem Sterblichen zu teil geworden sind. Zwei großartige Aufzüge, der der deutschen Studentenschaft und der Hamburger Bürgerschaft standen für den Tag und den Abend in Aussicht. In wahrhaft überwältigender Weise entfalteten sich dieselben. Unvergeßlich wird es allen sein, denen das Glück beschieden war, die Stunde mit zu erleben, in welcher die studierende Jugend Deutschlands, fünftausend an der Zahl, durch den Park heranzog, vor dem Altane des Schlosses Aufstellung nahm und mit brausendem Jubel den Fürsten begrüßte, der in glänzendem Waffenkleide, den Kürassierhelm auf dem Haupte erschien und in herrlichen, unvergänglichen Worten zu den mit glühenden Wangen und blitzenden Augen Lauschenden sprach. Die Rede in ihren Hauptzügen lautete:

„Meine Herren! Ich habe soeben aus dem Munde Ihrer Lehrer, der Dirigenten der Hochschulen, eine Anerkennung über die Vergangenheit erhalten, die für mich von höchstem Werte ist. Aus Ihrer Begrüßung entnehme ich die Zustimmung für die Zukunft, die für einen Mann meines Alters mehr Wert hat als sonst. Viele von Ihnen werden bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts die Gesinnung, welche Sie heute bekunden, bestätigen können, während ich dann seit langem der Vorzeit angehöre. Das ist mir ein Trost, denn der Deutsche ist nicht so organisiert, daß er das, wofür er sich in der Jugend begeisterte, in spätern Jahren vollständig fallen läßt. Was die Regierung Kaiser Wilhelms in Ihre Herzen gelegt, wird immer seine Früchte tragen, wie auch die staatlichen Einrichtungen sich gestalten. Das Nationalgefühl bleibt erhalten, selbst wenn man auswandert. Ich habe heute den Beweis, daß Hunderttausende Deutscher in Kap-

land, Amerika und Australien mit gleicher Begeisterung an dem alten Vaterlande hängen.

„Wir haben unsere nationale Unabhängigkeit in schweren Kriegen erkämpfen müssen. Die Vorbereitung, der Prolog dazu war der holsteinsche Krieg; wir mußten den österreichischen Krieg führen, um uns mit Österreich auseinanderzusetzen, sozusagen vor Gericht ein Separationserkenntnis zu erlangen. Nach dem Kampfe von Sadowa hat jeder vorausgesehen, daß der Krieg mit Frankreich bevorstehe. Es empfahl sich nicht, ihn zu früh zu führen, bevor die Früchte der norddeutschen Einigung unter Dach gebracht waren. Nach dem Ausbau unsres Hauses bin ich immer Friedensfreund gewesen und habe dazu kleine Opfer nicht gescheut. Das ist der Vorzug des germanischen Charakters: seine Befriedigung in der Anerkennung des eignen Wertes findend, hegt er kein Bedürfnis nach Herrschaft und Vorrecht. Es ist in politischen Dingen viel leichter, zu sagen, was man vermeiden, als was man thun soll. Für die Entschließungen über das, was geschehen soll, giebt es keine sichere Voraussicht; sie sind abhängig von den Entschließungen andrer. Wenn die Freunde ihre Ansicht ändern, ist oft der ganze Plan mißlungen. Positive Unternehmungen sind in der Politik sehr schwer; wenn sie gelingen, soll man Gott danken, daß er seinen Segen dazu gegeben, und nicht mäkeln, daß Kleinigkeiten fehlen. Ein Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen noch lenken, sondern nur darauf steuern mit größerm oder minderm Geschicke. Wenn wir zum guten Hafen gekommen sind, wie ich aus der überwiegenden — ich kann nicht sagen, der allgemeinen — Zustimmung entnehme, so wollen wir zufrieden sein und erhalten, was wir erlangt an Kaiser und Reich — ein Reich, wie es ist, nicht wie manche es wünschen, mit andern Einrichtungen und etwas mehr Zuthaten von dem, was jedem am Herzen liegt, sowohl in konfessioneller als in sozialer Beziehung.

„Wir wollen sorgfältig festhalten, was wir haben, in der Sorge, auch dies zu verlieren. Deutschland ist ein mächtiges Reich gewesen unter den Karolingern, den Sachsen und den Hohenstaufen, und als es diese Stellung verloren hatte, sind fünfhundert, sechshundert Jahre

vergangen, ehe es wieder auf die Beine kam. Die politische Entwicklung ist so langsam wie die der geologischen Schichten, die legen sich über einander und bilden neue Bänke und Gebirge. Aber ich möchte vor allem die jungen Herren bitten, sich nicht dem deutschen Bedürfnisse der Kritik allzu sehr hinzugeben. (Große Heiterkeit.) Nehmen Sie an, was uns Gott gegeben, was wir mühsam unter dem drohenden Gewehranschlage des übrigen Europa errungen. Das war nicht leicht, wären wir damals vor den europäischen Seniorenkonvent zitiert worden, wir wären nicht so gut weggekommen. Ich sei ein alter, konservativer Mann, werden Sie sagen. Ich wiederhole aber: Halten wir zusammen, was wir haben, fürchten wir uns nicht vor denen, die uns nicht gönnen, was wir haben. In Deutschland hat es immer Kämpfe gegeben, die heutigen Fraktionsspaltungen sind die Nachwehen der alten Kämpfe seit den Bauernkriegen. Ohne Kampf kein Leben, ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern. Nur muß man in allen Kämpfen einen Sammelpunkt haben. Der Sammelpunkt ist für uns das Reich, nicht wie es von einzelnen gewünscht wird, sondern wie es ist. Deshalb bitte ich Sie, einzustimmen in ein Hoch auf Kaiser und Reich. Kaiser und Reich, sie leben hoch!"

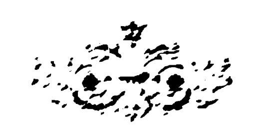
In jubelnder Begeisterung stimmte die Versammlung in die Hochrufe ein, die sich minutenlang fortsetzten, während die Schläger der Studenten zusammenklirrten. Dann brausten die Klänge des preisgekrönten Bismarckliedes aus den Tausenden von Kehlen über den sonnenverklärten Sachsenwald hin; dem Fürsten liefen unter der Macht dieser Töne die Thränen die Wangen herunter, manchen andern auch. — Als darauf der Zug sich wieder in Bewegung setzte und an dem Gefeierten vorüber um das Haus bog, warf der greise Fürst, in heller Lust sich an dem Jubel der frischen Burschen ergötzend, unaufhörlich Blumen unter dieselben. Die Biegung um die Hausecke nach dem Parke zu machten alle Vorüberziehenden rückwärts schreitend, das Auge auf den Fürsten gerichtet; jeder wollte sich das Bild des Fürsten ins Gedächtnis prägen, um es für alle Zeit darin festzuhalten. Der Fackelzug, den die Hamburger ihrem großen Nachbarn am Abende brachten, verlief in ähnlicher Weise großartig.

Lange nach dem Geburtstage noch wurden die Pilgerfahrten nach Friedrichsruh fortgesetzt. Am Himmelfahrtstage führten die Leipziger ihre Huldigungsweise aus. Selbst aus der grünen Steiermark kam eine Schar von Männern und Frauen, dem Fürsten die Grüße der Deutschen aus der Südostmark zu bringen. Eine Dame aus Graz, die Gattin des Architekten Stärk, erhielt von dem Fürsten für ihre schwungvolle poetische Begrüßung drei Küsse, die Professor Falb bei einem Fest, das Berlin den heimkehrenden Steiermärkern mit den drei Sternen des Orion verglich. Und mit glühendem Antlitze bekundete die von Bismarck geküßte Steiermärkerin ihre Freude über die Auszeichnung, die ihr zu teil geworden war.

Zuletzt, als die Gedenktage unsres vaterländischen Jubeljahrs bereits begonnen hatten, brachten noch die Veteranen aus Amerika dem Gewaltigen von Friedrichsruh ihre Huldigung dar.

Stiller ist es seither in Friedrichsruh geworden; seltener dringt eine bedeutsame Kunde aus dem Sachsenwalde in die Welt hinaus. Der Nestor des deutschen Volks verlebt die Stunden seines Feierabends in beschaulicher Ruhe; stilles, glückliches Gedenken all der herrlichen Tage der letzten Jahre, der großen Zeiten seines Lebenswerkes erfüllt seine Seele. Der Segen des Friedens ruht auch auf dem Vaterlande, und die kleinen Händel dieser Welt geben dem weisen Ratschlagfinder keinen Anlaß, seine Stimme darob vernehmen zu lassen.

Freudvolles Erinnern durchzieht auch die Herzen all der Tausende und aber Tausende deutscher Landeskinder, denen das Glück beschieden war, ihres Volkes erhabensten Helden in dieser Zeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Eine wunderbare Erhebung liegt in dem Bewußtsein, dem großen Manne nahe gewesen zu sein, von ihm einen freundlichen Blick, ein wohlwollendes Wort erhalten zu haben. Giebt es doch in unsern Tagen keinen Menschen auf dem weiten Erdenrunde, der höher stände als unser Bismarck, ist er doch die Krone der Menschheit! Wie er unserm Jahrhundert den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, wird man noch in fernsten Tagen singen und sagen von dem Erbauer und Wächter des neuen Deutschen Reichs, wird sich das deutsche Volk erfrischen und stärken an der Idealgestalt, in welcher



Inhalt.



Druck von Fr. Richter in Leipzig.



Druck von Fr. Richter in Leipzig.

